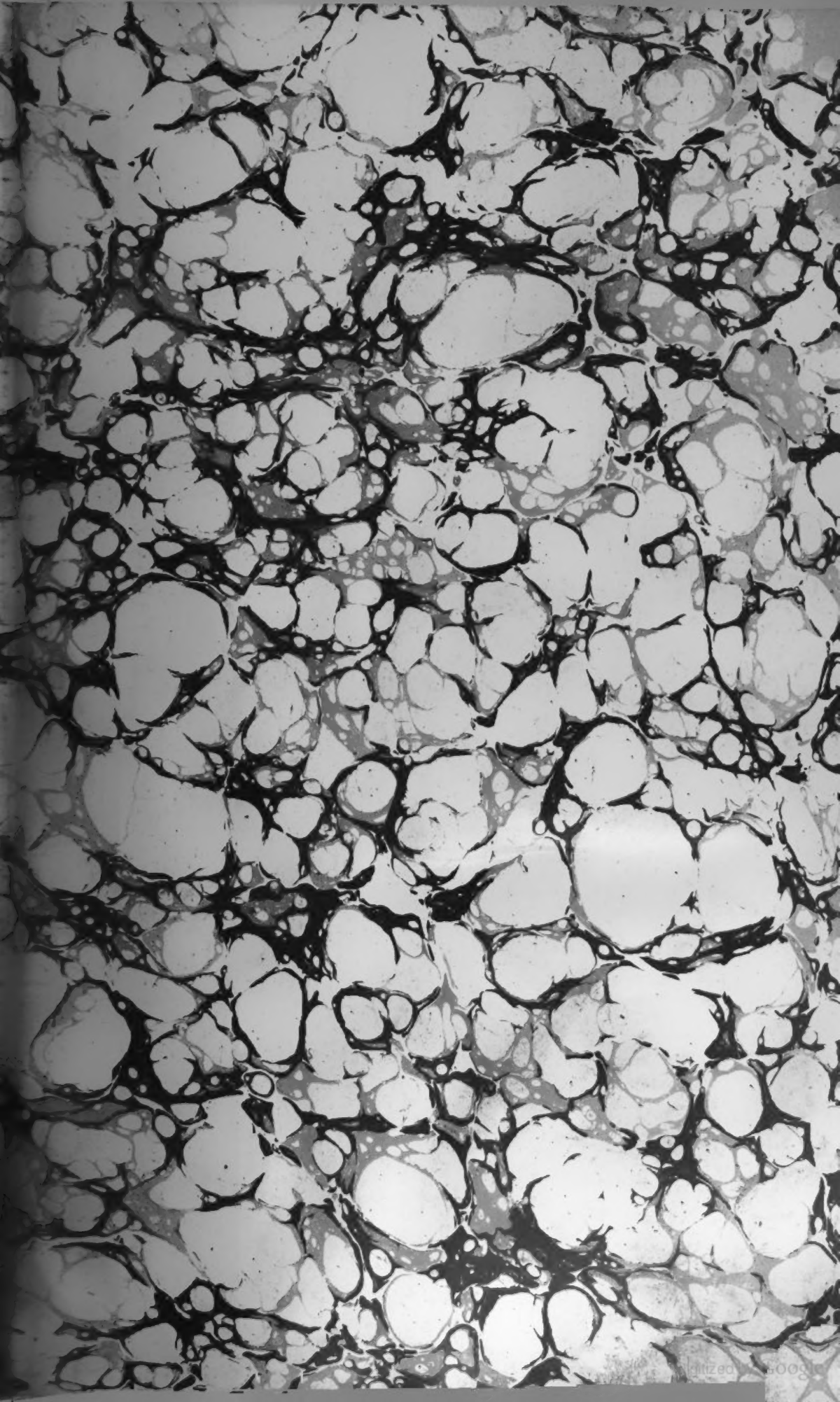
DARSTELLUNG DER SPANISCHEN LITERATUR IM MITTELALTER...

Wilhelm Volk

Digitized by Google

8° a. 15. g. 19.

Digitized by Google



Digitized by Google

14515-B.

Digitized by Google

Digitized by Google

Darstellung
der spanischen Literatur
im Mittelalter.

Von

Ludwig Clarus.

Mit einer Vorrede

von

Joseph v. Görres.

Zweiter Band.

Mainz,
Verlag von Kirchheim, Schott und Thielmann.

1846.

14. 515-3
2

Digitized by Google

Mainz,
Druck von Florian Kupferberg.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes.

Seite

Vorwort III

Vorrede des Verfassers XIX

Einleitung 1

Allgemeine Schilderung von Spanien und seiner alten Bewohner. — Spanien unter den Römern. — Völkerwanderung. — Einfluß des Christenthums. — Pflege der Wissenschaften unter demselben. — Absterben der classischen Latinität und Emporkommen der gemeinen Redeweise. — Sprachmengerei. — Westgothisches Reich in Spanien. — Arabische Herrschaft. — Pelayo. — Allmähliche Wiederausbreitung des christlichen Glaubens durch seine Nachfolger. — Gründung Castiliens. — Der Cid. — Verfassung der neuen Staaten. — Kunst und Wissenschaft. — Chevalerie. — Maurische Einflüsse auf dieselbe. — Verehrung des weiblichen Geschlechtes. — Die Galanterie. — Geist der Abenteuer. — Spanischer Nationalcharakter.

Bildung und Entwickelung der spanischen Sprache . . 68

Benennung. — Alter — namentlich als Schriftsprache. — Ursprung in der lingua Romana. — Das Romance. — Verwandtschaft der neuern romanischen Sprachen mit dem Latein. — Fremde Bestandtheile des spanischen Idioms: — lateinische aus der Volks- und Schrift-Sprache, — griechische, — deutsche, — hebräische, — phönizische, — celtische, — arabische, — Zigeunersprache. — Regeln, nach denen die Umbildung der Wörter aus fremden Sprachen in spanische erfolgte, nach Folgeordnung der Buchstaben im Alphabete. — Veränderung nach den Begriffsbeziehungen. — Entstehung der Artikel. — Flexionen. — Regeln für die Bildung der verschiedenen Arten von Wörtern. — Weßhalb vom Syntax hinweggesehen worden. — Der Reim. — Allgemeine Charakteristik der spanischen Sprache. —

Geschichte der spanischen Literatur von den ältesten Zeiten bis auf König Johann II.

Romanzen-Poesie 133

Epische Anfänge — aus der Wirklichkeit hervorgegangen. —

Digitized by Google

Seite

Weſen und Vortrag der Romanze. — Versart. — Redondillien. — Romanzen vom Cid. — Eintheilung der Romanzen: — 1) hiſtoriſche, 2) Ritter-Romanzen, 3) mauriſche, 4) Schäfer-Romanzen, 5) vermiſchte Proben einiger alten Romanzen.

Das Gedicht vom Cid 187

Sprache und Zeit der Abfaſſung deſſelben. — Auszug und Analyſe des Gedichtes. — Feſtſtellung ſeines poetiſchen Werthes.

Das Gedicht vom Grafen Fernan Gonzalez und andere epiſche Verſuche 220

Proben aus dem Gedichte vom Grafen Fernan Gonzalez. Seine muthmaßliche Geltung in der Literaturgeſchichte. — Lebensbeſchreibungen des Königs Apollonius, der Maria Egyptiaca und die Anbetung der h. drei Könige.

Kirchliche Epik. — Gonzalo von Berceo 229

Einfluß der Kirche auf das Epos. — Nachrichten über das Leben Gonzalo's de Berceo. — Seine Poeſien. — Leben des Dominicus von Silos. — Leben San Millans. — Das Gedicht vom Meßopfer. — Das Martyrium des h. Laurentius. — Die Lobpreiſungen der Jungfrau Maria. — Die Zeichen des jüngſten Gerichtes. — Die Wunder unſerer lieben Frau. — Der Schmerz der Jungfrau am Leidenstage ihres Sohnes. — Das Leben der h. Oria.

Romantiſch ritterliche Epik, namentlich das Gedicht von Alexander dem Großen 271

Wie Alexander der Große zum Helden dieſer Epik geworden. — Vermuthungen über den Verfaſſer der ſpaniſchen Alexandreïs. — Gutachten über den poetiſchen Werth dieſes Gedichtes. — Ausführlicher Auszug aus demſelben. — Alexanders Briefe an ſeine Mutter.

Die ſpaniſchen Ritter-Romane 304

Allgemeine Bemerkungen über dieſelben. — Der Amadis von Gallien. — Verbreitung der Lectüre dieſes Ritterbuches. — Fortſetzungen deſſelben. — Angabe der verſchiedenen Amadis-Romane. — Schlußbemerkungen über die alte ſpaniſche Epik.

Anbruch der didaktiſchen Richtung. — König Alfonſo X. 327

Wie das didaktiſche Element aufkam. — Alfonſos X. Leben und Werke. — Das fuero Real. — Las siete partidas. — Lieder. — Das Buch der Klagen. — Das Buch vom Schatze. — Alfonſos hiſtoriſche Werke.

Verhältniß der provencaliſchen Literatur zur caſtilianiſchen. Entzweiung der Volks- und Kunſtpoeſie 341

Wie kam die Troubadours-Poeſie an den Hof von Caſtilien? —

Digitized by Google

Seite

Der Troubadour Guiraul Riquier an Alfonsos Hofe. — Sein Sendschreiben an den König. — Bemerkungen über die fahrenden Sänger. — Gründe der Scheidung derselben von den Hofdichtern.

Alfonsos X. Nachfolger 354

Der Infant Juan Manuel und seine Werke 357

Allgemeine Betrachtungen. — Leben des Prinzen. — Sein Graf Lucanor. — Beurtheilung desselben. — Ausführlicher Auszug aus diesem Buche mit vollständigen Proben. — Uebrige Schriften des Prinzen.

Der Erzpriester Juan Ruiz und seine didaktischen Poesieen 398

Charakteristik dieser Poesie. — Ausführliche Analyse derselben mit Auszügen. — Einsetzung dieser Dichtungen in ihren rechten Werth. — Urtheile Anderer darüber.

Des Rabbi Santo und Anderer didaktische Poesieen 428

Lopez Ayala und seine Dichtungen 432

Leben Ayalas. — Das Reimwerk vom Palaste. — Angabe des Inhalts mit Proben. — Urtheil über dieses Gedicht.

Ayalas prosaische Werke 446

Seine historischen Darstellungen. — Proben daraus. — Des Mauren Benhaatin Ermahnungen an den König Peter den Grausamen in Bezug auf die Regierung seines Landes. — Schilderung Bertrand du Guesclins.

Andere prosaische Schriften aus dieser Zeit. — Ruy Gonzalez de Clavijo. — Juan Rodriguez de Cuenca. — Joan de Alfaro. — Chroniken 455

Juan Nuñez de Villasan. — Auszug aus Ruy Gonzalez de Clavijo Reise ins Morgenland. — Abrisse der spanischen Geschichte, namentlich von Juan R. de Cuenca Alfaros und Anderer Chroniken. — Schluß.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

Geschichte der spanischen Literatur von den Zeiten König Johanns II. bis in die Zeiten Ferdinands und Isabellens.

Seite

Einleitung 3

Allgemeine Schilderung des Geistes dieser Periode und ihrer Verschiedenheit von der vorigen, vermittelt durch die Herrschaft des subjectiven Geistes.

Einfluß der provencalischen Dichtkunst. Allgemeine Schilderung derselben, ihrer Formen und ihrer Behandlung. Spanische Troubadours 10

Sprache der Troubadours. — Name. — Jongleurs. — Regeln und Arten ihrer Dichtkunst. — Herrschaft des Verstandes. — Metaphysik der Liebe, ghibellinisches Colorit. — Aufnahme der ausgewanderten Troubadours in Spanien. — Verfall ihres Gesanges in dessen Heimath. — Die jeux floraux, das gai saber. — Consistorien dieser Kunst in Spanien.

König Johann II. von Castilien. Seine Regierung und Stellung zur Literatur 27

Weßhalb diese Regierungsgeschichte ausführlicher erwähnt wird. Erzählung derselben. — Johanns Neigung zu Kunst und Wissenschaft.

Poetischer Hof König Johanns II. — Der Marquis von Villena und seine Werke 38

Leben Villenas. — Angabe seiner Werke. — Sein Standpunkt in der Poetik. — Auszüge aus seiner arte de trobar und Beurtheilung derselben.

Der Marquis von Santillana. — Sein Leben und seine Schriften, namentlich das berühmte Sendschreiben über die Poesie 47

Lebensbeschreibung. — Seine Biographie von Pulgar. — Art der Poetik des Marquis, belegt durch sein historisch-kritisches Sendschreiben. — Liebes- und Kriegs-Lieder. — Sonette. —

Seite

Allegorische, didaktische, religiöse Dichtungen des Marquis. — Seine Sprichwörter. — Coronacion de Mosen Jordi.

Juan de Mena, sein Leben und poetisches Wirken . . 86
Lebensgeschichte. — Sein laberinto. — Auszug aus diesem Gedichte. — Beurtheilung desselben. — Andere gelehrte Gedichte Menas. — Liebeslieder.

Die Dichterfamilie Manrique und ihre poetischen Hervorbringungen 107
Rodrigo Manrique. — Gomez Manrique. — Seine Elegie auf Santillana. — Jorge Manrique. — Trauergesang über den Hintritt seines Vaters. — Liebeslieder. — Scherzgedicht.

Allgemeine Bemerkungen über die Dichter an Johanns II. Hofe und die üblichen Dichtformen . . . 122
Die poetische Glosse — canciones — villancicos.

Fernan Perez de Guzman und seine Poesieen . . . 125
Sein Leben. — Angabe seiner Schriften. — Verzeichniß seiner größern Dichtungen, religiöse und didaktische. — Gedichte.

Poesieen des Rodriguez del Padron 138
Sein Leben, seine Liebeslieder. — Amors zehn Gebote. — Die sieben Freuden Amors.

Macias der Verliebte 143
Sein Leben, Lieben und Dichten.

Poesieen des Garci-Sanchez von Badajoz 149
Leciones de Job. — Die Hölle der Liebe. — Andere Liebesgedichte.

Alonzo von Cartagena 160
Seine Familie und sein Leben. — Angabe seiner Schriften. — Nähere Erwähnung mehrer kleinen Liebesgedichte. — Didaktische Poesieen.

Der Baccalaureus Alonzo de la Torre und seine Hervorbringungen in Poesie und Prosa 169
Feststellung seiner Person. — Seine Liebeslieder. — Die liebliche Erscheinung der Philosophie und freien Künste. — Proben daraus.

Der heilige Vicente Ferrer und seine Predigtgabe . 185
Sein Leben und Wirken in Rede und Schrift.

Alvar Garcia de Santa Maria. — Alfonso Alvarez de Villasandino und Francisco Imperial 188
Poesieen dieser Dichter, welche zum Theil verschollen sind und Nachrichten über sie.

Poesieen des Diego de San Pedro 193
Seine Liebeslieder, seine didaktische Poesie.

Seite

Die übrigen Dichter des Johanneiſchen Zeitalters. — Ihre Gleichartigkeit. — Sammlungen ihrer Gedichte in den verſchiedenen cancioneros. — Sonderung des poetiſchen Vorrathes 199

Nachrichten über die verſchiedenen Liederſammlungen, namentlich des Baena. — Der cancionero general. — Ausgaben desſelben. — Angabe des Inhalts und der darin aufgenommenen 138 Dichter. — Böhl de Fabers Floresta de Rimas antiguas Castellanas.

Geiſtliche Gedichte 210

Allgemeine Bemerkungen. — Juan Tallante. — Der poetiſche Mariencultus und ſeine Berechtigung. — Niclas Nuñez. — Diego Lopez Haro. — Alonzo de Proaza. — Ginez de Cañizares. — Poetiſche Behandlung des jüngſten Gerichtes.

Lehrgedicht 237

Geiſt desſelben. — Fernando de Ludueña. — Rodrigo Oſorio.

Liebeslieder 246

Geiſt derſelben. — Alvarez de Ayllon. — Luis de Vivero. — Suarez. — Juan Manuel. — Vizconde de Altamira. — Alvar Fernandez de Almeida. — Diego Lopez de Haro. — Antonio de Velasco. — Coſtana. — Pedro de Torrellas. — Juan Alvarez Gato. — Der Commendador Roman. — Aſtorga. — Tapia. — Nuñez. — Badajoz el Muſico. — Graf von Oliva. — Alonſo de Cardena. — Francesco Carroz. — Quiros. — Escriva. —

Scherzgedichte 277

Grund der Magerkeit dieſes Capitels. — Suarez. — Suero de Ribera. — Pedro de Torrellas. — Hernan Mexia. — Juan de la Encina. — Disparates.

Dramatiſche Literatur des ſpaniſchen Mittelalters . 290

Einleitung. — Hervorgang des Drama aus dem Cultus und Verbindung mit demſelben. — Wie das komiſche Element in die kirchliche Dramatik gekommen. — Geiſtliche Actörs. — Betheiligung der Jongleurs. — Allegoriſche Compoſitionen.

Der Todtentanz 305

Bedeutung dieſes Vorwurfs im Mittelalter. — Ob dieß Stück zur dramatiſchen Literatur zu rechnen. — Angabe des Inhalts. — Hofſtücke.

Die comedieta de Ponza des Marquis von Santillana 309

Angabe des Inhaltes und Beurtheilung.

Dramatiſche Ausbeute der Liederbücher 312

Seite

Zwei merkwürdige Dialogen von Puerto Carrero und dem Commendador Escriva. — Auszüge aus denſelben.

Das Geſpräch: Mingo Rebulgo 321

Irrige Anſichten über dieſes Stück. — Vermuthungen über den Verfaſſer. — Inhalt.

Juan de la Encina und ſeine Werke 324

Leben. — Schriften. — Seine Poetik. — Lyriſche Gedichte. — Zuſtand der Bühne. — Encinas Eclogen. — Vorſtellung derſelben und Angabe ihres Inhaltes. — Faſtnachtsſpiele. — Liebesſpiele. — Ein Auto.

Gil Vicente's ſpaniſche Dramen 344

Allgemeine Bemerkungen. — Vicentes Autos. — Weihnachtsſpiele. — Comedia de Rubena. — Vicentes Tragikomödie. — Auto von den Aerzten. — Die Komödie: Der Wittwer. — Vicente als Lyriker.

Die Tragikomödie: Cöleſtina 357

Nähere Charakteriſirung dieſes merkwürdigen Werkes. — Der Baccalaureus Fernando von Roxas als Verfaſſer. — Analyſe der einundzwanzig Acte deſſelben und Proben des Dialogs. — Das Geſpräch Amors mit einem Alten.

Geſchichte der ſchönen Proſa dieſes Zeitraumes . . 407

Vorbemerkung.

Biographiſche Arbeit des Gutierre Diez de Games 409

Leben des Grafen Pedro Niño de Buelna. — Charakteriſtik und Auszüge aus demſelben.

Cibda Reals Briefſammlung 418

Die ſpaniſchen Epiſtolographen. — Cibda Reals Leben. — Inhalt der bedeutenderen ſeiner Briefe.

Fernan Perez de Guzmans proſaiſche Schriften 428

Wie nach der Anſicht des Fernan Perez Geſchichte beſchrieben werden muß. — Seine Biographie von Heinrich III., Johann II. und anderen berühmten Zeitgenoſſen. — Proben und Auszüge.

Proſa des Hernando del Pulgar 441

Pulgars Leben. — Seine Schriften. — Die claros varones de Castilla. — Charakteriſtik und nähere Angabe dieſer Biographieen. — Pulgars Briefſammlung; ihr geſchichtlicher und äſthetiſcher Werth. — Nähere Angabe des Inhaltes.

Chronik Alvaro's de Luna 457

Vermuthungen über den Verfaſſer. — Beurtheilung. — Ausführlicher Auszug und Proben.

Erwähnung einiger öffentlichen Urkunden 489

Urkunde für Alvaro de Luna. — Vertrag von Tordeſillas.

Seite

Der Paß der Ehren (passo honroso) 491
Abenteuerliche Unternehmung des Suero de Quiñones.

Diego de Valera's Prosa 494
Valeras Leben. — Seine Schriften. — Chronik. — Sein Tratado. — Seine Briefe.

Nachlese von Historikern. — Der Prinz Carlos von Viana. — Pedro Rodriguez de Almela. — Lope Garcia de Salazar. — Alonzo de Palencia. — Gaubert de Bagud 500

Allgemeine Betrachtungen über die Historiographie des fünfzehnten Jahrhunderts 507

Didaktik dieses Zeitraumes. — Lope Barrientos. — Alonzo Martin de Toledo. — Juan Lopez de Palacios Rubios 510
Magerkeit der didaktischen Werke dieser Zeit. — Leben des Lopez de Palacios Rubios. — Seine Abhandlung über die kriegerische Tapferkeit. — Proben daraus.

Die Königin Isabella als Briefstellerin 516
Seltenheit spanischer Briefe. — Zwei Briefe der Königin.

Stellung der Königin Isabella zur spanischen Literatur 522
Ob sie am Ende oder im Anfange einer Literatur-Epoche stehet. Nur Ersteres ist anzunehmen. — Beweise dafür. — Irrthum des Paters Clemencin. — Uebersetzungszeitalter. — Gelehrte Damen. — Isabellens Verdienst.

Christlicher Geist der Literatur des spanischen Mittelalters. Geistliche Beredsamkeit 527
Christliche Positivität in den Geisteswerken dieser Zeit. — Seltsames Zurückbleiben der geistlichen Beredsamkeit. — Capmanys Urtheil darüber. — Zweifel, welche dasselbe erregt.

Schlußübersicht 532

Zweiter Theil.

Digitized by Google

Geſchichte

der ſpaniſchen Literatur von den Zeiten König Johanns II. bis in die Zeiten Ferdinands und Iſabellens.

Einleitung.

Allgemeine Schilderung des Geiſtes dieſer Periode.

Es iſt kein Grund vorhanden, von der bei ſpaniſchen Literatoren hergebrachten und ſchon von Velasquez befolgten Weiſe abzugehen, wornach man in der Geſchichte der Literatur des ſpaniſchen Mittelalters mit der Regierung König Johanns II., deren Antritt in ein Jahr mit Ayalas Tode fällt (1407.), eine neue Epoche beginnen läßt. Freilich gehet der Anlaß zu einem ſolchen Abſchnitte zunächſt nur von der caſtilianiſchen Poeſie aus. Denn nur im Gange ihrer Ausbildung berechtigen bemerkbare Veränderungen und der Hervortritt weſentlich anderer Richtungen zu einem Abſchluſſe der Vorzeit. Allein die Geſchichtſchreibung vergibt ſich nichts, wenn ſie die Betrachtung des Geſammtinhaltes der ſpaniſchen Literatur des fünfzehnten Jahrhunderts jener Rückſicht auf einen Theil derſelben unterordnet. Die Wichtigkeit, welche die übrige ſchöne Literatur der Caſtilianer bisher anſprechen konnte, erſchien, wie ich genugſam habe ſehen laſſen, neben der Beachtung, welche die Poeſie fordern konnte, ſo untergeordnet, und die Poeſie machte ſo ſehr den Hauptbeſtandtheil der Literatur aus, daß ihr gar wohl zugeſtanden werden mag, als Repräſentantin der Literatur, deren Epoche zu beſtimmen. Velasquez weiß in ſeiner ſeichten Manier das unterſcheidende Moment, welches die Sonderung der mittelalterlichen Poeſie der Spanier in zwei Epochen begründet, freilich nur durch die Bemerkung zu rechtfertigen, daß König Johanns II. „Liebe zur Dichtkunſt und vorzügliche Gunſt gegen Diejenigen, welche ſich darin hervorthaten, der caſtilianiſchen Poeſie ein ganz anderes Anſehen gegeben, als dieſelbe bisher gehabt hatte[1]).“

1) La segunda edad de la Poesia Castellana se puede fixar desde el

Der Hof, so sagt er weiterhin, folgte dem Geschmacke des Königs und die vornehmsten Herren dieses Hofes thaten sich durch ihre Geschicklichkeit in der Dichtkunst hervor." — Was uns Velasquez hier bietet, siehet allerdings aus wie ein Schlüssel, allein nur etwa in der Art, wie nach Asmus im Rheinweinliede der thüringer Rebensaft dem Weine gleicht. Denn mit diesem Schlüssel wird uns die Thür des Verständnisses über den innern Grund der vorgenommenen Periodenscheidung eben so wenig eröffnet, als das Herz von jenem Weine. Velasquez hat sich vielleicht nicht ohne Bedacht des Wortes „Ansehen" (semblante) bedient, um etwa nur die Aeußerlichkeit seiner Bemerkung zu bezeichnen. Sehen wir uns daher nach einem bessern Aufschlusse um! Derselbe wird sicherlich nicht ungefunden bleiben, wenn man nur nicht darauf bestehet, den Eintritt einer Epoche durchaus mit einem bestimmten Jahre angegeben haben zu wollen. Ein solcher terminus detorius läßt sich nicht nachweisen. Vielmehr muß auch hier der Anfang einer Regierung als der Eintritt Dessen betrachtet werden, was im Keimen und theilweiser Entwickelung schon früher vorhanden, unter dieser Regierung und mittelst derselben zu völliger Entfaltung gelangte. Um dem schon einmal auf die Zeitalter der castilianischen Literatur angewendeten Bilde des Menschenalters nicht untreu zu werden, mag man diese Zeit derjenigen Periode im Leben des Jünglings vergleichen, wo sich mit einem Male wunderbar schnell eine Entwickelung der geistigen Blüthe zu zeigen beginnt, welche von der Jugend mehr die Farbe als die Kraft trägt, während andere innere Momente, welche in der ganzen Lebensökonomie entscheidend wirken, mit mächtiger, selbst tödtlicher Gewalt im unerforschten Eingeweide, den über Tod oder Fortdauer entscheidenden Kampf der Entwickelungsepoche gegen und miteinander liefern. Die castilianische Monarchie war in ihren tiefsten Grundfesten erschüttert, als mit dem absterbenden vierzehnten Jahrhunderte dasjenige Element erlosch, welches in der Poesie eine epische Auffassung der Gegenstände bedingte. Von einem Hervortreten des Persönlichen der Dichter waren in den frühern Dichtungen nur beiläu-

---

año 1407., en que empezò à reinar D. Juan II. cuya passion por la Poesia, e inclinacion à favorecer à todos los que se aventajaban en ella, hizo que la Castellana tomase un semblante diferente del que hasta alli avia tenido. — La corte siguiò el gusto del Principe y los señores mas principales de ella se distinguieron entouces por la habilidad de hacer versos.

ſige und zufällige Spuren anzutreffen. Das eigentliche Hervorbrechen des ſubjectiven Geiſtes war dem neuen Zeitabſchnitte vorbehalten. Eine ſpecifiſche Eigenthümlichkeit der bisherigen Ereigniſſe der caſtilianiſchen Poeſie war der ganz objective, romantiſch-ritterliche Geiſt, der nicht ſowohl dem Dichter als der ganzen Nation eignete. Nicht allein die Chevalerie, welche in den poetiſchen Darſtellungen der ritterlichen Liebe ſich durchgängig abſpiegelt, ſondern auch die hohe Einfalt der frommen Empfindungen, welche in den geiſtlichen Sangesweiſen ſich vernehmen laſſen, erſcheinen weit weniger als Empfindungen des dichtenden Individuums, denn als Ergüſſe eines allgemein herrſchenden Geiſtes und eines durch das geſammte Volk waltenden Glaubens. Deßhalb bleibt es auch dem feinſten Blicke ſcharf ſondernder Kritik unmöglich, in dem Vorrathe der unzähligen Romanzen, welche dem Inhalte und der Auffaſſungsweiſe des Thatſächlichen, wenn auch nicht der ſprachlichen Form nach der frühern Zeit angehören, hervortretende ſubjective Beſonderheiten zu bemerken und durch beſonnene Scheidungen der individuellen Eigenheiten den unbekannten Verfaſſern ihre jeweiligen Erzeugniſſe nachzuweiſen. Selbſt die Ueberbleibſel der älteſten caſtilianiſchen Poeſie, welche mit dem Namen und einigen Lebensumſtänden der Verfaſſer auf uns gekommen ſind, würden ohne dieſe Notizen und ohne die ſprachlichen Altersdifferenzen, welche der Sprachenarchäologe daran nachzuweiſen vermag, ſo wenige Data zur Unterſcheidung der Verfaſſer oder gar deren Perſönlichkeiten an die Hand geben, daß man ſich recht wohl verſucht fühlen könnte, Geiſt und Inhalt mehrer Gedichte, welche entſchieden beſondere Verfaſſer haben, auf einen einzigen zu beziehen. Der Durchbruch des ſubjectiven Geiſtes, welcher in die Gruppen der vorhandenen Poeſieen Sonderung bringt, zeigt ſich ſchon ſehr bemerkbar in den didaktiſchen Symptomen, welche den Zuſtand der Dichtkunſt ſeit Alfonſo X. begleiten. In Juan Manuels, des Erzprieſters von Hita und Ayalas dichteriſchen Erzeugniſſen ſpiegelt ſich ſchon ſehr genau die Individualität der Verfaſſer ab, welche die erſten deutlichen Repräſentanten jenes ſubjectiven Geiſtes ſind, der unter der Regierung Johanns II. von dem ſpaniſchen Parnaſſe Beſitz nahm, aber doch keineswegs ſo, daß er ſchon jene Geltung und Ausprägung gewonnen hätte, welche er bei andern Nationen durch mächtiger in ihren Erzeugniſſen hervortretende Perſönlichkeit der Dichter ſich aneignete. Die Kraft der unmittelbaren und objectiven Empfindung erloſch. Die Künſtlichkeit des in die poetiſche

Wirksamkeit über die Gebühr hineingezogenen und ohne bestimmten Halt mit dem Gefühle nur tändelnden Verstandes, welche der subjectiven Gemüthlichkeit Abbruch that, führte statt der früheren natürlichen Einheit und Allgemeinheit des poetischen Auffassens und Darstellens, eine gemachte gemeinsame Art des Empfindens und Denkens herbei, welche den kaum frei gewordenen subjectiven Geist aufs Neue gewissermaßen in Fesseln schlug und die Entwickelung zur völliger Reife in den dichtenden Individuen verhinderte. Deutlicher wird sich die Begrenzung der Individualität durch Einnahme eines allgemeinen Standpunktes, welcher die subjectiven Differenzen der Dichter wieder ausgleichen mußte, aus der Schilderung des Einflusses der provençalischen Poesie auf die Castilianische erkennen lassen. Das frühere Vorwalten des nun in die Subjectivität umgeschlagenen epischen Geistes war zugleich das Bindemittel gewesen, durch welches die Kunstpoesie mit der Volkspoesie noch zusammenhing, indem die Hervorbringungen beider die epische Form als ihren Ausdruck suchten und fanden, wobei die Kunstpoesie als angeregt durch die Volkspoesie erscheint. Dem fünfzehnten Jahrhunderte war es vorbehalten, nach Erlöschung dieses Bindemittels, welches, wie bereits gezeigt worden, nur noch im Romane einseitig vorhielt, den Gegensatz beider Bereiche der Poesie schärfer hervortreten zu lassen und vermöge der schon oben angegebenen Scheideelemente die Entfremdung der nun aus einander gehenden Richtungen darzustellen. Suchte auch die Volkspoesie anfangs im epischen Gange sich fortzubewegen, so wollte es ihr doch damit je länger, je weniger gelingen, indem ihr Inhalt und Ton, ohne daß sie sich dessen erwehren konnte, sich bedeutend erweiterten und änderten. Die Dichter hörten auf zur Offenbarung ihres Gemüthes eines in der Außenwelt liegenden Stoffes oder Herganges zu bedürfen. Der äußere Schauplatz der besungenen kriegerischen und ritterlichen Thaten wurde daher mehr und mehr verlassen und dafür die innere Welt der Seele und der Gedanken, wie sie sich aus äußerlichen Anlassen je zur Freude, zur Reflexion oder Trauer neigte oder gestaltete, zum Tummelplatze der poetischen Bestrebungen gemacht, wobei die Alltagswelt *neben* und bald auch *vor* den abenteuerlichen, kriegerischen und ritterlichen Zuständen und Verhältnissen, die nun immer mehr ein gespanntes und unheimathliches Wesen neben der Gegenwart annahmen, ihr Recht zugesprochen erhielt. Die Anfänge dieser Richtung offenbarten ihren Hervorgang aus dem Epischen noch da-

durch, daß sie mehr eine Rückspiegelung der Seele durch äußere Objecte zum Gegenstande nahmen. Dieß geschah seltener, als die Poesie sich mehr gewöhnte, ihren Stoff in der unmittelbaren Sphäre innerlicher Empfindung aufzusuchen. So verliert sich das epische Element auch in der Volkspoesie in das Lyrische, ohne daß jedoch die Lyrik in gleicher Art ein Bindemittel mit der Kunstpoesie wurde, als die Epik es gewesen war, denn der lyrische Volksgesang stellte sich nie unter die Herrschaft des Gedankens, welcher von allgemeinen Ansichten aus die poetische Gemüthswelt modelt und regiert. Ihr blieb die Fülle der Ursprünglichkeit und der unmittelbaren Kraft, welche die Anwandelungen zur Gemüthlosigkeit, zu denen die Ausartung des Volksgesanges durch das Treiben der fahrenden Bänkelsänger (Jongleurs) hintrieb, glücklich überwand. Während in der ersten Epoche die Volkspoesie ihre epische Wirksamkeit der Kunstpoesie mittheilte und letztere unter diesem Einflusse bis zu dem Stadium sich entwickelte, wo in dem überhand nehmenden didaktischen Wesen nur die Rücksicht auf das wirkliche Leben und die vernünftige Wirklichkeit an den epischen Ausgangspunkt erinnerte kehrte sich in Johanns II. Zeitalter das Verhältniß um, indem die Lyrik, zu deren Tiefen und labyrinthischen Gründen die Poesie aus den Ebenen der Epik durch die didaktischen Nebel und Irrlichter sich hindurch gearbeitet, von der Kunstpoesie aus die Volkspoesie durchdrang und zur Umgestaltung der letztern wirkte. Deßhalb währte auch in der Volkspoesie die Epik länger fort und sie mag noch in einer reichlichen Fülle von Romanzen sich weiter entwickelt haben, ehe sie zum reinen Erguſſe der Empfindung, welchen die echte Lyrik fodert, gelangte und diese zum eigentlichen Lebensprincip machte. Obwohl nun die Lyrik als das Bindeseil sich darstellt, welches die beiden Doppelgängerinnen gleich den zwei von Natur verbundenen Siameſen zu einem gemeinschaftlichen Gange hätte verknüpfen sollen, so trat doch zwischen beiden Schwestern eine weit schärfere Entfremdung ein und sie schieden sich in ihren Gegensatz weit strenger aus einander, als die gemeinsamen Quellen, aus denen sie genährt wurden, vermuthen lassen konnten. Nächst der schon berührten natürlichen Differenz beider Gattungen der Poesie, welche die Sonderung organisch unterhält, trat ein schon in der vorigen Epoche ziemlich stark ausgeprägtes Element mit trennender Kraft zwischen beide. Es war die schon beim Juan Ruiz und Ayala sehr kenntlich und durchaus charakteristisch hervortretende Neigung, die Poesie zum

Vehikel der Lebensklugheit zu machen und ſie als Magd von Verſtandesübungen anzuſtellen, wobei dasjenige, was ſonſt den Lebensquell und die Seele, die Bewegung und den Schwung der Poeſie ausmacht, mehr als das Untergeordnete und Zufällige betrachtet ward. Es wurde den Kunſtdichtern mehr und mehr ein bloßes Verkleidungsmittel, um die Nacktheit ihrer proſaiſchen Zwecke dem erſten Anblicke zu entziehen. Allegoriſche Rüſtungen und moraliſche Betrachtungen wurden zur Tagesordnung. Zur vollkommenen Entfremdung von der Volkspoeſie gedieh es aber, als der gleichfalls ſeit Alfonſo X. von jenem Elemente getragene Geſchmack an Gelehrſamkeit der Einbildung ſich verſchwiſterte, daß gelehrtes Beiwerk, namentlich aber mythologiſche Anſpielungen, edler Prunk in einem Gedichte ſeyen. Die Sorgfalt der in ſolchen Grundſätzen gelehrigen Muſe wendete ſich entſprechender Weiſe auch mehr der Cultur von Außendingen und Nebenſachen zu, deren Politur die Verbauung der Tiefe des Gefühles und die Einkerkerung der Freiheit der Phantaſie zu verbergen, geeignet gehalten wurden. Dieſem gelehrten Apparate gegenüber, welchem nicht ſelten die Nachahmung der Alten, die man noch nicht wieder zu verſtehen gelernt, als Leben ausſaugender Vampyr ſich zugeſellte, verharrte die Volksdichtung in alter Einfachheit und gerieth damit in immer weitere Schiedniß von der Kunſtpoeſie, ſo wie in eine, ihr freilich nur zuträgliche, Hofmuſenferne. Lebendig friſch und einfach naiv bewegte ſich in nationaler Ungezwungenheit die Volksliederpoeſie in einer Sphäre, welche weit unter den Schichten der Hofluft ſich befand. Keinen Zweifel aber erleidet es, und wird durch die nachfolgende Geſchichte dargethan, daß mancher der vornehmen Sänger am Hofe, dem eine muntere poetiſche Ader ſchlug, welche es im courfähigen Zwangscoſtüme zu der als Bedürfniß gefühlten Bewegung nicht zu bringen vermochte, ſich aus dem kalten Glanze des Hofprunkes hinwegſtahl und am Volksparnaſſe einer andern Muſe huldigte, die er für ſeine Hofſünden um Verzeihung bat, weßhalb denn auch manches Lied aus dem Nachlaſſe vornehmer Dichter hervorgegangen iſt, das ſich eines friſchen, thatkräftigen Lebens erfreuet, wie es in der Hofatmosphäre ſonſt eben nicht zu gedeihen pflegt. Die Anſätze zu ſo Etwas zeigen ſich ſchon beim Juan Ruiz, deſſen poetiſche Beidlebigkeit jedoch nicht in getrennte Richtungen auseinanderfiel, (deren eine ſich vor der andern gewiſſermaßen ſchämte, wie bei den vornehmen Dichtern der Fall war, welche abwechſelnd auch in der Volkspoeſie ſich verſuchten,)

der vielmehr die beiden Gattungen, so gut es gehen wollte, noch zu vereinigen sich befliß. Sehr gut bezeichnet Wolf die Verschiedenheit der Form, welche die Kunst- und Hofpoesie dem kunstlosen Volksgesange gegenüber beobachtete und des Inhaltes, an dem sie ihre Kunst zu bewähren sich gefiel: „In ersterer Beziehung, sagt er, bemerken wir ein sichtbares Streben nach Eleganz im Ausdrucke, einen weit künstlichern Perioden- und Strophenbau [1]), das Festhalten und Ausspinnen eines Gedankens, bis alle seine Wendungen erschöpft sind, ein gesuchtes Spielen mit Begriffen und Worten, ein beinahe schulgerechtes Argumentiren in poetischen Syllogismen mit einer epigrammatisch-sententiösen Pointe; in letzterer sind die in ein System gebrachte und in Förmlichkeiten festgebannte Liebe und eine dogmatisirende Andacht, verbunden mit einer grübelnden Spitzfindigkeit und einem reizbaren Geiste der Controverse fast die ausschließenden Gegenstände derselben. Zwar läßt sich auch aus den Erzeugnissen dieser kunstmäßigen Lyrik (die den Inhalt der cancioneros ausmachen), Eigenthümlichkeit und Nationalität nicht absprechen; aber diese Umgestaltung der Kunstpoesie im Verhältnisse der vorhergehenden Epoche war doch zu auffallend, als daß sie ohne eine äußere Einwirkung so hätte vor sich gehen können."

---

1) Auch hierin spiegelt sich der Vorgang in des Erzpriesters von Hita metrischer Mannichfaltigkeit.

Einfluß der provencalischen Dichtkunst. Allgemeine Schilderung derselben, ihre Formen und ihrer Behandlung. Spanische Troubadours.

Dieser äußere Einfluß ging von der provencalischen Dichtkunst aus. Derselbe ergoß sich aus zwei Quellen in das Gebiet der castilianischen Poesie, einer ursprünglichen und einer abgeleiteten. Die erstere macht sich bemerkbar in der Aufnahme, welche der ächte Troubadoursgesang an Alfonso X. Hofe fand, was gehörigen Ortes gemeldet worden, wo auch angegeben ist, weßhalb diese Einwirkung der provençalischen Dichtkunst für die spanische keine erheblichen Veränderungen zur Folge haben konnte. Fortgedauert hat sie aber im Stillen immer, wie die Dichtungen des Erzpriesters von Hita und Ayalas ganz unzweideutig erkennen lassen. Mächtiger wirkte der Einfluß der abgeleiteten Quelle, welcher sich offenbart in der Uebersiedelung des Nachwuchses der Provencalpoesie von Toulouse nach Barcelona und von da an den castilianischen Hof König Johanns II., die ich bei der Erwähnungder literarischen Verdienste der Marquise von Villena und Santillana ausführlicher erzählen werde. An sich ist die Verbreitung einer Herrschaft der provençalischen Dichtkunst über die pyrenäische Halbinsel sehr erklärlich. Denn das Gebiet der Sprache, welche jener Dichtkunst diente, begriff einen Theil dieser Halbinsel in sich. Nach analogen Principien und unter ähnlichen Umständen als in Spanien hatte sich auf einen gemeinsamen Typus aus der verdorbenen Latinität des ersten Mittelalters im südlichen Frankreich, welches in Erinnerung an die römische Benennung provincia [1]), Provence hieß, eine Landessprache gebildet, welche sich vorzugsweise lengua Romana, oder schlechtweg Romans nannte, wie die übrigen romanischen Sprachen ebenfalls, später aber zum Unterschiede von denselben den Namen der Limosinischen annahm. Weit früher als ihre romanischen Schwestern war sich diese Landessprache für den literari-

1) Die freilich eine ganz andere geographische Bedeutung hatte, indem sie nur die östliche Hälfte von Südfrankreich begriff.

schen Gebrauch, namentlich für die Poesie, geschickt geworden. Leicht verbreitete sich dieses Idiom nach Spanien; denn dahin konnte aus dem südlichen Frankreich Alles leicht und ungehindert übergehen. Ohnehin hielt das ganze Mittelalter hindurch Nachbarschaft und Handlung über Toulon und Marseille beide Länder in Verbindung. Noch enger ward letztere seit dem Jahre 1100., wo der berengarische Regentenstamm zu Barcelona die nordöstlichen Provinzen Spaniens mit den südlichen von Frankreich zu einem Reiche zusammenknüpfte. Bis zum Jahre 1137. wurden Catalonien, Provence, Cerdagne sammt Roussillon und Aragonien erobert. Die Nachkommen dieses Regentenhauses eroberten die balearischen Inseln und Valencia. Die schön und lieblich ausgebildete reiche Sprache der Provençe fand in den spanischen Ländern ihrer Herrscher leichten Eingang und willige Aufnahme, so daß in diesen Besitzungen der limosinische Dialect alsbald der herrschende ward. Während das Limosinische späterhin in Südfrankreich gänzlich ausartete, hat sich diese Mundart in Aragonien, Catalonien, Valencia, Murcia und auf den Balearen noch bis ins vorige Jahrhundert in einer gewissen Reinheit erhalten. Die ächten Provencalen behaupteten aber immer eine größere Feinheit und Reinheit ihrer Mundart vor dem spanischen Limosinisch. Als die Grafen von Barcelona die Provençe mit ihrem Gebiete vereinigten, blühete dort bereits der Gesang der Troubadours, wie sich die provencalischen Dichter nannten, und hatte die Volkspoesie der Bänkelsänger durch eine kunstreichere und gebildetere Poesie ersetzt. Die Poesie der Troubadours war eine Blüthe des Rittergeistes und fand daher am ritterlichen Geschlechte der Berengare, welche diesen Geist pflegten und bildeten, freigebige Gönner. So erweiterte sich das Bereich dieser Poesie auch über sämmtliche Besitzungen der Grafen von Barcelona in Spanien. Wie der Hof der Könige, so standen auch die Schlösser der ältesten und berühmtesten Familien von Aragonien und Catalonien einheimischen und fremden Troubadours offen. Daß neben dem Namen der Troubadours auch noch der Name Jongleurs für die Dichter in provencalischer Mundart üblich war und zuletzt etwas Anrüchiges erhalten hatte, habe ich bereits bei der Darstellung des Verhältnisses zwischen Guirant Riquier und Alfonso X. ausführlicher gemeldet. Im Allgemeinen [1]) findet aber zwischen beiden Benennungen eine

1) Im Folgenden habe ich vorzügliche Rücksicht auf Diez classisches

feste Unterscheidung statt, indem Jongleur der Name aller derjenigen war, welche aus der Poesie oder Musik ein Gewerbe machten, Troubadours aber alle diejenigen genannt wurden, die sich mit der Kunstpoesie beschäftigten, wobei es auf den Stand des Dichters oder den Umstand, ob denselben Dichterlust oder Lohnbegier zum Erfinden (trobare) bewegten, nicht ankam. Die Dichter, welche eine Belohnung annahmen, konnten daher, wie auch geschah, füglich mit beiden Namen genannt werden. Ist der Unterschied auch ein fester, so darf man denselben doch nicht etwa so fassen, als ob diese Benennungen die Masse der Dichter in zwei Abtheilungen sondern und einander ausschließen sollten. Ein Jongleur konnte ein Volksdichter seyn, ein Troubadour war es etwa nur nebenher; denn Troubadour ist die technische Bezeichnung für Kunstdichter, wobei wiederum hauptsächlich nur die Rücksicht auf die Form des Gedichtes, welche den für giltig anerkannten Kunstregeln entsprechen mußte, maaßgebend war. Beachtenswerth ist, daß, wie es scheint, auch nur die Lyrik allein in das Kunstbereich der Troubadours gerechnet zu seyn scheint, indem die Gedichte von epischen Charakter, welche natürlich schon der Länge wegen nicht in so künstlichen Formen als die lyrischen Compositionen auftreten konnten, in geringerm Ansehen standen und wohl der Volkspoesie zugeschoben werden mochten, wie es denn von den Kunstdichtern sehr übel vermerkt wurde, wenn Romane und Erzählungen bei vornehmen Leuten eine auszeichnende Aufnahme fanden. Die Troubadours gefallen sich dagegen als anspruchsvolle Kunstdichter in dem Hinweise auf die Kunst, den Geist, die Wissenschaft und den Fleiß, womit sie ihre Hervorbringungen ausstatten müssen. Sie rühmen sich namentlich der Mühe, womit sie die Sprache bearbeiten und behandeln, feilen u. s. w. Deßhalb sind sie auch immer ängstlich in Bewahrung der Reinheit des Textes und sorgen, daß solcher nicht durch Jongleurs verstümmelt oder verändert werde. So war das kunstmäßige Dichten kein leichtes Ding, galt für einen ehrenvollen Beruf und verschaffte Gunst bei Hofe; selbst die Fürsten verschmäheten nicht, um den Ruhm eines Troubadours zu buhlen. Die Kunstpoesie war daher zugleich meist Hofpoesie; wenigstens ist an den Höfen und für die Höfe das Schönste gesungen, was uns die provenca-

---

Werk: Die Poesie der Troubadours genommen, was denn auch in Brinkmeiers Werke: Die provencalischen Troubadours, billiger Weise geschehen ist.

liſche Poeſie bietet. Der Vortrag dieſer Erzeugniſſe der Hofmuſen geſchah in der Regel mit einer gewiſſen Oeffentlichkeit und Feſtlichkeit vor gegenwärtigem Hofe oder ſonſt einer erlauchten Verſammlung und Geſellſchaft. Gelang es dem Dichter, ſich den Beifall ſeiner vornehmen Zuhörer zu gewinnen, ſo waren die anſehnlichſten Geſchenke ihm ſicher und er ward auch ſonſt auf die mannichfaltigſte Weiſe geehrt. Auf ſolche Ehren warf nur der Umſtand zuweilen einen Schatten, daß die Geehrten denn doch öfters vom Publikum auf eine Linie mit den niedern Jongleurs geſtellt wurden, auf welchen im Allgemeinen eine Art Verachtung ruhete. Um ſich von denſelben noch auffallender zu unterſcheiden, fügten die Troubadours der ſchwierigen metriſchen Form ihrer Geſänge auch noch die dunkle Rede bei, und das ſogenannte verdeckte, dunkle und ſpitzfindige Dichten ward bei Vielen als ein beſonderer Vorzug betrachtet. Um die Jongleurs gänzlich auszuſtechen, gaben die ſpätern Troubadours ihren Geſängen auch einen gelehrten Beigeſchmack und ſuchten durch Auswahl erhabener Gegenſtände oder Gedanken ſich von dem Pöbel der Volksdichter vornehm abzuſondern. Der Hauptunterſchied vom einfachen und mißachteten Volksgeſange ward aber allezeit durch die beſondere Pflege der poetiſchen Kunſtform erzielt, welche die Troubadours allerdings bis zu der Höhe ausgebildet haben, deren ihre Sprache fähig ſeyn mochte. Hier wendete ſich ihr Fleiß zunächſt auf die Structur des Verſes. Sie kannten hauptſächlich neun Arten von Verſen, unter denen die jambiſchen die vorherrſchenden waren und unter dieſen wiederum die 6—10ſylbigen, ſo daß der ſechsſylbige hauptſächlich für das Lied, der achtſylbige vornämlich für die Erzählung gewählt wurde. Noch ſchärfer ſuchten die Troubadours durch einen kunſtvollen Strophenbau die Trennung von der einfachen Versverknüpfung, womit die Volkspoeſie ſich begnügte, lebendig zu erhalten. Ein Reichthum mannichfaltiger Weiſen der Strophenbildung gehört daher zu den beſondern Eigenthümlichkeiten der provencaliſchen Kunſtdichtung. Eine Eigenthümlichkeit der Lieder der Troubadours iſt das Geleit: tornada, eine Art Epilog, in der Regel eine Anrede, worin der Dichter Beziehungen zur Sprache bringt, welche im Gedichte ſelbſt nicht füglich untergebracht werden konnten. Zuweilen iſt es ein Auftrag an den Boten, der das Gedicht überbringt oder an dieſes ſelbſt, wovon wir bei dem Erzprieſter von Hita auch in der caſtilianiſchen Poeſie be-

reits Spuren fanden. Daß die Troubadours auch durch eine vorzüglich kunstvolle Behandlung der Reime die Volkspoesie zu überbieten und durch ein geistreiches Verschlingungsspiel mit denselben auf eine recht unterscheidende Weise der einfältigen und eintönenden Reimerei der Volksdichtung gegenüber zu treten suchten, begreift sich aus der Tendenz der Kunstdichtung. Namentlich bemüheten sich einige Troubadours, durch schwere Reime diese Tendenz zu verwirklichen, wobei sie nicht selten auf ein Getändel mit Reimen verfielen. Die Dichtgattungen, in denen sich die Troubadours versuchten, waren hauptsächlich folgende:

1) Die Canzone, welche ausschließlich erotische oder religiöse Gedanken verarbeitete, sich auf keine bestimmte Form beschränkte, sondern alle Versarten, selbst die Mischung langer und kurzer Verse zuließ, welche oft einen kunstvollen Strophenbau zur Folge hat. Die Anzahl der Strophen, so wie der Verszeilen sind nicht, wie etwa im Italienischen, durch eine Regel bestimmt.

2) Das Sirventes (eigentlich ein Dienstgedicht, d. h. ein Gedicht, welches ein Hofdichter im Dienste seines Herrn verfertigte). Dasselbe behandelte niemals Liebesangelegenheiten. Der Inhalt war meistens Lob oder Rüge in eigenen und öffentlichen Angelegenheiten. Der Gebrauch des Metrums, der Versarten und des Strophenbaues bindet sich auch bei dieser Gattung an keine besondere Regel.

3) Dieß ist auch nicht beim Klageliede — planh — der Fall.

4) Sehr bekannt sind die Tenzonen, in deren allemal ein Streit erörtert wird. Betraf derselbe Liebessachen, so hieß die Tenzone Liebesspiel. Voran stehen gewöhnlich zwei sich widersprechende Sätze, welche vom Dichter dem Gegner zur Vertheidigung angeboten werden. Der Gegner wählt und sucht seine Wahl sogleich zu rechtfertigen, hat aber allemal das Schicksal, daß der Fragesteller ihn einer verkehrten Wahl beschuldigt und nun das Gegentheil vertheidigt. Hat sich die Dialektik in Erörterung der Gründe und Gegengründe erschöpft, so wird entweder derjenige, der das letzte Wort behielt, als Sieger betrachtet, oder es thuen eine oder mehre dazu ernannte Personen den Ausspruch. Der Gefragte muß die vom Frager angegebenen Reime beibehalten.

5) Das Schäferlied gab nach einer kurzen Einleitung ein Ge-

ſpräch des Dichters mit einem Schäfer oder einer Schäferin und hieß Kuhhirtenlied, Vaqueyra, wenn eine Kuhhirtin redend eingeführt ward. Dieß Lied liebt lange Strophen mit kurzen Verſen.

6) Eine beſondere Gattung Liebeslieder ſind das Tageslied alba und das Abendlied serena (woher Serenade). Das erſtere feiert das Glück zweier Liebenden, indem es den Tagesanbruch verwünſcht und im letztern ſehnt ſich der Liebende nach dem Freude bringenden Abend. Albas mit religiöſem Inhalte ſind ſelten.

Dunkle Gedichte pflegte man wohl zu gloſſiren. Die erzählenden Gedichte, welche novas (Novellen) oder comtes (Erzählungen) hießen, intereſſiren hier weniger. Was dagegen den Inhalt betrifft, ſo iſt vor allen Dingen bemerkenswerth, daß die Dichter ihre Individualitäten zuweilen bis zur Verwiſchung allgemein angenommenen poetiſchen Anſchauungen unterordneten und ihren Gegenſtand immer nur aus dem gemeinſam anerkannten Geſichtspunkte betrachteten. Dadurch gewinnt die Poeſie des Troubadours eine gewiſſe Monotonie, welche zu der Verſuchung hinführt, die Erzeugniſſe verſchiedener Dichter und Zeiten für das Werk des nämlichen Individuums zu halten. Diez ſpricht ſogar die Möglichkeit aus, ſich die ganze Provencalenliteratur als das Werk eines Dichters zu denken, das nur in verſchiedenen Stimmungen hervorgebracht wurde. Die Einfalt der Zeit, der durch die Genügſamkeit an einer völlig einſeitigen Idealität und durch eine weit verbreitete Unwiſſenheit in fruchtbaren Kenntniſſen unterhaltene Mangel an Ideen und entſchieden originalen Geiſtern, ſo wie die beſtändige Rückſicht auf die Muſik, welche manchen Zaum anlegte, erklären dieſe Einförmigkeit. Es iſt daher vergebens in den Schilderungen der Natur, in der Auffaſſung der Liebesempfindungen, der Betrachtung der Welt und ihrer Richtungen ꝛc. einen verſchiedenen Geiſt unter den zahlreichen Troubadours aufſuchen zu wollen. Der einzige Unterſchied, welchen das Talent zu erringen ſuchte, war: Den zunftmäßig gewordenen Gedanken in neuer Art vorzutragen. Die ganze Poeſie der Troubadours, vornämlich aber die erotiſche Abtheilung derſelben ſtellt ſich daher dar als eine ins Endloſe fortgeſetzte Variation eines Themas. Sie ſchöpfte lediglich aus ſich ſelbſt und der Natur. Die Bemühung, die zum Gemeingute gewordene Anſchauung feſtzuhalten und der vorgeſchriebenen Richtung beſtändig zu folgen,

brachte es von selbst mit sich, daß über dem Dichten der Verstand des Troubadours vorzugsweise thätig seyn mußte und alle regellosen, wenn auch noch so originalen Ergüsse des poetischen Gefühls als verpönte Auswüchse zurückgehalten wurden. So darf es denn nicht befremden, daß namentlich die Erotik der berühmteste Bestandtheil des übrig gebliebenen Troubadourengesanges, mehr als ein Erzeugniß des Verstandes, als der Empfindung sich darstellt. Wenn man sich an dasjenige erinnert, was ich bei Erörterung des Einflusses des Ritterthums auf die Literatur, über die Verehrung des Weibes gesagt habe, und wie jedem Ritter oblag, seine Huldigungen dem schönen Geschlechte und jeglichem Mitgliede desselben darzubringen, so wird man begreifen, wie dieß Verhältniß jedem, der ritterlicher Gesinnung sich rühmen mochte, die Verpflichtung auferlegte, in jedweder Frau, selbst wenn er sie nicht persönlich liebte, eine Heldin zu erblicken. War ihm die Gabe der Dichtung verliehen, so gesellte sich jener Schuld die Obliegenheit zu, sie poetisch zu feiern, wozu natürlich eine besonders auserkoren ward, wenn nicht der Dichter schon eine Privatflamme bei sich glühen fühlte. So gerieth die dichtende Minne wie von selbst unter die Botmäßigkeit des Verstandes und dieser raffinirte, wie auf das Glänzendste, Erfolgreichste jener poetischen Obliegenheit genügt werden könne. Schon hieraus erklärt sich, weßhalb solche Liebeshändel (wenn nicht, wie eben so natürlich, der poetische Cultus in den wirklichen Minnedienst umschlug) meist geistiger Art blieben, nicht zu ehelichen Verbindungen führten und zwischen Personen Statt finden konnten, unter denen die Standesverschiedenheit und anderweite Ehe jeden Gedanken an Vermählung ausschlossen. Für die Carenz in der physischen Liebe, welche ein solches Verhältniß auflegte, wußten sich die Dichter ohne Furcht vor dem Vorwurfe der Untreue in andern Revieren schadlos zu halten. Das Lieben ward daher gleich dem Dichten selbst eine Kunst oder Wissenschaft und nach Regeln getrieben. Dabei wurde die Liebe durch Allegorie personificirt und eine förmliche poetische Metaphysik ihres Wesens ausgearbeitet, wonach sie den Troubadours als Schöpferin alles dessen erscheint, was den Menschen adelt und gleichsam als Urborn aller Humanität und das Leben verschönernden Künste. In ihr gehet die Schönheit Alles andern auf, was des Menschen Herz erfreuet, oder empfängt vielmehr erst von ihr der Schönheit Weihe, wie

z. B. die Jahreszeiten, welche nur dann schön sind, wenn sie dem Liebenden sein Ziel erreichen lassen. Daß die Geliebte als völlige Gebieterin der Person und geistigen und leiblichen Habe des liebenden Sängers erscheint, verstehet sich von selbst. Geduld und Verschwiegenheit sind Cardinaltugenden eines ächten Liebhabers. letztere nöthigt denselben zur höchsten Behutsamkeit in der Bezeichnung des geliebten Gegenstandes. Damit die Geliebte aber sich selber in den ihr gewidmeten Liedern erkenne, wurden geheime Beziehungen, die nur ihr allein bekannt waren, angedeutet. Wurden diese anderweit ruchbar, so schadete es nicht. Die Dame war doch nicht genannt und die Schicklichkeit gewahrt. Wirkliche Liebschaften lagen wohl meistens den Tageliedern und Abendliedern zum Grunde, weßhalb in diesen vorzüglich jene schmelzende, zur Ueppigkeit aufwallende Innigkeit angetroffen wird, welche der Ausdruck des wahren Gefühles zu seyn pflegt. Die hier so häufig auffallende Verwegenheit bildet einen merkwürdigen Gegensatz zu der anderwärts sichtbaren Schüchternheit, welche zu den eminenten Vorzügen der Geliebten kaum aufzuschauen wagt und den Liebhaber aller Thatkraft beraubt, so daß er selbst vor dem Geständnisse seiner Empfindungen zittert und unbedeutende Gunsterweise zu erbitten für unbescheidenen Wunsch hält, während die Bewilligung einer solchen Kleinigkeit den liebenden Dichter vor Entzücken außer sich setzt. Das Ausgesuchteste aber legt sich in der Schilderung der übermenschlichen Vorzüge zu Tage, welche dem gefeierten Gegenstande eignen sollen. Hier gehen die Troubadours, indem sie einen wahren Götzen aus ihrer Geliebten methodisch zurecht drechseln und daneben die wahrhaft göttlichen Dinge und ihren Urheber in einen sündlichen Schatten stellen, um den Abgott und dessen Zuthaten zu heben, bis zur Ruchlosigkeit[1]) und das religiöse Aergerniß, das wir daran nehmen, gestattet uns nicht, den wirklichen Kunstgenuß zu haben, den ein Heide etwa aus diesen Kühnheiten zu schöpfen im Stande seyn möchte. — Kein Wunder, daß die Dichter es weit ärger finden als den Tod, wenn sie veranlaßt sind, sich von der Geliebten zu trennen oder weil sie gar keine Hoffnung haben, ihr zu gefallen, von

1) Z. B. wenn ein Troubadour es sich zum Verdienst rechnet, der Schönheit seiner Geliebten wegen den Verstand zu verlieren und Gott einen Vorwurf daraus macht, wenn er ihm diese Sünde nicht verzeihen wollte.

derſelben abzulaſſen. Am reinſten zeigt ſich dieſes Schmerzgefühl noch bei dem Tode der Freundinnen. Wo das Leben und Weben in Liebesgedanken ſo ausſchließlich das lyriſche Element in Bewegung ſetzte, blieb für die poetiſche Entwickelung des religiöſen Gefühls in der Lyrik kein Raum, die Poeſie fand ihre Aufgabe in Verherrlichung der irdiſchen Minne und behielt für die Feier der göttlichen Liebe keine Zeit und Kraft, obwohl einige religiöſe Lieder beweiſen, wie Herrliches die provencaliſche Poeſie in dieſem Felde hätte hervorbringen können. Was neben dieſen lyriſchen Hervorbringungen den Troubadours an poetiſcher Kraft übrig blieb, wendeten ſie der Gattung des Sirventos zu, welches gleich den Minneliedern muſikaliſch vorgetragen wurden. In dieſer erheben ſich die Troubadours auf den Stuhl des Richters irdiſcher Verhältniſſe und Beziehungen, dem da gebühret Lob zu ſpenden und Tadel. Man fürchtete ihre Urtheile und Anmaßungen auf dieſem eigenmächtig angenommenen Poſten. Obwohl ſelbſt keineswegs Tugendſpiegel und vielfach in nichtigen und verwerflichen Meinungen und Anſichten verſtrickt, warfen ſich eine Menge Troubadours in die Bruſt und vermaßen ſich von dem ſelbſtgefällig erhöheten Sitze ihrer Reflexion die Welt und deren Verhältniſſe zu meiſtern. Ihre Libertinage fand ſich durch allerlei Poſitives und Strenges, was ihrer Willkühr Gränzen ſetzte, beſchränkt und ſie ſuchten ſich durch Spott und Rüge an den Hütern des Beſtehenden zu rächen. Daher ihre Ausfälle auf die Geiſtlichen und auf den Papſt, gegen die Waldenſerkriege, und gegen die laſtende Herrſchaft der Franzoſen. Daß hiebei viele wahre Beſchwerden mit untergelaufen, ergibt ſich ſchon aus dem oben gemachten Zugeſtändniſſe der Verdorbenheit eines großen Theiles der Cleriſei und ihrer Vorſtände in Geſinnung und That. Die bereits in der Geſchichte der ſpaniſchen Poeſie während der erſten Epoche aufgezeigte Abneigung gegen die Geiſtlichkeit und die Luſt, an ihr zu tadeln und zu beſſern, hatte vorzüglich aus den Vorgängen in der provenzalen Literatur ihre Anregung empfangen. Hiſtoriſch begründet war die Feindſeligkeit der ritterlichen Sänger gegen Papſt und Cleriſei hauptſächlich dadurch, daß jene zur Fahne der Kaiſer, d. h. der Ghibellinen ſchworen und daher in natürlicher Fehde mit den Welfen lebten, zu denen der Papſt und die Franzoſen gehörten. Wenn man ſich dieſes vergegenwärtigt, ſo wird man die gegenſeitigen poetiſchen Zornausbrüche zu würdigen und den hiſtoriſchen

Gehalt von der persönlichen Erbitterung und Gehässigkeit zu sondern wissen und vorsichtiger in der Behandlung solcher Aeußerungen als historischer Beweisstücke seyn. Manche jener Troubadours erscheinen als Vorläufer des gepriesenen Ulrich von Hutten, welcher bei eigener laxer Moral und nicht sehr gewissenhafter Wahl seiner Mittel sich berufen fühlte, in ähnlicher Weise an Besserung der sittlichen Zustände seiner Zeit zu arbeiten, ohne, wie sichs gebührte, bei sich selber anzufangen. Aus der Furcht vor solchen Krittlern läßt sich die Art erklären, wie die Großen und Fürsten sich beflissen zeigten, die gefürchteten Troubadours, welche die Meinung des Tages in ihren Sirventes beherrschten, mit Gunst zu überhäufen, um sie zum Schweigen zu verpflichten oder sie anzuregen, der Eitelkeit der Gönner durch Lobesverkündigungen zu fröhnen. Bei solchen Erfolgen konnte die Keckheit der Dichter nur wachsen und sie wurden ein gefürchteter Stand. Unter der Maske der Unpartheilichkeit und Gerechtigkeit emancipirte sich das anfängliche Dienstlied zu einer herrschenden Macht. Die Angegriffenen bedienten sich anderer Troubadours, welche die Ausfälle ihrer Genossen beantworten mußten. Persönlichkeit und Leidenschaftlichkeit in den Sirventes darf daher nicht befremden. Mit giftigem Zahne wird hier nicht selten an wahrem Verdienste genagt. Unter diesen Streit- und Haderpoesien gibt es aber doch eine Art, deren Entrüstung und Anregung einem höhern Ziele gilt. Dieß sind die Kreuzlieder, welche den Aufruf enthalten, das heilige Grab den Händen der Ungläubigen zu entreißen. War bei den moralisirenden Censuren, zu denen die Troubadours sich ermächtigt hielten, nicht selten die Regel zu beachten: nach meinen Worten, nicht nach meinen Thaten! so bezeugten die Kreuzliedsdichter durch eigene Annahme des Kreuzes und Theilnahme an den Zügen ins gelobte Land, wie es ihnen mit ihrem Aufrufe hoher Ernst sey.

Gleich dem Minneliede und dem Sirventes hat auch die Tenzone eine Einwirkung auf die castilianische Poesie ausgeübt, wenn gleich ihre Nachahmung den Urbildern gegenüber nur einfach und zahm sich ausnimmt. Sie sind abweichend von den Wettgesängen, die etwa in den alten Literaturen vorkommen, jedenfalls aber den Provencalen als Muster nicht vorschweben konnten, Spiele und Uebungen des Witzes, welche eine poetische Dialektik über einen gegebenen zweifelhaften Fall entwickeln. Ohne

Zweifel hat an diesen Streitliedern die Methode der in Frankreich mit besonderm Erfolg gepflegten scholastischen Philosophie einen entscheidenen Antheil. Wenn auch bei einzelnen zweifelhaft seyn mag, ob Frage und Antwort, Grund und Gegengrund einerlei Verfasser haben, so ist doch bei sehr vielen ganz entschieden anzunehmen, daß die Gegensätze von verschiedenen Verfassern herrühren. Man hat sich dabei zu denken, daß die Verfasser förmlich zusammenkamen, um über Liebe, Welthändel, Persönlichkeiten auf eine möglichst geistreiche Art einander bestreitend ihre Gedanken auszutauschen, indem ein Jeder den Satz des Andern angriff. Hatten die feindlichen Elemente sich allerseits und vollständig ausgesprochen, so schloß man die Versammlung, fügte das Gedicht zusammen und hatte eine Tenzone.

Da es nicht Absicht ist, hier einen Geschichtsabriß der Poesie der Troubadours zu geben, sondern nur diejenige Momente zu erheben, welche sich Einfluß und Geltung auf die spanische Poesie zu verschaffen vermochten, so lasse ich Bemerkungen über die erzählende und belehrende Poesie der Provencalen, so wie über die Minnehöfe hier ganz bei Seite, weil ich nicht habe finden können, daß diese in bedeutender Weise zur Ausbildung der spanischen Poesie beigetragen hätten. Dabei will ich jedoch nicht leugnen, daß ab und zu auch Spuren sich zeigen, wo die Erzählungen und Lehrgedichte der Provencalen den castilianischen Dichtern mit einigem Erfolge vorgeschwebt haben. So nachhaltig als bei den bisher behandelten Dichtarten konnte es aber doch nicht geschehen, weil diese in der Provence selbst ein solches Uebergewicht hatten, daß die Kunstpoesie der Erzählung sich wenig befleißigte. Die belehrende Dichtung, soweit sie nicht in den Sirventes und Tenzonen sich geben konnte, entfaltete keine so charakteristischen Eigenthümlichkeiten, daß sie bei allem Fleiße, womit sie angebauet werden mochte, eines hervorspringenden Einflusses sich rühmen konnte. Daß die in Nord- und Südfrankreich circulirenden Erzählungen auch in Spanien verbreitet waren und von spanischen Dichtern in ihrer Landessprache nacherzählt wurden, ist schon beim Berceo, Juan Manuel, dem Erzpriester von Hita und in der Betrachtung der Romanenliteratur bemerkt worden. Wie dem noch nicht wieder hervorgezogenen zweiten Werke Königs Alfonsos X., das er in Prosa verfaßte und Tesoro überschrieb, und welches Moral und Naturphilosophie behandelt, ver-

muthlich der „Schatz des Meisters Peire von Corbian“ zum Grunde liegt, ist gehörigen Ortes gleichfalls schon angeführt. Bei der nationalen Neigung des Castilianers zum Moralisiren, bedurfte er hierin schwerlich eines Anregens noch Vorbildes vom Auslande her, so wenig als eines Incitaments zur religiösen Begeisterung und geistlichen Poesie, indem er hier wohl eher den Lehrmeister des flüchtigen, mehr sinnlich erregbaren Provencalen hätte abgeben mögen. Die Mittheilung und Wechselwirkung war hinsichts der hervorgehobenen drei Dichtarten schon deßhalb am häufigsten und wirksamsten, weil dieselben vorzugsweise die Blüthe des provencalischen Gesanges bildeten und der fleißigsten Cultur im Vaterlande sich erfreueten. Bei allem Anscheine einer Einwirkung, die der Provencalengesang auf die Gestaltung der castilianischen Poesie ausgeübt haben möchte, müssen wir uns aber doch, wie ich schon einmal warnte, wohl hüten, auf Rechnung einer solchen Mittheilung zu viel zu setzen und die castilianische Poesie zu einer größern Schuldnerin der provencalischen zu machen, als sie erscheint, wenn man das aus allgemeinen menschlichen Anlagen, so wie das aus der besondern Richtung des Zeitalters Hervorgegangene, was sich in beiden Poesieen gemeinschaftlich findet, aussondert und nicht ohne Weiteres dergleichen in der spanischen Poesie Vorgefundenes als ein aus der Provence empfangenes Darlehen ansiehet, zumal wenn es auch in den Dichtungen der andern Landessprachen sich wieder finden sollte. Eigentlichen Uebersetzungen aus einem Romanzo ins andere scheint das umschreibende und umgestaltende Mittelalter weniger hold gewesen zu seyn, als dem Hörenlassen mehr und minder erkennbarer Anklänge aus den Liedern, welche in fremden Idiomen vorzugsweise die selber dichtende Seele angesprochen hatten. — In der Provence blühete der ursprüngliche Troubadourengesang bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, wo er mit einem Male von seiner Höhe herabsank und in kaum einem Menschenalter seinen Verfall vollendete. Nachdem die Höfe von Provence und Toulouse verschwunden waren und im Vaterlande des Troubadourengesanges die Herrschaft der Nordfranzosen und ihres Idioms die Troubadours feindlich verdrängte, wanderten die Sänger aus und suchten eine Freistätte bei auswärtigen Gönnern. Ihr Vaterland ward des Gesanges verödet, der nur in spärlichen Liedern fortan vernommen wurde. Länger als in ihrer ursprünglichen Heimath

währte die limoſiniſche Dichtkunſt auf dem ſpaniſchen Gebiete, das ſie eingenommen hatten, fort. Denn hier regierten die Nachkommen der Sänger ſchützenden Berengare, auf welche die Vorliebe ihrer erlauchten Ahnen für den Provencalgeſang fortgeerbt war. Mehre dieſer Herrſcher dichteten ſelber, und die, welche es nicht thaten, ehrten wenigſtens die limoſiniſchen Dichter. Die cataloniſchen, aragoniſchen und valencianiſchen Troubadours ſetzten in ihrem Dialekte den Provencalengeſang in den üblichen Weiſen fort, ohne jedoch neue Richtungen in demſelben eröffnen zu können. Doch waren dieſe Sänger, wie ihnen der Marquis von Santillana, natürlich von ſeinem verwandten Standpunkte aus bezeugt, bis auf ſeine Zeit große Meiſter des limoſiniſchen Geſanges. Unter dieſen Meiſtern findet er einige vorzüglich ſowohl in Hinſicht der Invention als der Verſification, und weiß namentlich den Guillen de Berguedan, Pao de Benlibre als ſehr berühmte Dichter anzuführen. Moſen Pero March, Moſen Jorde de Sant Jorde, Moſen Ferrer nennt er neben jenen. Es muß von ihnen zum Theil noch bei anderer Gelegenheit die Rede ſeyn. So ſang man limoſiniſch nach der Provencalen Weiſe bis in die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Könige, Infanten und die Großen ihrer Höfe ſangen mit. Bei öffentlichen Feſten und Feierlichkeiten konnte man viele poetiſche Geſpräche und Geſänge vortragen hören. Allein auch dieſe ſpaniſche Troubadourspoeſie blieb nicht unangefochten von dem Verderben, welches niedere Poſſenreißer ſchon der ächten provencaliſchen Dichtkunſt bereitet hatten. Die Kunſt kam dadurch in Geringſchätzung und Vernachläſſigung. Nach dem Verſtummen der Ritterdichter in der Provence war der dortige Provenzalengeſang den Städtern überlaſſen, welche ihre Rathhäuſer und Gerichtshöfe demſelben zu Werkſtätten anwieſen und der Dichtkunſt wie andern Gewerben obrigkeitlichen Schutz gewähren zu müſſen meinten. Dieſe Erſcheinung findet ihre Erklärung und Berechtigung in der ganzen Wendung, welche um die Zeit des Aufhörens der Troubadourengeſänge in der Provence die ſocialen und bürgerlichen Verhältniſſe genommen hatten. Die Umſtände, welche den Verfall des Ritterthums herbeigeführt, aus welchem jene Poeſie ihre Lebenselemente geſchöpft, waren dem Emporkommen der Städte günſtig geweſen. Die geiſtige und literariſche Verlaſſenſchaft, der abgezogenen Sänger fiel nun den Städtern anheim, deren geordnete und proſaiſch-philiſtröſe Verhältniſſe natürlich den Aufſchwung einer

Poeſie nicht vermitteln konnten, die eben ihr Gedeihen in Momenten gefunden hatte, welche durch das Aufblühen der Städte erdrückt waren. Konnte ſchon die abſterbende Kraft der Chevalerie der Poeſie nur noch dadurch einige Geltung verſchaffen, daß ſie die Dichtkunſt als eine höhere Wiſſenſchaft, als ein Werk des Erlernens und wiſſenſchaftlichen Ausbildens zu behandeln begann und durch erhabenes und gelehrtes Dichten die geſchwundene Friſche des Schöpfens aus ſich ſelber zu erſetzen ſuchte, ſo waren die ſtädtiſchen Einrichtungen, unter deren Schutze die Dichtkunſt ein neues Leben gewinnen ſollte, und ihre ſtabile Zähigkeit noch weniger der Boden, auf welchem friſcher poetiſcher Nachwuchs gewärtigt werden konnte. Zum neuen Schaffen unvermögend, betrachtete man den überkommenen reichen Vorrath an Liedern nur als das höchſt erreichbar Geweſene und gewöhnte ſich, dieſelben als Vorbilder, denen die Dichtkunſt nacheifern müſſe, wenn ſie noch Tüchtiges leiſten wolle, zu betrachten. Die große Mannigfaltigkeit des Vorhandenen hatte ſchon in der Blüthezeit des Provencalengeſanges, die Möglichkeit, Neues zu erfinden, um ſo mehr erſchwert, als derſelbe, wie erwähnt, ſich durch Aufſtellung allgemeiner Geſichtspunkte, auf denen er verharrte, ohnehin willkürlich beſchränkt hatte. In der Rückſicht auf die vorhandenen Muſter, die man nachzuahmen ſich befliß, und bei der Mühe, welche es dabei bewenden ließ, dem Vorbilde nur nahe zu kommen, ohne die Macht zu beſitzen, im Wandeln auf eigener Bahn ſelbſtſtändige Erfolge zu erzielen, die nur der ſchöpferiſche Genius erreicht, wurden die dichteriſchen Erzeugniſſe, welche die Provence noch entſtehen ſah, große Werke der Anſtrengung und des Fleißes. Reflexion über das Vorbild und über ſich ſelber mußte die quellende Fruchtbarkeit des urſprünglichen Geiſtes erſetzen. Während dieſer ſelbſtſtändig ſchaffend in einem unmittelbaren Tacte und Inſtincte ſeinen Leiter findet, für die Formen ſeiner Erzeugniſſe die untrügliche Regel in ſich führt, und dieſelbe in zwanglos vollendeter Darſtellung vollziehet, ſuchte die ſich ſelber zur Reflexion werdende Thätigkeit der dichtenden Städter nach Regeln des Dichtens, welche in dieſer ſo ins Aeußerliche übergeſchlagenen Thätigkeit, bei dem Gewande der Poeſie und deren äußern Organismus ſtehen blieben. Wer dieſe Geſetze befolgte, war ein Dichter. Das Dichten mußte daher nach Städteart in ein ganz zunftmäßiges Geſchäft ausarten. Schule iſt ein faſt zu viel ſagender Name für ſolche Zunft. Noch ehe dieſes ſchulmäßige Dichten

recht in Gang kam, wurde ein anderes Ereigniß für die Erhaltung der Provencalpoeſie wichtig. Um den Glanz dieſer einſt in ihren Mauern verherrlichten Dichtkunſt, der am Verlöſchen war, ihrer Stadt zu erhalten, ſuchten die Rathsherrn von Toulouſe in gewiſſer Art das Mäcenat derſelben ſich anzueignen. Dazu verhalf ihnen ein günſtiges Zuſammentreffen der Umſtände. Einige Spätlinge und Nachzügler der Troubadours, welche mehr durch Annahme dieſes berühmten Namens, als ihre poetiſchen Hervorbringungen ſich ein Anſehen zu geben wußten, verſammelten ſich alle Woche im Garten der Auguſtinerinnen zu Toulouſe und laſen einander ihre Poeſieen vor. Aus Ungenüge an ſolchem freien Verkehre fühlten ſie die Nothwendigkeit, der alles ſchließenden und beſchränkenden Zeit den Tribut durch Bildung einer Akademie darzubringen (1323), welche die Pflege der Dichtkunſt als ihren Zweck betrachtete, und ſich zu einem Treibhauſe conſtituirte, worin die im Freien nicht mehr gedeihenden poetiſchen Triebe gezeitigt werden ſollten. Der Stifter waren ſieben, ihr Geſchäft nannten ſie die fröhliche Wiſſenſchaft (gai saber) und ſich ſelber: die überfröhliche Geſellſchaft der ſieben Troubadours von Toulouſe (la sobregaya Companhia dels sept Trobadors de Tolosa). Ein wohledler Rath dieſer berühmten Stadt fand es ſeiner Würde angemeſſen, dieſer fröhlichen Geſellſchaft als Beſchützer ſich anzunehmen. Die Würde und das Aufſehen öffentlicher Feierlichkeiten ſollte in den erſtorbenen Trieb des Dichtens neues Leben zurückbringen. Ein ſtattlicher Aufruf in Proſa und in Verſen, mit grotesker Gelehrſamkeit ausgeſtattet, durchlief alle Städte der Provence und verkündigte, daß zu Toulouſe am 1. Mai des Jahres 1324. dem Verfaſſer des beſten Gedichtes in provencaliſcher Sprache ein goldenes Veilchen als Belohnung zuerkannt werden ſolle. Die Bewerbung um dieſen Preis war über alle Erwartung zahlreich. Der Garten der Auguſtinerinnen war gedrängt voll Neugieriger, um die eingelaufenen Gedichte vorleſen zu hören. Ein Gedicht zu Ehren der Jungfrau Maria, das den Arnaud Vidal aus Caſtelnandary zum Verfaſſer hatte, gewann den Preis. Das war der Anfang der berühmten Blumenſpiele, welche ſich in wiederkehrenden Zeiten erneuerten. Vom Jahre 1355 an wurden ſtatt eines Preiſes drei vertheilt. Der ſchönſten Canzone blieb das goldene Veilchen beſtimmt, das beſte Sirventes oder Hirtengedicht erhielt eine ſilberne Jasminblüthe zum Lohne,

der gelungenſten Ballade ward eine Acacienblüthe zugeſagt. In welcher Art dieſe Blumenſpiele gefeiert worden, habe ich nicht nöthig, näher anzugeben, weil ich den Marquis von Villena, welcher es ſich zum hohen Verdienſte anrechnet, dieß Inſtitut in Spanien neu belebt zu haben, gehörigen Ortes ſelbſt darüber Auskunft geben laſſen werde. Bei dieſer Gelegenheit wird ſich auch zeigen, wie Johann I. von Aragonien um die, wie obgedacht, durch Bänkelſänger in böſen Leumund gerathene Dichtkunſt wieder zu Ehren zu bringen und dieſelbe wieder vollkommen hoffähig zu machen, in Barcelona nach dem Muſter des Toulouſer ein consistorio de la gaya Ciencia einrichten ließ und die Könige Martin und Ferdinand I. dieſe Anſtalt erweiterten und erneuerten. Alle dieſe Majeſtäten wohnten den Sitzungen der gefeierten Anſtalt bei, um durch ihre Anweſenheit den Glanz derſelben zu erhöhen. Die limoſiniſche Sprache noch mehr zu heben, führte König Ferdinand dieſelbe bei allen öffentlichen Verhandlungen in Urkunden und Teſtamenten, in Canzeleien und bei Gerichten ein. So mußte wohl das Königreich Aragonien das zweite Vaterland der limoſiniſchen Poeſie werden und das provencaliſche Dichten wiewohl faſt zum Handwerke erniedrigt, auf der pyrenäiſchen Halbinſel doch noch einen Nachſommer erleben, welcher beſonders dadurch hervorgerufen und unterhalten ward, daß der Geiſt des Ritterthums den Spaniern mehr zur Natur geworden und durch die heimiſchen Zuſtände beſſer gepflegt, hier länger vorhielt, als im übrigen Europa. Auch war die Gunſt eines Hofes der Poeſie doch immer förderlicher als die ſtädtiſche Vormundſchaft, welche in der Provence ſich derſelben annahm. Deßhalb traten hin und wieder noch Troubadours auf, welche trotz der Regeln, nach denen die Conſiſtorien der gaya ciencia die Poeſie gängeln und formen wollten, wahren Dichterberuf zeigten, namentlich Valencianer, welche dem Sitze jener poetiſchen Gerichtshöfe auch räumlich entfernter lebten und ſich mehr oder minder dem Gerichtszwange unter ihrem Dichten zu entziehen wußten. Einen trefflichen Namen haben in dieſer Beziehung die beiden Valencianer Auſias March und Jaime Roig hinterlaſſen, deren letzterer ein Alter von hundert Jahren erreichte. Beide blüheten um die Zeit Johanns des II. von Caſtilien. Bald nach ihrer Zeit ſtarb die limoſiniſche Poeſie in Spanien ab und trieb nur noch ſparſamen Nachwuchs. Die Zeitumſtände brachten den limoſiniſchen Geſang

zum Weichen. Eine Reihe politiſcher Revolutionen führte die Vereinigung der Kronen Caſtilien und Aragonien herbei. Der Hof des königlichen Paares, auf deren Häuptern ſich beide Kronen vereinigten, ſuchte weniger in einem Cirkel von galanten Großen und Dichtern, als in einem ſteifen Ceremonial und kalter Vornehmheit ſeinen Glanz und ſeine Größe. Von ſeinen Herrſchern der politiſchen Geltung und äußern Anſehens entkleidet, fand der Adel Aragoniens keinen Beruf und keine Mittel mehr, die Schutzherrſchaft und das Gönnerthum über die Poeſie der Troubadours fortzuführen. Bei der Verbreitung, welche dieſe Poeſie in ihrer neuen behaglichen Heimath jenſeits der Pyrenäen gefunden, und der Gunſt, deren ſich dieſelbe am Nachbarhofe in Aragonien erfreuete, darf es nicht befremden, daß ſie einen Einfluß auf die heimiſche Dichtkunſt gewann, namentlich nachdem der Geiſt der Toulouſer Schulpoeten mit den poetiſchen Gerichtshöfen über die Berge geſtiegen war und ſich zum Einoculiren geſchickt erwieſen, dem der echte freie Dichtergeiſt ſich entziehet. Das Anſehen des vielvermögenden Marquis von Villena, von dem bald ausführlich die Rede ſeyn wird und der ein Vaſall beider damals noch getrennter Kronen war, beförderte die Aufnahme des Geiſtes und der Formen der nachgeborenen Provencalpoeſie am caſtiliſchen Hofe. Er ging eben damit um, auch in dieſem Königreiche wie in Aragonien eine poetiſche Akademie nach dem Muſter der barceloniſchen einzurichten, als ihn der Tod abrief. Die Quelle, aus welcher der Einfluß der provencaliſchen Poeſie auf die caſtiliſche Dichtkunſt am Hofe König Johanns erfolgte, hatte er aber geöffnet und die Nachhaltigkeit des Einfluſſes dergeſtalt geſichert, „daß die ſpaniſche Lyrik dieſer Epoche gleich ihrem Muſter recht eigentlich eine Converſations- und Hofpoeſie wurde. Die Sänger am Hofe erndteten aber Lohn und Ruhm und dichteten wohl auch oft nur, um beides zu erlangen; daher die vielen namhaft aufgeführten Dichter in den cancioneros im Gegenſatze zu der namen- und zahlloſen Schaar der Sänger unter dem Volke in den Romanceros.“ Nach dieſen Vorbemerkungen wird das Bild, welches uns die ſpaniſche Literatur zunächſt unter Johanns II. Regierung darbietet, verſtändlicher werden.

König Johann II. von Caſtilien. Seine Regierung und Stellung zur Literatur.

Wenn dieſe Regierung eine ſolche Epoche in der Geſchichte der ſpaniſchen Literatur bildet, daß damit ein neuer Zeitraum angehoben wird, ſo dürfte ſich wohl kaum umgehen laſſen, Einiges über Johann II. von Caſtilien zu ſagen, welcher in der politiſchen Geſchichte in demſelben Grade bedeutungslos erſcheint, als er in der literariſchen ausgezeichnet werden muß. Dieſe Abſchweifung in die politiſche Geſchichte belohnt ſich auch dadurch, daß ſie Manches von dem erläutert, was über die Poeten an Johanns Hofe zu melden ſeyn wird. Seinem Vater Heinrich, einem der muſterhafteſten Regenten, zu großer Freude ward Johann am 12. Mai 1405. geboren. Noch nicht zwei Jahre alt wurde er Waiſe. Denn er verlor ſeinen vortrefflichen Vater, wie vermuthet wird, in Folge ſchleichenden Giftes, welches demſelben angeblich beigebracht war, am Weihnachtsfeſte 1406. Noch vor ſeinem Tode hatte der König angeordnet, daß ſein wackerer Bruder, der ſchon mehr erwähnte Infant Ferdinand und ſeine nachmalige Wittwe Catharina die Vormundſchaft über den kleinen Johann führen ſollten. Dieſer ward auf Betrieb ſeines edeln Oheims, der damit die Verſuche, ihn ſelbſt auf den Thron zu bringen, vereiteln wollte, unverweilt zum Könige von Caſtilien ausgerufen. Dieſem feierlichen Acte flatterten die Reichsbanner. Infant und Königin traten ihr Amt in der Art an, daß jeder eine Hälfte des Reiches ausſchließlich und abgeſondert verwaltete, die Königin aber außerdem ihren Sohn zur Erziehung bei ſich behielt. Auf eine ruhmvolle und dem Reiche Caſtilien erſprießliche Weiſe ward dieſe Vormundſchaft geführt. Beide Vormünder waren in ihrer Art treffliche Leute. Allein Ferdinand wurde ſchon 1412. aus ſeinem Amte auf den Thron Aragoniens berufen und Catharina ergab ſich mehr und mehr dem Eigenſinne, der Leichtgläubigkeit und Weinliebe, welche letztere auch, wie man meint, ihren Tod herbeiführte. Wie Ferdinand der Vorgeladene aus anderm Anlaſſe wurde ſie, von nächtlichem Schlagfluſſe betroffen, am 1. Juni 1418. eines Morgens todt in ihrem Bette gefunden, nachdem ſie Ferdinanden, welcher 1416. geſtorben war, nur um zwei Jahre überlebt hatte. Der junge König war inzwiſchen ziemlich einſam, doch wiſſenſchaftlich erzogen worden und hatte eine gelehrte Bildung im Geſchmacke ſeiner Zeit

erhalten. Ein Sinn für gelehrte Streitigkeiten und eine Vorliebe für die Dichtkunst waren frühzeitig in ihm geweckt und begleiteten ihn sein ganzes Leben hindurch. Streng religiös erzogen, suchte er seinen Ruhm darin, ein guter Katholik zu seyn und den ketzerischen Secten, welche von Frankreich her im Norden seiner Monarchie sich verbreiten wollten, kräftigen Einhalt zu thun. Gelehrte, Priester und Mönche waren ihm liebe Umgebungen. Außer der Gelehrsamkeit und Dichtungen kannte er keine andere Erholungen als die Jagd und Vogelbeize. Doch war er früh ein großer Freund von Hoffesten. Allein er versäumte, Menschen- und Geschäftskenntniß sich zu erwerben. Denn von den Staatsgeschäften entfernt, verlebte er seine frühere Jugend fast ausschließlich mit seinem Erzieher Gomez Carrillo und seinem Pagen Alvara de Luna, dem Sprößlinge einer alten aragonischen Familie, der dem Könige 1408. als ein achtzehnjähriger Jüngling durch den Erzbischof von Toledo zugeführt worden war. Von Ehrgeiz erfüllt, suchte der einsichtige Edelknabe durch außerordentliche Dienstfertigkeit der Liebling seines weit jüngern königlichen Gebieters und demselben unentbehrlich zu werden. Die Königin entfernte den ihr gefährlich scheinenden Liebling ihres Sohnes, der bei Papst Benedict XIII., seinem Anverwandten, zu Avignon eine Zuflucht fand, bis es den Bitten seines königlichen Gönners gelang, bei der Mutter seine Heimberufung durchzusetzen. Erst dreizehn Jahre alt, ward Johann, sogleich nach Catharinens Tode, für mündig erklärt. Die Leitung der Staatsgeschäfte blieb gleichwohl in des Erzbischofes von Toledo Hand. Dieser verlobte seinen Herrscher auch mit des edeln Ferdinands von Aragonien ältester Tochter Marie. Bei dieser Gelegenheit gab es Turniere und andere feiernde Lustbarkeiten am heitern Hofe des Königs von Castilien, welcher damit für seinen fortan festlichen Charakter die Weihe erhielt. Den Einfluß, welchen Toledo und Luna auf den König übten, suchten der Königin Brüder, Johann und Heinrich, für sich zu gewinnen. Die Gegenanstrengungen jener führten einen lange unterhaltenen Zwiespalt herbei und die Eifersüchteleien der Granden des Reiches, die einander in jene beiden Factionen auseinandergehend aus dem durch die königliche Gunst bestehenden und geschirmten Ansehen zu verdrängen suchten, nahmen schon damals ihren beklagenswerthen Anfang. Große Feste und Lustbarkeiten verdeckten doch nicht völlig den thätigen Geist gegenseitiger Mißgunst. Ein übles Vorzeichen war es, daß Alvaro

de Luna in einem Lanzenbrechen mit Gonzalez de Quadros so gefährlich verwundet ward, daß man seines Lebens wegen in Sorgen war. Noch war König Johann II. kein Jahr im Regimente, als der Infant Heinrich, theils um sich der Schwester des Königs, Catharina, die früher seine Hand ausgeschlagen, zu versichern, theils den König selbst zu beherrschen, dessen Schloß bei nächtlicher Weile überfiel und unter dem Vorwande, diejenigen Personen, welche Johanns löblicher Regierung entgegen wären, aus dessen Nähe zu entfernen, den überraschten Johann nebst seinem Günstlinge Alvaro de Luna aufhob und gen Segovia entführte. Heinrichs Bruder, der Infant Johann, rüstete Truppen, angeblich zur Befreiung des Königs, seines Vetters, wobei er indeß keine bessere Absicht hatte, als sein Bruder Heinrich, den er nur in der Beherrschung des jungen Königs abzulösen bezweckte. Heinrich übte eine solche Gewalt über den königlichen Pflegling, daß dieser in einer zum Scheine veranstalteten Versammlung der Großen in einer Kirche von seinem Throne herab seine Entführung und die wider ihn verübten Gewaltthätigkeiten gut hieß. Doch ward ihm die Beschränkung, worin Heinrich, der endlich doch seine Vermählung mit Catharinen durchgesetzt hatte, ihn zu halten für gut fand, von Tage zu Tage unerträglicher. Unter dem Vorgeben, auf die Jagd gehen zu wollen, entfloh er eines Morgens mit Alvaro de Lunas Beistande und erreichte, nachdem er theilweis auf einem Bauernpferde die Flucht fortgesetzt hatte, das Schloß Montalvan, von wo aus er den Infanten Johann und den Erzbischof von Toledo auffordern ließ, ihm zu Hilfe zu eilen. Inzwischen ward der König in diesem Castelle durch seine eigenen, von Heinrich angestifteten Magnaten belagert. Heinrich hob die Belagerung auf, da er sich überzeugte, seinem Bruder Johann, welcher zum Entsatze des Königs heranzog, nicht Stand halten zu können. Der König wußte sich nun der Eifersucht der Brüder auf die Herrschaft so geschickt zu bedienen, daß sie bei immerwährenden Händeln einander im Schach halten mußten und er ihrer Herr wurde, wobei allerdings Alvaro de Luna das Beste thun mußte. Endlich gerieth der immerfort intriguirende Heinrich selbst in König Johanns Hände, der nun die Wiedervergeltung für das erfahrene Unrecht übte und den Infanten während er selbst häufig bankettirte, turnirte und die Dichtkunst feierte, mehre Jahre gefangen hielt, bis Infant Johann, inzwischen zum Könige Navarras erhoben, seinem Bruder wieder die Freiheit verschaffte. Alle

dieſe und andere Händel hielten das Reich in fortwährender politiſcher Erſchütterung. Bald aber verletzte Alvaro de Lunas ſteigender Einfluß die caſtilianiſchen Großen, welche unaufhörliche Ränke des Ehrgeizes und Neides ſchmiedeten und den König zwangen, ſeinen Günſtling und deſſen Creaturen von ſich zu laſſen. Er nahm des Königs Achtung und Liebe mit in ſein Exil und unterhielt einen täglichen Briefwechſel mit demſelben. Alle Anordnungen des Königs, durch die neuen Würdenträger die Ruhe und Sicherheit ſeines Landes herzuſtellen, halfen nichts. Die neuen Günſtlinge beobachteten einander mit Mißtrauen und ſo geſchah für das Reich gar nichts. Von Bewegungen unter dem Adel, Aergerniſſen, Todtſchlägen, gegenſeitigen Befehdungen und Unbillen vernahm man allenthalben. Das Volk erlitt unerhörte Drangſale. Die Heerſtraßen waren mit Räubern bevölkert. Täglich ward über ſolche Verhältniſſe der König mit Klagen beſtürmt und ſelbſt ſeine neuen Räthe, des verbannten Günſtlings ärgſte Feinde, erkannten die Nothwendigkeit der Rückberufung Alvaro de Lunas, welcher allein ſolchen Uebeln zu ſteuern für fähig gehalten wurde. Mit beſonderer Feierlichkeit war der alte Günſtling eingeholt, der Niemanden willkommener war, als ſeinem königlichen Freunde. Turniere, Ringelrennen, Bälle und Gaſtmale belebten nun wieder bei jeder Gelegenheit den Hof von Caſtilien und gaben den Hofdichtern zahlreiche Anläſſe, ihre Talente glänzen zu laſſen. Allein gänzlich vermochte auch Alvaro de Luna den heilloſen Verwirrungen nicht Einhalt zu thun, welche nach Innen und Außen ſeine beſtändige Aufmerkſamkeit forderten und in Anſpruch nahmen. Die großen Kriegsrüſtungen, welche König Johann unternommen, um verheißenermaßen Mahomed Linkehand wieder auf den Thron von Granada zu ſetzen, war Caſtilien gegen Aragon und Navarra zu wenden genöthigt, deren Könige einen Ueberfall gegen erſteres im Schilde führten. Während dieſes Krieges, in welchem Alvaro de Luna ſeinem Herrn ſehr nützlich wurde und manche Vortheile errang, glückte es Mahomed Linkehand ſich wieder auf den Thron von Granada zu ſchwingen. Da Mahomed es mit dem Könige von Aragonien wider ſeinen Wohlthäter Johann hielt, ſo überzog ihn dieſer mit Krieg. Die Granadiner erlitten nach mancherlei nachtheiligen Gefechten eine entſetzliche Niederlage bei Caveça de los Ginetes. Alvaro de Luna war auch in dieſem Kriege dem Könige ein ſehr nützlicher Feldherr. Die Verſuche, denſelben bei ihm zu verdächtigen, dauerten fort und ver-

mehrten ſich. Obgleich Johann ſich Granadas nicht bemeiſtern konnte, hatte er doch Einfluß genug, Mahomed zu entthronen und Muley an deſſen Stelle zum Könige von Granada zu machen. Dieſer lebte aber nicht lange. Nach ſeinem Tode (1432.) nahm Mahomed Linkehand den verlaſſenen Thron wieder ein. Johann hatte nun wieder mit ihm zu ſchaffen; gleichzeitig dauerten die Empörungen und Verſchwörungen der Großen, die Abfälle und Wiedervereinigungen, ſo wie die Händel mit Aragon und Navarra fort und unterhielten eine beſtändige Unruhe. Der Connetable von Toledo ſchlug die Mauren mehrmals und zuletzt mit großem Erfolge bei Guadix, während des Connetable Alvar de Luna Gemahlin zu Madrid von einem Sohne entbunden wurde, deſſen Taufe der König aus Dankbarkeit gegen den Vater mit prächtigen Hoffeſten feierte, an denen es auch nicht fehlte, als der König in Soria mit ſeiner Schweſter, der Königin von Aragon, zuſammentraf, um wegen des Friedensſchluſſes zu unterhandeln. Der Krieg mit den Mauren, welcher ſich mit den Feindſeligkeiten gegen Aragon deſſenungeachtet immer fortſpann, koſtete auch dem Grafen Heinrich von Niebla das Leben, welcher bei einem Verſuche zur Einnahme von Gibraltar zur Ebbezeit in der unvermuthet wiederkehrenden Fluth ſeinen Tod fand [1]). Endlich kam im Jahre 1436. der Friede zwiſchen Caſtilien, Aragon und Navarra zu Stande. Alvaro de Lunas Glücksſtern ſchien nun den höchſten Stand erreicht zu haben. Des Königs Freigebigkeit und Huld gegen dieſen Liebling kannte keine Gränzen. Die Verlobung des jungen Kronprinzen mit Blanca von Navarra, welche im Friedensſchluſſe verabredet war, gab zu abermaligen prächtigen Hoffeſten die Veranlaſſung. Die Unruhen unter dem mißvergnügten Adel dauerten fort und kamen zum weitergreifenden Ausbruche, als der König den Seneſchal Pedro Manrique verhaften ließ. Dieſer entfloh und wußte den Haß des Königs von Navarra und deſſen Bruders, des Infanten Heinrich, gegen den mächtigen Alvaro de Luna zu erregen. So verſtärkte ſich die Parthei der Mißvergnügten von Tage zu Tage und der Infant Heinrich hielt ſich unverhohlen zu derſelben. Alles hatte einen kriegeriſchen, rebelliſchen Anſtrich. Einigen Mönchen gelang es endlich, die Mißvergnügten (1439.) mit dem Könige zu vergleichen, wobei ſich der König entſchließen mußte, ſeinen Günſtling auf ſechs Mo-

1) Cf. unten die betreffende Epiſode aus Juan de Menas: laberinto.

nate zu verbannen und inzwiſchen keinen Verkehr mit ihm zu unterhalten. Die Anſprüche und Widerſetzlichkeiten der Mißvergnügten, ſo wie die Kleinkriege der Granden unter einander, dauerten fort und man ſuchte den alten Günſtling auch in der Verbannung noch weiter zu ſtürzen. Ein Intermezzo beliebter Art bildeten wieder die Feſte, Bälle, Turniere und Ringelrennen, welche (1440.) bei Hofe Statt fanden, als die wirkliche Trauung des Kronprinzen Heinrich und Blancas von Navarra vollzogen ward. Der neue Gemahl wurde ſogleich von den Mißvergnügten wider den Alvaro de Luna aufgehetzt, den der König von Aragon und ſein Bruder immer noch verfolgten. Unter den Augen König Johanns rüſteten ſich Alvaros Feinde zum Angriffe und dieſer ſelbſt zur Gegenwehr. Auf des Königs Betrieb ward der drohende Partheienkampf für dieſes Mal noch abgewendet, um bald darauf als wirklicher Krieg von Neuem auszubrechen. Nun trat der König ſelbſt thätig dazwiſchen und auf Alvaros Seite. Es ward verſchiedentlich gekämpft. Die Mißvergnügten blieben meiſt im Vortheile und Johann ſah ſich zu einem Vergleiche (1441.) genöthigt, in welchem er ſich anheiſchig machen mußte, den Günſtling ſechs Jahre weder zu ſehen noch zu ſprechen oder ihm zu ſchreiben und an einem beſtimmten Orte zu weilen. Der König, welcher ſich in den Händen ſeiner ſchlimmſten Feinde, ſeiner Gemahlin, ſeines Sohnes, des Königs von Navarra und des Infanten Heinrich befand, mußte ſeinerſeits Alles gut heißen. Alvaro de Luna ſuchte durch Stiftung von Uneinigkeit unter den Mißvergnügten ſeine eigene Sache zu beſſern, erzielte aber, da man dieß bemerkte, nur den Erfolg, ſeine Feinde deſto ſtärker gegen ſich verſchworen zu ſehen, um ſeinen völligen Untergang herbeizuführen. Namentlich beunruhigte Alvaros Feinde als ein Zeichen fortwährender Freundſchaft des Königs der Umſtand, daß im Jahre 1443. Johann und ſeine Gemahlin einen neugebornen Sohn des Connetables über die Taufe hielten. Die Folge davon war, daß die Anhänger, welche Alvaro noch am Hofe zählte, von der Gegenparthei vollends beſeitigt und der König durch aufgedrungene Hofbediente, welche lediglich im Intereſſe der Aragonier und des Kronprinzen wirkten, in ein Verhältniß gerieth, welches von einer peinlichen Gefangenſchaft ſich durch nichts Anderes als den Namen unterſchied. Die Verſuche, durch treu gebliebene Anhänger ſich dieſer ſchimpflichen Haft zu entziehen, hatten nur feindſeliges Schalten der auswärtigen Infanten in ſeinem Lande zur Folge.

So z. B. bemächtigte sich der Infant Heinrich von Aragon des ganzen Andalusiens. Durch Alvaro von Luna, welcher auch aus der Ferne durch den Bischof von Avila wirksam war, wurden dem Kronprinzen endlich die Augen geöffnet über das unwürdige Verhältniß, in welchem er sich zu den Feinden seines Vaters befand und er machte Anschläge, demselben die Freiheit wieder zu verschaffen. Darüber gerieth er mit den Mißvergnügten in kriegerische Händel, welche manche Züge, Belagerungen, Treffen, Landesbesitznahmen und unzählige andere unersprießliche Wechselfälle und Verwirrungen nach sich zogen, aber doch die Folge hatten, daß König Johann II. freie Hand bekam, selbst an die Spitze seiner Krieger trat und sich mit seinem Günstlinge wieder vereinigte. Bei Olmedo erfocht der König, welcher in Gemeinschaft mit seinem Kronprinzen und Alvaro sein Heer befehligte, am 19. Mai 1445. einen glänzenden Sieg. In der Schlacht ward der immerwährende Ruhestörer Infant Heinrich von Aragon an der Hand verwundet. Die Vernachlässigung dieser Wunde hatte seinen Tod zur Folge. Die Art, wie der König seinen Sieg benutzte, mißfiel dem Kronprinzen und dieser entwich sammt seinem Günstlinge Pacheco heimlich seinem Vater, um sich mit den Mißvergnügten aufs Neue zu vereinigen. Inzwischen war dem Könige Johann sein Günstling dadurch höchst mißfällig geworden, daß Alvaro die Verwegenheit begangen, ohne daß der König selbst davon wußte [1]), eine Vermählung zwischen letztern und einer portugiesischen Infantin abzuschließen. Doch war der König, welcher seinem Günstlinge einmal nichts versagen konnte und sich auch wider Willen in die Vermählung fügte, so gutmüthig, seine Wahl zum Großmeister des Ordens von San Jago zu Stande zu bringen. Inzwischen dauerten die Versöhnungen und Veruneinigungen des Prinzen und Königs abwechselnd fort, so daß ein Zustand der Ruhe doch eigentlich nie eintrat, zumal mit Navarra neue Irrungen ausbrachen und Kriegszüge herbeiführten, wobei die mißvergnügten Magnaten immer die Parthei von des Königs Feinden ergriffen. Der König, welcher sich überzeugt haben wollte, daß alle Zerrüttungen im Reiche durch Alvaro de Lunas Schuld entstanden, ward unter Zustimmung seiner neuen Königin insgeheim bei sich Rathes, den Günstling von sich

1) Er war durch den Tod seiner Gemahlin Maria unlängst Wittwer geworden.

durchaus zu entfernen, wozu er fortan nur eine günstige Gelegenheit abwartete, während mehre Jahre hindurch die Unruhen im Innern und die Feindseligkeiten mit den Nachbarn ihren ununterbrochenen Fortgang hatten, wobei sich Johann fortwährend der Dienste des Großmeisters von San Jago gebrauchte, die er doch nicht füglich entbehren konnte. Der Großmeister zeichnete sich dabei durch ritterliche Großthaten aus, z. B. bei der Belagerung von Palenzuela (1451.). Die Vorsicht dieses Mannes vereitelte mehrfach beabsichtigte Verhaftungen, so wie der König aus Schwäche und Vorliebe für den Günstling seinem Vorhaben immer wieder zeitweise untreu ward. Doch zog sich das Ungewitter, wie selbst Alvaro nicht verkannte, immer näher über seinem Haupte zusammen, indem seiner Feinde Zahl und deren Einfluß beim Könige sich von Tage zu Tage vermehrten. Obwohl er die Gefahr deutlich erkannte, so entzog er sich doch entweder aus Ehrgeiz oder aus Furcht, dadurch ein Zugeständniß seiner Schuld abzulegen, weder dem Hofe noch dessen fortgesetzten Festlichkeiten. Doch rüstete er sich insgeheim und entledigte sich auf grausame sogenannte mittelalterliche Art durch Hinabsturz von einem hohen Thurme des Alfonso von Vivero, seines Hauptfeindes und neuen Vertrauten des Königs, welcher verderbliche Ränke wider ihn schmiedete. Der König hatte bereits vorher dem Alvaro von Zuñiga die Gefangennehmung des Großmeisters mit den Worten: „Der Stern, der einst die Magier des Morgenlandes leitete, sey auch dein Führer," aufgetragen. Nun aber gebot er diesem Vollstrecker seines Willens, sogleich nach Burgos aufzubrechen. Unter dem Rufe: Castilien! Castilien! Freiheit für den König! umzingelte Zuñiga mit seinen Leuten des Großmeisters Haus. Dieser vertheidigte sich Anfangs, ergab sich aber nachmals auf eine schriftliche Zusicherung des in der Nähe befindlichen Königs: weder seinem Leben noch seiner Ehre ungerechter Weise einen Nachtheil zuzufügen, dem Zuñiga. Dessenungeachtet bemächtigte sich Johann der Schätze des Großmeisters und ließ ihn selbst nach Portillo bringen, um ihm dort den Prozeß zu machen. Zwölf Rechtsgelehrte und die Herren des königlichen Rathes erkannten einhellig auf des Großmeisters Tod, nachdem der König die Richter einen Eid hatte ablegen lassen, in Allem den Vorschriften des Rechtes gemäß sich zu erweisen. Er bestätigte das Urtheil. Während Alvaro nach Valladolid geführt und dort zum Tode vorbereitet ward, kämpfte der König mit der Erinnerung der außer-

ordentlichen Dienſte, welche jener ihm geleiſtet und der Verſicherung, welche er ihm gegeben. Zweimal rief er ſeinen Oberceremonienmeiſter zu ſich und gab demſelben ein verſiegeltes Papier, um es dem Wächter Alvaros zu überbringen. Eben ſo oft aber rief er jenen mit den Worten zurück: Nein, laſſet es hier, laſſet es hier, wobei er ſich rathlos auf ſein Bette warf. Der Großmeiſter ward daher zum Tode geführt. So oft der begleitende Herold das Todesurtheil verkündigte, ſagte Alvaro, dem zwei Mönche zur Seite waren, mit andächtigem und ſtandhaftem Herzen: Ich verdiene noch mehr mit meinen Sünden. Auf der Henkersbühne angelangt, verehrte er das Crucifix, legte ſich die Kleider ſelbſt zurecht und löste ſich von der Bruſt ein Band ab, womit der Scharfrichter ſeine Hände zuſammenband. Hierauf legte er ſich auf ein ſchwarzes Tuch nieder und empfing den Dolchſtoß in die Gurgel, worauf ihm der Kopf abgehauen ward. So fiel am 7. Juni 1453. der einſt ſo allmächtige Günſtling des Königs von Caſtilien, wenn auch von Ehrſucht und Habgier nicht frei und in Ränken nicht minder bewandert als andere hohe Herren ſeiner Zeit, doch ein vielfach bewährter Diener ſeines Herrſchers, ein Opfer des Haſſes und der Eiferſucht ſeiner Neider zum Beiſpiele. Ein tiefer Schmerz durchdrang die zahlloſen Augenzeugen ſeines Todes; kein Auge blieb trocken. Das zur Stiftung von Seelenmeſſen für Alvaro unter den Zuſchauern ſeiner Hinrichtung geſammelte Almoſen fiel daher über alle Maaßen reichlich aus. Die Erwartung der Wiederkehr der Ruhe und Eintracht, welche der König an Alvaros Tod geknüpft, ging nicht in Erfüllung. Die Großen frevelten ſeitdem nur noch unverſchämter. Es zeigte ſich, daß der Günſtling keineswegs die alleinige oder auch nur die vornehmſte Urſache der Zerrüttungen im Reiche geweſen war. Unter bittern Thränen erkannte dieß der König. Nur dreizehn Monate überlebte er ſeinen Freund. Mit verdrießlichen Händeln aller Art war die Zwiſchenzeit für ihn gefüllt. Seinen baldigen Hintritt am 21. Juli 1454. betrachteten die Zeitgenoſſen als eine Strafe für die Verletzung der dem Gerichteten gemachten Zuſagen, und als eine Lehre für die Könige, ihre Verſprechungen, ſo weit es ohne Beleidigung Gottes möglich, zu erfüllen. Sonſt war König Johann von Natur fromm und gottesfürchtig, aber ſchwach und für den leiſeſten Eindruck empfänglich und dadurch beſtimmbar. War er politiſch und von Seite ſeines Menſchenwerthes betrachtet eine unbedeutende Perſönlichkeit

und verdient er von dieſem Geſichtspunkte aus keine ausführlichere Erwähnung am wenigſten in einer ſpaniſchen Literaturgeſchichte, ſo wird das unverhältnißmäßig lange Verweilen bei ſeiner Regierungsgeſchichte doch durch dasjenige, was er für die Wiſſenſchaft und Kunſt war, gerechtfertigt. Die Erzählung ſeiner politiſchen Erlebniſſe iſt deßhalb lehrreich, weil ſie erkennen läßt, wie ſelbſt in Zeiten, welche alle Keime und Regungen geiſtigen Lebens erdrücken und ausrotten zu müſſen ſcheinen, die einmal erſchloſſene Macht des überſinnlichen Lebenstriebes, wenn er eine auch noch ſo beſchränkte Freiſtatt findet, ſich wuchernd durch alle Mißſtände Bahn bricht und dem grünenden Epheu gleich die politiſchen Zerwürfniſſe und Ruinen mit der Farbe des hoffnungsvollen Lebens umziehet und überkleidet. Sein Zeitgenoſſe, Perez Guzman, meldet vom Könige Johann: Er hörte mit Vergnügen gelehrte Leute und war ſehr aufmerkſam auf das, was ſie ihm ſagten. Er verſtand die lateiniſche Sprache und wußte dieſelbe zu reden. Er las ſehr viel und war ein großer Liebhaber von Büchern, beſonders von geſchichtlichen. Er hörte auch gern Gedichte leſen und bemerkte die Fehler derſelben.“ Johanns Leibarzt, Fernan Gomez de Cibdad Real, ſagt von ihm, daß er nicht nur an der Poeſie Geſchmack gefunden, ſondern auch zu ſeinem Vergnügen ſelbſt Verſe gemacht, wie man aus einigen Verſen Juan de Mena's erſehe, die der König ſelbſt verbeſſert habe. Dieſes Intereſſe für Wiſſenſchaft und ſchöne Kunſt wird bei denen, welche für die Evolutionen und Entwickelungen im geiſtigen Leben der Völker Theilnahme empfinden, das Andenken Johanns in dankbarer Erinnerung leben laſſen, wenn ſie auch politiſcher Weiſe ſeine Regierung ſehr übel beurtheilen müſſen. Und doch gibt auch ſie den Herrſchern bewegter Zeitalter eine wichtige politiſche Lehre. Von jeher ſind aus der Liebe der Künſte und Wiſſenſchaften, wo dieſelben von den Thronen herab Schutz und Pflege fanden, den Herrſchern Blumen und Früchte erwachſen, welche ihnen in der Gegenwart die rauhe Mühſamkeit ihrer politiſchen Laufbahn verſchönt und erheitert, in der Folgezeit und unter den Nachkommen aber eine gewiſſe Gunſt zugewendet und Verzeihung für politiſche und menſchliche Schwächen ausgewirkt haben. Selbſt ihre Zeitgenoſſen, welche die Folgen ihrer Fehler mit zu verbüßen hatten, haben ſich oft ſchon zu einer gleichen Nachſicht bequemt. Kaum aber iſt für irgend einen andern Regenten dieſe Frucht des Intereſſes für

Kunſt und Wiſſenſchaft ſo ſchnell und reichlich erwachſen, als für Johann II. von Caſtilien. Gelang es dieſem ſchwachen Regenten, ſich auf einem Throne zu erhalten, welchen Kriegsgefahren von Außen und Zerwürfniſſe von Innen immerwährend bedroheten, ſo verdankte er ſolches unbezweifelt dem Schutze, welchen er der Entwickelung des geiſtigen Lebens der Nation an ſeinem Hofe gewährte. Dieſe Thatſache verſchaffte ihm die Achtung ſeiner Feinde, wendete ihm die Freundſchaft und Treue mächtiger Anhänger zu und bewahrte ihm in ſtürmiſcher Zeit die Liebe ſeiner Unterthanen. Man kann ſagen, daß die Muſe ihm noch vertheidigte, was die Waffen ihm nicht mehr zu erhalten vermochten. Die Vereinigung mehrer der angeſehenſten Granden, welche einen poetiſchen Hof um den König bildeten und durch die Liebe gleicher Studien und Beſchäftigung zu treuem Ausharren bei ihrem Herrſcher beſtimmt wurden, übte den mächtigſten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Nicht leicht (ſagt Bouterwek ſehr richtig) wird man in der Geſchichte der Staaten und der Literatur einen ähnlichen poetiſchen Hof von mächtigen Rittern um einen zwar gelehrten, aber ſchwachen König in einem Zeitalter der bürgerlichen Unruhen finden. Dieſes Phänomen beweiſet alſo die Gewalt des poetiſchen Geiſtes, den ſelbſt der politiſche Factionsgeiſt, der zu allen Zeiten unpoetiſch und damals beſonders mächtig war, nicht unterdrücken konnte.“ Den Geſchmack an poetiſcher Beſchäftigung, welcher ihn, wie Cibdad Reals obige Bemerkung beweist, zu eigenen Compoſitionen bewegte, theilte der König allen ſeinen Umgebungen mit. Da nach dem Begriffe damaliger Zeit die Dichter auch Gelehrte ſeyn mußten, Gelehrte aber hauptſächlich Anwartſchaft auf hohe Staatsämter hatten, ſo war den Dichtern bei Hofe eine glänzende Laufbahn geöffnet. Geſandtſchaften und hohe Ehrenpoſten lohnten den Hofdichtern ihre Anhänglichkeit an den König, ſeine Perſon und ſein Intereſſe. Das Dichten ward an dieſem Hofe zur förmlichen Leidenſchaft, ja zu einer Art epidemiſchen Krankheit und zu einer fixen Vorſtellung bei allen denen, welche der Gunſt deſſelben ſich zu erfreuen wünſchten. So ward der Hof gewiſſermaßen eine poetiſche Schmiede der caſtilianiſchen Sprache. Fleißig in der Leidenſchaft und der Hitze des poetiſchen Feuers geglühet ward ſie immerwährend auf dem Ambos der Metrik bearbeitet und mit der Feile des guten Geſchmackes von dem alterthümlichen Roſte geſäubert, welcher ihr etwa noch anhing,

um wohl zubereitet den Glanz, die Majeſtät, die Zierlichkeit und vornehme Haltung anzunehmen, die das goldene Zeitalter der Literatur von ihr forderten. Unter den 140 Poeten [1]), welche das einzige, bei weitem noch nicht vollſtändige Liederbuch des Hernando del Caſtillo aus dem fünfzehnten Jahrhunderte aufführt, gehören die meiſten dem Hofe Johanns des II. an. Selbſt der mächtige Connetable und Großmeiſter Alvaro de Luna [2]) ließ ſich herbei, der Muſe in Reimſpielen ſeinen Tribut zu bringen. So glich Johanns Regierung bei allem politiſchen Jammer, welcher ihr anhing und nachfolgte, der Sonne im Mittage nach langem Froſte, wenn ſie der ganzen Schöpfung belebenden Odem einflößt und das ſtockend geweſene Leben überall zu Tage fördert. Der Geiſt, welchem er, wenn er denſelben auch nicht geweckt, doch mächtigen Vorſchub geleiſtet, blieb das ganze Jahrhundert hindurch wach und thätig. Seine Wirkſamkeit äußerte ſich noch weit in die Regierung der katholiſchen Majeſtäten hinein, ja bis zum Anfange der neuen Aera, welche für die ſpaniſche Literatur unter ihrem Enkel anhub. Er iſt der Geiſt dieſer Epoche der ſpaniſchen Literatur überhaupt.

Poetiſcher Hof König Johanns II. — Der Marquis von Villena und ſeine Werke.

Die am meiſten hervorragenden Namen, welche an Johanns Hofparnaſſe berühmt wurden, waren aber die Marquiſe Don Enrique de Villena und Don Iñigo de Santillana, Juan de Mena und Jorge Manrique. Der Marquis von Villena, welcher, 50 Jahre alt, ſchon 1434. ſtarb, hatte freilich ſeine Bildungszeit ſchon beſchloſſen, ehe Johanns Regierung auf die Poeſie einen Einfluß üben konnte. Er war gewiſſermaßen der Erbnehmer von des Prinzen Juan Manuel geiſtiger Verlaſſenſchaft und Organ der Uebertragung des poetiſchen Sinnes aus einem in das andere der

---

1) Clemencin geht in ſeinem Eifer zur Feier der katholiſchen Königin zu weit, wenn er in ſeinem claſſiſchen elogio historico derſelben, die meiſten Dichter des cancionero general der Regierung dieſer Königin, wenn auch nur deren Anfängen zu vindiciren, unternimmt. Brinkmeiers ähnliche Aeuſſerungen, S. 263. ſind wie das Meiſte deſſen, was er über Iſabella ſagt, wörtliche Verdeutſchungen von Bruchſtücken aus Clemencins elogio.

2) Cf. Sanchez Coleccion Band I. S. 11.

beiden Zeitalter, an deren Gränze er ſich geſtellt fand. Gewiſſenhaft hat er ſeine Pflicht erfüllt, der Neuzeit das zu überliefern, was die ſcheidende Zeit als geiſtige Errungenſchaft bei ihm niedergelegt hatte. Abgeſehen von der ihm zugeſchriebenen, vielleicht nur beabſichtigten Einführung der jeux floraux am Hofe von Caſtilien, welche an und für ſich jedenfalls ohne erhebliche Folgen auf die caſtilianiſche Poeſie geblieben ſeyn dürfte, macht er durch ſeinen perſönlichen Einfluß auf den Gang, welchen die Bildung der poetiſchen Kunſt nahm, Epoche. Er wird nicht nur als Verfaſſer einer unten zu erwähnenden dramatiſchen Compoſition genannt, die zu Saragoſſa wirklich zur Aufführung gekommen ſeyn ſoll, ſondern auch als Ueberſetzer des Dante und als Dichter eines unter dem Namen: „Die Arbeiten des Herkules" (cf. Sarmiento §. 777.) bekannten Werkes, von welchem aber neuerdings zweifelhaft geworden, ob es wirklich von Villena herrührte und nicht etwa nur ein poetiſches Werk über den bezeichneten mythologiſchen Gegenſtand iſt. Auch die neue Rhetorik des Cicero, welche de oratore betitelt iſt, überſetzte er ins Spaniſche. Dieſe Ueberſetzungen ſind nicht auf die Nachwelt gekommen, wohl aber die von Virgil's Aeneïde [1]). Die etwaige Neugierde meiner Leſer zu befriedigen, mag hier der Anfang dieſer caſtilianiſchen Aeneïde einen Platz finden: Yo Virgilio en versos cuento los fechos de armas y las virtudes de aquel varon, que partido de la Troyana region y ciudat, fuidizo vino primero por fatal influencia à las de Italia partes, à los puertos, siquier riberas o fines del Reyno de Lavinia; por muchas tierras y mares aquel trabajado, si quier traido, afanosamente por la fuerza de los Dioses, mayormente por la ira recordante de la cruel Juno, el qual pasò muchos peligros, y padecio muchas afrentas en batallas, en tanto que se disponia la edificacion de la Romana ciudat, y se introducia la religion de los Dioses en Italia. Außerdem iſt noch ein alter Auszug aus der „gaya ciencia o arte de trobar" vorhanden, welchen Mendibil und Silvela den erſten Embryo einer caſtilianiſchen Poetik nennen. Er ſchrieb dieſelbe zur Unterweiſung des Marquis von Santillana, ſeines ſehr gelehrigen Schülers, in allen Wiſſenswürdigkeiten. Es ſoll davon noch

1) Sarmiento läßt ihn nur (§. 776.) die drei erſten Bücher dieſes Gedichtes commentiren.

weiter die Rede seyn. Villenas literarische Celebrität vermochte aber doch nicht, ihm das glänzende Loos zu bereiten, auf welches er schon durch seine Geburt als Abkömmling der Könige von Aragon und Castilien Anspruch zu haben schien. Woher Sismondi die auch von Rosenkranz in seiner allgemeinen Geschichte der Poesie III. S. 37. wiederholte Bemerkung entnommen, daß Villena jene beiden Reiche während der Minderjährigkeit ihrer Herrscher regiert habe, ist mir nicht bekannt. Die mir zugänglich gewesenen spanischen Quellen wissen davon wenigstens nichts und lassen sehr deutlich erkennen, daß es dem gelehrten Marquis in seinem äußern Leben meistens übel ergangen ist. Die Ritter von Calatrava, deren Großmeister er für Hinweggabe seiner Grafschaft Cangas geworden war, entsetzten ihn seines Amtes; mit seiner Gemahlin lebte er in steter Uneinigkeit; lange Zeit plagte ihn die Gicht; an Mangel hatte er nicht selten zu leiden, die öffentliche Meinung, welche ihn als Zauberer bezeichnete, war ihm auch nicht günstig und die Geistlichkeit, der sein Wissen nicht wenig häretisch vorkam, war ihm noch minder freundlich gesinnt. Er soll von derselben selbst Verfolgungen wegen seines verdächtigen Glaubens erfahren haben. Gewiß ist es, daß seine Bücher, als er gestorben war, eine scharfe Inquisition zu bestehen hatten. Der schon genannte Leibarzt Johanns II., Fernan Gomez de Cibdad Real schreibt darüber sogleich nach Villenas Tode an Juan de Mena Folgendes: „Alle seine Wissenschaft vermochte den Marquis nicht vor dem Tode zu sichern, so wenig als ihm sein oheimliches Verhältniß zum Könige vor dem Rufe eines Zauberers hatte schützen können. Dem Könige ist sein Tod sehr nahe gegangen. Don Enriques Wissen war so groß, daß er Allen damit aushelfen konnte. Niemand aber war, der sein eigenes Wissen hätte ergänzen können. Zwei Wagen sind mit den Büchern, welche er nachließ, voll geladen. Weil die Rede ging, daß sie von Zauberei und andern Künsten handelten, deren Studium nicht wohl thut, befahl der König, daß sie in die Wohnung des Pater Lope (Lupo) de Barrientos[1]) gebracht würden. Bruder Lope, welcher für nöthiger hält, um den Prinzen bemühet zu seyn, als sich zum Revisor von Zauberdingen herzugeben, ließ über hundert von den Büchern verbrennen, von welchen er eben so wenig gesehen

1) Bischof von Avila und Cuenca. Er wird uns weiterhin als Ge-

hat, als der König von Marocco und eben so wenig verstanden, als der Dechant von Ciudad Rodrigo. Denn es gibt zu jetziger Zeit Viele, welche sich dadurch gelehrt machen, daß sie Andere zu Narren und Zauberern stempeln; das schlimmste aber ist, daß sie sich selbst selig sprechen, andere aber als Hexenmeister verdammen. Dergleichen Schmach des Geschickes hat der treffliche Ehrenmann aber nicht allein erfahren. Viele andere werthvolle Bücher blieben in Bruder Lopes Händen zurück, welche weder verbrannt noch herausgegeben werden, wenn ihr nicht etwa mir einen, dem Könige vorzeigbaren Brief schreibt, daß ich Seine Majestät um einige Bücher des Marquis für euch bitten solle. So werden wir die Seele Bruder Lopes von einer Sünde befreien und Don Enriques Seele wird sichs zum Ruhme anrechnen, daß derjenige nicht sein Erbe wird, der ihn in den Ruf eines Hexenmeisters und Zauberers gebracht hat." Wenn Villemain hiezu die Bemerkung macht: vous voyez, dès cette époque, commencer en Espagne la lutte rénouvellée au XVIII^mo^ siècle [1]) entre quelques nobles éclairés et l'esprit étroit et persecuteur des moines. Villena est le dévancier d'Olavides, so hat er, ohne es zu wissen oder zu wollen, die vorsichtigen Herrn patres schon sehr entschuldigt für ihre Angst, welche in der Erleuchtung, die Villena seiner Zeit bescheeren wollte, schon die Keime derjenigen verderblichen Aufklärung gewahr wurden, die ihren spätern Ordensbrüdern sogar die Existenzberechtigung abschnitt. Erinnert man sich dessen, was bei der Würdigung von Ayalas literarischem Streben über diese Richtung, welche so leicht mit einem Abfalle von den positiven Wahrheiten der christlichen Offenbarung endigt, beigebracht worden, so wird man die Scheu der Geistlichkeit, solchen Studien und deren Erfolgen einige Anerkennung zu schenken, wohl begreifen und milder beurtheilen. Man wird bei unbefangener Beherzigung

---

lehrter in einem bessern Lichte erscheinen. Der rationalistische Leibarzt des Königs läßt seinem Zorne wider den tüchtigen Mann wohl zu sehr den Zügel schießen. Er hat aber an den Prälaten mehre Briefe geschrieben, in welchem er diesem gegenüber eine ganz andere Gesinnung zur Schau trägt, als er in diesem vertraulichen Erguße gegen Mena blicken läßt.

1) In diesem hielt deßhalb auch Pater Feijoo im VI. Bande seines Teatro Critico Universal dem Marquis eine ausführliche Schutzrede, in welcher er den Makel eines Zauberers von der Person seines Schützlings abzuwaschen sich bemühet, wobei er viel Verstandeswasser verschüttet.

des wirklichen Herganges auch der lächerlichen Erbitterung ſich leicht erwehren, womit die Vernunftterroriſten, welche in der neuern Hiſtoriographie ihr Weſen treiben, ſolche inſtinktmäßige Nothwehren der Geiſtlichkeit gegen einſeitige Verſtandesrichtungen zu brandmarken pflegen. Zu einem gefährlichen Werkzeuge konnte dieſe noch zum Theil unbewußte Tendenz in der Hand eines Villena wohl nicht werden, in deſſen Seele noch eine naive Verwirrung der Grundbegriffe ihren Sitz hatten, welche eine gewiſſe Unſchuld in ſich beſchloß. Erkennen läßt ſich dieſe aus der Kürze ſeiner Einſicht hervorgehende Unbefangenheit auch aus dem Auszuge, welcher von ſeiner Poetik noch vorhanden iſt und von dem ich jetzt ſprechen werde. „So groß iſt, wie Villena, der die[1]) Dichtkunſt erklärlicher Weiſe eine Wiſſenſchaft nennt, ſich äußert, der Nutzen dieſer Kunſt für das bürgerliche Leben, indem ſie Müßiggang verbannt und edle Gemüther in rühmlicher Forſchung beſchäftigt, daß auch die übrigen Nationen Verlangen und Bemühungen äußerten, bei ſich eine Schule dieſer Wiſſenſchaft zu erhalten; und ſo ward dieſelbe über die Erde in verſchiedenen Gegenden verbreitet.“ Schon dieſe ſpießbürgerliche Anſicht über den Zweck der Poeſie, ein gewöhnliches Annexum des flachen Rationalismus, läßt in dieſer villenaſchen Poetik keine tiefen Aufſchlüſſe über das Weſen der „fröhlichen Kunſt“ vermuthen. Sie iſt denn auch nur eine Poetik in einem ſehr beſchränkten Sinne. Villena richtet ſeine Abhandlung, wie er ſagt, deßhalb an den Marquis von Santillana, weil dieſer Geſchmack an ſeinen Compoſitionen gefunden und ſelber dichteriſche Verſuche zum Beſten gegeben habe, die ſchon weit verbreitet und geleſen würden. „Aus Mangel der fröhlichen Kunſt, ſagt Villena, vermögt ihr in die Hörer eurer Werke nicht die trefflichen Eingebungen auszugießen, welche Natur der heitern Anmuth eures Genies in derſelben Eigenthümlichkeit zuführt, mit welcher ſie erzeugt waren.“ Der Marquis unternimmt es daher, ſeinen poetiſchen Zögling in der Kunſt der Wiſſenſchaft der Troubadours zu unterweiſen. Er erzählt demnach, wie zu Toulouſe zuerſt ein Gerichtshof der fröhlichen Kunſt gebildet worden, und welche Männer für denſelben die Regeln der Dichtkunſt verfaßt haben. Aus dem oben angeführten Grunde (der Nützlichkeit der fröhlichen Kunſt) habe denn auch Jo-

1) Nämlich die provencaliſche Poeſie mit ihren Einrichtungen, namentlich dem consistorio de la gaya ciencia.

hann I. von Aragonien eine feierliche Gesandtschaft an den König von Frankreich gesendet und um Erlaubniß gebeten, einige Dichter aus Toulouse kommen lassen zu dürfen, um in Barcelona ein Institut wie das zu Toulouse anzulegen. Dieses geschah. Es wurden vier Kampfhalter (mantenedores) ernannt, ein Ritter, ein Theolog, ein Jurist und ein rechtschaffener Bürger; starb einer unter ihnen, dann hatte das Collegium der Troubadours einen andern zu wählen. Johann I. ertheilte dieser Akademie besondere Privilegien und setzte derselben beträchtliche Einkünfte zur Bestreitung ihres gewöhnlichen Bedarfes aus, z. B. zur Vermehrung der Bibliothek und zur Belohnung der Dichter, welchem der jedesmalige Preis zuerkannt werden würde. Es sind, wie Villena versichert, damals viele preiswürdige Dichtungen eingesendet. Der Gerichtshof von Barcelona währte bis zum Tode König Martins, wo er in Folge der politischen Bewegnisse sich auflöste, indem die vornehmsten Mantenedoren nach Tortosa gingen. Nachdem (Johanns II. Oheim) Infant Ferdinand von Castilien zum Könige von Aragon erwählt worden, trat Villena, wie er selbst meldet, in dessen Dienst, stellte die Akademie zu Barcelona wieder her und ward Präsident derselben. Villena gibt nun einen Abriß der poetischen Stoffe, die dort behandelt wurden und beschreibt das Verfahren des Gerichtshofes bei Beurtheilung der vorgelegten Dichtungen auch in seinem äußern Ceremonial, was ich mit seinen eigenen Worten nachthun will: „Wenn der anberaumte Tag erschienen war, versammelten sich die Mantenedoren und Troubadours in dem Palaste, worin ich mich bereits befand. Von dort setzten wir uns im geordneten Zuge in Bewegung; an der Spitze befanden sich die Gerichtsdiener mit den Büchern der Kunst, welche sie zu tragen hatten. Das Protokollbuch ward den Mantenedoren vorausgetragen. Wenn wir in die Capitelstube gelangten, fanden wir dieselbe wohl ausstaffirt. Ringsum war die Wand mit Teppichen behangen und gegenüber erhob sich auf Stufen eine Estrade, auf welcher Don Enrique in der Mitte und die Mantenedoren zur Seite Platz nahmen; zu unsern Füßen saßen die Geschichtsschreiber und noch tiefer die Gerichtsdiener. Der Fußboden war mit Teppichen belegt; es liefen zwei Ringe, in denen die Troubadouren ihren Aufenthalt nahmen. In der Mitte war ein würfelförmiges Gerüst so hoch wie ein Altar mit Gold verziertem Tuche belegt, auf welchem sich die Bücher der

Kunſt und der Kampfpreis (la Joya) [1]) befand. Zur Rechten ſtand ein hoher Seſſel für den König, welcher meiſtens zugegen war, ſo wie eine Menge anderer Leute, die ſich hier zuſammenfanden. Nachdem Stillſchweigen geboten worden, erhob ſich der Meiſter der Theologie (einer der Mantenedoren) und machte eine Einleitung, wobei er das Thema einführte und Lobſprüche auf die fröhliche Kunſt hielt, auch die Gegenſtände bezeichnete, worüber in der Verſammlung gehandelt werden ſollte. Dann ſetzte er ſich wieder. Sodann erließ einer der Gerichtsdiener eine Aufforderung, daß die verſammelten Troubadours die Werke vorlegen und bekannt machen möchten, welche ſie über die ihnen zugewieſenen Gegenſtände angefertigt hätten. Hierauf erhob ſich ein Jeder nach dem Andern und las ſeine Arbeit mit vernehmlicher Stimme vor. Geſchrieben waren dieſe Arbeiten auf Damascenerpapier von verſchiedenen Farben mit goldenen und ſilbernen Lettern und ſchönen Ausmalungen, ſo gut es ein jeder zu haben vermochte; nachdem alle Werke bekannt gemacht waren, überreichte jeder das ſeinige dem Schreiber des Gerichtshofes. Es wurden ſodann zwei Sitzungen abgehalten, eine öffentliche und eine geheime. In der geheimen leiſteten alle einen Eid dahin ab, daß ſie nach den Regeln der Kunſt gerecht und ohne Partheilichkeit ein Urtheil darüber abgeben wollten: welches unter den geprüften und von dem Schreiber deutlich vorgeleſenen Werken das beſte ſey. Ein jeglicher hatte die Fehler anzugeben, welche er darin gefunden. Dieſe wurden am äußern Rande vermerkt. Dann wurden alle verglichen und demjenigen, welches ohne Fehler gefunden wurde oder deren am wenigſten hatte [2]), ward durch den Ausſpruch des Gerichtshofes der Kampfpreis zuerkannt. Zur öffentlichen Sitzung verſammelten ſich Dichter und Mantenedoren im Palaſte. Don Enrique zog ſodann mit ihnen von dannen zur Gerichtsſtube bei den Brüdern Predigern. Wenn man ſich geſetzt hatte und Schweigen geboten war, hielt ich eine Anrede an ſie, lobte die Werke, welche ſie gefertigt und gab insbeſondere die Erklärung ab, wel-

1) Sarmiento §. 762., welcher die Joya näher erklärt.

2) Dieß Verfahren, welches man den äſthetiſchen Phariſäismus nennen könnte, bezeichnet am beſten den damaligen Verfall der provencaliſchen Poeſie. Bei der äußern Figuration des Kunſtgebildes, dem Leibe, welcher die Seele der Poeſie beherbergen ſollte, blieb man ſtehen. Solche Auswendigkeiten, welche man nach einer aus empiriſchen Wahrnehmungen ab-

ches darunter den Preis verdient habe. Dieſen brachte ſodann der Gerichtsſchreiber auf ſchön bemalten Pergament herbei; oben darauf befand ſich die Krone von Gold. Don Enrique zeichnete das Document am Ende und nach ihm die Mantenedores. Mit dem hängenden Siegel des Gerichtshofes beſiegelte es dann der Schreiber und brachte den Kampfpreis dem Don Enrique. Der Verfaſſer des (gekrönten) Werkes ward herbeigerufen und ihm der Kampfpreis und das gekrönte Werk zugeſtellt, nachdem es in das Protokollbuch eingetragen war, wodurch die Ermächtigung und Freiheit ertheilt ward, daß es geſungen und öffentlich vorgetragen werden durfte. Nachdem ſolches geſchehen, kehrten wir in Ordnung zum Palaſte zurück. Der Preisgewinner ging zwiſchen zwei Mantenedoren; ein Page, der den Kampf-preis trug, ſchritt mit Trompetenbläſern voran. Wenn man in dem Palaſt angekommen war, ward mit eingemachten Sachen und Wein tractirt. Hernach zogen Mantenedoren und Troubadours mit den Muſikanten und dem Kampfpreiſe ab und geleiteten den Preisgewinner zu deſſen Wohnung.“ Der Auszug aus Villenas arte de trobar wird nach dieſer Schilderung ſehr unzuſammenhängend und dürftig. Es folgt eine Definition von sciencia und eine Beſchreibung der Art, wie im Menſchen die articulirten Laute entſtehen, wie letztere nicht bei allen Völkern in gleicher Anzahl vorhanden ſind, und der Grund dieſer Verſchiedenheit in topographiſchen und klimatiſchen Verhältniſſen zu ſuchen iſt. Sodann wird der Inhalt der zehn Unterabtheilungen des erſten Theiles angegeben: 1) wann und durch wen der lateiniſche Buchſtabe erfunden worden, 2) Definition der Buchſtaben, 3) von der Anzahl und Geſtalt der Buchſtaben, 4) Veränderung der Buchſtaben, 5) Unterſchied derſelben, 6) von der Ausſprache jedes einzelnen und in Verbindung mit andern Buchſtaben, 7) Veränderung dieſer Laute, 8) einige Buchſtaben werden geſchrieben, aber nicht geſprochen, 9) von der Stellung der Buchſtaben nach Maaßgabe der Schrift der alten Troubadours, 10) von der Buchſtabenabkürzung. Aus dieſen Capiteln ſind die nun folgenden Stücke des Auszuges, wie es ſcheint, Bruchſtücke. Von der Erfindung der lateiniſchen Buchſtaben weiß Villena Umſtände und Jahreszahl anzugeben, ſie erfolgte nämlich achtzehn Jahre vor der Einnahme von Troja, welche er in das

gezogenen Regel meiſterte und bekrittelte, waren hiernach zur Hauptſache in der fröhlichen Kunſt geworden.

Jahr 1185. vor Chriſti Geburt ſetzt. — Der Auszug verbreitet ſich dann über einzelne Buchſtaben und deren Ausſprache, erwähnt einzelner Alphabete und des Erlöſchens der gothiſchen Lettern nach den Unfällen König Roderichs. Es wird erzählt, wie unter den Nachkommen der Gothen in den aſturiſchen Gebirgen die Schreibekunſt ganz verloren gegangen und man dieſelbe erſt aus England durch herbeigerufene Schreibmeiſter habe wieder einführen müſſen. Hiervon ſollen die ſogenannten engliſchen Buchſtaben herrühren. Es folgen nun wieder Bemerkungen über einzelne Buchſtaben, deren Veränderung und Verſetzung, namentlich über ſogenannte Pleniſonanten und Semiſonanten, worunter mehre noch heute lehrreiche Aeußerungen ſich befinden. Es wird dann gezeigt, wie das Streben der alten Troubadours darauf gerichtet geweſen, die Buchſtaben ſo zu behandeln und zu ſtellen, daß ſie einen Wohlklang gegeben, wovon verſchiedene Beiſpiele angeführt werden. Der Auszug endet ſodann mit Angabe der Abbreviaturen von Worten aus verſchiedenen Wiſſenſchaften, als deren Repräſentanten hier erſcheinen: die Grammatiker, Logiker, Rhetoriker, Arithmetiker, Legiſten (d. h. Gelehrte des römiſchen Rechtes), Canoniſten und Kaufleute. — Davon, ob dieſe arte de trobar, wie man bei Anführung eines „erſten Theiles" vermuthen müßte, auch einen zweiten hatte, erwähnt der hiermit abbrechende von Mayans y Siscar in ſeinen Origines mitgetheilte Auszug nichts.

Schon aus dieſen Bruchſtücken läßt ſich abnehmen, daß diejenige arte de trobar, welche der Marquis von Villena nach Caſtilien verpflanzen wollte, der caſtilianiſchen Poeſie nicht weiter geholfen haben würde. Dieß war auch wirklich nicht der Fall, ſo wenig als Villenas eigene Poeſieen, welche nach ſolcherlei Anweiſung gearbeitet ſeyn mögen, und deren ſich in den alten Liederſammlungen einige aufbewahrt finden, als Muſter genommen wurden und ſich erhielten. Die caſtilianiſche Poeſie war noch zu ſehr unmittelbare Aeußerung des Gefühles in ſeiner poetiſchen Geſtaltung, als daß dergleichen obenein ſo zunftmäßig ſchmeckende Reflexion über die Behandlung des poetiſchen Sprachmateriales eines bedeutenden Anklanges und Einfluſſes hätten gewiß werden können. Die Eindrücke und Veränderungen, welche die Einwirkung der Provencalpoeſie der ſpaniſchen Schweſter zurückließ, ſind vielmehr auf Rechnung ihres ſchon früher verbreitet geweſenen Geiſtes als einer ſolchen Sprachmechanik zu poetiſchem Behufe zu ſetzen. In der

Provence und Catalonien wollte man mit ſolchen Einrichtungen dem ſchon ſichtbaren Verfalle der Poeſie entgegenarbeiten und vermeinte auch die Fähigkeit des dichteriſchen Producirens mit ſolcherlei Normen als Errungenſchaft einer beſſern und fruchtbarern Zeit feſthalten zu können. Wohlgemeint war es aber vom gelehrten Marquis immerhin, die edle Dichtkunſt ſeines neuen Vaterlandes durch dergleichen methodiſche Cultur weiter bringen zu wollen. Sehen wir, wie ſein eben ſo gelehrter Zögling ſich gebarte.

Hätte es dieſem nicht, wie man ſagt, in den Gliedern gelegen, ſo würde Villena wohl ſchwerlich mit ſeinem Grundſatze, daß die Poeſie mehr den Verſtand in Anſpruch nehmen oder mehr Gedanken als Gefühle zu verſinnlichen bezweckt, bei ihm durchgedrungen ſeyn. Wahrſcheinlich würden der Marquis von Santillana und Juan de Mena ihren Dichtungen auch ohne Villenas Empfehlung jenen geſchmackloſen Anſtrich und Beigeſchmack von Gelehrſamkeit gegeben haben, welchen eine wahre Poetik ihnen zum Vorwurf machen muß. Santillana war eine für ſeine Zeit zu bedeutende Erſcheinung, als daß dieſe Literaturgeſchichte nicht länger bei ihm verweilen ſollte. Ich werde zunächſt eine hauptſächlich nach den durch Sanchez geſammelten Daten entworfenen Abriß ſeines Lebens und ſeiner Perſönlichkeit, ſo wie ein Verzeichniß ſeiner Schriften geben.

Der Marquis von Santillana. — Sein Leben und ſeine Schriften — namentlich das berühmte Sendſchreiben über die Poeſie.

Iñigo Lopez de Mendoza, nachmaliger Marquis von Santillana, war der Sohn Diego Hurtados de Mendoza und der Donna Leonor de Vega. Er wurde am 19. Auguſt 1398. zu Carrion delos Condes, einer Beſitzung ſeiner Mutter, geboren. Sieben Jahre alt verlor er ſeinen Vater und gerieth unter die Vormundſchaft ſeiner Mutter. Auch dieſe ſtarb ihm bald nachher. Die Stelle eines Großalmiranten von Caſtilien war in der Familie Mendoza erblich. Don Alonſo Enriquez, der Gemahl von Iñigos Vaterſchweſter Juana de Mendoza, ward von König Heinrich III. mit einſtweiliger Verwaltung dieſer Stelle beauftragt und erzog nebſt ſeiner Ehegattin ſeinen Neffen und deſſen beide

Geſchwiſter. Bis zu ſeinem ſechzehnten Jahre genoß Iñigo den Unterricht in den heiligen Wahrheiten des chriſtlichen Glaubens, den Wiſſenſchaften und ritterlichen Uebungen, in denen er ſpäterhin ſo ſehr glänzte. Sein Studium umfaßte vorzüglich die lateiniſche Sprache [1]), Rhetorik, Poeſie und Philoſophie. Sechzehn Jahre alt, wohnte er, als einer der vornehmſten Granden von Caſtilien, der Krönung Königs Ferdinand in Saragoſſa bei. Weil Alonzo Enriquez ſich weigerte, ſeinem Mündel und Neffen die Almirantenſtelle abzutreten und der König unter beiden erlauchten Perſonen Mißhelligkeiten vorbeugen wollte, ſo verordnete er, daß Enriquez die Stelle behalte, wogegen er dem Iñigo die Städte Coca und Alaejos verlieh. Im Jahre 1416. vermählte ſich dieſer mit Catalina de Figuerra. Als im Jahre 1420. bei Hofe unter den beiden Infanten von Aragon, die bei Johanns II. Geſchichte erwähnten Zwiſtigkeiten ſich hervorthaten, trat Iñigo bereits mit Nachdruck auf und bewirkte die Beilegung derſelben zum Theil mit durch ſein Anſehen. Die verſpätete Ableiſtung des Huldigungseides im Jahr 1428. brachte ihn bei ſeinem Könige in einigen Verdacht, allein ſeiner Beredſamkeit gelang es, ſich aus der königlichen Mißgunſt herauszureden. Er erhielt den Befehl, mit 300 Reitern gegen die Arragoneſen und Navarreſen ins Feld zu ziehen. Da der Gegner 900 waren, ſo ſiegten dieſe ob. Iñigo's Caſtilianer flohen, er aber behauptete mit 40 Mann eine Höhe des Schlachtfeldes. Dafür gab der König ihm die Stadt Junquera zum Lohn. Bald darauf verdiente er ſich den Beifall der Kirche durch Stiftung des Priorates von Sopetran aus einem ganz in Abnahme gekommenen Kloſter. Auf einem 1431. gegen die Mauren von Granada beabſichtigten Zuge erkrankte er in Cordova und mußte nach Guadalaxara gehn, um ſich heilen zu laſſen. Hier erfuhr er die Gefangennahme des Grafen von Haro und des Biſchofs von Palencia, ſeiner Verwandten und genauen Freunde, durch den König. Ein ähnliches Schickſal fürchtend, befeſtigte er ſich in ſeinem Caſtelle Hita, wo er, ungeachtet der ihm vom Könige ſchriftlich gegebenen Zuſicherungen, daß er gegen ihn keinen Verdacht hege, bis zu einer günſtigern Wendung der Dinge verblieb. — Im Jahr 1433. veranſtaltete er in

1) Sanchez hat (coleccion I. XXV.) beſonders ausführen zu müſſen geglaubt, daß der Marquis wirklich lateiniſche Studien gemacht habe, was nach einer Angabe Lucenas zweifelhaft erſcheinen konnte.

Madrid ein großes Turnier, welchem der König beiwohnte, und worin Iñigo selbst und Don Alvaro de Luna sich vorzüglich auszeichneten. Der Tod der Herzogin von Arjona veranlaßte einen Erbfolgestreit über ihren Nachlaß zwischen Iñigo und seinem Vetter Manrique, welcher die Einschließung des letztern durch erstern in der Stadt Cogulludo zur Folge hatte. Diese ward zwar anfänglich hart berennt; Iñigo überließ aber nachher die Sache der Entscheidung des Richters. Im Jahre 1438. focht er gegen die Mauren und nahm ihnen nach viertägigen hartnäckigen Kämpfen die Stadt Huelma. Durch seine Klugheit beseitigte er eine Streitigkeit seiner Schaaren über den Vorrang beim Einzuge in die eroberte Stadt. Ein schimpflicher Friede war für die Mauren Folge dieses Feldzugs. In diesem bewegten Leben gewann der gewandte Feldherr und Staatsmann seiner kostbaren Zeit doch immer einige Stunden für die Musen ab und dichtete fleißig. Bald darauf nahm er Alcala de Henares weg; dieß hatte eine große Schlacht zur Folge, welche Mendoza freilich verlor, in welcher er aber, obgleich sofort anfangs verwundet, die unglaublichsten Proben von Ausdauer und Tapferkeit an den Tag legte. 1438. beseitigte er durch seine Umsicht und Gewandtheit den Aufstand der Vasallen von Alava. Wie angesehen und mächtig Mendoza war, beweist folgender Umstand: Der König von Navarra hielt, wie oben schon angegeben, den König Johann von Castilien in Tordesillas gewissermaßen gefangen. Bei den Rathsversammlungen, welche der Infant Heinrich wegen Befreiung seines Vaters abhalten ließ, spielte Mendoza eine Hauptrolle, machte sich aber zur Mitwirkung erst gegen die Zusage des Infanten anheischig, seinen Vater vermögen zu wollen, in die vortheilhafte Beilegung einiger Differenzien hinsichts mehrer Vasallen des Marquis zu willigen. Nachdem der Infant solches eidlich gelobt, ward der König durch Mendozas kräftige Mitwirkung aus seinem Gewahrsame befreiet. In Folge jener Capitulation verlieh ihm der König die streitige Markgrafschaft Santillana, welche Mendoza durch seinen Sohn Diego Hurtado zuvor dem Orejon, welcher dieselbe im Besitze hatte und nicht weichen wollte, aberobern lassen mußte. Wegen der Rechtmäßigkeit seines Besitzes an diesem Markgrafenthum wechselte Iñigo mit dem Erzbischofe von Burgos mehre Streitschriften. Er befestigte sich täglich mehr in der Gunst seines Königs. In der

Schlacht von Olmedo 1445., worin der König von Navarra beſiegt wurde, zeichnete Mendoza ſich wiederum rühmlichſt aus. Dafür ernannte ihn ſein König förmlich zum Marquis von Santillana und Grafen del Real de Manzanares. Dieſe Ernennung zum Marquis war die erſte in Caſtilien. Die Creirung geſchah daher mit großem Prunke. Im Jahre 1446. eroberte Mendoza ſeinem Könige die Stadt Torrija. Im Jahre 1452. trat Santillana der Verſchwörung der Großen Caſtiliens wider Alvaro de Luna bei, deren erſte Schritte zwar nicht gelangen, aber den Unwillen gegen den Condeſtable ſo vermehrten, daß es möglich ward, den König von ihm abwendig zu machen und denſelben zu bewegen, in die Enthauptung Lunas 1453. zu willigen. Dem Könige Johann folgte 1454. Heinrich IV., zu deſſen Unterweiſung der Marquis das Centiloquio von Sprichwörtern geſchrieben hatte. Bei dieſem Könige ſtand Santillana in höchſter Gunſt. Derſelbe willfahrte allen ſeinen Wünſchen. Als im Jahre 1454. ein Zug gegen die Mauren berathen ward, ließ ſich der Marquis mit einer Rede vernehmen, welche wegen ihrer großen Eloquenz allgemeinen Beifall fand. In dieſem Jahre verlor er ſeine Gemahlin durch den Tod. Ein aus demſelben Jahre herrührendes Sonett von ihm widerlegt das Selbſtlob Boscans, welcher ſich ein Jahrhundert ſpäter für den Erfinder des caſtilianiſchen Sonettes ausgab. Im Jahr 1456. ſtarb Santillanas Freund, der Dichter Juan de Mena, der ihn in dem Gedichte la coronacion beſungen hatte. Der Marquis ließ ihm dafür ein Grabmal errichten. Als 1457. der König ihn zur Theilnahme an einem Zuge wider die Mauren auffoderte, entſchuldigte Santillana ſich damit, daß er zu alt ſey und ſich zum Tode vorbereiten müſſe, wogegen er ſeine Söhne, Verwandten und Mannſchaften ſenden würde. Zuletzt nahm er noch Theil an den Vorſtellungen, welche die Cortes dem Könige wegen ſeiner ſchlaffen Verwaltung machten. Er ſtarb am 25. März 1458. in Guadalaxara. Sein Leben war in eine vielfach bewegte Zeit gefallen; ſein Rath und Anſehen machten ſich überall geltend und ſein Einfluß ſteuerte manchem Uebel. Oeffentliche und Privatangelegenheiten nahmen ihn beſtändig in Anſpruch; doch vernachläſſigte er die Pflege der Wiſſenſchaften nicht und erwarb ſich ſo den Beinamen des Weiſen. Sein Ruhm als Krieger und Gelehrter war ſo ausgebreitet, daß Fremde bloß, um ſeine Bekanntſchaft zu machen, nach Spanien

kamen. Er war ein ritterlicher, adlicher, braver und energiſcher Mann. Seine Statur ſchildern Zeitgenoſſen als mittelgroß, ſein Geſicht ſehr ſchön und ſeine Glieder in angenehmem Ebenmaße. In allen ſinnlichen Begierden war er ſehr enthaltſam. Sein gebietendes Benehmen gegen Untergebene ſchloß nie die Leutſeligkeit aus. Sein heller Blick unterſchied aufs Trefflichſte den Schein vom Sein. Seinen Namen hat er auf ſechs Söhne vererbt. Die zahlreiche und koſtbare Bibliothek, welche er hinterließ, ward mit ſeinem Palaſte zu Guadalaxara, worin ſie aufgeſtellt war, zum Theil zugleich ein Raub der Flammen. Doch entgingen dieſem Schickſale ſehr koſtbare Handſchriften (Sanchez coleccion. Band III. S. 12.), welche in der Familie der Herzöge von Infantado, der Nachkommen des Marquis, ſich erhalten haben. So iſt z. B. die Handſchrift des Gedichtes von Alexander dem Großen, nach welcher Sanchez daſſelbe herausgegeben, mit gerettet worden und Don Joſeph Miguel de Flores hat bei ſeiner im Jahr 1784. beſorgten Ausgabe der Coronica de Alvaro de Luna eine Menge Urkunden benutzt, welche im Archive dieſer Familie damals noch befindlich waren. Folgende eigene Werke des Marquis ſind auf die Nachwelt gekommen, aber nur die in geſperrten Lettern angezeigten bisher gedruckt: — *Los proverbios con su glosa.* — *Proemio al Condestable de Portugal.* — Favor de Hercules contra fortuna. (Sechs achtzeilige Strophen mit einem Quartett.) — El triumfete de Amor — *Querella de Amor.* — Pregnuta de Nobles — Vision — El planto de la Reyna doña Margarida — El infierno de los enamorados — El sueño — Cancion. — Loor a Doña Juana de Urgel — El aguilando — *Coronacion de Mosen Jordi* — *Defuncion de Don Enrique de Villena señor docto et de excelente ingenio.* — Comedieta de Ponza — Carta del Marques à una Dama — 42 *Sonetos* — *Varias coplas à las quartanas que padecio en Valladolid el Rey Don Juan II.* — *Varias pregnutas y respuestas curiosas entre el Marques y Juan de Mena* — La canonizacion de los bienaventurados Santos Maestre Vicente Ferrer, Predicador e Maestro Pedro de Villagreces Frayre Menor (in 28 Octaven) — *Los gozos de nuestra Señora.* — El marques a nuestra señora de Guadelupe, quando fue a romeria [1]), (d. h. während der Wallfahrt) en el

1) Dem würdigen Schubert iſt im erſten Bande ſeiner biblioteca Ca-

año 1455. — Al rey d. Alfonso de Portugal — *doctrinal de Privados al Maestre de Santiago don Alvaro de Luna.* — *Bias contra fortuna.* — Ein Lied an Gomez Manrique als Antwort auf deſſen suplicacion — Nueve canciones (eines darunter in gallicischer Sprache) — Seis serranillas — *Refranes que dicen las viejas tras el huego, ordenados por el orden del ABC.* — Die in Nr. 84. des Jahrganges 1844. vom Magazin für die Literatur des Auslandes erwähnten: Rimas ineditas de Don Iñigo Lopez de Mendoza, Marques de Santillana, de Fernan de Guzman señor de Batres y de otros poetas del siglo XVI. recopidas y anotadas por Eugenio de Ochoa. 27¼ Bogen, Paris 1844., iſt mir noch nicht zu Geſichte gekommen. — Von einem außerdem hinterbliebenen Gedichte über die Schöpfung der Welt, das in der Kirche von Oviedo noch vorhanden ſeyn und aus 333. Octaven beſtehen ſoll, iſt nur eine Octave bekannt geworden, welche Sanchez mittheilt. Derſelbe erwähnt auch noch eines Briefes, den der Marquis am 20. Januar 1444. an den Biſchof Alonzo von Burgos ſchrieb, und der die Entſtehung des Krieges behandelt.

Nach dieſem Abriſſe wird dem Leſer auch der Aufſatz nicht unwillkommen ſeyn, welchen Hernando del Pulgar in ſeinen claros varones dem berühmten Marquis widmete. Ich laſſe denſelben daher in wörtlicher Ueberſetzung folgen, wodurch ich ſpäterhin, wenn ich beſonders auf Pulgar zu ſprechen komme, Gelegenheit gewinne, ſparſamer in Mittheilung weiterer Proben ſeiner Darſtellungsweiſe ſeyn zu können.

Don Iñigo Lopez de Mendoza, Marquis von Santillana, Graf del Real Manzanares, Herr des Hauſes de la Vega, Sohn des Almirante (Großadmiral) Don Diego Hurtado de Mendoza und Enkel Pedros Gonzalez de Mendoza, Herrn von Alava, war ein Mann von mittlerer Statur, von proportionirtem Gliederbau, ſchön von Geſichtszügen, von edlem, caſtilianiſchem und ſehr altem Geſchlechte. Er war ein ſcharfſinniger und kluger Mann und von ſo erhabenem Herzen, daß weder große Dinge ihn erſchütterten,

---

ſtellana hier die Menſchlichkeit begegnet, zu überſetzen: als ſich der Marquis zu Romeria aufhielt.

noch er von geringen weitere Kenntniß nahm. In seiner persönlichen Haltung und in der Sprache seiner Rede zeigte er sich als einen hochgesinnten edeln Mann; er sprach sehr gut und nie hörte man ihn Etwas sagen, welches nicht wegen Gelehrsamkeit oder Annehmlichkeit bemerkenswerth gewesen wäre. Er war höflich und erwies allen, die ihn besuchten, besonders Männern von Wissenschaft, gebührende Ehre. Als der Almirante, sein Vater, und Donna Leonore de la Vega, seine Mutter, verstorben waren und ihn noch unerwachsen hinterlassen hatten, wurden ihm die asturischen und viele andere Güter entzogen; aber nachdem er zu einem Alter gelangt war, worin er erkannte, daß er um sein väterliches Erbe betrogen war, spornten ihn die Nothwendigkeit, welche gute Einsichten erweckt und der große Muth, welcher seine Angelegenheiten nicht sinken läßt zu solchem Eifer, daß er theils durch Proceß, theils mit Hilfe der Waffen seine Güter wiedergewann. Er war ungemein mäßig im Essen und Trinken und übte darin eine außerordentliche Enthaltsamkeit. Sein Leben theilte sich in zwei hauptsächliche Thätigkeiten; die Uebung im Waffenthum, und das Studium der Wissenschaft; es thaten weder die Waffen dem Studium Eintrag, noch benahm ihm das Studium die Zeit, um mit Rittern und den Schildknappen seines Hauses sich darüber zu unterhalten, mit welchen Waffen man sich vertheidigen müsse, welche nöthig zum Angriffe seyen, wie man den Feind zu treffen suchen müsse, wie Schlachten anzuordnen seyen, von der Einrichtung der Lager, über die Art, wie Festungen anzulegen und zu vertheidigen, so wie über andre Gegenstände des Ritterwesens. An dergleichen Unterhaltung fand er wegen der großen Uebung, welche er in seiner Jugend darin hatte, vieles Vergnügen. Und damit die Seinigen aus Erfahrung lernen möchten, was sie ihn als Lehre vortragen hörten, so ließ er in seinem Hause Turniere veranstalten, auch andere kriegerische Uebungen anordnen, in der Absicht, daß seinen Leuten, wenn sie im Gebrauche der Waffen geübt wären, die Mühseligkeiten des Kriegs leichter wurden. Er war selbst ein tüchtiger Ritter und vor dem Kampfe besonnen und gemäßigt, darinnen aber war er kühn und verwegen. Seine Kühnheit war jedoch nicht unüberlegt und in seine Besonnenheit mischte sich keine Feigheit; in vielen Schlachten, die er mit Christen und Mauren hatte, in denen er Sieger oder Besiegter blieb, war er

Hauptanführer; namentlich lieferte er den Aragoneſen eine Schlacht bei Araviana, eine zweite beim Fluſſe Toroto und beide Treffen waren blutig und heftig; denn da man gegenſeitig kämpfte, ohne zu fliehen, blieben beiderſeits viele Männer und Pferde. Er befand ſich mit ſeinem Volke auf offenem Felde und wiewohl er die Seinigen gegen die Feinde in der Minderzahl erblickte, ſo hielt er es denſelben gegenüber doch für eine größere Niederlage, ohne Kampf den Rücken zu kehren, als zu ſterben oder kämpfend das Feld zu räumen; ſo überließ er ſich dem Schlachtenglücke und kämpfte mit ſolchem Nachdrucke und ſolcher Anſtrengung, daß er, wiewohl verwundet und beſiegt, die Ehre und den Ruhm eines tapfern Feldherrn errang. Als der König Johann die Geſchicklichkeit des Ritters erfuhr, übertrug er ihm die Feldherrnſchaft im Kriege gegen die Mauren. Mit fröhlichem Geſichte übernahm er dieſes Amt und führte längs der Grenze daſſelbe lange Zeit, lieferte dem Könige von Granada und andern Feldherrn dieſes Reiches viele und große Schlachten und Treffen, in denen er Sieger blieb; auch machte er verſchiedene verheerende Streifzüge in die Ebene von Granada und nahm die Stadt Huelma mit Waffengewalt; er trieb die Mauren dergeſtalt in die Enge, daß er noch andere Orte eingenommen und andere große denkwürdige Thaten verrichtet haben würde, wenn nicht der König durch nothwendige Rückſichten auf einige Ereigniſſe in ſeinem Lande gedrungen, ihm geboten hätte, den Krieg zu endigen und Waffenſtillſtand gegen ſie eintreten zu laſſen. Er hatte indeß einen ſo harten Krieg gegen die Mauren geführt, daß er ſie unter das Joch der Sklaverei brachte und ſie zwang, alljährlich als Tribut eine größere Summe Goldes, als der König erwartet hatte und ſie jemals zu gewähren gedacht hatten, zu erlegen. Außer dem Gelde, das ſie entrichten mußten, legte er ihnen die Verpflichtung auf, alle Chriſten, welche in mauriſchen Landen gefangen ſich befanden, frei zu laſſen; ſo machte der Marquis ſie ihrer Gefangenſchaft ledig und ſetzte ſie in Freiheit. Mit großer Klugheit behandelte er das ſeiner Anführung untergebene Kriegsvolk, und wußte nicht minder ſein Genoſſe als Herr zu ſeyn; allein im Befehlen war er nicht ſtolz und in der Gefährtenſchaft nicht unedel; in ſeinem Herzen hegte er eine Demuth, die ihn zu Gottes Freunde machte und nach Außen verſchaffte er ſich ſolche Autorität, daß er der Leute Achtung genoß. Er vertheilte freigebig, was an gewonnener Beute ihm

als Feldherrn gebührte, und außerdem vertheilte er noch von seinem Eigenen in Zeiten der Noth; demjenigen, welcher sich für empfangene Gaben bedankte, pflegte er zu sagen: wenn wir demjenigen, welcher uns wohl that, Güter wünschen, müssen wir sie dem geben, welcher uns wohl will. Wenn die Leute seiner Befehlshaberschaft seine Enthaltsamkeit und Freigebigkeit sahen, liebten sie ihn und aus Furcht ihm verdrießlich zu werden, übertreten sie niemals seine Schlachtordnung. Die römischen Geschichten machen viel Rühmens vom römischen Consul Manlius Torquatus, welcher befohlen hatte, daß Niemand ohne seine Erlaubniß das Lager verlasse und mit den Feinden der Römer, den Latinen, zu kämpfen, da aber ein Anführer aus dem feindlichen Lager den Sohn des Consuls zu einem Zweikampfe veranlaßt hatte, indem er ihn und das ganze Lager mit Worten höhnte, daß sie eine Ausfoderung nicht anzunehmen wagten, wollte der junge Mann die Schmach nicht dulden, welche aus seiner eigenen Schmach für die Römer hervorging, deßhalb ließ er sich in den Kampf ein und tödtete den Feind. Als Sieger stellte er sich mit den erbeuteten Waffen des Ueberwundenen seinem Vater, dem Consul, dar. Dieser aber ließ ihn fesseln und gegen den Willen des ganzen römischen Heeres das Haupt abschlagen, damit er den Uebrigen zur Warnung diene, daß sie nicht ihres Anführers Befehlen zuwider zu handeln wagen möchten; als wenn es kein anderes Mittel gegeben hätte, das Lager im Zaume zu halten, als daß der Feldherr seinen Sohn tödten ließ? Hartnäckig und halsstarrig mußte sicherlich die Empörung der Römer seyn, da es für sie eines so grausamen Beispiels bedurfte, auf daß sie ihrem Feldherrn gehorsam würden; fürwahr, ich weiß auch nicht, welche größere Rache der Vater des getödteten Latinen erlangen konnte, als die ihm der Vater des römischen Siegers gewährte. Aus dieser That machen Frontin, Valerius Maximus und andere Schriftsteller ein großes Wesen, indem sie den Vater als strengen Strafer loben und den Sohn als tapfern Sieger; ich weiß aber nicht, wie man den Vater über eine so grausame Strafe, als worüber der Sohn sich beklagt, loben kann, noch wie wir den Sohn loben wegen einer so argen Ueberschreitung, als der Vater demselben beimißt. Wir mögen wohl sagen, daß dieser Consul eine merkwürdige Grausamkeit übte, aber nicht eine des Beispiels würdige Lehre gab, noch weniger aber war es des Lobes werth, denn selbst die Lobredner sagen, daß er um

ſeines Sohnes Tod trauerte und Zeit ſeines Lebens von der römiſchen Jugend verabſcheuet wurde; ich vermag aber nicht zu begreifen, wie ein Betrübter, Verabſcheuter gelobt werden müſſe. Ich ſage nicht, daß die Satzungen der Ritterſchaft wegen allgemeiner Uebelſtände, welche unbeachtet ſich mehren könnten, nicht ſelten beobachtet werden; ſondern ich meine, man müſſe Zuſätze, Abſonderungen und Auslegungen geſtatten; auch müßte der Fürſt ſie etwas mäßigen, indem er auf Zeit, Ort und Perſon, andere Umſtände und neue Fälle, welche ſich ereignen konnten, und welche nicht von der Art und Beſchaffenheit ſind, daß ſie unter den Buchſtaben des Geſetzes gefaßt werden könnten, Rückſicht nähme. Und weil dieſe Umſtände von unſerm berühmten Helden bei den Heerlagern, welche er befehligte, wohl in Acht genommen wurden, ſo kann man fürwahr mit größerm Lobe und als ein beachtenswertheres Beiſpiel ſeiner erwähnen; denn ohne einen Sohn zu tödten, ohne eine unmenſchliche Grauſamkeit zu begehen, ſondern durch das Anſehen ſeiner Perſon und nicht mit der Furcht vorm Dolche lenkte er ſeine Leute, ward von Allen geliebt und gehaßt von Niemanden. Als König Johann die leuchtenden Tugenden dieſes Ritters erkannt hatte, gab er ihm, wie er denn einer Auszeichnung würdig war, den Titel Marquis von Santillana, machte ihn zum Grafen de Real Mançanares und bereicherte ſein Haus und Vermögen; ſich ſelbſt vertrauete er ſeiner Perſon und zuweilen ihm auch die Regierung ſeiner Länder an; er verwaltete mit ſolcher Klugheit, daß die Dichter von ihm ſagten, am Hofe war er ein großer Phöbus ſeiner berühmten Verwaltung wegen und im Felde ein Hannibal wegen ſeiner großen Tapferkeit. Er war ſehr eifrig in dem, was ihm als Mann zu thun oblag und ein ſo großer Tadler der Schwächen, die er an Einigen wahrnahm, daß, als er einen Ritter das Unglück, in welchem er ſich befand, beweinen ſah, er ihm in der Zornaufregung ſagte: O wie werth des Tadels iſt der Ritter, welcher um ein nicht ſchweres Unglück, das über ihn kommt, Thränen vergießet, wenn es nicht zu den Füßen des Beichtigers geſchiehet. Er war ein hochſinniger Mann und dieſe hohe Geſinnung war der Schmuck und das Gewebe aller ſeiner übrigen Tugenden. Es traf ſich eines Tages, daß ihn Jemand in Vermögensangelegenheiten ſprach und ihm als einen Mann, der auf dergleichen Dinge wenig Aufmerkſamkeiten verwendete, eine Ausſicht zeigte, ſeine Einkünfte zu ver-

beſſern. Er erwiederte, das, was du ſagſt, iſt eine mir fremde Sprache, rede darin mit andern Leuten, welche ſie beſſer verſtehen. Denjenigen, welche ſich um Vergnügungen bemüheten, pflegte er zu ſagen, daß ein tugendhaftes Wirken weit vergnügter mache als ein Leben ohne Tugend, wie vergnüglich daſſelbe auch ſeyn möge. Er beſaß ein ſo reges Mitleid, daß jeder Geängſtete oder Verfolgte, welcher zu ihm kam, in ſeinem Hauſe Schutz und Troſt fand ohne Rückſicht auf irgend eine Unannehmlichkeit, welche daraus, daß er ſich deſſelben annahm, für ihn entſtehen konnte. Ferner betrachtete er Perſonen und Sachen nach ihrem wirklichen Weſen und nicht nach der Meinung, die man davon hegte und hierin beſaß er eine beſondere und faſt göttliche Tugend; denn niemals ſah man ihn Ausnahmen von Perſonen machen, er ſah nicht darauf, zu welchem Ende und wer und wie beſchaffen ein jeder war. Dieſer Ritter brachte die Sätze in Verſe, welche anfangen: Mein vielgeliebter Sohn ꝛc., in welchen faſt alle Vorſchriften der Moralphiloſophie enthalten ſind, deren es zu einem tugendhaften Leben bedarf. Er beſaß eine große Menge Bücher und widmete ſich dem Studium, vorzüglich der Moralphiloſophie, und fremder und alter Geſchichten; in ſeinem Hauſe hatte er beſtändig Gelehrte und Magiſter, mit denen er über die Wiſſenſchaften und die Lectüre, welche ihn beſchäftigte, ſprach. Er machte auch andere Aufſätze in Proſa und Verſen ſehr lehrreich, um Tugenden zu befördern und Laſter zu unterdrücken: und mit dieſen Sachen brachte er die meiſte Zeit ſeiner Zurückgezogenheit hin. Er hatte einen großen Ruhm und angeſehenen Namen in vielen Reichen außerhalb Spanien; allein er hielt die Achtung der Weiſen weit höher als einen ausgebreiteten Ruhm. Und weil wir oftmals die Verhältniſſe der Menſchen ihrem Temperamente angemeſſen finden, und diejenigen verkehrte Neigungen hegen ſehen, die kein gutes Temperament haben, ſo dürfen wir ohne Zweifel glauben, daß dieſer Ritter ſich Gott ſehr verpflichtet erachtete, da er ihm von Natur ein ſolches Temperament gegeben, daß er geſchickt war, jede Tugend zu üben und ohne große Mühe die Neigung jeder Verſuchung zur Sünde zurückzudrängen. Ich will nicht leugnen, daß er nicht einige von jenen Anfechtungen erfuhr, welche unſer Fleiſch unſerm Geiſte zu veranlaſſen pflegt; daß er einige Male dem Zorne oder der Wolluſt unterlag, oder daß er zuweilen in dem, was ihm zu thun oblag, über das nöthige Maaß hinausging, oder es darin fehlen

ließ, da er, wie es der Fall war, in Kriege verwickelt und in andre große Begebenheiten, die sich um ihn her ereigneten, es schwer finden mußte, in einer solchen Menge Irrungen zu leben, ohne selbst zu irren. Allein wenn es wahr ist, daß Tugenden Fröhlichkeit erzeugen und Laster Traurigkeit schaffen, so wie der Ritter denn meistens fröhlich war, so kann man wohl urtheilen, daß ihm weit mehr Tugenden beiwohnten, welche Freudigkeit geben, als ihn Fehler beherrschten, welche Verstimmung herbeiführen. Obgleich er in mehreren Schlachten Unglück hatte, und mehrfaches Leid erfuhr, da ihm Kinder und andere Verwandte starben, so ertrug er dieß doch mit jener Seelenstärke, welche andere lehrte, wie sie zu dulden hätten. Er endigte seine Tage in dem Alter von 65. Jahren in großen Ehren und Glücke; und wenn man sagen kann, daß die Menschen, wie etliche vermeinen, nach dem Tode einiges Glück erlangen, so können wir unbezweifelt annehmen, daß es mit diesem Ritter der Fall war; denn er hinterließ sechs Söhne, deren ältester sein Majorat erbte, dasselbe erweiterte und zur Würde eines Herzogs empor stieg; der zweite Sohn war der Graf von Tendilla, der dritte Graf von Curuña, der vierte Cardinal von Spanien und Erzbischof von Toledo, auch Bischof von Siguenza und einer der größten Prälaten, welche Gottes Kirche in jenen Tagen hatte. Diesen vieren und den übrigen beiden, welche Don Juan und Don Hurtado hießen, hinterließ er Städte, Dorfschaften und Einkünfte, woraus neben dem Haus- und Hauptmajorate noch fünf andere Majorate gebildet wurden.

So weit der treffliche Pulgar, von dem ich, bis mich der Faden der Chronologie ihm wieder zuführt, hier Abschied nehme, um die literarischen Verdienste des Marquis von Santillana zu würdigen. Welcher Art von Poetik der Marquis huldigte und wie beschränkt sein ästhetischer Horizont war, in welchem sich der Wiederschein der Ansichten der besten Köpfe seiner Zeit abspiegelt, lernt man am besten aus dem historisch kritischen Sendschreiben kennen, das er an den Connetable von Portugal bei der Gelegenheit richtete, als er demselben [1]) eine Sammlung seiner Gedichte übersendete. Dieser Brief hat unter den Literatoren eine solche Celebrität

1) Um das Jahr 1455., wie Sanchez I. S. 2. siegreich wider Sarmiento beweiset, welcher das Schreiben in das Jahr 1440. setzt.

erlangt, daß ich denſelben als eine Probe von der Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe des Verfaſſers unverkürzt um ſo mehr folgen laſſe, als eine vollſtändige Ueberſetzung deſſelben mir noch nicht zu Geſicht gekommen iſt [1]). Allerdings enthält dieſer Brief einige beachtenswerthe Winke über den Entwickelungsgang der caſtilianiſchen Poeſie, indem er ſchon auf den Gegenſatz der Volkspoeſie von der Culturpoeſie hinweist, auch den einheimiſchen Kunſtgeſchmack von dem durch die Provencalen und Limoſinen eingeführten unterſcheidet. Er iſt aber für letztern ſo einſeitig eingenommen, daß er die nationale Poeſie, welche dieſem ausländiſchen Geſchmacke nicht huldigte, faſt ganz unberückſichtigt läßt und wir wohl von einer Menge Dichtern in der Weiſe des Modegeſanges hören, aber über die weit wichtigern Denkmale der älteſten caſtilianiſchen Poeſie theils gar nichts, theils nur einige ſehr ungenügende Worte vernehmen, ſo daß Bouterwek nicht Unrecht hat, wenn er meint, daß man zu des Marquis Zeiten vom Urſprunge der caſtilianiſchen Poeſie noch weniger gewußt habe, als man jetzt weiß und Sanchez ſich I. S. 118. verwundert, wie der vornehme Literator ſo ganz und gar keine Kenntniß von dem Poema del Cid und den Poeſieen Berceos gehabt zu haben ſcheint. Dagegen iſt der Hauptbeſtandtheil dieſes Sendſchreibens ein unkritiſches Convolut ungehöriger und falſcher Gelehrſamkeit, welche freilich an dieſer Stelle gar nichts nützet, aber am treffendſten die verfehlte Anſicht bezeichnete, welche der viel wiſſende Marquis über poetiſche Kunſt ſich ganz im Sinne ſeines äſthetiſchen Mentors verfertigt hatte. Sie iſt ihm, wie er ſelbſt erklärt, nichts anderes, als eine Erdichtung nützlicher Sachen, die, verborgen oder von einer ſchönen Hülle umſchleiert, nach einer gewiſſen Berechnung und nach Abmeſſung und Wägung geordnet, unterſchieden und verſteckt ſind. — Wenn er meint, dieſe Kunſt ſey ſtets nur auf edle und erhabene Geiſter herabgekommen, ſo verſtehet er darunter recht gelehrte Herrn, denn er nennt in dem nämlichen Satze und weiterhin wiederholt die Poeſie eine Wiſſenſchaft. Kunſt iſt ſie ihm nur als Verskunſt,

---

1) Roſenkranz in ſeiner Geſchichte der Poeſie III. S. 6. irret, wenn er die Bruchſtücke, welche Schubert in ſeiner biblioteca Castellana davon in deutſcher Sprache anführt, für eine vollſtändige Ueberſetzung zu halten ſcheint.

nicht als Kunſt des Gedankens. Von den an herrlicher und wirklicher Poeſie reichen Liedern und Romanzen ſpricht er gar verächtlich und nennt ſie niedrig, weil ſie ohne Regel und Vorſchrift verfertigt worden, weßhalb denn auch nur die dienende und niedere Claſſe ſich daran erfreuet. Die italieniſche Poeſie ſtehet ihm deßhalb ſo hoch, weil die italieniſchen Poeten ihre Werke mit ſchönen und ſeltenen Geſchichten zieren. Er hebt die tiefe Moral in Marchs des ältern Poeſieen beſonders hervor. Die belobte größere Zierlichkeit, womit ſich ſeit Heinrich III. die caſtilianiſche Poeſie entfaltet, deutet er wohlgefällig aus dem Umſtande, daß ſich dieſer Kunſt ſehr gelehrte Leute ergeben. Nur dieſe nennt er Dichter, andere Muſenjünger ſind ihm nur Reimer und Troubadours in dem verächtlichen Sinne des Wortes, den Guiraut Riquier beklagte. Es ergibt ſich aus dem Allem, daß der gefeierte Marquis, welcher, wie Sismondi witzig bemerkt, das ganze Alterthum um Citate brandſchatzte, die Regungen des dichteriſchen Triebes und die Quelle des poetiſchen Lebens in ihrem Urſprunge und ihrer Würde gänzlich verkennt und mißachtet und die Dichtkunſt nur dann zu einer Reputation und Anerkennung gelangen läßet, wenn ſie aus gelehrten Flicken ſich ein Hofkleid auszuſtaffiren und damit die Fähigkeit und den Anſpruch zu geben weiß, in anſtändiger Geſellſchaft aufzutreten. Bei der Zunftmäßigkeit ſeines Urtheiles fiel ihm nicht ein, die Wahrheit ſolcher äſthetiſchen Ketzereien zu bezweifeln oder wohl gar an den überall froh und frei emporgeſchoſſenen Gebilden der Nationalpoeſie ſeines Volkes ſeine Einſicht zu berichtigen und für die Befolgung einer geſunden Kritik zu ſtimmen. Unbegreiflich! da er ſelbſt mit entſchiedenem Glücke als Volksdichter auftrat! Höchſt befremdend iſt es daher, wie Sismondi jenen Brief ein durch richtige Kritik ſehr ausgezeichnetes Werk nennen konnte. Doch zu lange ſchon habe ich der eigenen Anſicht meiner Leſer vorgegriffen, mag die berühmte Zuſchrift ſich nun ſelber an ſie wenden [1]):

1) Dieſer Brief hat auch noch deßhalb einen zufälligen Anſpruch auf dankbare Anerkennung, weil er dem trefflichen Sanchez den nächſten Anſtoß zu ſeiner ſchätzenswerthen coleccion und den dieſelben begleitenden literariſchen Zuſätzen gab.

Sendschreiben an Don Pedro, Connetable von Portugal.

Vor einigen Tagen hat mich Alvar Gonzalez de Alcantara, ein Anhänger und Diener vom Hause eures Vaters, des Herrn Infanten Don Pedro, erlauchten Herzogs von Coimbra, in Euerm Namen, mein Herr, ersucht, meine Schriften und Lieder Euer Gnaden zu übersenden. Wahrlich Herr, wichtigere, wenn gleich für mich mühsamere Handlungen würde ich Euerm Adel zu gefallen gern verrichten; denn meine Werke oder wenigstens deren größerer Theil behandeln nicht solche Gegenstände und sind auch nicht so wohl gelungen und ausgearbeitet, daß dieselben eine Sammlung zu verdienen scheinen. Denn mit dem Apostel kann ich sagen: cum essem parvulus cogitabam ut parvulus, loquebar ut parvulus. Dergleichen fröhliche und ergötzliche Sachen thun sich hervor und vereinigen sich in der Zeit der frischen Jugend mit der Liebe für zierliche Kleidung, Carousselreiten und andere ritterlichen Uebungen; und so, Herr, findet Ihr jetzt an vielen Dingen Gefallen, die mir schon nicht mehr gefallen oder gefallen dürfen. Inzwischen, mein trefflicher Herr, habe ich aus Eifer, daß mein Wille nicht anders ausgelegt werden möge, als derselbe ist, und dem Eurigen kein Hinderniß entgegengesetzt werde, demselben vielmehr ein Genüge geschehe, hier und dort aus fremden Büchern und Liedersammlungen einige Stücke in der Ordnung, als ich dieselben producirte, zusammenlesen und abschreiben lassen, die ich Euch in diesem Büchlein übersende. Wie unvollkommen mir auch, mein Herr, diese meine Werkchen, welche Ihr befohlen habt, und wie sehr vielleicht auch noch unter der Ansicht, die ich davon habe, seyn mögen, so kann ich Euch doch versichern, wie michs unendlich erfreuet, daß Alles, was eine poetische Seite annimmt, Euch gefällt. Hievon überzeugen mich nicht nur Eure angenehmen Befehle, sondern auch einige sehr gefällige Sachen, die ich gesehen habe und welche Euer Talent hervorgebracht hatte. Hier waltet wahrlich ein göttlicher Eifer, eine himmlische Regung, ein unersättliches Speisen des Geistes; er sucht, wie die Materie, nach einer Form und in der Unvollkommenheit nach Vervollkommnung; diese Wissenschaft der Poesie und die fröhliche Kunst kamen auch stets nur auf edle und erhabene Geister herab. Und welche Bewandniß hat es mit der Poesie, welche man in unserer Landessprache die fröhliche Kunst (gaya Sciencia) nennt, anders, als daß dieselbe eine Erdichtung nützlicher Sachen ist, die, verborgen oder

von einer sehr schönen Hülle umschleiert, nach einer gewissen Berechnung und nach Abmessung und Wägung geordnet unterschieden und versteckt sind? Und sicherlich, mein trefflicher Herr, irren diejenigen, welche da denken oder sagen, daß dergleichen Sachen allein frivol und ausgelassen sind. Denn gleich wie die Frucht hegenden Gärten Fülle haben und zu allen Jahreszeiten die angemessenen Früchte hervorbringen, so gebrauchen die wohlerzogenen und gelehrten Leute denen jene Wissenschaften von oben her eingegossen sind, dieselben und deren Ausübung nach dem Alter. Und wenn die Wissenschaften, wie Cicero will, Gegenstände sind, wornach man streben soll, welche leistet mehr, welche ist edler oder des Menschen würdiger, welche von größerer Ausbreitung unter dem menschlichen Geschlechte? Wenn in ihnen Dunkelheit und Verworrenheit stattfindet, wer weiset dieselben klarer nach als die Beredsamkeit, die süße und schöne Sprache, sey es in gebundenem Worte oder in Prosa? Wie sehr die Reime vor der ungefesselten Prosa Vorzug und Beifall verdienen, ist auch unter denen eine ausgemachte Sache, welche nicht im (poetischen) Streite hohe Ehren erringen wollen. Und wenn ich den Weg der Stoiker verfolge, welche mit großem Fleiße dem Ursprunge und Grunde der Dinge nachforschten, so muß ich sagen, daß die Verskunst der Zeit nach früher und der Vollkommenheit und ihrem Ansehen nach vorzüglicher gewesen ist, als die ungebundene Prosa. Isidor aus Carthago, der heilige Bischof von Hispalis, bezeugt und bestätigt dies und behauptet, daß Moses der erste gewesen sey, welcher Verse versuchte und in abgemessener Rede gesungen hat; er besang und weissagte in Versen die Ankunft des Messias; und nach ihm besang Josua die Einnahme von Gabaon; David besang in Versen den Sieg über die Philistäer und die Herstellung der Bundeslade, und alle fünf Bücher des Psalters. Die Juden behaupten indeß, daß wir nicht in dem Maaße, als sie, Geschmack an dieser süßen Weise empfinden könnten. Salomo versificirte seine Sprichwörter; einige Sachen im Hiob sind in Reimen, namentlich die Trostworte, welche die Freunde seinen Klagen entgegenstellten.

Unter den Griechen will man Hekatäus den Milesier und nachher Pherezydes den Tyrier und Homer, den Dante das Haupt der Dichter nennt, zu den ersten Dichtern machen. Unter den Lateinern macht man Ennius zum ersten, obgleich man versichert, daß Virgil im Lateinischen ehemals und jetzt die Oberherrschaft in

der Sprache geübt habe; dieſen Platz weiſet ihm auch Dante an, wo er den Schatten Sordellos des Mantuaners ſagen läßt:

O gloria del Latin solo per cui
Mostro cio che potea la lingua nostra!
O precio eterno del loco ove io fuy.

Und darum halte ich ſie (Dichtkunſt) für eine Wiſſenſchaft; als ſolche iſt ſie ſonderlich Gott angenehm und ſodann den Menſchen aller Art und Abſtammung. Auch Caſſiodor beſtätigt dieß in ſeinem Buche da variis causis, indem er ſagt: Aller Glanz der Beredſamkeit, jede Art und Weiſe der Poeſie oder poetiſchen Rede und Erfindung, alle Mannichfaltigkeit hatte ihren Urſprung in der heiligen Schrift. Sie ſingt man in den Gott gewidmeten Tempeln; ſie wird an kaiſerlichen und königlichen Höfen und Paläſten freundlich aufgenommen. Die Märkte, die Plätze, die Feſte und herrlichen Gelage ſind ohne ſie dumpf und in Stummheit verſunken. Und welche Gegenſtände gibt es, wage ich zu fragen, bei denen dieſe Kunſt als nothwendig nicht auftritt und dient? die Epithalamien, Lieder, welche auf Hochzeiten zum Lobe der Neuvermählten geſungen werden, ſind in gemeſſener Rede gedichtet. Auch die Hirten bedienen ſich derſelben in verſchiedenem Maaße und dieß ſind die Weiſen, welche die Poeten bukoliſche nennen. Zu einer andern Zeit ſang man bei der Aſche und den Beſtattungen der Verſtorbenen elegiſche Weiſen, und dieß findet noch hier und da Statt, wo man dieſelben endechas nennt. In dieſer Manier beſang Jeremias Jeruſalems Zerſtörung; Cajus Cäſar und die Kaiſer Octavianus Auguſtus, Tiberius und Titus machten bewunderungswürdige Verſe und gefielen ſich in jedem Metrum.

Aber laſſen wir die alten Geſchichten und treten unſeren Zeiten näher. Der König Robert von Neapel, ein tapferer und angeſehener Fürſt, fand ſolchen Geſchmack an dieſer Kunſt, daß er den Meſſer Francesco Petrarca mit dem Dichterlorbeer krönte und lange Zeit bei ſich im neuen Schloſſe zu Neapel behielt. Er unterhielt ſich und verkehrte ſehr häufig mit ihm über dieſe Kunſt, wodurch jener ſich ihm ſehr angenehm machte und ſein vertrauter Freund ward; dort ſoll er auch viele ſeiner lateiniſchen und italieniſchen Werke verfaßt haben, unter andern das Buch Rerum memorandarum, ſeine Eklogen und viele Sonette, namentlich das auf den Tod unſeres Königs, welches anfängt:

Rotta è l'alta colonna, e'l verde Lauro.

Johann Boccaccio, ein vortrefflicher Dichter und ausgezeichneter Redner, hat nach Versicherung des Königs Johann von Cypern sich auf das Studium dieser lieblichen Kunst mehr als auf irgend eine andere gelegt; dieß scheint er auch in der Einleitung zu seinem Buche von der Genealogie oder Abstammung der heidnischen Gottheiten, wo er mit dem Abgeordneten oder Gesandten des Fürsten von Parma spricht, haben andeuten zu wollen. — Wie und auf welche Weise nun, mein Herr, diese Kunst zuerst in die Hände der Romancisten oder der Unsrigen gerathen ist, würde eine schwierige Untersuchung und mühsame Forschung erfordern. Wenn wir aber nun von den uns entfernt und abwärts liegenden Gegenden, Landen und Gebieten hinwegsehen, so läßt sich nicht daran zweifeln, daß in allen diese Kunst geübt worden und noch geübt wird; und meistens geschieht dies in den drei Abstufungen vom Erhabenen, Mittlern und Niedrigen. Das Erhabene kann man denjenigen beilegen, welche in griechischer und lateinischer Sprache ihre Werke in Versen schrieben. Der mittlern Gattung bedienten sich diejenigen, welche in der Landessprache schrieben, als Guido Guinicelli aus Bologna und Arnaut Daniel aus der Provence. Ich habe zwar von diesen kein Werk gesehen; allein es wird von Einigen behauptet, daß sie die ersten waren, welche im Romanzo, Terzinen und Sonette dichteten. Niedrig sind diejenigen, welche ohne irgend eine Regel oder Vorschrift diejenigen Lieder und Romanzen verfertigen, woran die niedrige, dienende Classe des Volkes sich erfreuet. — Nach dem Guido und Arnaut Daniel schrieb Dante auf eine zierliche Art in Terzinen seine drei Comödien: Hölle, Fegfeuer, Paradies, Messer Francesco Petrarca seine Triumphe, Cecco von Ascoli das Buch de proprietatibus rerum, Johann Boccaz des „Ninfale" überschriebene Buch, dem er nach Art von Böethius consolatario Prosa von großer rednerischer Schönheit beimischte. Diese und viele Andere componirten in einer andern Form sogenannte Sonette und Canzonen in italienischen Versen.

Von den limosinischen Landschaften und Gränzen verbreiteten sich diese Künste nach Gallien und nach dem Westen in unser Spanien, wo man sie auf eine kluge und schöne Art gebrauchte. Die Gallier und Franzosen schrieben in verschiedenen Weisen Reime und Verse,

welche in der Zählung der Füße und Abſchnitte verſchieden ſind. Das Wägen und Zählen der Sylben bei den Terzinen, Sonetten und Canzonen geſchiehet auf dieſelbe Art, als bei den Balladen; obgleich bei den einen wie den andern einige verſtümmelte Füße, welche wir medios pies und die Limoſiner, Franzoſen und Catalonier biogs nennen, vorkommen.

Unter dieſen gab es ſehr gelehrte und ausgezeichnete Leute in dieſen Künſten; Juan Lorris dichtete den Roman von der Roſe, welcher, wie man ſagt, die Kunſt der Liebe vollkommen in ſich ſchließt; Meiſter Jean Copinet aus der Stadt Meun beendete denſelben. Michaut ſchrieb einen ſtarken Band voll Balladen, Canzonen, Rondeaus, Lays, Virolais[1]), und bediente ſich bei vielen derſelben der Aſſonanz. Meiſter Otho von Granſon, ein tapferer und mannhafter Ritter, bediente ſich einer erhabenen und ſüßen Weiſe in dieſer Kunſt. Alain Chartier, ein ſehr berühmter neuer Dichter, Secretär des jetzigen Königs Ludwigs (XI.) von Frankreich, verfertigte Verſe und Lieder mit großer Zierlichkeit und ſchrieb den Streit der vier Damen — die ſchöne Dame Samerſi (sans mercy) — La reveille — matin — la grant Pastora — le breviaire des nobles — l'hospital d'amours, — welche Sachen wahrlich ſchön und anmuthig anzuhören ſind.

Die Italiener ziehe ich mit Vorbehalt der Meinung beſſer Unterrichteter den Franzoſen in der Hinſicht vor, daß ihre Werke von einem höhern Geiſte zeugen und ſie dieſelben mit ſchönen und ſeltenen Geſchichten zieren und durchflechten; die Franzoſen haben vor den Italienern aber den Vorzug der Kunſt, welche bei den Italienern ſich über das Versmaas und den Reim nicht hinauserſtreckt. Sie ſetzen ihre Lieder in Muſik und ſingen dieſelben in angenehmen, mannichfaltigen Weiſen; die Muſik ſteht ihnen dergeſtalt zu Gebote und iſt ihnen ſo geläufig, daß es ſcheint, als ob die großen Weiſen Orpheus, Pythagoras und Empedokles unter ihnen geboren wären. Dieſe beſänftigten, wie geſchrieben ſtehet, nicht allein die raſenden Leidenſchaften der Menſchen, ſondern auch die Furien der Hölle durch die wohltönende Weiſe und den ſüßen Klang ihrer Geſänge. Und wer zweifelt daran, daß, wie grünes Laub zur Zeit des Frühlings

1) Seltſamer Weiſe lieſt Sarmiento Luis Virolais (§. 361) und macht daraus einen caſtilianiſchen Dichter, was ihm Sanchez I. S. 71 ſehr übel nimmt.

die entblättert ſtehenden Bäume überziehet und ſchmücket, ſüße Stimmen und herrliche Töne nicht den Schmuck und die Zier jedes Reimes, Metrums und Verſes bilden, von welcher Kunſt, Gewicht oder Maaß ſie auch ſeyn mögen? Die Catalonier, Valencianer und mehre Aragoneſen waren und ſind große Freunde dieſer Kunſt. Sie ſchrieben zuerſt in gereimter Weiſe, in einer Art langer Verſe, von denen einige ſich reimten, andere nicht. Hierauf pflegten ſie in zehnſylbigen Verſen nach Art der Limoſiner zu dichten. Unter ihnen gab es in Bezug auf Erfindung und Versbau ausgezeichnete Leute. Guillen de Bergueda, ein edler und angeſehener Ritter und Pao de Benlibre erlangten unter ihnen großen Ruhm. Moſen Pero March der alte, ein tapferer und edler Rittersmann, dichtete ſehr anmuthige Sachen und ſchrieb unter andern Sprichwörter voll tiefer Moral. In unſern Tagen blühete Moſen Jorde de Sant Jorde, ein weiſer Ritter; derſelbe dichtete ſehr ſchöne Sachen, welche er ſelbſt abſang; er war ein trefflicher Muſiker und dichtete unter andern eine Canzone aus Gegenſätzen, welche anfängt:

tosions aprench è desaprench ensems.

Er dichtete „der Liebe Leiden," worin er viele gute alte Lieder von ſich ſelber und andern wieder aufnahm. Moſen Febler's Werke ſind voll Adel; einige verſichern, er habe den Dante aus dem Florentiniſchen ins Cataloniſche überſetzt, ohne in der Ordnung des Versmaaßes und Reimes nachzuſtehen. Moſen Auſias March, welcher noch lebt, iſt ein großer Troubadour und ein Mann von ſehr erhabenem Geiſte. — Unter uns gebrauchte man anfangs ſehr vielerlei Versweiſen, wie das Buch von Alexander — los votos del Pavon —, ferner das Buch vom Erzprieſter von Hita. In derſelben Weiſe ſchrieb Pero Lopez de Ayala der alte ein Buch über die „Sitten des Pallaſtes," welches man „Reime" nannte. Hierauf erfand man die Verſe, welche man de arte mayor nennt und welche, wie ich glaube, die gewöhnliche Dichtungsart in den Königreichen Gallicien und Portugal waren, weßhalb nicht bezweifelt werden mag, daß die Uebung dieſer Verskunſt dort eifriger als in irgend einer andern Provinz oder Gegend von Spanien getrieben ward, und dieß war in dem Grade der Fall, daß noch vor Kurzem alle Reimer und Troubadouren jener Landſtriche, mochten ſie Caſtilianer, Andaluſier oder aus Eſtre-

madura seyn, ihre sämmtlichen Werke in gallicischer oder portugiesischer Sprache verfaßten. Und es ist gewiß, daß wir von jenen auch die Kunstausdrücke: maestria mayor und menor — encadenados — lexapren und mansobre erhielten. — Ich erinnere mich, mein trefflicher Herr, in früher Jugend, da ich noch ein kleiner Knabe war, bei meiner Großmutter Donna Mencia de Cisneros unter andern Büchern einen dicken Band voll Cantigas, Serranas, portugiesische und gallicische Sprüche gesehen zu haben, deren grösserer Theil vom König Dionys von Portugal herrührte, welcher, wie ich glaube, euer Urgroßvater war. Alle diejenigen, welche seine Werke lasen, lobten dieselben wegen der feinen Erfindung und der lieblichen angenehmen Rede. Andere (Gedichte) rührten von Johann Soarez de Pavia her, welcher in Gallicien wegen seiner Liebe zu einer Infantin von Portugal gestorben seyn soll, ferner waren dergleichen von einem Fernan Gonzalez de Sanabria vorhanden. Hiernächst folgten (Gedichte) von Basco Perez de Camoes und Fernan Casquicio und dem großen verliebten Macias, von welchen sich nur vier Liebesgedichte voll schöner Gedanken vorfanden, nämlich:

1. Cativo de miña tristura,
2. Amor cruel e brioso.
3. Señor en que fiancé.
4. Probe de buscar mesura.

In Castilien war König Don Alonso der Weise ein trefflicher Dichter und ich habe einige seiner Poesieen gesehen; es wird erzählt, daß er auch erhabene Sachen im Lateinischen gedichtet habe. Nach ihm folgten Don Juan de la Cerda und Pero Gonzalez de Mendoza, mein Großvater; derselbe machte schöne Canzonen, unter andern die

Pero te sirvo sin arte,

ferner eine auf die Nonnen der Zaydia, als der König Don Pedro Valencia belagerte. Sie fängt an:

A las riberas de un rio.

Er hatte auch nach Art der Schauspieldichter eine Art Wechselgesänge, wie die Plautinischen und Terencianischen. In diesen Zeiten trat auch ein Jude auf, welcher sich Rabbi Santo nannte und sehr artige Sachen schrieb, unter andern moralische Sprich-

wörter, worin viele fürwahr sehr empfehlungswürdige Gedanken sich befinden. Bei angesehenen Leuten verschaffte er sich als Troubadour Achtung, denn wie er sagt:

Non vale el Azor menos,
Por nascer en vil nio,
Nin los exemplos buenos,
Por los decir Judio.

(Der Edelstein gilt nicht weniger, weil er auf gemeinem Boden entstand; eben so gute Regeln (Beispiele), weil sie ein Jude vorträgt).

Alfonso Gonzalez de Castro, aus der hiesigen Stadt Guadalarara gebürtig, dichtete trefflich und componirte die Canzone:

Con tan alto poderlo,
Vedes que descortesia.

Nach diesen lebte um die Zeit des Königs Don Juan der Archidiaconus von Toro. Dieser dichtete:

Crueldad y trocomento
und
de quien cuido é cuidé,

und Garzi Fernandez von Gerena. — Seit den Zeiten König Don Enriques glorreichen Andenkens, des Vaters unseres Königs und bis in unsere Tage begann sich diese Kunst mit größerer Zierlichkeit zu entfalten und es hat darin sehr gelehrte Leute gegeben, vorzüglich Alfonso Alvarez de Illescas, einen großen Reimsprecher; von ihm kann man das sagen, was zu Ovids Lobe ein großer Geschichtsschreiber anführt: Daß alle seine Worte und Reden Metrum gewesen seyen. Er schrieb so viele Weisen und Lieder, daß es viel zu weitläufig und für unser Unternehmen zu ausführlich seyn würde, wenn wir uns darauf einlassen wollten, auch nur die Anfangsstrophen jedes Gedichtes anzuführen. Sowohl deßhalb, als weil seine Werke überall bekannt und verbreitet sind, wollen wir zu Messer Francisco Imperial übergehen, welchen ich nicht einen Reimer oder Troubadour, sondern einen Poeten nennen möchte, weil es ausgemacht ist, daß, wofern Jemand in diesen abendländischen Gegenden die Belohnung dieses Triumphes und die Krönung mit dem Lorbeer verdiente, er dessen

vor Allen bei weitem am würdigſten iſt. Er machte bei der Geburt unſeres Königs das berühmte Gedicht:

En dos setecientos;

und dichtete noch viele andere gefällige und löbliche Sachen.

Fernan Sanchez Calvera, Comthur des Calatrava-Ordens, verfertigte ſehr gute Weiſen. Don Pedro Velez de Guevara, mein Oheim, ein beliebter und edler Ritter, ſchrieb gleichfalls einige artige Gedichte und Lieder. Mein Oheim Fernan Perez Guzman, ein in manchen guten Wiſſenſchaften bewanderter Ritter, hat viele metriſche Sachen componirt, unter andern die Aufſchrift auf das Grabmal meines Herrn, des Almirante Don Diego Furtado, welche anfängt:

Hombre que vienes de aqui presente.

Er machte auch noch viele Gedichte und Lieder der Liebe, und vor nicht gar langer Zeit ſchrieb er Sprichwörter voll hoher Gedanken, und ein anderes ſehr nützliches und wohl gerathenes Werk von den vier Cardinaltugenden.

Dem erlauchten Herzoge Don Fadrique, meinem Herrn und Bruder (Schwager), gefiel dieſe Kunſt ſehr und er dichtete angenehme Weiſen und Sprüche; auch hatte er in ſeinem Hauſe große Troubadours, beſonders Fernan Rodriguez Puerto-Carrero, Juan de Gayoſo und Alonzo Gayoſo de Morana. — Fernan Manuel de Lando, ein ehrenhafter Ritter, ſchrieb viele gute Gedichte und ahmte mehr als ein Anderer den Meſſer Francisco Imperial nach; er dichtete gute Lobgeſänge auf die heilige Jungfrau — und mehrere Ausforderungsgedichte gegen Alonzo Alvarez über verſchiedene Gegenſtände, wohl angeordnet. Ich unterlaſſe es, diejenigen, welche nach dieſen Zeiten dichteten oder es noch thun, namhaft zu machen, weil ihr, mein ſehr edler Herr, von Allem, was ich über dieſelbe würde ſagen können, unterrichtet ſeyd und Kunde habt. Ihr möget euch nicht wundern, Herr, daß ich in dieſer Vorrede ſo weit und breit über die alten und hiernächſt unſere Schriftſteller und einige ihrer Werke geſprochen habe, und daß dieß aus einer Art Müßigkeit hervorgegangen ſeyn mag, von welcher mein Alter eben ſo wenig, als der Drang der Zeiten mich haben losmachen können. So wie ſie mir aber in

meinem jugendlichen Alter gefielen, so fand ich gegenwärtig ihre Erwähnung nothwendig, denn wie der Dichter Horaz sagt:

Quem nova concepit olla servabit odorem.

Unter allen diesen, mein erlauchter Herr, sowohl Italienern als Provencalen, Cataloniern, Castilianern, Portugiesen und Galliciern, so wie allen übrigen Nationen ziehet man die aus dem cisalpinischen Gallien und aus Aquitanien bei weitem vor und gibt ihnen die Ehre und den Vorrang in diesen Künsten. Die Art, warum und wie? lasse ich unerwähnt, da ich solches im Vorworte zu meinen Sprichwörtern bereits erwähnt habe. Aus diesen und noch vielen andern Gründen, welche von mir und von Jemand, der sich noch besser darauf verstünde, weitläufiger auseinander gesetzt werden könnten, kann euer Gnaden abnehmen, in welcher Achtung und wie geschätzt und empfohlen diese Künste seyn müssen, und wie sehr ihr, mein trefflicher Herr, es schätzen müsset, daß die Jungfrauen, welche unaufhörlich die Quelle des Helicon umtanzen, in dieser jetzigen Zeit euch wohl verdienter Weise in ihren Reigen aufgenommen haben. Darum, Herr, ersuche und ermuntere ich euer Gnaden, daß ihr, so lange noch Clotho den Faden spinnet, euern hohen Sinn und eure Feder in der Erfindung schöner Gedichte und in deren gefälliger Ordnung und Regel nicht ermüden lasset, damit, wenn Atropos den Faden zerschneidet, euch delphische und martialische Ehren in gleichem Maaße zu Theil werden.

So weit der Marquis von Santillana. Hoffentlich habe ich demselben bei meinem Urtheile über dieses Sendschreiben nicht Unrecht gethan. Anerkennen will ich dagegen gern, daß seine Gelehrsamkeit für seine Zeit bewunderungswerth gewesen. Wenn er und seine Zeitgenossen dieselbe für eine Zierde und gewissermaßen für eine Rechtfertigung des Auftretens derselben hielten, so mag es nicht Wunder nehmen, wenn er in seinen eigenen Dichtungen mit diesem Artikel etwas verschwenderisch umging und die größere Freigebigkeit darin den größern Beifall, womit diese Erzeugnisse aufgenommen wurden, bestimmte. Der Werth dieser Dichtungen läßt sich jetzt aber ungefähr nach dem umgekehrten Maaßstabe bestimmen und so sind die gelehrten Poesieen bei weitem denjenigen unterge-

ordnet, welche er, vom Schulzwange entfeſſelt, aus freiem Herzen in die Welt hinausſang. Deßhalb ſind auch ſeine Liebes- und Kriegslieder das Vorzüglichſte in ſeinem poetiſchen Nachlaſſe. Aber auch dieſe hielt er nicht überall frei von dem Prunke geſchmackloſer Gelehrſamkeit. So verſichert er in einem Liede, in welchem er die Unvergeßlichkeit der Geliebten feiert, daß Alekto eher mitleidig und Metellus eher furchtſam werden würden, bevor er die Tugend der Geliebten vergeſſen könne. Es werde, heißt es weiter, leichter der glückliche Cäſar zu kämpfen aufhören und der Priamide entarten, als er die Geliebte verlaſſen. Es müßten Sinon ſtumm, Therſites tugendhaft, Sardanapal muthvoll, Salomon ſchändlich und roh werden, bevor er ihre Geſtalt vergeſſen könne. Ihre ſüße Herrſchaft werde er nicht verlaſſen, es müßten denn Ethiopien kalt und naß, Scythien glühend heiß und Sicilien friedfertig ſich zeigen. Dieſe Pedanteske erfreuet ſich übrigens der lieblichſten Verſification. Von gleichem mythologiſchen Froſte durchſchauert, fühlt man ſich bei Anhörung einer poetiſchen Lobrede, welche Santillana der Königin von Caſtilien hielt, zu deren Feier Orpheus und Kalliope ſich erheben ſollen. Er läßt die erlauchte Landesmutter an Schönheit eine Erbin der Venus, an Klugheit der Pallas ſeyn; die Keuſchheit hat ſie von Dianen und ſo plündert der gelehrte Marquis den ganzen Parnaß, um ſeiner Königin Tugenden zuſammenzuſtoppeln. Ungemein reitzend dagegen und in Styl und Melodie ausgezeichnet ſind die im Volkstone vorgetragenen Serranillas, in denen der caſtilianiſche Vers alle Süße ſeines Zaubers entfaltet und den beſten Compoſitionen dieſer Art von andern Dichtern nichts nachgibt. Leider ſind ſie unüberſetzlich. Ich verzweifle wenigſtens, z. B. das reitzende Lied von der Hirtin von Finojoſa auf eine nur von Ferne entſprechende Weiſe wieder zu geben. Hier hat das poetiſche Gefühl den Hofpoeten ganz zum Schweigen gebracht und das volksmäßige Element wider Willen die Herrſchaft behauptet. — Eine ſüße elegiſche Schwermuth und eine tiefe poetiſche Wahrheit finde ich in dem Gedichte, welches Liebesklage überſchrieben iſt und worin dem Dichter im Traume ein Mann erſcheint, der von einem Pfeile ſchwer verwundet, ihm den Verluſt ſeiner Geliebten klagt. Von dieſem Gedichte muß ſpäter bei Gelegenheit des Dichters Macias noch einmal die Rede ſeyn. Nur um zu beweiſen, daß Boscan, welcher faſt hundert Jahre ſpäter den italieniſchen Dichtern die

Form des Sonettes nachbildete, keineswegs, wie er ſich rühmte, der erſte Caſtilianer geweſen, welcher ſich in dieſer Gattung verſucht, mag eins von Santillanas Sonetten, weniger als ein Muſter denn als eine literariſche Curioſität hier Platz finden:

Entfernt von euch und nahe ſtets dem Leide,
An Freuden arm, von Trauer reich umgeben,
Der Ruh entbehrend, bei beſtändgem Schweben
In Todes Angſt und vor des Schmerzes Schneide,

Entblößt von Hoffnung, aber eine Weide
Maaßloſen Weh's, der Strenge hingegeben,
Entflieht in Unluſt mir das ganze Leben,
Verfolgt mich Tod mit nimmer ruh'ndem Neide.

Es reichen nicht den heißen Durſt zu ſtillen,
Der mein Verlangen quält, des Tajo Wogen,
Mag auch die ſchwache Guadiana quillen,
Mit ihr kömmt nimmer Hilfe mir gezogen.
Nur Guadalquivir wird es erlangen,
Zu heilen mich, zu ſtillen mein Verlangen.

Die gelehrte Färbung, welche der Marquis für ein unerläßliches Erforderniß poetiſcher Schönheit hielt, ſuchte er auch mittelſt der Allegorie, welche, wie weiter oben gezeigt, bereits in Caſtilien beliebt war, daſelbſt aber durch den Geſchmack und die Vorliebe für Dante in noch größere Aufnahme gekommen war, hervorzubringen. Seinen Trauergeſang auf den Tod ſeines poetiſchen Führers, des Marquis von Villena, welcher unverkennbar im Angeſicht Dantesker Vorbilder componirt ward, hielt er um ſo mehr für einen geeigneten Tummelplatz zum Allegoriſiren, als es die Feier eines Gönners galt, der die Gelehrſamkeit als den Angelſtern im Gebiete der Dichtkunſt betrachtet hatte. Weil er aber, um ſich von dieſem Verdienſte Villenas recht durchdrungen zu zeigen, eine wahre Verſchwendung ſeiner geſammten Beleſenheit in nur 25 Stanzen trieb, ſo ward die bezweckte Danteske auch eine Pedanteske. Als ein großes Verdienſt rechnet er es denn auch natürlich dem Verſtorbenen an, „daß er die Sylben zählte, den richtigen Accent traf, und tief hineinblickte in das Weſen der Poeſie.“ Die Form der in dieſem Trauergedichte angebrachten Allegorie iſt gänzlich dem Dante entnommen, dem ſich auch Santillana namentlich vergleicht, als er

ermüdet einen Berg auf seiner allegorischen Wanderung erstiegen hat, die er wie jener mit Verirrung in eine Wildniß begann. Wüthende und gräßliche Thiere umringen ihn. Allein er schreitet muthig fort. Töne entsetzlichen Jammers treffen sein Ohr. Endlich gewahrt er in Schmerz aufgelöste Nymphen, welche ihre Trauer durch Absingung der Verdienste Villena's an den Tag legen und beschwichtigen. Wenn man ihre Bemerkungen wörtlich verstehen wollte, so wäre mit ihm das allergrößte Licht erloschen und vom Leuchter in die Grube gelegt, das je seinen Schein der Erde geliehen hat. Die Nymphen klagen nämlich, daß sie einen Homer verloren, welcher die Ehre des heiligen Berges gewesen, den sie bewohnen, einen Ovid, den sie mit dem geliebten Lorbeer gekrönt, einen Horaz, der sie beim Beginne jedes Gedichtes angerufen. Sie betrauern in ihm den Verlust eines Livius, eines Virgils, Macrobius, Valerius, Sallustius, Magnaeus (?), Seneca, eines Cäsar und Casalian (?), Böethius, Petrarcha, Fulgentius, Dante, Gaufre, Terenz, Juvenal, Statius und Quintilian. Und alle diese Namen haben sich in die übrigens wohl gebaueten versos de arte mayor, deren sich der Dichter bediente, hineinzwängen lassen müssen. Vor solchem Wust zeichnen sich der Eingang, welcher die Schilderung eines Winterabends enthält und Stellen, wie die folgende, welche auch Bouterwek hervorhob, vortheilhaft aus: „Dich allein anzurufen gefällt mir, o süße Leier, süßer als die des Orpheus, denn deine Hilfe allein wird meiner ungefügen Hand zu Gebote stehen. O Bibliothek (?) des Sanges der Sterblichen, süß strömender Quell großer Beredsamkeit, gieße du hohe und heilige Klugheit über mich aus, damit ich deine Klage verständlich machen kann. Um die Stunde der vorhin gedachten Zeit, erblickte ich mich, einem Kinde gleich, das man aus der Wiege gehoben, ich weiß nicht, ob es Blendwerk oder Zufall war, ganz allein am Fuße eines Hügels; dichter Wald, jedem Wohnorte fern, erstreckte sich in Einöde so schrecklich über das Land dahin, daß ich, obwohl mich unschuldig fühlend, erzittre, es weitläufig zu beschreiben. Nicht sahe ich mehr den von Menschen betretenen Pfad noch Fußtapfen, welche mich leiten konnten; kein Mensch, an den ich mich in so verzweifelter Lage um Rath hätte wenden mögen. Ein einziger wenig beschrittener Steig führte mitten hinein in das gewaltige Dickicht, und der dianeïsche Strahl zeigte mir denselben wie eine die Höhe hinan-

klimmende Heerde" ꝛc. Der Dichter beſchreitet denſelben, er führt ihn an gräßlichen Höhlen und an wilden Beſtien vorüber, wie Hypolitus, Faunus, Chiron und Mathias nicht erblickt und der idäiſche Wald nicht enthalten haben mag. Das grimmige Ausſehen dieſer Ungethüme wird maleriſch genug geſchildert. Der Dichter entſchuldigt ſich über ſeinen „niedrigen Styl," welcher alle dieſe Schreckniſſe nicht würdig genug ſchildert. Die Trauer des Geſindes, welches Villena hinterlaſſen wird, zwiſchendurch durch mächtige mythologiſche Gleichniſſe erläutert, an denen es auch im Fortgange nicht fehlt, bis der Dichter nicht minder ermüdet als Dante am Acheron auf den Gipfel ſeines Berges anlangt, von wo er die neun Jungfrauen erblickt, deren Klagegeſänge vernimmt und ſich zuletzt beim Erwachen ganz proſaiſch in ſeinem Bette befindet.

Von noch bedeutenderm Umfange iſt Santillanas Gedicht, das er über ſchrieb: doctrinal de privados, d. h. Günſtlingsſpiegel (Bouterwek überſetzt es ganz unrichtig: Lehrbuch für Privatmänner.) Es beſtehet aus 53 Stanzen zu 8ſylbigen Zeilen. Die Zahl 53 iſt anſcheinend nicht ohne Abſicht und ſoll wohl eine Anſpielung auf das Jahr 1453., das Todesjahr Alvaro de Lunas, ſeyn. Denn dieſer iſt der Günſtling, in deſſen Spiegel andere ihr eigenes Schickſal ſehen ſollen. Die anmuthig verſificirten 53 Stanzen ſind dem Alvaro de Luna ſelbſt in den Mund gelegt, welcher die Bekenntniſſe ſeiner Fehler in dieſer poetiſchen Beichte vorträgt und daran diejenigen Wahrheiten knüpft, welche der Dichter ſeinen Landsleuten recht empfehlen wollte, um der politiſchen Aufregung, welche das Land zerrüttete, Herr zu werden. „Ich ſah, ſo beginnt Alvaro, zum großen Schaden ihres Herrn Schätze aufgehäuft; Schatten oder Traum ſind unſere Tage und uns zugezählt;" er weist auf die Sünden hin, welche uns den wahren Genuß des Lebens nicht gönnen und fordert die Menge auf, ihre Augen auf ihn zu richten, welcher ein deutliches Beiſpiel hinſtelle, wie alles Glück nur ein Schatten ſey, wie er ſelbſt, der von Allem, was ihn beglückt: Reichthum, Landgüter, Feſtungen u. ſ. w., nichts mehr beſitzet. Er verwünſcht die Habſucht und Geldgier und das Geld ſelbſt, da ihm nichts übrig geblieben als ſein Schaffott. Er beklagt, daß er Gott nicht dankbar geweſen für das viele und unverdiente Glück, deſſen er genoſſen. Er fordert deßhalb auf zur Furcht Gottes. Er ſeufzt, daß er die Vergänglichkeit ſeines Beſitzes nicht erwog und nach der

Hand griff, wenn ihm nur der Finger gereicht ward. Auch der Schatten Alvaros muß ſich dann in gelehrten, mythologiſchen und bibliſchen Vergleichungen umherziehen laſſen, bis er wieder Athem findet zu der allgemeinen Aufforderung, daß jeder zufrieden ſeyn möge mit ſeinem Looſe. So verläuft in elegiſchen Klagen und Selbſtanklagen das Gedicht, dem ſein lyriſcher Anſtrich wohl zu Statten kömmt, obgleich die Vorſchriften, welche Luna ſeinem Nachfolger in der Leitung der Staatsangelegenheit gibt und welche mit der Aufforderung enden, ihn ſelber nirgends zum Muſter zu nehmen, an ſich ein ſehr froſtiger Stoff für poetiſche Geſtaltung ſind. Rührend ſind Alvaros demüthige Reue über ſeine Sünden und ſein Nothſchrei nach Gottes Erbarmen, ſo wie ſeine endliche Zuverſicht auf daſſelbe. Zuletzt beſchwört er Ritter und Prälaten und alle Menſchen jeglichen Standes um ihre Fürbitten. — Die Freuden der heiligen Jungfrau ſind ein geiſtlicher Geſang in dreizehn Octaven in den beliebten Halbverſen (de pie quebrado), deren jede mit einem „Freue dich“ an die Jungfrau beginnt und die erſte ſogar mit einem: Freue dich, freudenreiche Mutter, Freude der Menſchheit, Tempel der Dreifaltigkeit, vom Vater Erleſene. „Jungfrau, die durch das Gehör empfangen, gaude Jungfrau, mater Christi und unſere unendliche Freude.“ Dann ſoll ſich Maria weiter freuen, daß ihr durch des Täufers Mutter gemeldet, wie ſie das Gefäß unſeres Meſſias werden ſolle. Ferner freuen ſoll ſie ſich, daß ſie ohne Befleckung ihrer Jungfräulichkeit den geheimnißreichen Gottmenſchen geboren. Freue dich, heißt es weiter, daß ſogleich von Emmahus her die drei Fürſten aus Morgenland kamen, ihn anbeteten und Gaben darbrachten. Indem er ſie eine Wohnung Gottes, eine glückliche Himmelspforte nennt, fordert er die Jungfrau zur Freude auf über Simeons Anrede. Einen weitern Freudengrund ſoll die Jungfrau ſich die engliſche Offenbarung in Egypten ſeyn laſſen, wobei er ſie ein Treffen, eine Schaar, ein Kriegsheer nennt. Einen andern Freudenanlaß läßt er die Mutter Gottes in der Waſſerverwandlung auf der Hochzeit von Cana finden. Von dieſer Freude eilt der Dichter ſogleich zur Auferſtehung fort und richtet ſeine Aufforderung zur Freude wiederum lateiniſch an die Angeredete: gande virgo mater alma. Der nächſte Freudenbringer für Maria iſt dem Dichter die Himmelfahrt, welche den Herrn zu den Heiligen verſammelt. Dann ſoll ſie ſich die Höllenfahrt, welche ſo vielen Betrübten zur Freude verholfen,

zur Freude gereichen laſſen. Zuletzt ſoll Maria ihrer Aſſumption ſich freuen, vermöge deren ſie von der würdigen Perſon des Heiligen untrennbar geworden und mit Sternen gekrönt, zur Rechten des Vaters ihren Sitz erhalten habe. Die letzte Strophe enthält eine Collectivermunterung an die Jungfrau zur Freude wegen der zwölf ihr vorgehaltenen Freuden. Es kann nicht behauptet werden, daß dieſes andächtige Geverſel die poetiſche Begeiſterung, welche der dazu auffordernde Gegenſtand ſo reichlich verdient, auch nur von weitem zur Anſchauung kommen ließe. — Etwas würdiger iſt die eigentlich nur in einer der Litanei nachgebildeten Sammlung von Ehrennamen beſtehende poetiſche Huldigung, welche der fromme Marquis der Gebenedeieten darbrachte, als er nach ihrem Gnadenbilde zu Guadalupe pilgerte: Jungfrau, ſo beginnt er, ewige Braut des Vaters, welcher dich von Anbeginn ſchuf zur Wohlthat dieſes beklagenswerthen Lebens, Roſe des geheiligten Gartens, köſtliche Perle, Quell geweiheten Waſſers, Abglanz der endloſen Güte, Brief aus Gottes eigener Hand, glorreiche Gebieterin. Unausſprechliche, ſchöner als die Schönſten, Schatz heiliger Dinge, weiße Lilie, fruchtbarer Ueberfluß vollkommener Liebe, Palme der Demuth, Kraft der Menſchheit, in jeglicher Stunde ſchreckliche Rüſtung der Chriſtenheit. Prachtvoller, fruchtbarer Oelbaum auf den Gefilden Sions, Lied Salomons, edeler Sproß, Edelſtein des Morgenlandes, Topas aus königlichem Schacht, als heilig und würdig Auserleſene für die Gegenwart Gottes, vor welcher der Himmel ſich neigt, als vor einer mächtigen Königin. Nach einer andern Strophe voll ähnlicher Namen fragt der Dichter, wer anderes das wunderbare Werk der Aufhebung des Fluches, welchen das Weib durch den Sündenfall herbeigeführt, habe vollbringen können? Noch abenteuerlicher nennt Santillana die Jungfrau den ſtrahlenden Stern der Könige und ihren richtigen Weg, ein Feſt der Erſcheinung, eine reichhaltige Bibliothek, den Text einer bewunderungswürdigen Gloſſe, eine Geſchichte der Propheten. Am Ende einer neuen Reihe von Namen bittet er die Jungfrau um Verzeihung für ſeine mangelhafte Sprache. Aber keiner der weiſen Lehrer des Menſchengeſchlechtes ſey fähig geweſen, ſie in Verſen oder in Proſa würdig zu loben. Der Dichter ſchließt mit der Bitte ſeiner Ermattung ein Ziel zu ſetzen. — Zu einer Länge von 180 Stanzen (de pie quebrado) ausgedehnt iſt das Gedicht, welches Santillana:

Bias contra la fortuna überſchrieb. Daſſelbe ſollte ein Troſtſchreiben an ſeinen Vetter, den Grafen von Alba ſeyn, der 1448. auf Befehl des Königs als Staatsgefangener auf einer Feſtung ſich befand. Der Brief, womit das Schreiben überſendet worden und die demſelben beigefügte Lebensbeſchreibung des Bias ſind in Proſa abgefaßt. Das Gedicht iſt ein poetiſches Geſpräch zwiſchen dem bekannten griechiſchen Weiſen Bias und dem Glücke. Anfang und Ende bilden die Frage: Wohinaus das Glück denke? Das Glück rühmt ſeine große Macht, der Bias ſich nicht unterwerfen will, ſo wenig als andere große Männer, welche ſich um das Glück nicht kümmern. Der Wahrheit allein will er gehorchen und ſie für ſeine alleinige Herrſcherin anerkennen. Das Glück drohet, die Vaterſtadt des Weiſen einem Tyrannen zum Raube dahin zu geben. Bias entgegnet, er trage Alles das Seine mit ſich und lebe deßhalb ſicher vor feindlichem Raube. Das Glück ſtellt den Brand und die Verwüſtung ſeines Hauſes in Ausſicht. Bias entgegnet, Armuth ſey eine ſichere Ruheſtätte. Als ihm das Glück bemerklich macht, wie er doch jedenfalls ein Unterkommen haben müſſe, erwidert er: ein ſolches fehle Niemanden und wenn es an allem andern mangele, biete die Natur ihre Höhlen dar, um vor dem Ungeſtüme des Winters oder den Gluthen des Sommers ſich das kurze Leben hindurch zu ſchützen. — Auf die Bemerkung des Glückes, daß beſtändige Armuth doch eine verdrießliche Genoſſin ſey, meint Bias, daß ſie ihm, wenn er nicht Reichthum ſuche, nicht läſtig werden könne. Das Glück ſtellt ihm vor, wie ein Reicher doch wohl thun und eine Menge Armer beglücken könne, und wie das Spenden ein edles Vergnügen ſey. Abgeſehen hievon böte Reichthum die Mittel dar, große Dinge auszurichten, Tempel, Paläſte, Städte zu erbauen, wie berühmte Herrſcher auch gethan. Bias wirft die Gegenfrage hin: Ob denn dieſe Prachtgebäude eine Zuflucht wider die Verfolgungen des Glückes gewährt hätten und citirt eine Menge Städte, welche unter den Launen des Glückes herabgekommen und zerſtört worden, unter denen ſich auch manche finden, welche zu Bias Zeiten dieß Schickſal noch gar nicht erfahren hatten. Santillanas Gelehrſamkeit ſcheint nicht gewiſſenhaft genug geweſen zu ſeyn, der Prägnanz ſeiner poetiſchen Beweisführung einen Anachronismus zu entziehen. Das Glück ſcheint wirklich durch dieſe Frage in die Klemme zu gerathen und meint, er ſolle nicht auf ſo alte allgemeine und tauſendjährige

Schadenſtände, ſondern auf ſein eigenes Elend ſeine Blicke richten. Bias dagegen behauptet, er habe bei ſeiner Zufriedenheit mit Allem nichts zu beweinen. Er ſey Aller Freund, wie Alle hinwiederum ſeine Freunde ſeyen. Das Glück will ihn bedeuten, daß er alle ſeine Freunde verlieren könne, wenn es des Glückes Wille ſey. Bias hält ſich überzeugt, daß hierzu eine neue Zertrümmerung der Welt durch einen Phaetonsfall oder eine zweite Deucalionsfluth gehören würde. Das Glück fragt: ob er denn nicht Verbannung in ein fremdes Land fürchte? Bias hält ſich verſichert, überall zu finden, was er bedarf. Er verachtet die Drohungen des Glückes und fordert daſſelbe keck heraus, es mit ihm zu verſuchen. Er bietet ihm als Kampfplatz jegliches Land an, deren er mit gelehrten Beiwörtern und Bezeichnungen ein halb Dutzend vorſchlägt. Abermals vergeſſend, daß er im ſiebenten Jahrhundert vor Chriſto lebt, bekennt er ſich, dem Glücke trotzend, ausdrücklich zur Lehre der Stoa, und namentlich des Epiktet und Zeno, welche erſt Jahrhunderte nach ihm geboren werden ſollten. Er beruft ſich auch auf Anaxagoras und Krates, auf Lykurg und Pythagoras, von deren Jedem er etwas anzuführen weiß, das in ſeinen Kram paßt; ſowie er denn auch Plato anziehet und ſich auf eine Menge ungenannter Philoſophen und Poeten beruft, welche in ſüßer und ſchmackhafter Rede ihm das Wort ſprächen. Er wirft einen Seitenblick auf die Fabeln; welche dieſelben ihren Schriften eingewebt, vom Urſtoffe, vom Chaos und der Weltſchöpfung. Bias ſelbſt gehet auf eine höchſt maleriſche Schilderung dieſer vorweltlichen Zuſtände nach der Geneſis ein, wobei ihm auch ſehr bezeichnende philoſophiſche Ausdrücke, z. B. die „naturirende Natur," zu Gebote ſtehen, welche beweiſen, daß er auch die Weltweiſen ſtudirt hatte, wogegen die Bemerkung, daß in der Urfinſterniß Apollo noch keinen Strahl entfaltet, ſehr widerwärtig daſtehet, ſowie auch unter bibliſchen Vorſtellungen die Windenamen Eurus, Boreas, Auſter und Zephyr einen eigenen Ausdruck hervorbringen. Mit dieſen und andern Betrachtungen und Studien meint Bias die Zeit ſich ſchon kürzen zu können. Das Glück drohet mit Gefangenſchaft, aber auch dieſe verlacht Bias. Als es ihm Krankheiten und Schmerzen in Ausſicht ſtellt, nennt er den Tod als Mittel der Befreiung hiervon. Das Glück verſichert ihm, er werde ſo ſchnell, als er vermeine, nicht ſterben. Als Bias den Uebeln ſüßes Gedankenſpiel entgegen ſetzen zu wollen erklärt, zeigt ihm das Glück

einen jähen Tod. Er tröſtet ſich aber damit, daß der Tod ein gemeines Loos Aller ſey, und mit dem Rückblicke auf das, was er gethan und geweſen. Er gibt einen Ueberblick von ſeinen Studien, die ethiſche Moral (?) nennt er dabei „die Herzogin, welche uns anführt.“ Auch von ſeinen Reiſen theilt er einen Abriß mit, ſowie von ſeinen Kriegen, welche ihm nur als Mittel, Frieden zu haben, erwünſcht ſind. Er rühmt ſich ſodann ein gerechter Richter, ein Beſchützer der Waiſen und Wittwen geweſen zu ſeyn. So habe er ſich der Liebe und Theilnahme für die Eitelkeiten der Welt entſchlagen, nachdem er Einſicht erlangt, wie es um das Glück und deſſen Gaben beſtellt geweſen. Er ſey alſo bereit, in den Hafen einzulaufen. In höchſt ſonoren Verſen ſucht das Glück den feſten Philoſophen mit den Furchtbarkeiten des Schattenreiches zu ſchrecken. Bias aber meint, mit Fabeln laſſe er ſich nicht ſchrecken; nur vor Dingen, welche wahrhaft ſchaden könnten, habe er Furcht; ſchlimmſten Falles ſetzt er jenen Schrecken die Freuden der eliſäiſchen Gefilde entgegen, auf welche zu verzichten er keineswegs beabſichtigt. Er gibt eine anmuthige Schilderung der Annehmlichkeiten dieſes Aufenthaltes. Mit hoher poetiſcher Lieblichkeit ausgeſtattet iſt die Beſchreibung der Freuden, deren die Seligen allda theilhaftig ſind. Die edlen Künſte, welche durch Metrum und Symphonie die Seligen erfreuen, fehlen natürlich dabei auch nicht. Den Weg dahin zurückzulegen, freuet ſich Bias, da das Glück ihm mit dem Tode drohet. Deßhalb kehrt er zum Schluſſe zur alten Frage zurück: wo hinaus nun denkeſt du, o Glück? Leider iſt auch dieſer ſchöne Geſang an Hiſtorie und Mythologie ungemein auswüchſig. Man kann etwa gerade eine Hälfte, welche ſo unpoetiſchem Beiwerk gewidmet, ohne Gefahr der Werthsverminderung des Ganzen hinwegſchneiden. Das übrige zeichnet ſich dagegen durch Gedankenfriſche, Gemüthlichkeit, Gefühlstiefe und lebendige Anſchauung um ſo vortheilhafter aus. Ein körniger Ausdruck bewegt ſich in fließenden, altväteriſch lieblichen Wendungen gefällig gebaueter und leicht abfließender Verſe [1]). — — Weit minder anziehend als dieſer Bias ſind die verſificirten Sprichwörter des Marquis von Santillana, welchen durch zahlreiche Ausgaben, Ueberſetzungen und Gloſſirungen die Ehre der verbrei-

1) Vergleiche Brinckmeiers Abriß, welcher in ſeinem Urtheile über dieſes Gedicht lediglich Böhl de Faber gefolgt iſt.

teren Bekanntſchaft zu Theil geworden iſt[1]). Sie ſind ebenfalls in Halbverſen und auf Veranlaſſung König Johanns II. zur Unterweiſung des Kronprinzen Heinrich geſchrieben. Der Marquis hatte ſich bei dieſen Sprichwörtern den König Salomon zum Muſter genommen. Es werden hier Regeln der Moral und Politik zum Beſten gegeben. Den Ptolomäus nachahmend, nannte der Marquis dieſe Sammlung von hundert Sprichwörtern Centiloquio. Er redet den Kronprinzen hierin geradezu an. Der Anfang lautet alſo: Mein vielgeliebter Sohn, habe Acht; thue deinen Völkern wider deren Willen keine Gewalt an; liebe und du wirſt geliebt ſeyn und thun können, was dir unmöglich fallen möchte, wenn du nicht geliebt wäreſt. Deine Antworten müſſen artig ſeyn, nicht tückiſch und ungeſchlacht, aber doch ehrenveſt. O mein Sohn, wie wenig koſtet es, gut zu reden; wenig nützen übermüthige Drohungen. Arbeite mit Eifer und Sorgfalt an Erlangung der Wiſſenſchaft. Geize nicht nach der Ehre ein Gelehrter zu ſeyn, um Lob dafür zu ärndten, ſondern um ein Kenner und Tadler der Sünde zu werden ꝛc. In der Vorrede zu dem centiloquio beſchreibt der Marquis, wie er ſelbſt in dem oben mitgetheilten Sendſchreiben erwähnt, die Art und Weiſe, wie zu Toulouſe die jeux fleuraux gefeiert worden. Nähere Aufſchlüſſe über die Theorie der „fröhlichen Kunſt" gibt er jedoch bei dieſer Gelegenheit nicht. Ganz verſchieden vom centiloquio, obwohl von Dieze in deſſen Anmerkungen zum Velasquez durchaus damit verwechſelt, iſt die alphabetiſch geordnete Folge proſaiſcher Sprichwörter, welche Mayans y Siscar im zweiten Bande ſeiner Origines mittheilt. Ihrer ſind eine große Menge (625), was den ſchon damaligen Reichthum der caſtilianiſchen Sprache an Sprichwörtern beweist, welcher nachher ſelber zum Sprichwort geworden. Aus dem Buchſtaben A hat der Marquis 107 geſammelt, aus B 35, aus C 42, aus D 61, aus E 73, aus F 17, aus G 12, aus H 22, aus J 6, aus L 35, aus M 50, aus N 32, aus O 30, aus P 35, aus Q 63, aus R 12, aus S 30, aus T 27, aus V und U 20, aus X 2, aus Y 8 und aus Z 2. Wenn Sprichwörter ein Erzeugniß und Eigenthum des ganzen Volkes ſind, weil ſie aus und in Aller Mund kommen, und wenn ſie als einzelne Wahrnehmungen des praktiſchen Geiſtes die Ausſprüche des geſunden Menſchenverſtandes enthalten, welcher den kürzeſten, witzigſten und wahrſten Aus-

1) Cf. Sanchez erſter Band S. XXXV.

druck für jene Wahrnehmungen gefunden hat, so mag ein so reichlicher Vorrath an Sprüchen, als die Castilianer aufzuweisen haben, wohl als ein Zeugniß der weiten Verbreitung eines praktischen Sinnes unter diesem Volke angenommen werden. Trivial sind nur wenige der castilianischen Sprüchwörter. Für die Gedanken belebende Kraft derselben spricht der Umstand, daß nun schon Jahrhunderte lang die spanischen Schriftsteller ihren Spruchschatz mit Erfolg ausbeuten, um ihre Erzeugnisse mit diesem beweglichen, funkelnden Denkblitzen zu verzieren. Die besondern, auf Volkssitte und Volksgewohnheit beruhenden Eigenthümlichkeiten, welche die Sprüchwörter zu einem Nationaleigenthum machen, begründen die Schwierigkeit, nicht selten die Unmöglichkeit, dergleichen Sprüche aus einer Sprache in die andere und vollends wörtlich zu übertragen. Will man sie durch eine Umschreibung begreiflich machen, so hören sie auf Sprüchwörter zu seyn, oder sie verwandeln sich aus goldenen in bleierne und noch werthlosere Sprüche. Wie wollte man z. B. ohne einige Seiten Commentarbrühe einem Deutschen das Sprüchwort: **Horra Mahoma cien años por servir** genießbar machen, oder: **Mas vale coces de Monge que falagos de Escudero**, oder: **Nos con daño i Mari — Martin con querella.** Dem Marquis von Santillana muß man es Dank wissen, daß er diese Sprüche nicht auch in Verse gebracht, sondern so mitgetheilt hat, wie die alten Weiber dieselben hinter ihrem Rocken im Munde führen (**como dicen las viejas tras el huego**), denn, ist es auch nicht gerade ein Mißbrauch der metrischen Formen, dergleichen Sentenzen eine poetische Form zu geben, so gehen doch in den dabei unvermeidlichen Flickworten und Anhängseln, womit man den Reim zu erzwingen sucht, der Kern und das Schlagartige ganz verloren, wie das centiloquio desselben Marquis sattsam bekundet. Die Sprüchwörter haben für die castilianische Poesie aber noch eine ganz besondere Bedeutung, von der bei dieser Gelegenheit, weil sich eine andere schicklichere dazu kaum finden dürfte, um so mehr die Rede seyn mag, da gerade die Sammlung des Marquis von Santillana als eine mehr als 400 Jahre alte die Wahrscheinlichkeit dieser Bedeutung am meisten beurkundet. Es ist auch schon in andern Sprachen die Wahrnehmung geäußert, daß die Sprüchwörter die ältesten unwillkürlichen, von der Poesie vorzugsweise in Beschlag genommenen Sprachformen aufweisen, indem namentlich die Alliteration

und der Reim kaum in älterer Form unter demſelben Volke, dem ſolche Sprüchwörter angehören, gefunden wurde. Daſſelbe dürfte auch im Caſtilianiſchen der Fall ſeyn. In dieſer Sprache tritt aber noch das Beſondere hinzu, daß auch die älteſten, jeder geſchriebenen Poeſie vorgängigen Metra und Versformen ſich in den Sprüchwörtern niedergelegt finden. Die meiſten dieſer Sprüchwörter ſind der Form nach augenſcheinlich versos menores, aus denen mittelſt Zuſammenfügung zweier die versos mayores leicht gebildet waren. Freilich iſt das Alter jedes einzelnen Sprüchwortes nicht bekannt, und es läßt ſich daher bei den meiſten nicht behaupten, daß es älter ſey, als andere alte Verſe. Eben ſo wenig läßt es ſich aber auch beſtreiten, um ſo weniger, als ſich bei einigen Sprüchwörtern, welche auf geſchichtliche Thatſachen anſpielen (z. B. das bekannte: Alla van leyes Do quieren Reyes), ein Alter, welches in die Zeiten des Cid hinaufreicht, nachweiſen läßt. Und dieſes Sprüchwort iſt ſchon in redondillos menores, ſo daß man nicht füglich behaupten kann, die Sprüchwörter hätten ihre Form dem Metrum der Dichter nachgebildet, indem vielmehr der umgekehrte Fall anzunehmen ſeyn möchte. Dieſen ſehr richtigen Geſichtspunkt hat auch der unbekannte Verfaſſer des Dialogo de las lenguas (S. 12—13. im II. Band von Mayans y Siscar Origines) feſtgehalten und nimmt daher ſeine Belege für urſprüngliche und alte Eigenthümlichkeiten der caſtilianiſchen Sprache lediglich aus den Sprüchwörtern ſeiner Nation, weil dieſelben ohne Zuthun der Gelehrſamkeit oder einer irgendwie durch Einflüſſe von Außen her beſtimmten Cultur rein aus dem caſtilianiſchen Volke hervorgegangen und die älteſten Sprachdenkmale deſſelben ſind. Pater Sarmiento hat (§. 406.) ſeiner memorias) den Verſuch gemacht, in den Sprüchwörtern ſeines Volkes die alten Nationalmetra nachzuweiſen. Einige derſelben bilden ohne Conſonanz oder Aſſonanz einen Vers. Andere ſind Verſe, deren Mitte mit dem Ende aſſonirt oder reimt. Es gehet daraus hervor, daß das achtſylbige Redondiliemetrum der Romanzen das auch in den Sprüchwörtern am häufigſten angewendete iſt, woraus ſich von ſelbſt ergibt, daß dieſe metriſche Form dem Munde des Caſtilianers von je her die natürlichſte und geläufigſte war. Deßhalb neigen die Gedichte dieſer Form auch dahin, ſolche Sprüchwörter in ſich aufzunehmen und denſelben ihre Reihen zu öffnen. Aber auch an fünf-, ſechs und ſiebenſylbigen Redondilien mangelt es nicht,

wie Sarmiento nachweist, deren Vorhandenseyn nach dem oben angeführten Sprüchworte: alla van leyes do quieren Reyes schon im eilften Jahrhundert angenommen werden dürfte. Aufmerksam macht Sarmiento auch auf den Umstand, daß die achtsylbigen Sprüchwörter in Redondilien sich in zwei viersylbige Verse zerlegen lassen. sowie andrerseits die längern Verse von 11. 12. und 14 Sylben ihm nur Zusammensetzungen aus den kürzern erscheinen. Diese Beobachtungen führten den gelehrten Pater zu der Folgerung, daß die Cadenz, die Zuspitzung, die Kürze, die Metrik der castilianischen Verse, namentlich aber die Redondilien, ihren Ursprung in den Sprüchwörtern zu suchen haben, mithin etwas der Nation Angebornes sey. Wie sehr zur andern Natur dem Castilianer die Form der achtsylbigen Redondilien geworden, weiset Sarmiento bei dieser Gelegenheit durch eine Anzahl Beispiele aus den besten castilianischen Prosaikern aller Zeiten nach, deren Prosa ganz ungezwungen sich in solche Redondilien auflösen läßt. Daher denn auch die wunderbare Leichtigkeit des Versificirens in dieser Nationalform.

Doch nun zum Marquis von Santillana zurück! Die comedieta de Ponza soll weiterhin in der Geschichte der alten spanischen Bühne näher besprochen werden. Daß von den Canonisationen der beiden Heiligen Vicente Ferrer und Pedro de Villagreces, welche der Marquis poetisch feierte, nichts Näheres bekannt geworden, ist besonders deßhalb zu bedauern, weil dadurch zu der anziehenden Beobachtung die Gelegenheit entzogen worden, welche Stellung der Marquis den Wundern und Unbegreiflichkeiten der Kirche, welcher er noch getreulich angehören wollte, gegenüber seinem markgräflichen Rationalismus anzuweisen für gut gefunden. Ich will nur noch der Krönung des Mosen Jordi näher erwähnen, eines beschreibenden Gedichtes, in welcher Santillanas poetische Stimmung mit braver Sicherheit den gelehrten Anwandlungen trotzte, welche über sie kommen mochten. Einige weniger schädliche hat sie indeß doch nicht abzuweisen vermocht. Weil der valencianische Theologe Peter Anton Beuter in seiner coronica general de España (was er selbst als eine neue und unglaubliche Thatsache ankündigt) die patriotische Behauptung aufgestellt hatte, daß Petrarcha (den alle Welt für einen der ersten Dichter halte) einen valencianischen Ritter bestohlen und ausgeschrieben, der an hundert Jahre früher gelebt, als der

gekrönte Florentiner, so schrieben alle bisherigen Literatoren dieß dem Beuter um so mehr nach, als er wirklich fünf Zeilen des Mosen Jordi und des Petrarcha mittheilte, welche denselben Gedanken mit fast gleichen Worten anführen und ohne Zweifel Uebersetzungen von einander sind. Beuter hatte dazu bemerkt, daß Mosen Jordi ein Ritter gewesen, welcher den König Jacob von Aragon bei der Eroberung von Valencia und Majorca begleitet habe. Petrarchs Versuchung, den limosinischen Dichter auszuschreiben, findet Beuter in des Dichters gesandtschaftlichem Aufenthalte in Gasconien begründet, wo er ohne Zweifel die im nahen Catalonien verbreiteten Dichtungen des Mosen Jordi habe kennen lernen. Selbst die Uebersetzer des Bouterwekischen Werkes zweifeln nicht an der Richtigkeit der Beuterschen Angaben. Dieß ist um so auffallender, als sie das Sendschreiben Santillanas an den Connetable von Portugal mittheilen, worin jener ausdrücklich bemerkt: in diesen unsern Tagen blühete Mosen Jordi, was man doch gewiß nicht von einem Dichter sagt, welcher zweihundert Jahre vor uns gelebt. Dazu kömmt, daß Santillana daneben des Ausias March (starb 1460) als eines noch Lebenden gedenkt und vor Jordi, des Vaters dieses March, des alten Pero March (blühete um 1400.). Aus der fernern Aeußerung Santillanas, daß Mosen Jordi viele alte Lieder zusammengetragen, würde auch der Schlüssel zur Erklärung des Uebereinstimmens Jordischer und Petrarchischer Verse auf der entgegengesetzten Seite zu suchen und zu folgern gewesen seyn, daß Jordi den Petrarch benutzt und nebst dem vom Marquis nächst ihm genannten Febler im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts geblühet haben mag. Da beide im limosinischen Dialecte dichteten, interessiren sie hier weiter nicht. Daß den König Jakob ein Mosen Jordi begleitete, mag seine Richtigkeit haben. Es können aber von jenem bis auf den jetzt fraglichen Mosen Jorde de Sant Jorde auch noch eine Menge Mosen Jordi gelebt haben; denn Mosen Jordi heißt eben nichts Anderes als Herr Georg. Den Familiennamen hat Beuter nämlich gar nicht angegeben. Zweifellos wird diese schon von Schubert (biblioteca castellana I. S. XXXIV. und folgende) dem verdienten Sanchez nachgesprochene Ansicht, durch des Marquis von Santillana Gedicht la coronacion de Mosen Jordi. Eine solche, sonst nur den Zeitgenossen dargebrachte, Ehre würde er einem zweihundert Jahre alten limosinischen Dichter gewiß nicht mehr gewid-

met haben. Moſen Jordi aber darf ſich derſelben gar nicht ſchämen. Ich will deßhalb von dieſem Gedichte, ehe ich in dieſer Geſchichte von dem Marquis von Santillana Abſchied nehme, nähere Meldung thun. „Die ſchöne Genoſſin Titans (ſo beginnt der Dichter) zeigte ſich und lenkte ihr Fahrzeug gegen unſere Geſtade.“ Schon füllt Freude die Sterblichen und das nächtliche Dunkel ward beſiegt. Den Dichter aber hatte der Schlaf noch nicht verlaſſen. Es ward ihm ein Traumgeſicht. Es zeigte ſich ihm eine lieblich geſchilderte, mit Blüthen überſäete Ebene, die ein Fluß durchirrte. Auf der grünen Ebene erſchien, ſpartaniſch gekleidet und mit Pfeilen bewaffnet, eine Schaar Jungfrauen. So zeigte ſich dem Aeneas Cypria, als er auf Didos Jagdrevieren ſich vergnügte. Der Dichter „erinnert ſich daher aus der Aeneide,“ daß die Jungfrauen zum Gefolge der Mutter Cupidos gehören möchten. Unter ihnen ſchritt von Oſten daher ein mächtiger Elephant, welcher auf ſeinem Rücken ein wohl gezimmertes Caſtell trug. Auf der Zinne dieſes Caſtelles gewahrte der Dichter eine Jungfrau in rubinrothem Gewande von überirdiſcher Geſichtsbildung und Geberde. Ihre goldfarbenen Haare ſchienen leuchtende Flammen, Polidors gelobte Schweſter mochte es in der Schönheit kaum mit ihr aufnehmen. Der Zug nahete im feſtlichen Gange einer Quelle, wo eine heitere Freudenfeier begann. Ein ſchöner Seſſel, deſſen Glanz den Dichter faſt verblendet, wird neben die Quelle geſetzt. Der Schilderung ſeiner Koſtbarkeit wird eine völlige Stanze gewidmet. Zur linken Seite gewahrt der Dichter drei ſtarke Männer, von ſtattlichem Benehmen und in conſulariſchem Gewande. Vor ihnen erblickte er einen Ritter, welcher mit einnehmender Miene ſanft redete. Der Dichter verſtand ſeine Worte nicht; ſie ſchienen ihm ausländiſcher Rede. Alle vier traten vor den inzwiſchen von Venus eingenommenen Thron. Nachdem alles zum Schweigen gebracht worden, begann die Göttin nach ihrer Herkunft und dem Zwecke der Anweſenheit im Götterhaine zu fragen. Die drei laſſen ſich aufs Knie nieder und baten demüthig um Gehör. Sie ſagen der Göttin verſchiedene Artigkeiten, nennen ſie dabei einen Planeten, der allen Werth und jegliche Tugend ſtütze. Sie rühmen ihr Licht und heißen ſie Mutter der erſten Liebe, die dem Jupiter nahe ſtehet, Dianen an Schönheit übertrifft, „Stoff der Dichter“ und „oberſte Stärke treuer Liebender.“ Die Göttin der glänzenden Dichter wird gebeten,

nach Ansicht der feinsinnigen Arbeiten, welche Mosen Jordi vollendete, die Krone der bewährten Gelehrten zu ertheilen. Die Göttin erwiederte sogleich, daß seine Wissenschaft ihr genüge und gefalle und sie daher unaufschieblich bestimme, daß er in ihrem Lusthaine die Lorbeerkrone erhalte, die er durch sein Dichten verdient habe. Der erste Sprecher dankt für diese Zusage der Göttin zierlichst und gibt sich als Lucan und seine Begleiter als Homer und Virgil zu erkennen, die den Mosen Jordi (den vierten Mann) der Göttin als Dienstmannen übergeben. Ein schönes Mädchen bringt einen prächtigen Kranz und legt solchen dem Krönlinge auf die feierlichste Weise, die der Dichter jemals sah, über das Haupt. Die Dichter entfernen sich mit freudeschimmerndem Antlitze; „den Weg, welchen sie einschlugen, weiß mein Gedicht nicht zu melden; der Vorgang mag genügen, um die Feier, welche statt fand, erkennen zu lassen." — Dieß ist der Gedanken- und Bilderverlauf des allerliebst versificirten und naiven Gedichtes, welches einen süßen poetischen Schmelz auf unbefangen flatternder Schwinge trägt, so einfach und kunstlos, ja ungeschickt die Erfindung und Einkleidung des Ganzen auch seyn mag. — So viel vom poetischen Wirken des Marquis von Santillana, welches der Sprache jedenfalls einen abgerundetern Bau der dichterischen Rede, ein Streben nach Erfüllung der Vorschriften der Grazie und Eleganz einbrachte, wie denn überhaupt der Zeitgeschmack sich ungeachtet der anstudirten Mitgift falscher Gelehrsamkeit durch die Kenntniß und das Vorbild der classischen Muster des Alterthums merklich geläutert hatte.

Juan de Mena, sein Leben und poetisches Wirken.

Unter den Dichtern, welche am Hofe des Königs Johann II. die Kunstpoesie fördern halfen, wurde durch natürliche Anlage und Beruf, so wie durch poetischen Erfolg zur damals höchsten Stufe des castilianischen Parnasses, nach der Meinung der Zeitgenossen, Juan de Mena emporgeführt. Er erwarb sich bei den spanischen Literatoren den Beinamen des Ennius seiner Nation. Geboren

ward er im Jahre 1411. oder 12. zu Cordova. Er war aus guter Familie (de padres honrados ſagen Mendibil und Silvela, wahrſcheinlich das honestae conditionis des Nicolas Antonio übertragend) [1]), verdankte aber doch ſein Emporkommen mehr eigener Tüchtigkeit als der mit auf die Welt gebrachten Empfehlung durch gute Herkunft. Seinen Vater Pedrarias und ſeine Mutter hatte er früh verloren und war mit ſeiner Schweſter bei Verwandten auferzogen worden. Noch nicht lange war er in die zwanziger Jahre ſeines Alters eingetreten, als er ſich bereits ein öffentliches Amt in ſeiner Vaterſtadt anvertrauet ſah (principal Senador im Concistorio). Sein Geiſt verlangte aber nach anderer Thätigkeit. Seiner Sehnſucht wuchſen die Schwingen zur Erhebung in die Region der ſchönen Wiſſenſchaften. Er beſchäftigte ſich demgemäß mit dem Studium des claſſiſchen Alterthums und der Geſchichte, welchem er zu Salamanca oblag, wohin er mit Aufgebung ſeines Amtes ſich begeben hatte. Sein Eifer, der Quelle der alten Weisheit näher zu kommen, trieb ihn ſogar auf eine Reiſe nach Rom, wo er der alten Literatur ſeine ganze Thätigkeit zuwendete. Mit reichen Kenntniſſen ausgeſtattet, kehrte er in die Heimath zurück. Ein Mann wie Mena mußte ſowohl dem König Johann II. als dem gelehrten Marquis von Santillana ſehr willkommen ſeyn. Er hatte ſich mehrer Auszeichnungen zu erfreuen. Nicht nur war er ein ſehr thätiges Mitglied des am Hofe unterhaltenen literariſchen Cirkels, ſondern der König ernannte ihn auch zum Hiſtoriographen und beauftragte ihn, namentlich die Geſchichte ſeiner Zeiten zu ſchreiben. Man will wiſſen, daß von der Chronik des Königs Johann II., die Velasquez (bei Dieze S. 157.) dem Fernan Perez de Guzmann allein eignet, und an welcher auch noch andere Hiſtoriographen arbeiteten, ein bedeutender Theil von 1420—35. Menas Werk ſey, was jedoch Sarmiento §. 819. der Memorias beſtreitet. Seinem Herrn und Gönner blieb Mena beſtändig treu. Obgleich er hierin, wie in andern politiſchen Verhältniſſen mit ſeinem Mäcenas Santillana nicht immer übereinſtimmend dachte, ſo that dieß doch des letztern Freundſchaft zu ihm keinen Eintrag und der Marquis ließ dem poetiſchen Freunde, als derſelbe in ſeinen beſten Jahren 1456. zu Guadalarara am

1) Francisco Romero im Epicidio auf Hernan Nuñez, dagegen ſagt de estado mediano de buena nacion.

Seitenſtechen ſtarb, neben dem Altare in der Pfarrkirche dieſes Ortes ein prächtiges Grabmal errichten, nachdem er ihn auf ſeine Koſten hatte begraben laſſen, wie Dieze in den Anmerkungen zum Velasquez (S. 168.) ohne Angabe der Quelle [1]) meldet. Bouterwek erzählt ihm dieß nach oder ſchöpfte ebenfalls ſchweigend aus derſelben Quelle, wogegen ſeine ſpaniſchen Ueberſetzer (S. 192.) melden, daß noch gegenwärtig in der Kirche zu Torrelaguna in der Nähe des Altares ein Stein mit einer Inſchrift ſich befindet, welcher keinen Zweifel laſſe, daß Juan de Mena dort begraben iſt. Sie folgern daraus, daß er auch in dieſer Stadt geſtorben ſeyn müſſe. Daß er zu Torrelaguna beerdigt worden, beſtätigt auch Romero im vorerwähnten epicidio. Auch Francisco Sanchez, der 1582. Mena's Werke herausgab, erzählt, daß Mena zu Torrelaguna im Franciscanerkloſter vor dem Altare der Magdalena begraben worden. Verheirathet war er mit einer geborenen Vaca in kinderloſer Ehe. Hijos no tuvo (ſagt das erwähnte epicidio) que inutil fuè, y flaca su generacion en partos humanos. Mehr als dieſe dürftigen Notizen und die Andeutungen in mehren Briefen Cibdareals hat auch der Herausgeber der 1804. zu Madrid erſchienenen Ausgabe der Obras del famoso poeta Juan de Mena von deſſen Leben aufzutreiben nicht vermocht. Trotz der vierundzwanzig verſchiedenen Ausgaben [2]) der Werke Menas waren davon im Jahre 1804. in Spanien nur wenige Exemplare vorhanden. Der Dichter hat auch eine Menge Commentare gefunden. Bei den Zeitgenoſſen und den ſpätern Literatoren genoß Mena den Ruf des größten caſtilianiſchen Dichters des fünfzehnten Jahrhunderts. Der Verfaſſer des Dialogo de las lenguas ſagt ſogar: alle reichten gemeinſam unter denen, welche in Verſen geſchrieben, die Palme dem Juan de Mena. Ein großes Nationalgefühl entwickelte er in dem Widerſtande, den er der etwaigen Verſuchung entgegenſetzte, die ihm in Rom wohl bekannt gewordenen poetiſchen Formen und den italieniſchen Geſchmack der Poeſie ſeines Vaterlandes aufzuzwingen. Höchſtens das Allegori-

---

1) Aus Sanchez (coleccion I. S. 22.) konnte ers wohl nicht nehmen, weil dieſe Sammlung erſt zehn Jahre nach ſeiner Ueberſetzung des Velasquez zu erſcheinen begann.

2) Angabe derſelben ſ. bei Dieze in den Anmerkungen zum Velasquez S. 170.

ſiren, welches freilich auch dem Spanier nicht fremd ſeyn dürfte, ſcheint er von den Italienern angenommen zu haben. Sonſt hielt er treu an der Richtung ſeines Jahrhunderts und überſchritt nirgends die Sphäre, welche die Nationalität ſich abgegränzt hatte. Mena blieb, wie er auch nichts anderes ſeyn wollte, mit Leib und Seele caſtilianiſcher Poet. Selbſt das Moraliſiren und Allegoriſiren ließe ſich allenfalls eben ſowohl der Fügſamkeit in die Hofſitte und der Pietät gegen ſeinen erlauchten Freund als dem Einfluſſe der Dantiſchen Poeſie zuſchreiben, die ihm mehr nur bei der Maſchinerie ſeines Laberinto vorgeſchwebt zu haben ſcheint, ſo wie er auch wohl dabei an Petrarchs Triumphe gedacht haben mag. Billigerweiſe betrachten wir dieſes einſt ſo berühmte Gedicht näher. Die Versart iſt de arte mayor, die Mena wieder zur Mode machte oder neu erſchuf. Es beſtehet aus 300 Coplas von acht Zeilen, wovon jedoch hinter Stanze 240 zwei fehlen, und denen auf Bitten Königs Johann, dem das Ganze gewidmet iſt, um die Zahl der Tage im Jahre zu erfüllen, noch 65 folgten ſollen, von denen der Dichter bei ſeinem Tode erſt 24 vollendet hatte. Dieſes Gedicht wird gewöhnlich las trecientas genannt. Es iſt, wie Quintana ſich äußert, das „anziehendſte Denkmal der caſtilianiſchen Poeſie im fünfzehnten Jahrhundert, mit welchem er alle übrigen Schriftſteller weit überholte.“ Theils aus vorgegebener eigener Anſicht, theils aus ſeinen Geſprächen mit der Vorſehung liefert Mena in dieſem Gedichte eine allegoriſirende Anſchauung der Menſchheit. Er ſchildert alle bedeutendern Perſonen, von denen er Kenntniß hatte, meldet wichtige Thaten und forſcht deren Motiven nach; dabei gibt er ſeine Beleſenheit in mythologiſchen Gegenſtänden zum Beſten, zeigt, was er von Phyſik, Moral und Politik weiß und miſcht verſchiedene treffliche Maximen für das Leben der Einzelnen und der Regierung der Völker ein. Singen will Mena, wie die zweite Copla beſagt, „des Schickſals trügeriſche Fügungen, die Zuſtände der Menſchen, welche es kreiſen und wechſeln läßt, ſeine Veränderlichkeit und geringe Zuverläſſigkeit, ſo wie den Jammer derer, welche es anklagen, bis zu der Zeit der Gegenwart, ſo wie die vergangenen Begebenheiten.“ Er ruft Calliope und Apollo um ihre Gunſt an und bittet das Glück ſelbſt, es ſchmähen zu dürfen. Er wirft demſelben ſeine Regelloſigkeit vor, während Alles ſonſt in der Welt einer Regel ſich unterordne. „Deine Beſtändigkeit iſt die Unbeſtändigkeit, deine Mäßigung iſt Maaßloſig-

keit, deine Ordnung Unordnung ꝛc.“ Zeige mir, sagt er, das Haus, in welchem dein Rad sich schwingt, damit ich nach eigenem Augenscheine die Art beschreiben möge, wie du unser Leben hier lenkest.“ Noch hat der Dichter diese Worte kaum ausgesprochen, als er sich durch die Luft entführt und auf einer wüsten Ebene niedergesetzt siehet, die von einer glänzenden Mauer ringsum beschlossen ist. Er siehet so vielerlei, daß sich ihm anfangs der Blick verwirret. Allein da er sich nicht zufrieden geben würde, wenn er sich nicht Alles klar gemacht hätte, so sucht er sich Alles deutlich zu veranschaulichen. Allein es breitet sich eine große dunkle Wolke über ihm aus und blendet ihn, daß er nichts siehet. Er fürchtet für sich schon Polyphems Geschick. Allein die Wolke verdampft und er erblickt vor sich „mit Blumen bedeckt eine Jungfrau von solcher Schönheit, daß vor ihrem Antlitze der ein Thor ist, wer andere Schönheiten als größer zu preisen wagt. — Ihr Anblick flößte eher Ernst als Liebe ein. Als Mena sieht, daß ihre Gestalt nicht übermenschlich an Größe, redet er sie demüthig an: O mehr als seraphische, englische Erscheinung, ich bitte dich, sage mir, woher du gekommen, welches ist die Kunst, der du zumeist huldigst und wie nenne ich deine Vollkommenheit! Die Erscheinung sagt, sie treibe drei Künste, indem sie die Gegenwart ordne, die Zukunft gestalte und die Vergangenheit enthülle. „Du kannst mich die göttliche Vorsehung nennen.“ Mena drückt sein freudiges Erstaunen aus und bittet, ihn in dem großen Hause umherzuführen, das er vor sich hat und worin, wie er glaubt, Alles ihr gehorcht, „ihr, deren heiligen Namen er anruft, und nicht das Schicksal, das hier wenig zu schaffen hat und sich nur einen Namen anmaßt, der ihm nicht gehört.“ Sie heißt ihn folgen und verspricht ihm etwas von dem zu zeigen, was menschlichem Verstande faßlich ist. „Du sollst mindestens den Werth, die Fehler und den Zustand jedes Menschen kennen lernen und mit dem, was du gesehen haben wirst, zufrieden, frage nicht weiter ꝛc.“ Sie ergreift ihn bei der Hand und führt ihn ein in das große Thor des Hauses, in welchem ein großes Gedränge ist, so daß sie mit Mühe hinein gelangen. Allein die Vorsehung „brachte ihn so sicher hinein, wie der Penatenbringer (Aeneas) vom Evander, den er als Grieche zu fürchten hatte ins Tiberland gebracht wurde.“ Die Sachen, die er nun beschreiben will, scheinen ihm so bemerkenswerth, daß er zwei Coples zu einer neuen Einleitung verwendet. Er schauet den Mechanismus des Weltalls, die Himmels- und Wind-

gegenden auf der Erde, zunächst Asien mit seinen namentlich aufgeführten Flüssen und Nationen (eine gereimte Chorographie), unter andern auch Nicäa, „wo die heilige Synode versammelt war, welche den Glauben von noch Schlimmeren als den Manichäern befreiete.“ Die Schilderungen von Asien füllt sieben Octaven. Eben so viel erhält Europa, von denen eine auf Gethien kömmt, „die sehr edle Provinz, welche nach unserm Brauche die Gothische genannt wird, aus welcher, als im Anfange alle Dinge geordnet wurden, nach Jupiters hohem Rathschlusse das höchst ruhmreiche gothische Volk hervorgehen sollte, welches hingereicht haben würde für diese Welt ꝛc.“ Eine andere Octave schildert Alemanien mit seinen Nebenländern, eine fernere Griechenland, die folgende Thessalien und Italien, die nächste Frankenland und die letzte Spanien. Afrika erhält nur zwei Oktaven. In dreien werden die Inseln beschrieben. Die Vorsehung heißt Mena, bei diesen Dingen nicht allzulange zu weilen, denn sie thäten nichts zur Sache. Sie fodert ihn auf, zur Rechten zu schauen, wo er etwas von demjenigen sehen werde, um dessen Willen er gekommen sey. Als Mena den Blick dorthin wendet, „gewahrt ich drei sehr große Räder, von denen zwei fest, unbeweglich und stille stehen, das in der Mitte aber in unaufhörlichem Umschwunge war, ich sah, wie unter jedem eine große Menge Menschen auf den Boden gefallen lag, von denen jeder vor der Stirn seinen Namen und sein Schicksal geschrieben trug.“ Auf Befragen erklärt Menas Führerin, wie die unbeweglichen Räder die vergangene und zukünftige Menschheit und das mittlere „die Menschen des gegenwärtigen Jahrhunderts enthalte.“ Das Rad der Zukunft ist so verhüllt, daß man nur die Umrisse der Menschen gewahrt. Das Rad der Vergangenheit, an welches Mena herantreten muß, hat sieben Kreise, deren jeder seine besondere Bevölkerung enthält. Hier erblickt er im ersten Kreise unter den Vergangenen Theseus Sohn Hipolytus, Hypermnestra und die keusche Lucretia, des Mausolus große Gemahlin und die treue Penelope, Polynices Gemahlin Argia und den Alciden. Die Führerin belehrt den Dichter, wie der höchste Verstand ab initio angeordnet, daß die Kreise jeder unter dem Einflusse eines der sieben Planeten stehen sollten, und diese die Constellation für die Anlage, Tugenden und Eigenschaften der darin befindlichen Menschen angäben. So stehe der erste jetzt gesehene Kreis unter dem Einflusse des Mondes. Die Keuschheit werde von diesem

Planeten höchlich geliebt und so habe Mena die keuschen Frauen zugleich aber auch die Verfolger erblickt. Nun heißt die Vorsehung den Dichter auch in den Mondkreis am Rade der Gegenwart schauen. Er sah die drei Parzen, welche sich im Drehen des Rades ablösten. Vor allen glänzte in Dianens Kreise „eine Königin hervor, die alle menschliche Tugend in der Hand zu haben schien (Johanns erste Gemahlin Maria). Neben ihr gewahrt er den erlauchten Gatten in strahlendem Gewande zur linken Seite, wohl zufrieden mit der untergeordneten Stelle [1])." Eine andere Königin schauet er und wendet sich fragenden Blickes „an die Löserin seiner Unwissenheiten, und wie eine Mutter vor den kindischen Einfällen des Kleinen sich nicht ungehalten abwendet, sondern gütig sich dazu herabläßt," gibt sie ihm zu erkennen, daß jene Königin Johanns Schwester Maria von Neapel sey, der viel Schmeichelhaftes nachgesagt wird. „Wenige Königinnen Griechenlands finden sich, welche unbefleckt das Lager bewahrt," allein jene ist eine neue Penelope. Auch Maria Coronels Keuschheit erhält ihr Lob. Andere übergehet er, schärft aber seinem Könige die Pflicht ein, über Zucht und Ordnung zu wachen. Hierauf folgt eine nicht üble Lobrede auf die Keuschheit. In der Mercurssphäre erblickt Mena diejenigen, welche gute Rathschläge ertheilten und durch Friedensvermittelung den Krieg beilegen, den Nestor und Kapis. Heruntergestürzt aber sah er diejenigen, welche den Frieden brechen und die, welche um Gewinn Tugend schänden, namentlich erblickte er „einen großen Schwarm falscher Prälaten, welche mit heiligen Dingen feilschten." O religion, ruft er mit unübersetzlichem Wortspiele, religada de males, que das tal doctrina à los mal doctrinados. Auch Pandarus gewahrt er, der durch sein Bogenschuß beim Zweikampfe des Menelaus mit Paris den Streit wieder anfachte, und Polymnestor, den Priams Sohn Polydor um schnödes Geld mordete. „Nahe bei liegst auch du, gemeiner Antenor, trauriger Gründer von Padua, du Aeneas reichtest ihm die Hände, vergeblich lobt dich Virgilius." Eriphyle zeigt sich, die ihres trefflichen Gatten Leben verkauft, von reichem Halsgeschmeide bethört. Auch Oppas und Julian, welche den Mauren den Einlaß in Spanien bahnten, erblickt der Dichter. Als er nun auf den Mercurskreis am Rade der Gegenwart das Auge wendet, findet er

1) Weil nämlich Keuschheit menschlicher Hoheit voranstehet.

denſelben ſo angefüllt, daß man es nicht zu ſagen vermag. Wahrheit geſtattet, Furcht verbietet, ſie zu nennen. Es folgt eine treffliche Apoſtrophe an die Furcht. „Wer vermöchte zu erzählen, wie die heiligen Dinge feil ſind, und wie ſchändlich der Zehnten mißbraucht wird, den man der heiligen Maria darbringt, unter dem guten Anſtriche von Geiſtlichkeit vergeuden die Böſen den gerechten Schweiß der Armen, Einfältigen und Arbeitſamen und verſperren den heiligen katholiſchen Pfad. Man lieſt, daß Cäſarea's Mauern bei einem Erdbeben einſtürzten, keine Wand blieb unverletzt, nur das Haus ſtand feſt, worin der Prälat mit ſeinen Geiſtlichen ſich befand und ſie wurden wegen ihres frommen, rechtſchaffenen Wandels errettet.“ Heute, meint der Dichter, würden bei ſolchem Strafgerichte umgekehrt die geiſtlichen Gebäude zunächſt betroffen werden, ja der übrige Ort wohl unverletzt bleiben. Hierin knüpft ſich wieder eine Mahnung an den König, die Geſetze aufrecht zu erhalten, damit Geiz, Gewinnſucht und andere Laſter ſich nicht verbreiten. In dem Venuskreiſe erblickt er diejenigen, welche von der Liebe mißleitet, ſündigten, Sünder vielfacher Art: die Klytemnäſtra, Myrrha, Tereus, Canace und Macareus, Jrion, Paſiphae, „auch mit unſerm Macias trafen wir zuſammen, welcher die Tage beweinte, in welchen er liebend das Ende ſeines Lebens fand, beſtürzt trat ich näher, da ich einen ſolchen Mann aus unſerm Volke erblickte und bemerkte, wie er einen Trauergeſang in elegiſchem Versmaaße anſtimmte: Liebe reichte mir die Krone der Liebe, weßhalb mein Name von Munde zu Munde gehet; auch damals war mein Leid nicht minder groß', als mir ihre Schmerzen Freude gewährten; ihre ſüßen Jrrthümer beſiegen den Verſtand, allein ſie währen nicht immer ꝛc.“ Dieſer Anblick gibt Anlaß zu einem Geſpräche Menas mit der Vorſehung über die Liebe, worin ſchließlich der Wunſch geäußert wird, „daß die Sterblichen vor Allem die reine, katholiſche tugendhafte Liebe beachten möchten, welche eine ſolche Vermittelung zweier Herzen iſt, daß der nicht einig geweſene Wille aus Einmüthigkeit und Eintracht ſeine Süßigkeit ziehet, in dem er aus zweierlei Meinungen eine ſchafft, und indem er eine ſolche Theilnahme an den Neigungen erzeugt, umſchlingt er die Liebenden mit einer Kette, ohne Begier gibt er der Geliebten Freude ohne Leid und gewährt dem geringern Verdienſte den größern Lohn.“ Jn der Sonnenſphäre erblickt Mena eine große Menge heiliger Lehrer, die auf jenes gut

Wiſſen ſinnen, das uns immerdar frommen ſoll, große Philoſophen, die Blüthe der Redner, Cythersänger, Propheten, Aſtronomen ꝛc., Hieronymus, Gregor, Auguſtin, „den heiligen Doctor, deſſen Feſt unſer guter Kaiſer immer feiert," (d. h. den heiligen Thomas von Aquin, deſſen Tag des Königs Namenstag war). Menas Gelehrſamkeit überbietet ſich hier in Anführung einer Menge Namen von Weiſen des Alterthums, unter denen auch die Sibyllen figuriren, dann folgen Roms und Griechenlands Celebritäten. Dabei apoſtrophirt Mena ſeine Vaterſtadt: „O Blume des Wiſſens und der Ritterlichkeit, Mutter Cordova, verzeihe deinem Sohne, wenn ich in den Geſängen, die ich jetzt verkünde, nicht deine Weisheit verbreite; um treffliche Weiſe könnte ich dich loben, welche ein wundervoller Spiegel waren, weil ich von dir ſelber bin, fürchte ich, man wird ſagen, ich male ſie beſſer, als es ſeyn ſollte."

Im Sonnenkreiſe der Gegenwart findet Mena nun Gelegenheit ſeine Zeitgenoſſen zu feiern, namentlich Villena, „die Ehre Spaniens und unſeres Jahrhunderts." Er bedauert einmal und abermal, daß von Villenas literariſcher Verlaſſenſchaft ein Theil der Welt entzogen blieb, indem derſelbe dem Scheiterhaufen gewidmet worden. Dann erwähnt er des Hexen- und Zauberweſens, zu deſſen Zerſtörung er den König auffodert, der dagegen das Emporkommen echter Wiſſenſchaft fördern ſolle, namentlich aber der heiligen Klugheit, welche definirt wird, „als die Wiſſenſchaft, welche die ſchlechten Begierden des Willens tödtet, erfahren im Guten iſt und die Bosheit erkannt, aber immer das Gute im Auge hat, die Laſter bekämpft, das Böſe zerſtört, und bei denen, die ſie mögen, ſich zu Gaſte bittet, unendlich iſt im Geben guter Anſchläge und den Geiſt glänzender macht als Silber." Der Sphäre des Mars ſind 75 Stanzen gewidmet. Zuerſt ſchauet Mena viele römiſche Helden. Dann ruft er Mars und Minerva an, die Kriege der Caſtilianer zu beſingen. Hier wird nun vorerſt dem Könige Johann martialiſcher Weihrauch geſtreuet, deſſen Wappenſchild weit über Achills durch Vulcan gefertigtes Schild erhoben wird, indem er hier die Thaten der Alfonſe, Ferdinande und Heinriche abgebildet erblickt. Es folgt die Schilderung einzelner Waffenthaten, bei denen man „nur den Namen vom Sohne des guten Zebedäus vernahm" (St. Jago, das Feldgeſchrei der Caſtilianer). Es iſt nicht zu läugnen, daß manche Züge mit den poetiſchen Wirren des Patriotismus ergrei-

fend geſchildert erſcheinen. Bei dieſen Schilderungen, die nicht ſelten dunkel gefaßt ſind, weil ſie größere Bekanntſchaft mit der vaterländiſchen Geſchichte vorausſetzen, als nach vierhundert Jahren erwartet werden kann, iſt der Commentar unentbehrlich. Ausführlicher wird der oben in Johanns Geſchichte kurz erwähnte Tod des Grafen Niebla gemeldet, der die Thaten der mit ihm Kämpfenden ſo verdunkelt, daß ihre Namen vor dem Seinigen erbleichen. Das Mißgeſchick des Grafen, welcher die Flotte befehligte, mit deren Hilfe Gibraltar den Mauren abgenommen werden ſollte, gab ſich durch eine Menge trauriger Vorzeichen kund, welche in maleriſcher Schilderung uns vorgeführt werden. Man warnt den Grafen und ermahnt ihn zum Aufſchube der Expedition. Dieſer glaubte nicht an Vorbedeutungen und hält dieſelben für Täuſchungen derer, die ſie bemerkt haben wollen. Der Graf ſelbſt würde aus den ihm gemeldeten Lufterſcheinungen nur auf Regen und Wind ſchließen und widerlegt auch die andern angeblichen Vorzeichen. Er befiehlt alſo, in See zu ſtechen, denn es gelte Thaten und nicht Zeichen. Der Graf kömmt mit der Flotte auch vor der ſtarken Feſtung an, als ſein Sohn mit dem Landheere von der Landſeite gegen Gibraltar im Anzuge iſt. Wegen der Ebbe ſind der Graf und ſeine Leute genöthigt zu landen. Er greift an und ſetzt die Mauren in harte Bedrängniß, „wie ein tüchtiger Arzt, welcher die Sonde in der Hand an einen mehrfach verwundeten Körper der gefährlichſten Stelle zunächſt Hilfe gewährt, ſo wendet ſich die vermaledeite wüthende Beſatzung, da ſie ſpürt, daß der größte Schaden ihr von der Seite des Grafen drohet, alle Kräfte vereint zu der Stelle, wo die Gefahr ihr am nachtheiligſten wird; Bombenſchläge und Krachen des Geſchützes ertönen, die Wurfmaſchinen ſchleudern Steine, Speere und angezündete Fackeln, um die Reihen der Unſrigen zu lichten. Einige der Mauren, welche man für wackere Schützen hält, ſchleudern zitternd ihre Wurfſpieße, überſchreiten Gränzlinie, Palliſaden und Glacis und verdoppeln an des Gegners Zaghaftigkeit ihren Muth.“ Inzwiſchen tritt die Fluth ein und die Kämpfenden werden genöthigt, wieder die Schiffe zu beſteigen. Der Graf tritt in eine Barke, dieſe faſſet nicht alle, welche hinein wollen. Sie gehen im Waſſer ihm nach und rufen: Großmüthiger Graf, ſo wollet ihr uns verlaſſen? Ein Troſt iſt es uns, wenn wir in deiner Nähe unſere

letzten Klagen ertönen lassen. Die Gewässer nehmen es schon mit unserm Leben auf ꝛc. Das Mitleid überwindet im Grafen die Furcht. Er läßt die Barke trotz der mahomedanischen Waffen gegen den Strand zurückwenden; die Zurückgebliebenen steigen noch ein, die Barke aber sinkt vor Ueberschwerung unter. „Die unglücklichen Leiber athmeten schon die Luft nicht mehr, sondern trieben unsichtbar unter den Wogen und schluckten und spieen auf todtbringende Weise das Wasser, je mehr sie mühsam zu athmen suchten; also rang das Leben Aller, daß Wasser eindrangen, wo Seelen ausgingen; die Wasser erzwangen sich treulosen Eingang und die Seelen widerstrebten dem harten Ausgange.“ Mena bittet seine Führerin ihm auch die Geschichten Anderer mitzutheilen, die er erblickt. Mehr andeutend erwähnt als erzählt werden ihm nun der Tod des Grafen von Mayorga, und des Adelantado Ribera, des Rodrigo Perea, Pedro de Narvaez, Juan de Merlo, Lorenzo de Avalos (schöne Schilderung des Schmerzes seiner Mutter um seinen Tod), des Schatzmeisters von Calatrava Fernando de Padilla, „dessen frische Seele, die sich eben vom Leibe des guten Ritters getrennt,“ Mena ankommen siehet. Nach einer Apostrophe an den König schließt, wie auch bei den übrigen Kreisen geschah, die Besichtigung der Marssphäre mit einer Definition, und hier zwar, der Tapferkeit. In dem Jupiterskreise, dessen Betrachtung nun folgt, siehet Mena die großen und glücklichen Herrscher, so wie die Usurpatoren und Tyrannen aus der Vergangenheit: Octavian, Codrus, die Brutus und Catonen und Fabricius. Dieses Stück ist sehr mager. Aus der Gegenwart bieten sich natürlich vorerst die Könige Spaniens der Betrachtung dar. Zunächst natürlich glänzt Johann II. „Unsern großen und glücklichen König sah ich vor Allen auf einem festen Thron sitzen, eines größern Reiches denn Castilien würdig.“ Er schildert ihn in seiner Majestät und ermahnt, daß man die Herrscher um ihre Macht nicht beneiden solle, da diese vielem Ungemach ausgesetzt seyen, welches dem niedriger Gestellten erspart sey; es wird daher das sichere Leben der Dürftigkeit gepriesen, wobei, wie immer, gelehrter Weise, Beispiele aus dem Alterthume citirt werden. Unter den Tyrannen werden nur die Dionyse namhaft gemacht und zuletzt wird dem Jonos, dem Erfinder des Metallgeldes, geflucht, weil er damit alles Unheils Saamen gestreuet. Wie gewöhnlich wendet sich Mena mit

der Bitte an den König, es hierin beſſer werden zu laſſen und ſchließt dieſen Kreis mit einer Definition der Gerechtigkeit. In dem, wieder reichlicher behandelten, Kreiſe des Saturn ſiehet er die großen in Gerechtigkeit regierenden Herrſcher und diejenigen, welche Ungerechtigkeit üben und Verbrechen ſtraflos laſſen. Mena frägt die Führerin, wer der Ritter ſey, den er ſiehet und der dem Körper nach dem Tydeus, dem Rathe nach ein Neſtor erſcheint. „Wie den Verliebten, wenn ſie von demjenigen ſprechen, den ſie innig lieben, die Augen in Freude erglänzen, wo ſie auch ſeyn mögen, und die Züge ihres Geſichts ganz verändert ſcheinen, ſo machte nicht minder fröhliche Mienen die Vorſehung bei meiner Frage und antwortete alsbald mit freudigem Antlitze und Hintanſetzung anderer göttlichen Sorgen: jener reitet das Glück und bändigt mit rauhen Zügeln deſſen Nacken.“ Es war der Condeſtable Alvaro de Luna, über den damals noch die Sonne der königlichen Huld ſtrahlte. Sein Ruhm wird pomphaft verkündigt. Es folgt die unverhältnißmäßig ausführliche Beſchreibung einer Hexenſcene mit allem Zauberapparath und Beſchwörungsmaterial, worin eine Zauberin in den unbegrabenen Leib ein Kriegers einen Geiſt hineinbeſchwört, welcher ihr über Alvaro de Lunas künftiges Geſchick Beichte ablegen ſoll. Es iſt dabei wieder viel mythologiſcher Krimskrams verſchwendet. Der Geiſt verkündet die Unzufriedenheit der Hölle über die Friedensſchlüſſe und Waffenſtillſtände der Caſtilianer mit den Ungläubigen, welche der Hölle ihre mauriſchen Rekruten entziehet, wogegen die Kriege der Spanier untereinander ſehr gemißbilligt werden. Dem Condeſtable wird ein trauriges Ende geweiſſagt, wenn er untreu und unwahr werden würde. Der Dichter macht bei dieſer Gelegenheit verſchiedene moraliſche Betrachtungen. Zuletzt fragt Mena, um ſich zu vergewiſſern, ob ſeine Viſion eine wahre oder lügenhafte ſey, die Vorſehung, was im Himmel über „ſeinen großen und getreuen König“ beſchloſſen worden. Sie erwiedert, er ſolle ſeyn: „König der Könige, Herr der Herren, ſolle alle Namen überbieten und herunterſtechen, ſowohl die Thaten der gothiſchen Konige als ſeiner Vorfahren.“ Gerion ſolle vergeſſen werden und die ganze Reihe der Gothenfürſten, deren Namen nun folgen. Deſſenungeachtet wird eine kurze Geſchichte jedes einzelnen zu vergeſſenden von Johanns Vorfahren geliefert und vom Dichter ſelbſt durch Aufwärmung ihrer Verdienſte doch dieſer Vergeſſenheit entgegengearbeitet. Dieſe Ge-

nealogie ist ein mageres Thatenverzeichniß. Merkwürdig ist, daß des Cid darin gar keiner Erwähnung geschieht, obwohl neben Alfons II. Calvo Lain erwähnt wird. Bewunderungswürdig ist die Mannichfaltigkeit der Wendungen, womit Mena das fortgesetzte: „Vergessen werden soll," der und der (nämlich über Johann II.) bei fast jeder Anführung eines Vorfahren einzukleiden verstanden. Bei Johanns Vater, Heinrich, ist geschickter Weise gesagt: Du Heinrich willst gern verschwiegen werden, denn Dir genügt, daß du des hocherhabenen Johann gepriesener Vater bist. Mena möchte nun gern auch aus dem Rade der Zukunft erfahren, welchen ferneren Gang die spanischen Angelegenheiten nehmen würden. Allein indem er diesen Wunsch hat, ist ihm die ganze Erscheinung verschwunden. „Wie Kinder und Unwissende, wenn sie im Sonnenlichte die Stäubchen schweben sehen, die Hand nach deren Vielheit ausstrecken, diese aber fliehen und jede Berührung versagen, so floh auf gleiche oder ähnliche Art meine Führerin, die Räder und die Menschenerscheinungen aus meinen Händen und verbargen sich mir mit ihren Gründen." Mena bittet nun den König, die von ihm geschaueten Prophezeiungen wahr zu machen und die Vorsehung recht behalten zu lassen, „Meiner Gedanken schwache Barke nimmt schon, da der Wechsel finsterer Stürme vorauszusehen, ermüdet den Lauf zum sichern Hafen, denn sie fürchtet den Wechsel der Elemente; es seufzen die Wellen, es kämpfen die Winde; meine Hand ist müde zu steuern; die neun Musen gebieten, daß ich schweige, und meine langen Mühen fodern ihr Ende." — Die beiden letzten der 300 Stanzen des Laberinto gehören schon nicht mehr zu den ursprünglichen Werke, in welchem nach Angabe des Francisco Sanchez hinter Stanze 240 zwei ausgefallen sind. Sanchez meint, daß die s. g. 24 Stanzen gar nicht von Mena herrühren, weil der König Johann darin schlecht gemacht werde (was ich übrigens nicht gerade habe entdecken können) und der Gebrauch der Worte auch ein anderer sey. Die 299. und 300. schreibt er ihm noch zu. Hier, sagt Mena, habe er geglaubt das Buch schließen zu können; allein „eine Stimme von hohem Gewichte" habe ihm befohlen, noch nicht zu enden. „Dein Werk wachse, indem Du Wahrheit sagst, denn länger ist da kein Fehler, wo gute Behandlung zufrieden stellen kann." In den s. g. 24 Stanzen fügt sich der Dichter dem königlichen Gebote und bittet um Entschuldigung, daß er nur Fehler aufzeige. Er ziehet

nun wider diejenigen los, welche sich gegen den König aufgelehnt, weil aus solcher Empörung allerlei Uebel folge. Er frägt: was die Rebellen wohl bewege, dem Könige entgegen zu treten. Ob er ein Nero wäre? Nein ein Alexander, ein Aeneas ꝛc. sey der König! Es folgt eine entsetzlich lange Apostrophe an Gott mit der Frage, warum er die Ungerechten nicht strafe. Der Dichter tröstet sich aber mit der Unerforschlichkeit der göttlichen Rathschlüsse. — Diese nachträglichen Stanzen sind jedenfalls ziemlich unbedeutend. — Das Labyrinth ist freilich, wie man Quintana wohl zugestehen kann, keine bloße Zusammenstellung frivoler und bedeutungsloser Verse, an denen etwa nur die Kunst des Styles und der Verse zu beachten wäre, man kann ihm auch zugeben, daß es anzusehen sey als das Werk eines im ganzen Umfange, den die damalige Zeit gestattete, gelehrten Mannes und als Niederlage Alles dessen, was man damals wußte. Allein damit ist über den dichterischen Werth Menas noch wenig Vortheilhaftes gesagt und am wenigsten das große Lob begründet, dessen sich dieses Gedicht unter König Johanns Hofpoeten und bei vielen Literatoren erfreuete. Mena aber zum spanischen Ennius machen, konnte nur ein Zeitalter, welchem die Erinnerung ganz abhanden gekommen war, wie der Anfang der castilianischen Dichtkunst, wenn nicht schon früher, doch mindestens von Gonzalo von Berceo datirt werden müsse, wenn man dieselbe mit einem Namen von dichterischem Werthe beginnen lassen will [1]). Diesem zweihundert Jahre frühern Vorgänger hat sich Mena eben so wenig überlegen gezeigt, als dem Erzpriester von Hita, was doch das wenigste seyn dürfte, was man von einem castilianischen Ennius würde verlangen können. Der Schimmer, den er von alter Gelehrsamkeit erborgt, hat die gesundere Kritik der neueren Poetik längst hinweggestreift und des antiquarischen Prunkes entkleidet muß er manche Stufe niedriger gestellt werden, als seine Verehrer ihn stellen zu müssen glaubten. Diese schlugen das talento cultivado des Dichters,

1) Selbst der verdienstliche Martinez de la Rosa verfällt in diesen Irrthum, wenn er (Note 10. zum I. Gesange seiner arte poetica) behauptet, im Vergleiche mit seinen Vorgängern könne man nicht umhin, die Erfindung seiner Gemälde zu bewundern, so wie die Kraft der Gedanken und die Kühnheit, womit er so zu sagen die noch ungelehrige und träge Sprache vorwärts gestoßen, daß sie desto früher auf der Bahn fortschreiten konnte, die ihr geöffnet war.

wie Martinez de la Rosa es nennt, viel zu hoch an und empfanden dagegen den Frost zu wenig, womit eine falsche gebrauchte Gelehrsamkeit die poetischen Empfindungen Menas überzog. Die Erfindung des Laberinto kann ich weder kühn noch gelungen finden, selbst wenn ich dabei Dante's Vorbild ganz aus dem Spiele lasse. Auch wenn sie nicht dem Italiener abgeborgt seyn sollte, würde ich dieselbe doch ziemlich roh, oder wie Bouterwek das Gleiche benennt: gothisch finden. Ich werde daher auch Quintana nicht beistimmen, welcher sagt: „Wenn die Erfindung dieses Gemäldes, das ohne Zweifel Größe und philosophische Tiefe hat, ausschließlich unserm Dichter angehörte, so würde sein Verdienst unendlich größer seyn und man würde ihm die Eigenschaft eines in einem Stücke großen Genies nicht versagen können." Da aber Dante und Petrarch bekannt sind, „so erscheint die geistige Anstrengung zur Hervorbringung des Planes und Inhaltes des Labyrinthes weit geringer, indem Mena nichts weiter that, als diese Schriftsteller nachahmen und nur die Lage des Schauplatzes verändert, in welchen er seine allegorische Welt verlegt. Wie bereits oben gesagt, finde ich darin so große Nachahmung der Italiener im Labyrinthe nicht. Villemains [1]) Bemerkung: la forme est copiée et le génie manque ist nur einer jener französischen Witze, womit so oft aufgewartet wird, wenn man etwas auf die Sache Eingehendes nicht zu sagen weiß. Villemain vermochte dieß in der That auch nicht, da er das laberinto nicht kannte, ja nicht einmal wußte, daß es ein Werk Menas sey. Denn er sagt, nachdem er eben Menas ganz im Allgemeinen gedacht: *Un poete* de ce tems fit un long poême sous le litre labyrinthe de la vie. — Wie hölzern aber auch die frostig erdachte Maschinerie und die Anlage des Gedichts ausgefallen (was ich eben durch Vorlegung eines ziemlich vollständigen Auszugs habe darthun wollen), so wenig läßt sich läugnen, daß edle und große Gedanken darin auf eine ästhetisch interessante Weise ausgedrückt sind, auf denen der todte mythologische Schmuck haftet, wie der freche Anstrich eines Tünchers auf dem edlen Antlitze einer Statue, die ein guter Meißel schuf. Der moralisirende Ernst weiß die dürre Reflexion doch nicht selten mit poetischer Wärme zu durchdringen. Achtungswerth erscheint Mena, indem er bei aller steifen Lobpreisung seines

1) Literature du moyen age. II. S. 398.

Königs demſelben Dinge zu ſagen wagt, welche ihm ſelbſt die Feindſchaft der doch keineswegs einflußloſen Geiſtlichkeit zuziehen konnten. Seine Diction hat ihren Vorzug weit mehr in der Stärke und Strenge, als in Lieblichkeit und Anmuth; wo der Gegenſtand jene Eigenſchaften mit ſich bringt, fallen auch die Verſe ſonor und gelungen aus, was ſonſt ſehr häufig vermißt wird. Wie ſchwerfällig die Sprache ſich auch oft genug bewegt, ſo ſchreitet ſie doch nicht ſelten zu lebendigem Vortrage fort. Sie wird alsdann mit kräftigerem Angriffe gehandhabt, zum geſchmeidigen Stoffe, der ſich dem Gedanken fügt, deſſen Ausdruck er in der poetiſchen Geſtaltung werden ſoll. Wenn er alſo die Sprache ſeinen Gedanken fröhnen läßt, ſo macht er ſich, wenn ſie ihm nicht ſogleich den paſſenden Ausdruck gewähren will, kein Gewiſſen daraus, Wörter aus dem Lateiniſchen oder einem der andern Romanzos einzuſchwärzen, woraus ihm der dialogo de los lenguos (Mayans y Siscar II. 149.) einen großen Vorwurf macht, obgleich er ihn wegen ſeiner Gelehrſamkeit und ſeines erhabenen Styls lobt. Auch Sanchez tadelt ſeine gewaltſamen Wortfügungen und Neuerungen ſammt dem Schwulſte und Schimmer ſeiner Ausdrücke. Eben ſo willkürlich verlängert und verkürzt er, ſeinem Verſe zu gefallen, die Worte. Sein Auftiſchen gelehrter Sentenzen aus Ariſtoteles iſt uns jetzt ein unwillkommenes Surrogat eigenen Sinnens und Denkens. Juan de Mena würde, da er wirklich poetiſche Anlage hatte, die nur im Modegeiſte der Gelehrſamkeit verſchroben ward, weit dankenswerthere Compoſitionen hinterlaſſen haben, wenn er ſich hätte der Atmoſphäre der Hofpoeſie entziehen und ſtatt der Pedanterei der Natur in die Arme werfen mögen. Dieſes Urtheil gilt mehr und minder auch von Menas übrigen Werken. Es ſticht bedeutend gegen dasjenige ab, welches Dieze in ſeinen Anmerkungen zum Velasquez S. 169. fällt [1]), das ich hierher ſetze, um auch einer entgegen ſtehenden Anſicht eines Deutſchen ihre Stimme zu gönnen: „Sein großes und wirklich poetiſches Genie, das in ſeinen Werken überall hervorleuchtet, hat ihm den Ruhm eines der größten Dichter ſeiner Zeit und ſeiner Nation erworben. Seine Sprache, die jetzt etwas alt iſt, macht, daß er weniger, als er verdiente, geleſen wird. Allein wer ihn verſteht, wird finden, daß er nicht bloß

1) Brinckmeier, welcher viel auf Diege's Urtheile gibt, folgt auch dieſem S. III. ſeines Abriſſes.

in Vergleichung mit den Dichtern ſeiner Zeit groß iſt, ſondern auch die Vergleichung mit großen Dichtern anderer Zeiten und Völker zu ſeinem Vortheile aushält." — Unerträglich monſtrös iſt die Gelehrſamkeit des Titels Calamicleos, welchen Mena einem in 50 zehnzeiligen Coplas in achtſylbigen Verſen abgefaßten Gedichte zur Krönung des Marquis von Santillana zum Poeten gegeben hat. Aus dem Lateiniſchen calamitas und dem Griechiſchen kleos (Ruhm) zuſammengeſetzt, ſollte der Titel ſo viel beſagen als: Tratado de miseria y gloria. Der Dichter ſtellt vor, als ſey er, ungeduldig, die Krönung des Marquis am Parnaſſe zu ſehen, in einem theſſaliſchen Walde verirrt, durch das Thal des Jammers gewandert, worin er die Qualen der Verdammten ſiehet, er eilt denn weiter über einen Berg und ſiehet von dort die Gefilde der Ruhmwürdigen. Hier erblickt er den von den Muſen und Tugenden geehrten Marquis von Santillana, mit dem er ſich überredet, indem er ihn preiſet. Der Marquis wird ſchließlich auch noch auf allerlei allegoriſche Weiſe gefeiert. Dieſe Compoſition erinnert ſchon näher an Dante, iſt aber durch gelehrten Prunk weidlich entſtellt. Sogleich im Eingange nennt er den Frühling „den Maler (d. i. Anſtreicher) der Welt." In Copla VIII. iſt von der Mitra „des Biſchofs Amphiaraos" die Rede. — Dergleichen originelle Einfälle finden ſich mehr in dieſem Gedichte, dem die lebendige Kürze der Verſe einen weit regern Gang und poetiſche Flüſſigkeit gegeben hat, als dem laberinto. — Unter dem übrigen poetiſchen Vorrathe Juans de Mena iſt ein ſehr gutes Schimpflied auszuzeichnen, worin er auf die artigſte Weiſe ſeinem Zorne Luft macht, daß ihn ein Prieſter beim Kaufe eines Maulthieres, welches ſpaßhaft genug beſchrieben wird, begaunert hat. — Das letzte bedeutendere von Menas Gedichten in der Ausgabe von 1804. ſind die coplas gegen die ſieben Todſünden (Tractat von den Laſtern und Tugenden), in deren Eingange die chriſtliche Muſe[1]) angerufen wird, den mehr als bürgerlichen Krieg zu ſiegen, der zwiſchen dem Willen geführt wird und der Vernunft, die uns anklagt. — Fliehet, ſagt er, Syrenen, die ihr in meinem vergangenen Leben durch meine Adern vergiftete Süßigkeit ſtrömtet. Der göttliche Hauch wolle mein Herz,

1) Brinckmeier hält mit Unrecht dieß Gedicht für ungedruckt. Ich habe es in der 1804. gedruckten Ausgabe der Werke Menas, welche aber nicht vollſtändig iſt, vor mir.

das eingenommen war von trüglichen Grundlagen, aus einem bösen zu einem guten machen.“ Das alte Gesetz erscheint — der Wille wird beschrieben und dann die Gestalt der sieben Todsünden. Hierauf hält der Dichter gegen jede derselben eine Strafrede. Die Sünde gibt auf Befragen an, was ihre Gründe und Beförderungsmittel sind, die dann vom Dichter oder der redend auftretenden Vernunft besonders angegriffen werden. Er ist aber nur mit vier Sünden so weit gekommen. Den Disput mit der Völlerei, dem Neide und der Trägheit hat er nicht zu Stande gebracht. Andere Dichter dieser Zeit, z. B. Gomez Manrique, haben sich angelegen seyn lassen, das Fehlende hinzuzudichten. In diesem großen Gedichte sind mehrere wohlgelungene Stellen. Auch Verfasser verschiedener Liebeslieder ist Mena. Diese gehören nicht zu seinen schlechtesten Compositionen und zeichnen sich aus durch eine unaffectirte, von dem beliebten Gelehrsamkeitsprunke freie, lieblich versificirte Sprache und durch dichterische Empfindung. Erst Anklänge von der Liebesüberschwänglichkeit, welche die spätere castilianische Erotik auszeichnet, bietet das Liebeslied: Mey mas clara que la luna dar, worin Mena die Unbegreiflichkeit der Geliebten feiert. Er sagt unter anderm: sie allein verdiene Monarchin der Tugenden zu seyn und alles Schöne, was Petrarch Lauren nachgerühmt, sey nur eine Prophezeihung auf Menas Geliebte gewesen. Ein unergründliches Geheimniß nennt er es, wie sie es angefangen, aller Welt Schönheit zu plündern, um sich selbst dieselbe zu eigen zu machen. — Ein seltsames Gemisch wahrer Sprache der Leidenschaft mit gelehrtem und mythologischem Ballast findet man in dem: claro obscuro überschriebenen Gedichte, welches die Standhaftigkeit des unglücklich Liebenden darstellt, in den verschiedenen Abdrücken aber sehr verschieden lautet, und eine bedeutende Umstellung in der Aufeinanderfolge seiner Strophen erfahren haben muß, in welcher ein sonderbarer Wirrwarr herrschet. Eine mythologische Schilderung des Sonnenaufgangs in einer Octave von versos de arte mayor eröffnet das Gedicht; dann folgt eine eilfzeilige Strophe in kurzem Versmaaße, rein lyrisch, ohne jenen Kram, welche mit dem Gedanken anhebt, daß mit dem Morgen sein Leben erstorben sey, um seiner Qual Leben zu verleihen. Nach diesem Vorgange wechseln noch sieben ähnliche mythologische Octaven mit sieben rein lyrischen eilfzeiligen Liederstrophen ab, wobei die Octaven immer in mythologischen Bildern die Empfindun-

gen, welche in den kurzen Verſen ſich ausſprechen, accentuiren ſollen. Die Compoſition iſt zu confus, um einen weitern Auszug zu vertragen. Von gleichem Schlage und ähnlicher Anordnung des Wechſels mythologiſcher Octaven mit achtzeiligen kurzverſigen Strophen iſt ein anderes Gedicht, welches in der Ausgabe von Menas Werken von 1804. dem claro obscuro beigeſellt iſt, weil es an gleichem Zwielichte unklarer poetiſcher Compoſition leidet. Daſſelbe beginnt als Gegenſtück mit einem mythologiſchen Sonnenuntergange und enthält die Klagen über die Untreue der Geliebten und die Schilderung der Schmerzen des ſtandhaft fortliebenden Dichters. — Dieſelbe ſtandhafte Leidenſchaftlichkeit in der Liebe bei allem Liebesgram athmet das Liebesgedicht: Ya dolor del dolorido, welches ſchon von jenen grübelnden Antitheſen und Wortſpielen wimmelt, an denen die ſpätere caſtilianiſche Erotik einen ſo immenſen Reichthum aufzuweiſen hat. Glücklicher Weiſe iſt dieſes Gedicht von jenem gelehrten Beigeſchmacke frei, womit Mena ſeine poetiſchen Gedanken ſonſt zu würzen pflegt, um ſie dem Hofe mundrecht zu machen und zu empfehlen. — In dem Liede: Presumir de vos loar ſchildert der Dichter ſein Unvermögen, die Geliebte würdig zu preiſen. Er findet, daß er bei ſolchem Unterfangen ſich etwa eben ſo viel herausnehmen würde, als wenn er die Sandkörner am Meeresſtrande zählen wollte. Wollte er es frevelhaft dennoch beginnen, ſo werde Gott nicht zugeben, daß ers vollenden dürfe. Je unfähiger der Dichter ſich zu einem ſolchen Geſchäfte fühlt, deſto ſtärkere Neigung dazu verſpürt er aber in ſich. Er meldet, wie alle Damen, welche die ſeinige betrachten, beim Schöpfer Beſchwerde führen, daß er ſie nicht wie ſie gebildet. Der Dichter zweifelt aber, daß Gott, wenn er auch, um die Klägerinnen zu beſchwichtigen, die allmächtige Hand ausſtrecken wollte, er damit eine ähnliche hervorbringen würde, als die Gefeierte. Ohne Gottes Hilfe habe ihr Vater ſie nicht alſo zeugen können, ſie weiche nur der Jungfrau Maria. Der Dichter verſichert, wie die Engel im Himmel trauerten, daß ſie nicht ſeines Glückes theilhaftig ſeyn könnten, jene zu ſehen, wie er. Alle frühern Schönheiten, welche über die Erde gewandelt, ſind, wie Mena verſichert, froh im Grabe zu ſeyn, um den Tag nicht zu ſehen, an welchem ihre Ueberwinderin geboren ward. Den mitlebenden Schönen räth er, es wie jene zu machen und ſich niederzulegen zum Tode, wenn ſie nicht überwunden werden wollen.

Alle vorverſtorbenen heiligen Männer beklagt der Dichter als Unglückliche, weil ſie die Gefeierte nicht haben ſehen können; ihre größte Pein an ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsorte ſoll darin beſtehen, daß ſie das Anſchauen von des Dichters Huldin entbehren müſſen. Den Lebenden, welche es mit ihr aufnehmen wollen, wünſcht der Dichter, daß ſie lieber ungeboren geblieben ſeyn möchten. Alle Erhebungen ſind ihm noch nicht hoch genug und er bittet zum Schluſſe demüthigſt um Entſchuldigung, daß er ſo ſchwach nur ihr Lob geſtümpert. — In dem Gedichte: Guay de aquel hombre que mira ſchildert Mena die Macht der Reize ſeiner Gefeierten, welche unter allen Umſtänden unwiderſtehlich iſt. Hätte Paris gewußt, daß eine ſolche in die Welt kommen würde, er hätte den verhängnißvollen Apfel nicht ausgetheilt, ſondern für ſie aufgehoben; wie Gott nur einen Phönix geſchaffen, ſo hat er in der Dame des Dichters nur einen einzigen Schlüſſel der Schönheit ſchaffen wollen. Er wirft ihr aber vor, daß ſie ſeine Schmerzen nicht verſtehe; er beklagt nicht allein ſein eigenes Leben, welches vor Liebe dahin ſchmachtet, ſondern auch das ihrige, weil es ſich der Macht ſeiner Reize nicht bewußt, dieſelben ſich nicht zu Nutze macht. Er bittet die Schöne um liebendes Erbarmen und daß ſie ihn nicht hinſterben laſſen möge, denn vielleicht werde ſie nicht ſobald einen Juan de Mena wieder finden. — In den Verſen: a ti sola tribulacion ſingt Mena der Freundin abermals ſein Liebesleid, welches ihn nächſtens verzehrt haben wird, weßhalb er ſich ihr zuletzt noch offenbaret haben will. Er wünſcht ſich den Tod, um die Grauſamkeiten der Schönen länger nicht ertragen zu dürfen. Dieſe Liebesklagen, welche weiter ausgeſponnen werden, ſind ſehr beweglich und der Leſer wünſcht unwillkürlich dem wackern Sänger, daß ſein ſo wahr und lebendig vorgetragenes Liebesweh Erhöhung finden und das harte Ohr und Herz der angebeteten Spröden der weichen Klage nachgeben und dem Dichter ſich öffnen möge. — Das Lied: o rabiosas tentaciones iſt ein kürzerer, aber um ſo eindringlicherer Nothſchrei der Liebesverzweiflung des Poeten, welcher nur Waffenſtillſtand haben will, um Zeit zu gewinnen, ſich über ſein Weh einmal klagend auslaſſen zu können. Er wünſcht ſich natürlich, lieber ungeboren geblieben zu ſeyn, als einem ſo frühen Tode am Liebesweh unterliegen zu müſſen. — Ausgezeichnet durch leidenſchaftliche Innigkeit des Gefühles und der

Liebesſchmerzen finde ich das Lied, welches anfängt: Ya no sufre my cuydado. Die zärtlichen Vorwürfe, welche der grauſamen Schönen wegen ihrer Unempfindlichkeit gemacht werden, tragen den wärmſten Ausdruck der Wahrheit. Die Beredſamkeit, womit der Dichter ſein ganzes Leiden anſchaulich darlegt und welche die rechte Farbe der Urſprünglichkeit und Unmittelbarkeit trägt, macht uns betreten und nöthigt uns den Zweifel auf, ob wir den nämlichen Mena hier vernehmen, welcher anderwärts im Steifleinen der Gelehrſamkeit ſeine poetiſchen Empfindungen vor uns umherſpazieren läßt. Wir erkennen aber auch zugleich, welchen Zwang eine poetiſche Natur ſich hat auferlegen müſſen, um es zum Wohlgefallen an einer Verbildung zu bringen, gegen deren Anquälung der urſprüngliche Genius mit allen Lebenskräften ſich gewehrt haben mag. — Liebesklagen ſind auch das Thema des Liedes, welches anhebt: cuydar me haze cuydado. Hier ſind aber die Gedanken weit künſtlicher zugeſpitzt und durch Antitheſenſpiele, Wortgegenſätze und Vergleichungen in eine ſchäumende Wallung getrieben, in welcher der weiche Accent der Natur mehr unterdrückt erſcheint. Die Anſätze zu jenem Culteranismus, welcher die ſpätere caſtilianiſche Poeſie ſo ſehr verunſtaltete und dieſelbe bei allen Nationen und Kunſtrichtern von reinem Geſchmacke in ſo argen Vorwurf brachte, ſind in dieſen und ähnlichen Gedichten des ſpaniſchen Mittelalters dem Kundigen ſchon ſehr bemerkbar. Aber ſie erſcheinen hier noch als natürlichere Hervorgänge aus der Beſonderheit der caſtilianiſchen Gefühlsweiſe. — Nach der mythologiſchen Morgenſchilderung, womit das Lied: La lumbre se recogia anhebt, iſt man ſich der beredten Schilderung der in einen poetiſchen Brief an die Geliebte des Dichters eingekleideten Morgenſtimmung deſſelben nicht gewärtig. Der abwechſelnde Kampf der Leidenſchaft mit der Hoffnung und Niedergeſchlagenheit iſt mit glücklicher Lebendigkeit beſchrieben. Die zärtlichen Vorhaltungen, Vorwürfe, Bitten und die Darlegung ſeiner Zuſtände ſind ihm ſo gelungen, daß die unbekannte Schöne ein ziemlich verſteintes Herz gehabt haben müßte, wenn dieſe poetiſche Beredſamkeit auf ihre Unempfindlichkeit ſo gar keinen Eindruck gemacht haben ſollte. Alle dieſe Liebeslieder Menas ſind in einer weit geläufigeren Sprache und in lieblicher tönenden Verſen abgefaßt, als die Dichtungen, in denen er ſeine undichteriſche Gelehrſamkeit zur Schau tragen

zu müſſen glaubte. Merkwürdig iſt, daß der Herausgeber der 1804. zu Madrid erſchienenen Ausgabe von Mena's Werken, dieſe Liebeslieder, welche der cancionero general uns aufbewahrt, nicht mit hat abdrucken laſſen.

Die Dichterfamilie: Manrique und ihre poetiſchen Hervorbringungen.

Am Hofe Johanns II. glänzte neben dieſen einzelnen, durch Gelehrſamkeit und Liebe zur Dichtkunſt hervorragenden Männern auch eine ganze Familie durch gleiche Gaben. Es war das Geſchlecht der Manriques, dem dieſes Loos fiel. Parece que toda esta familia de los Manriquez tenia la Poesia por herencia, ſagt Pater Sarmiento (§. 840.) Am berühmteſten ward Jorge Manrique. Doch ſind über ſeinen Vater, den Rodrigo Manrique, Grafen von Paredes und deſſen Bruder Gomez Manrique noch einige Worte zu ſagen. Der Graf von Paredes iſt bekannter durch das Trauergedicht ſeines Sohnes, als durch eigene Poeſieen. Der treffliche Pulgar hat ihm den 13. Titel ſeiner claros varones gewidmet. Es haben ſich von ihm nur einige burleske Couplets erhalten, in welchem er einen gewiſſen Poeten Juan wegen ſeines Jüdelns verſpottet. Weit berühmter machte ſich aber Gomez Manrique, welcher ſeinem Bruder in den Maurenkriegen zur Seite ſtand, ſchon deßhalb, weil er ſeinen Namen an den eines noch berühmtern Mannes zu knüpfen wußte, welcher ihn auf der Bahn literariſcher Unſterblichkeit mit fortzog. Er richtete nicht allein ein noch vorhandenes und oben erwähntes verſificirtes Geſuch [1]) um Mittheilung ſeiner Lieder an

1) In Octaven von versos de arte mayor. Er nennt den Marquis eine fließende Quelle der Weisheit und beehrt ihn mit noch andern Complimenten: Mauer der Betrübten, Richtſchwert der Verbrecher, ein Löwe gegen Sieger, eine Taube gegen Beſiegte, ein größerer Dichter als Lucan. Er bittet ihn zum Schluß um eine Probe der lieblichen Kunſt, an welcher Manrique ſo wenig Theil zu haben verſichert, als Lucifer am Paradieſe. Er ſagt dem Marquis noch, daß er Dante's Werke verbeſſere und noch weit höhere hervorzubringen wiſſe. Der Marquis iſt in ſeiner Antwort nicht minder verbindlich. Er rühmt Manriques hohen Adel und deſſen altes berühmtes Geſchlecht und ſeine zierlichen, unübertrefflichen Verſe, nennt ihn einen zweiten Troitus, einen andern Claudian, in Verſen einen Horaz, in

den Marquis von Santillana und erhielt daſſelbe unter Mittheilung einer ebenfalls poetiſchen Antwort gewährt, ſondern er dichtete auch 134 Decimen in Halbverſen auf den Tod des Marquis, welche auch einige literaturhiſtoriſche, anderwärts nicht bekannte Notizen enthalten, z. B. daß zwei Jahre vor dem Marquis zwei andere namhafte Dichter Juan de Mena und Juan die Hixar ſterben, ſo wie denn auch nur dieſes Gedicht die Todeszeit des Marquis genau auf die Frühe des Sonntages am 26. März 1458. angibt. Dieſe Elegie beginnt mit einer einnehmenden Schilderung der Frühlingszeit, deren fröhliche Anzeichen den Dichter am Abende des Feſtes der Verkündigung Mariä doch nicht heiter zu ſtimmen vermögen, weil ihn eine unnennbare Wehmuth übermannt, welche Ströme von Zähren über ſeine Wangen herabtreibt. Er beſchließt, ſich auf den Weg nach einem Kloſter zu machen, in deſſen Räumen er bei ähnlichen Verſtimmungen ſonſt Troſt fand. Allein zu der finſtern Trauer in ſeinem Innern geſellt ſich auch eine Verfinſterung der Natur. Er verliert den bekannten Weg und verirrt ſich in ein wildes Thal, in welchem ein ungebärdiger Strom fluthet. Die Schrecken deſſelben ſind ſehr gut gemalt und verrathen ein beſonderes Talent zu ſolcher Art von Schildereien. Seine Eingeſchloſſenheit in den Engen dieſes Thales vergleicht der Dichter mit den Unbequemlichkeiten des Propheten Jonas im Bauche des Wallfiſches. Unter einem hohen Felſen muß er durch ein Dickicht wandern. Ein ſolcher Schrecken der Einſamkeit iſt über ihn gekommen, daß ſelbſt der Anblick ſeines ſchlimmſten Feindes ihn zur Freude geſtimmt haben würde. Dem Wanderer gleich, welcher von Winterſtürmen ereilt, die Heimath zu gewinnen trachtet, beſchleunigt der Dichter ſeine Schritte, vermag aber nicht Obdach zu finden, bis die Dunkelheit mit vollen Schatten ihn umringt; Schlangen, wilde Thiere und die Wogen des Fluſſes ziſchen und heulen ungeſehen um ihn her. Seine Leiden ſteigen aufs Höchſte, da erwählt er einen Felſen zum Bett. Zweige ſind ſeine Decke und Klagen ſein Abendeſſen, mit dem Naß ſeiner Augen löſcht er den Durſt. Seine Traurigkeit iſt größer, als Dido empfand, da ſich Aeneas eingeſchifft. Aber bald ſollten die Schrecken

---

der That einen Mann. Indem er nochmals des „Vetters" poetiſche Geſchicklichkeit rühmt, überſendet der Marquis demſelben ſein cancionero, bittet ihn ſeine Verſe zu emendiren und zu gloſſiren, und wünſcht ihm ſchließlich viel Heil und Glück.

ſeiner Lage noch größer werden. Denn Alles ſchwieg plötzlich, Ziſchen, Heulen, Wogendonner ſtellten ihren Lärm ein, und je ſtiller es um ihn ward, deſto lauter erhob ſich das Weh des Dichters. Wie der Gerichtsſchulz voll Argwohn ſich erhebt, wenn er die Nachtwächter nicht vernimmt, ſo läßt der Dichter die Ruhe fahren, von tauſend Schrecken umringt. Aber er bemerkt, daß die nächtlichen Leuchten erlöſchen und „die phöbeiſchen Banner nicht mehr fern ſind.“ Die im Schatten des Todes ſaßen, erwarteten kaum mit größerer Sehnſucht das Licht, welches ihnen vom Kreuze des Meſſias zuſtrömte. Als es zu tagen begonnen, ſetzt er ſeinen Weg fort und gelangt an ein wohl befeſtigtes Caſtell, aus deſſen Innern Klagetöne hervordringen und ſeine Beſtimmung zum Kerker zu verrathen ſcheinen. Von den Hauptthürmen weheten vier Banner. Um die Zeichen derſelben zu erkennen, nähert ſich der Dichter der Zugbrücke mit einer Angſt, wie Theſeus ſie nicht empfand, als er an ſeiner Seite den Pirithous ſterben ſah. Indeß, wird er derſelben Herr, gehet entſchloſſen vorwärts und gelangt durch die offene unbewachte Pforte ins Innere, das er ebenfalls verlaſſen findet. Endlich erreicht er einen weiten Saal, deſſen hohe Wände himmelan ſteigen; den mit Stein gepflaſterten Boden deckt ſchwarzes Trauertuch; in einer Reihe ſitzen ſieben klagende Jungfrauen in Trauergewändern. Er beſchwört dieſe himmliſchen Schönheiten ihm zu ſagen, welchen Grund ihre laute Trauer habe? „Ihre Jammerlaute einſtellend, ſahen die ſieben ſich an, und begannen wie Senatoren oder weiſe Doktoren zu reden.“ Die oberſte der ſieben Tugenden (dieſe ſiehet der Dichter vor ſich), der Glaube, verſichert, wie die Größe ihres Schmerzes keinen Ausdruck vertrage. Er werde indeß, wenn er den Anlaß erfahre, die Trauer gerechtfertigt finden. Seit ſie den Beßten der Menſchen verloren, müßten ſie unaufhörlich weinen, Sie (der Glaube) habe an ihm einen verloren, der an Wiſſen dem Thomas (Aquinas) gleich, zugleich aber auch ihr tapferſter Kämpfer geweſen. Sie jammert: wer ſie nun fürder vertheidigen ſolle? Die Hoffnung, welche nun zu reden beginnt, bezeichnet ſich als hoffnungslos und vergleicht ſich Priams unglücklichem Weibe und ihrer Tochter. Sie verſichert, einen Schatz verloren zu haben, köſtlicher als Gold. Die Liebe betheuert, daß der Verſtorbene ihren Namen durch Thaten geübt. Sie ſey bei ihm ſo ſicherlich

zu finden geweſen, als das Waſſer im Fluſſe, er war der Bedürftigen Schutz und der Hungernden Sättigung, wohl wäre ihr geweſen, wenn er ſie mit ſich genommen. Die Klugheit ihres Theils ruft den Tod an, ſie kömmt ſich vor wie ein Tempel ohne Säule. Der Tod, ſagt ſie, habe Caſtiliens Königen ein größeres Unheil zugefügt, als Hannibal den Römern. Die Gerechtigkeit ſtellt ſich dar als in tieferer Trauer, denn Collatin's Gemahlin, als ſie ſich vor Tarquinius erdolchte. Sie ſey nun ſchwertlos geworden, Caſtilien habe einen Richter verloren, gerechter als Brutus, ohne grauſam zu ſeyn wie Sylla. Die Mäßigkeit vergleicht ſich einem auf ſtürmiſchem Meere umhertreibenden Schiffe ohne Ruder, welches durch Meer und Land ſein Daſeyn bedrohet ſiehet. Sie rühmt des Verſtorbenen vollkommene Herrſchaft über alle Regungen ſeiner Gefühle. Die Tapferkeit trauert, daß die Feinde einen Gegner verloren, mächtiger als Darius oder deſſen Ueberwinder. Weder Hektor noch ſein Feind Achill ſeyen tapfrer geweſen. Nicht ſeyen zu einem günſtigern Zeitpunkte für Rom Scipio oder für Judäa Mathathias geboren, als der Hingeſchiedene für Caſtilien, welchem nur übrige, des Jeremias Klagen anzuſtimmen. — Nachdem ſie alſo geſprochen, zerfleiſchten ſich die Jungfrauen im wilden Schmerze ihr ſchönes Antlitz und verwirrten mit ihrem Klagegeſchrei des Dichters Sinne, ſo daß er weder fragen konnte, wer der Geſtorbene geweſen, noch ſie zu tröſten vermochte. Er entfernte ſich deßhalb ſo weit, bis er ſie nicht mehr hören konnte und zerdachte ſich den Kopf, wer denn der Abgeſchiedene ſeyn möge. Da gewahrte er eine andere Jungfrau, nicht minder entſetzt, als Virginia, da Claudius ſchändliches Urtheil ihr den Tod zuerkannte. Sie fodert klagend Caſtilien auf, ſeinen großen Verluſt zu beweinen, da ihm der Beßte der Sterblichen verloren ging; tapfre Ritter, Weiſe und Beredte ſollen ihren heimgegangenen Gefährten beklagen und zwar noch ſtärker als die Thebaner die Zerſtörung ihrer Stadt. Hierauf gibt ſich die trauernde Jungfrau als die Poeſie zu erkennen und nennt endlich den Geſtorbenen beim Namen, indem ſie ihn als den Marquis von Santillana bezeichnet. Sie vergleicht ſich dem Schiffe, das ſeinen Patron verlor, oder einer entvölkerten Stadt, ruft den Tod an und wirft ihm vor, daß er ſie zurückgelaſſen wie eine Quelle ohne Waſſer. Das Jammern der Jungfrau ging dem Dichter ſo zu Herzen, „daß er fürchtet für immer die Gabe des Lachens ver-

loren zu haben.“ Es ist ihm, als sey er mitten auf dem Kopfe von einem Schlage getroffen; dem Oedipus kann nicht so zu Muthe gewesen seyn, da er sich als den Mörder seines Vaters und als Gatten seiner Mutter erkannte. Allein er gewinnt es endlich über sich, der schönen Verzweifelnden zu antworten. O seraphische Gestalt, die du vom Himmel niederstiegst, redet er sie an, welche bittere, unheilvolle Neuigkeit verkündigst du mir. Er wird sich nun bewußt, daß sein banges Ahnden die Empfindung dieses Verlustes gewesen. Er bittet die Ueberlebenden um Entschuldigung, daß er Castilien auffodert, den Verlust seines Beßten zu betrauern. Er gibt den sieben Tugenden und der Poesie in ihrem Schmerze vollkommen Recht und vergleicht letztere einem Falken, wenn er sein Gefieder beim Wechseln verliert. Castilien hat einen dringendern Anlaß in Trauer zu gehen, als Troja um Hektor und Rom um Cäsar, denn der Marquis war ein anderer Cato an Tugend und Verstand, ein gehorsamer Diener seines Königs und ein Vertheidiger des Glaubens durch Waff' und Wort. Der Verlust eines solchen Mannes ist ein Anzeichen großer Unruhen, die er bisher niederhielt. Allemal, wenn die Hauptsäule wankte, stürzte der Tempel ein, und wenn im Rathe die alten Weisen fehlen, ist Zwietracht nahe. Die Poesie beurlaubt sich höflichst beim Ritter, um dem Hingeschiedenen ihre Beredsamkeit zu widmen. Und so schnell entfernt sie sich, daß der Dichter nicht Zeit hat, ihr zu folgen, noch sie weiter anzureden. Als er sich den andern wiederum zuwenden will, trifft klägliches Geschrei sein Ohr des Inhaltes: er solle heimkehren und melden, wie er die Klagenden im Aufenthalte der Trauer angetroffen; sie wollten so lange daselbst verweilen, bis ein anderer eben so vollkommener Mann wiederum erscheinen würde. Die Tugenden klagten fort, die Thüren fielen zu, die Kettenbrücken gingen auf und der Dichter suchte zu entkommen ꝛc. — Dieser Auszug mag genügen, um eine Anschauung von der Dichtweise des Gomez Manrique zu geben, der sich mit seiner „gestutzten Feder“ denn doch nicht getrauet, das Lob des berühmten Marquis auf eine würdige Weise zu besingen und die Hauptsache dem berühmten Fernan Perez Guzmann, einem Verwandten des Gefeierten, überträgt. — In einem 47. neunzeiligen Strophen langen Gedichte in versos de arte menor, welches an König Johanns Zahlmeister Digarias gerichtet ist, stellt Gomez Manrique moralisirende Betrachtungen über die Vergänglichkeit

und Unbeständigkeit der irdischen Güter an. In 75 eben so versificirten Stanzen singt er in gleichfalls moralisirender Dichtung Ferdinand den Katholischen und dessen Gemahlin Isabellen an, dem er einen freimüthigen Regentenspiegel vorhält. In einem andern Gedichte von 17 Octaven tadelt er die üble Verwaltung einer nicht näher bezeichneten Stadt, deren Verkehrtheiten er schonungslos an den Tag ziehet und einen nahen Untergang weissagt. Das Gedicht beginnt: Quando Roma conquistaba. — Ein anderes mit dem Anfange: O tu amoroso hermano enthält in leichtfließenden Halbversen recht verständige Betrachtungen über den Unbestand menschlicher Dinge und Auffoderungen zum rechten Gebrauche der Zeit. In mannichfacher Rücksicht erinnert dieser Gesang an den sogleich zu erwähnenden des Jorge Manrique.

Vater und Oheim überflügelte weit mit seinem Dichterruhme Don Jorge Manrique, von dessen Lebensumständen, außer der Nachricht, daß er seinem Vater gleich durch Tapferkeit und Gelehrsamkeit sich ausgezeichnet und Comthur des Ordens von Santiago gewesen, dessen Großmeister sein Vater war, so wie, daß er 1479. verstorben, mir nichts Näheres bekannt geworden ist. Am berühmtesten hat ihn der Trauergesang über den Hintritt seines Vaters gemacht, welchen Quintana die regelmäßigste und in reinster Sprache abgefaßte Dichtung jener Zeit nennt, ein Lob, welches sich freilich sehr kahl neben unseres vortrefflichen Böhl de Faber's Bemerkung ausnimmt, daß sich wohl niemals das wehmüthige Gefühl über die Vergänglichkeit irdischer Herrlichkeit edler, milder und lieblicher ausgesprochen. Bei seinen Landsleuten hat dieses Gedicht die Ehre vielfacher Glossirung widerfahren. Es liegt mir ein 1779. zu Madrid gedruckter Octavband von XLVI. und 253. Seiten vor, welcher eine Sammlung von Glossen zu Jorge Manriques Trauergesange enthält. Ein solcher Ruf dieses Gedichtes allein würde mir die Pflicht auferlegen, nähere Auskunft darüber zu geben. Dasselbe bestehet aus 43 Strophen von zwölf Zeilen, von denen je vier in jeder Strophe sogenannte pies quebrados sind. Kaum sollte man glauben, daß diese leichte Versification sich dem schwermüthigen und gedankenreichen Tone einer moralischen Elegie mit solcher Schmiegsamkeit hinzugeben vermöchte. Erwachen möge, so beginnt Manrique sein Klagelied, die schlummernde Seele, sich beleben und ermuntern den Verstand zur Betrachtung: wie das Leben dahin

ſchwindet und ſo leiſe der Tod herantritt, wie eilig die Luſt vorübergeht und nur Schmerz hinterläßt, unſerer Meinung nach aber jede vergangene Zeit beſſer war." Sehen wir, wie das Gegenwärtige im Nu vergehet, ſo ſollten wir die Zukunft ſogleich für vergangen gelten laſſen. Niemand täuſche ſich mit dem Gedanken, daß dasjenige, was er hofft, länger währe als das, was er ſchon ſah, denn Alles wird auf dieſelbe Weiſe vergehen. Unſer Leben ſind Ströme, welche ins Meer des Todes münden. Alle enden hier, ſo groß oder klein ſie geweſen ſeyn mögen, ihren Lauf. Der Dichter unterläßt die bei andern Dichtern üblichen Anrufungen und verſchmähet ihre Erfindungen, deren Süße heimliches Gift verbirgt. Nur die Wahrheit ruft er an: ſie iſt ſeine Göttin, welche die Welt nicht erkannte, obwohl ſie in ihr lebte. Dieſe Welt iſt nur der Weg zur andern, worin Ruhe uns erwartet; man muß indeß doch eines richtigen Pfades darin wohl achten. Dieſe Welt würde wohl gut ſeyn, wenn wir derſelben recht zu gebrauchen wüßten, denn ſie iſt unſerm Glauben zufolge die nothwendige Vorhalle der künftigen, in welcher ſelbſt Gottes Sohn zu unſerer Befreiung weilen mußte. Könnten wir uns mit leiblicher Schöne eben ſo leicht ſchmücken als mit geiſtiger engliſcher Vollendung, dann würde es an ſtündlicher, lebhafteſter Sorgfalt für den Leib nicht fehlen. So ſehr neigt der Menſch dazu, dem ſeine Aufmerkſamkeit zu widmen, was er wohl noch vor dem Tode verlieren muß. Der Dichter frägt, wo aller körperliche Liebreiz und die jugendliche Geſchmeidigkeit der Glieder bleibe, wenn das Alter ſich einſtelle. Welche niedere und verworfene Gänge muß das edle gothiſche Blut der ſpaniſchen Nation bei den Einzelnen durchirren? Stand und Reichthum fallen jederzeit von uns ab, denn ſie ſind Gaben einer veränderlichen Göttin und rollen mit dem Umſchwunge ihres eilenden Rades von dannen. Darum ſollen wir uns nicht an ſie hängen. Mit den irdiſchen Freuden, welche uns hier vergnügen, erhandeln wir nur ewig quälende Pein. Sie ſind nur Renner, welche uns ſchneller dem Hinterhalte des Todes zuführen, dem wir verfallen ſind. Unaufhaltſam führen ſie uns von dannen. Werden wir das Verderbliche unſerer Bahn inne, ſo iſt die Zeit vorüber, in welcher wir umlenken konnten. Beiſpiel ſeyen uns die mächtigen Herrſcher, Päpſte und Prälaten, welche der Tod nicht anders behandelte als die ärmſten Hirten. Wir brauchen nicht Trojaner und Römer,

oder andere alte Zeiten uns zu vergegenwärtigen, sondern nur die neueste Vergangenheit ins Auge zu fassen. Was thaten nicht König Johann und die Infanten von Aragon, um durch zierliche und erfindungsreiche Weise zu glänzen? Welche Turniere, Feste und Lustbarkeiten sah man nicht? Alles waren Eitelkeiten. Wie dufteten und schimmerten die Damen, wie entflammten sie ihrer Liebhaber Herzen? Welche süßen Verse wurden einnehmender Musik zu Begleitern gesellt, wie flatterten die schönen Gewänder im Tanze? Und wie begann König Johanns Erbe Heinrich mit freudenreichem Anfange? Allein wie feindselig und widerwärtig zeigte sich ihm das Geschick. Wie kurze Zeit hielt bei ihm aus, was ihm das Glück bescheerte? Wo sollen wir die maßlosen Schätze an königlichen, goldgefüllten Palästen, an zierlich gearbeiteten Gefäßen und die Münzen der Schatzkammer, die Rosse mit ihrem Geschirre jetzt suchen? Und was ward aus seinem Bruder, dem Unschuldigen, der sich seinen Nachfolger nannte und einen großen Hof hielt? Ihn ereilte der Tod. O göttliches Gericht! Als das Feuer am stärksten loderte, gossest du Wasser hinein! Von dem mächtigen Günstlinge (Alvaro de Luna) wissen wir kaum noch etwas anderes, als daß wir ihn enthaupten sahen. Seine Schlösser, seine Schätze sind zu Thränen geworden. Wie ähnlich erging es nicht den beiden Brüdern (Pacheco), welche eben so mächtige Günstlinge waren und Große und Niedere in ihrem Joche ziehen ließen. Eben so endeten zahllose Herzöge, Grafen und Marquise. Was halfen ihnen Heere ohne Zahl, Banner und Fahnen, uneinnehmbare Festen und Gewölbe gegen den Pfeil des Todes? Des Lebens Anfang ist Weinen, sein Ausgang Bitterkeit. Dazwischen liegt Mühsal desto länger, je weiter das Leben reichte. Wäre das Leben, welches die Welt uns gibt, doch auch nur ganz Leben; allein wie es ist, so darf als das weniger Schlimme das Scheiden aus des Lebens Jammer erachtet werden." — Auf diese Betrachtungen folgt die Lobrede auf des Dichters Vater, offenbar die schwächste Parthie des Gedichtes. Er entschuldigt das Lob mit der Sohnespflicht und beginnt nun alle Tugenden und trefflichen Eigenschaften des Verewigten zu nennen und ihn zwei Stanzen hindurch mit einem Mandel antiquarischer Claritäten zu verglichen, indem er ihn an Glück einen Octavian, im Siegen einen Cäsar, an Tugend einen Scipio, an Weisheit und Abhärtung einen Hannibal,

an Güte einen Titus u. ſ. w. nennt. Er hinterließ keine große Schätze und erwarb keine Reichthümer, aber deſto mehr Maurenſchlöſſer und -Städte. Als er im Stiche gelaſſen wurde, hielt er ſich mit Brüdern und Dienerſchaft und erlangte einen Frieden, der ihm mehr Land ſicherte, als er vorher beſeſſen. Seine Jugend war eine vorbildliche Geſtaltung der Thaten ſeines reifern Alters. Seine Städte und Ländereien hatte er von Tyrannen eingenommen, vorgefunden und mit tapfrer Hand frei gemacht, und Portugals und Caſtiliens Königen tapfer gedient. Nachdem er ſo oft ſein Leben aufs Spiel geſetzt, nachdem er ſeines wahrhaften Königs Krone ein ſo guter Diener geweſen und er ſo manche Heldenthat vollbracht, trat der Tod in ſeiner Stadt Ocaña an ſeine Thür, um ihn zu rufen. Er ſprach: Edler Ritter, verlaſſet die trügeriſche Welt mit Freuden; euer ſtählernes Herz zeige ſeine berufene Kraft auf dieſem letzten Gange; um des Ruhmes willen waren euch Leben und Geſundheit wenig werth; eure Tugend mag ſich rüſten die Schmach, zu welcher ihr gerufen werdet, zu ertragen. Der Kampf mag euch nicht ſo furchtbar werden, als ihr vermeint; ein langes ruhmvolles Leben laſſet ihr zurück; es iſt zwar auch nicht wahrhaft ewig, jedoch weit würdiger, als das in verderblicher Sinnenluſt verbrachte. Das immerwährende Leben gewinnt man nicht mit ſolchen weltlichen Zuſtänden oder mit vergnüglichem Leben, in welchen die hölliſchen Sünden ihr Neſt haben. Tugendhafte und Geiſtliche gewinnen es durch Gebet und Seufzen; die berühmten Ritter durch mühſelige Kämpfe gegen die Ungläubigen. Da ihr aber, edler Herr, ſo vieles Heidenblut vergoſſen, ſo hoffet auf den Lohn, den ihr auf dieſer Welt mit euren Händen verdient; bei dieſem Vertrauen, bei dem völligen Glauben, welchen ihr habt, ſcheidet mit der Hoffnung, daß ihr ein anderes Leben gewinnen werdet. — Don Rodrigo antwortete: Verlieren wir alſo in dieſem Jammerleben keine Zeit; mein Wille unterwirft ſich in Allem dem göttlichen. Ich willige mit gefügiger, klarer und reiner Zuſtimmung in meinen Tod; denn Thorheit iſt's, daß der Menſch leben will, wenn Gott ihn zum Tode ruft." — Dieß iſt der Verlauf des berühmten Trauergeſanges, den ich häufig mit des Dichters eigenen Worten wiederzugeben mich bemühete. — Jorge Manriques Liebeslieder gehören jener Art an, worin die Metaphyſik der Liebe ihren Tummelplatz aufſchlug und in welchen die Einwirkung der Poeſie der Provencalen am ſtärkſten

empfunden wird. Es erſcheint hier jene Verſchmelzung des Gefühles mit dem Verſtande, welche die Cultur der Liebe in der Form einer Wiſſenſchaft betrieb. Ich gebe den Gedankengang eines Minnegeſangs, den der Dichter ſeiner Geliebten durch einen Liederboten überſandte, wo möglich mit ſeinen eigenen Worten: Tritt hin, mein kluger Bote, vor die treffliche Geſtalt, um die ich Pein und Tod empfinde, die köſtliche Blume aller Schönheit; ſuche ihre vollkommene Gegenwart, welche ſich durch ihren Glanz dir zu erkennen geben wird und erweiſe ihr die ſchuldige Ehrerbietung; laß dich nicht tödten von der, welche mein Herz umbrachte. Bring ihr meinen Gruß und thu' ihr Meldung von meiner trauernden Liebe, wie ich dir angebe. Sage ihr, ich ſey mit größerer Qual wieder gekehrt, als womit ich mich entfernte; zur ſteten Begleiterin hatte ich die Treue, welche ich ihr gelobte; dieſer lebendige Gedanke hat mich dem ſichern Hafen des Heiles entgegengeführt, wo die helle Freude meiner Neigung weilt. Sage ihr, wiedergekehrt ſey ich als Martyrer unter dem Leiden des Verlangens nach ihrer edeln Geſtalt; vergiß nicht, ihr mein betrübendes Leiden zu ſchildern. Errege ihr Andenken an die mühſeligen Tage, welche ich überſtanden habe, um den Ruhm von Amors erhabenen Freuden zu verdienen, und wie ich geklagt und geſeufzt, um ſeine Grauſamkeit in Mitleiden umzuſtimmen; ſage ihr, wie die Hoffnung meinem Herzen Feſtigkeit eingegeben; ſie möge nicht willigen in mein Verderben, ſondern vorziehen, mir Troſt zu gewähren. Melde ihr, welche Qual meiner harret und wie gewiß mein Tod bevorſtehet, wenn ſie kein Heilmittel bewilligt; ſage ihr mein bitteres Leid und meinen kläglichen Schmerz. Sie erfahre, welche ſchwere Laſt es iſt, Schuldner ſeyn und nicht zahlen zu können. Will ſie mir nicht helfen, ſo iſt es beſſer, daß ſie mich vollends tödtet. Wenn ſie, wie ich weiß, dir mit Kriegesdräuen antwortet, ſage ihr, ich wolle gehen, wohin ihr Gebot mich verbannt. Erweiſet ſie ſich aber, wie ich jedoch nicht glaube, zufrieden, ſo bitte ihre Schönheit, ſie möge geſtatten, daß mein Verlangen ihr dienen dürfe. Helfer meiner Klagen zögre nicht! Kehre bald wieder, denn du ſieheſt die Gefahr, in welcher du mich zurückläſſeſt mit der Kette in der Hand; da du weißt, wie ich für meine Heilung oder Verdammniß deine Wiederkehr erwarte, ſo bitte ich dich, nicht zu zaudern mir meines Heiles ſichere Macht zu bringen. — Die Grübelei phantaſtiſcher Liebesempfindung tritt noch weit ſtärker in einem Liebesliede hervor,

worin Manrique die Eigenschaften der wahren Liebe schildert. Die darin vorkommenden Wortspiele sind freilich unübersetzbar; die Ideen lassen sich doch aber wiedergeben. Liebe ist, sagt der Dichter, eine so mächtige Gewalt, daß sie alle Vernunft bezwingt, eine so geartete Gewalt, daß sie jegliches Geschlecht sie zu lieben und ihr zu dienen nöthigt, ein gewaltiger Kampf, der sich nicht übermannen läßt, dessen Streitkraft wir durch etwaige Vertheidigung dagegen nur noch steigern. Sie ist eine Lust voll Schmerzen, ein Schmerz voll Freude, eine Last voll Süße, ein Muth voll Furcht, eine Furcht ausgerüstet mit Kühnheit, ein Vergnügen voll Verdruß, ein Ruhm voll Leiden, ein Glaube mit Vorurtheilen, eine Gewalt, welche die Augen dem Verstande und Herzen anthun. Sie ist eine Gefangenschaft in unsichtbarem Kerker, ein Raub der Freiheit, ein Zwang des Willens, der keine Vernunft gelten läßt, ein eifersüchtiger Argwohn aus Zuneigung hervorgegangen, eine sehnsüchtige Raserei, welche nicht weiß, was sie sich so sehr zu schauen sehnt. In den Veränderungen, welche sie vornimmt, ist sie eine Art Tollheit, ein Mal zeigt sie Trauer, ein anderes Mal Freude, je nachdem sie will und es ihr gefällt; ein Verlangen nach dem Abwesenden quält, peinigt, martert sie, Furcht heißt sie, dem Gegenwärtigen verschweigen, was sie empfindet und doch drängt es sie, zu sprechen. Alle diese Eigenschaften hat die wahre Liebe, falsch, wie sie ist, besitzt sie tausend Falschheiten, tausend Lügen, tausend Bosheiten wie ein verlogener Verräther. Die Probe einer wohl durchglüheten Liebe ist das Erdulden des Nichtgeliebtwerdens, was eine bloß übergoldete nicht zu ertragen vermag.

Für die Psychologie der Liebe und die Darlegung der Widersprüche in diesem mächtigsten aller Gefühle ist das Lied nicht ohne Bedeutung, welches mit den Worten beginnt: con el gran mal, que me sobra. Hierin schildert Jorge Manrique, wie sein Herz von der Geliebten gefesselt ward und wie sich der Zustand seiner Sklaverei verhält. Wie bei allen Castilianern die Herzlichkeit der Empfindung ein unterscheidendes Nationalmerkmal in den Minneliedern denen der Provencalen gegenüber abgibt, so scheint auch dieser Gesang mehr aus aufrichtigen Gefühlen hervorgegangen, als das Produkt eines gemachten Frauendienstes, welcher die herkömmliche Quelle so vieler provencalischen Liebeslieder war. Das Uebermaaß des großen Leides, das er überflüssig hegt und der Mangel des Glückes,

der ihn drückt, verhindern den Dichter etwas Erhebliches auch nur zu wollen. Will er schweigen, so erheben sich so viele Seufzer, daß er nicht aushalten kann, ohne gleichwohl Stoff zur Mittheilung an die Geliebte zu erhalten. Seiner Verwirrung ungeachtet muß er ihr den Hergang seiner Niederlage erzählen. Tausende von Lobrednern, welche den Preis der nun Geliebten verkündeten, nahmen den Dichter schon für sie ein und bald hatte er, sich zu vertheidigen unvermögend, seine Freiheit an sie verloren. Das Uebel gedieh zur Vollendung, als er in die persönliche Gegenwart der Huldin gedieh. Er erzählt, wie er sich immer tiefer an sie verloren und wie ihr sein Verderben so süß erschien, weil er im Anschauen selig seyn konnte. Allein eine finstre Wolke entzog dem Dichter den geliebten Anblick und seine Trauer wurde maßlos und sein Leiden unsäglich. Er betrachtet sich nicht anders als einen unbegraben gebliebenen Leichnam. Als solchen vergleicht er sich mit dem Leichname des heiligen Märtyrers Vincent, welcher auf Geheiß der Mörder den wilden Thieren zum Zerfleischen vorgeworfen ward, aber auf höheres göttliches Geheiß unter denselben einen Wolf und einen Raben als Beschützer fand. So hat auch der Dichter, welcher sich als einen Todtliegenden betrachtet, einen Löwen und Raben zur Seite, welche sein Erwachen hüten, das mit der Wiederkunft der Geliebten von ihm erwartet wird. — In dem Liede: Porque el tiempo es ya passado legt der Dichter ein förmliches Liebesgelübde ab. Er sagt, das Novizenjahr, welches er seit Annahme des Ordenskleides im Orden der Liebe zugebracht, sey nun verstrichen. Weil er aber diesem Stande fortan immerdar anzugehören beabsichtige, wolle er unverbrüchlichen Profeß thun. Er verspricht daher immerdar Armuth zu pflegen in Freude und Lust, aber nicht in Liebe, Leid und Trauer. Denn dieses erfodert weder die Regel, noch erheischt es die Vernunft, daß, wer in diesen Orden tritt, Zeitlebens Freude empfinde. Ferner gelobt er Gehorsam der nah und fern aus Liebe gegen die Geliebte bewahrt werden soll. Jedes Gebot, das Liebe an ihn ergehen heißt, will er erfüllen. Anstatt der Keuschheit gelobt er Beständigkeit und Bewahrung aller Wahrheit, welche ein Liebender halten muß. Der Liebe und ihrem Dienste will er unterthänig bleiben. Diese Regel will er Zeitlebens beobachten und gedenkt darin zu sterben. Er frägt, was, wenn er dieselbe unverbrüchlich hält, dafür sein Lohn seyn werde. Diesen

hofft er durch den Ruhm der Geliebten zu erlangen. — Ein Liebeslied, das im cancionero general die Sturmleiter der Liebe überschrieben worden, nimmt folgenden Gedankengang: Ich war sicher in meiner Trauer; mein Wille ruhete aus, da erstieg man die Mauer, welche meiner Freiheit zur Schutzwehr diente. Die Stürmenden waren die Schönheit der Geliebten und ihr bescheidenes Wesen. Alle Empfindungen des Dichters begaben sich auf die Flucht, doch nicht ohne vorher schwer verwundet zu seyn; die Freiheit des Sängers blieb in den Händen der Angreiferin, er war aber sehr froh, da er erfuhr, daß sie überhaupt noch am Leben sey. Seine Augen bezüchtigt er des Verrathes; sie haben eingewilligt und geschehen lassen, daß der Feind einstieg; sie hatten die Wache und meldeten nichts von dem Kampfe und gaben kein Nothzeichen. Nachdem die Belagerer eingestiegen, öffneten sie des Dichters Seite, durch welche die Liebe zu ihm einging. Sie nahmen ihm seine Festigkeit, machten sein Herz zum Gefangenen und raubten ihm die Empfindung. Ihn allein wollen sie nicht. Nochmals beschuldigt er seine Augen der Verrätherei, daß sie kaum der Geliebten ansichtig geworden, sein Herz an dieselbe verkauft hätten. — Auf eine allegorische Weise die Liebe zu feiern, hat sich Jorge Manrique in dem Gedichte, welches das cancionero general unter der Aufschrift: Schloß der Liebe mittheilt, bemühet. Er beschreibt diese Burg als auf einem hohen Berge belegen. Sie ist auf der Spitze eines steilen Felsens errichtet, welcher gediegen durchaus aus Liebe bestehet. Er hat zwei Bollwerke und ein Strom umgibt die Veste. Die Mauer ist aus Liebe, die Zinnen sind aus Treue u. s. w. Die Allegorie wird, um die Macht des Liebesreizes seiner Angebeteten zu feiern, noch durch neun zwölfzeilige Strophen fortgesetzt. Weil aber die Bezeichnung und Andeutung der allgemeinen Gedanken, welche der Dichter durch die vorgeführten Einzelheiten zur Anschauung zu bringen beabsichtigt, zum Theil der erforderlichen Verständlichkeit entbehren, so findet in dieser Allegorie mehr der Verstand eine Aufgabe zum Errathen als das Gefühl eine ästhetische Befriedigung und das Interesse des Nachsinnens über die geheime Meinung des Dichters verzehrt den poetischen Genuß, zu welchen in diesem Gedichte allerdings Stoff geboten wird. Die Metapher ist zu weit ausgemalt und auf Gegenstände und Bezüge ausgedehnt, welche sich der Deutung, die ihnen gegeben werden will, gar zu schwer fügen.

— An den allegoriſirenden Ton erinnert auch wenigſtens das Lied: En una Maga mortal, worin der Sänger der Geliebten bemerklich zu machen ſucht, daß er an der linken Seite durch ſie eine tödtliche Verwundung erhalten. Das Ganze läuft darauf hinaus, das Mitleiden und die Theilnahme der Spröden zu gewinnen und ſie von der Aufrichtigkeit ſeiner tiefen Liebesempfindungen zu überzeugen. In das Gedicht: segun el mal me siguio iſt eine Spielerei hineingewebt, ein Namenräthſel, welches ich nicht habe entziffern können. Nach Angabe der letzten Strophe ſoll in der erſten und letzten der Name von des Dichters Geliebten oder Verlobten enthalten ſeyn, ſo wie die Namen der vier Geſchlechter, von denen ſie abſtammt, welche in der Ueberſchrift alſo angegeben ſind: Castañeda, Ayala, Silva, Meneses. Der Dichter gibt in dieſem Liede zu erkennen, daß er ſo glücklich iſt, den Beſitz der Geliebten gewonnen zu haben, die er ſo lange poetiſch gefeiert hatte. — In dem Gedichte: los fuegos, que me encendieron tauchen aber wieder die Schmerzen und Verdrießlichkeiten der Liebe in derjenigen ſo häufigen Art hervor, bei welcher man ſich verwundert fragt: was denn der wunderlich Klagende eigentlich bezwecke? — Das nämliche unerquickliche Hin und Her des Liebesverdruſſes ſpuckt in dem Liede: Ni vivir quiere que viva. Es iſt eine Variation der beliebten Selbſtpeinigung, worauf es in allen ſolchen ſpitzfindigen Vernünfteleien über die Leidenſchaft abgeſehen zu ſeyn pflegt. — In den Verſen acordaos por Dios señora macht der Dichter ſeiner Huldin eindringliche Vorhaltungen alles deſſen, was er für ſie gethan und geduldet haben will. Seine Schmerzen, ſeine Standhaftigkeit, ſeine Treue, ſeine Unveränderlichkeit, ſein Liebesweh, ſeine Liebesbanden, ſeine Seufzer, die Verdrießlichkeiten, die er um ihrer willen erduldet, die Vorwürfe, welche ſie ſich über ſeinen Tod zu machen haben werde u. ſ. w. Damit bezweckt er das harte Herz zum Mitleiden zu bewegen. Zuletzt bittet er, daß die Geliebte ihm geſtatten möge, der ihrige zu ſeyn und zu bleiben, auch den Zweifel zu verbannen, den ſie wegen Veränderlichkeit ſeines Sinnes wider ihn gefaßt. — Eine Niederlage verliebter Unzufriedenheit wird uns auch in dem Liede: ved que congoxa la mia eröffnet, welches die Widerſprüche und Prätenſionen einer verliebten Laune recht wahr ausſpricht, in denen bald Leben, bald Tod die ſchweren Kugeln ſind, welche wie leichte Spielbälle leichtſinnig hin und her geworfen werden. — Auch eine poetiſche Herausfoderung

an das Glück hat Jorge Manrique uns hinterlaſſen, worin der wankelmüthigen Göttin in Bezug auf alle Verſchuldungen, welche ſie gegen den Sänger auf dem Gewiſſen hat und alle Tücke, die ſie wieder ihn im Schilde geführt, der Spiegel vorgehalten wird. — Einige Liebeslieder Manriques in der feinen künſtlichen Form der canciones ſind allerliebſt; das Liebesgefühl iſt in geiſtreicher Anmuth auf der lieblichen Glätte wohllautender Worte dahin gehaucht z. B. in der esparsa: Que amados tan desdichado, worin er ſeine Vermeſſenheit Liebe mit Liebe auf einerlei Höhe zu bringen mit der des Lucifer vergleicht, welcher ſich dem Herrn gleich zu ſtellen trachtete, oder das Lied, worin er ſeine Augen der Verrätherei und Treuloſigkeit beſchuldigt, daß ſie für einen Blick ſein Herz an die Geliebte verkauft (Que gran aleve ficieron), oder ein anderes, worin er den Verluſt des Lebens an die Geliebte als einen Gewinn ſchildert. — Aber nicht allein die liebliche Empfindung iſt das Gebiet, in dem Manriques Dichtungen ſich ergingen. Auch derbem Scherze und burleskem Spaße iſt ſeine Muſe nicht fremd. In einem übermüthigen Dinge, welches anfängt, señora muy acabada wird er (aus welchem Anlaſſe bleibt unbekannt) in eben dem Grade ungalant gegen eine Dame, als er ſonſt das Geſchlecht der Frauen hochfeiert. Er kündigt ihr an, daß die traurige Stunde des feierlichen Feſtes, das er ihr bereitet, im Anzuge iſt. Er drohet, ſie aus einem Fenſter auf einen Düngerhaufen hinunterzuſpediren, ihren Zofen weiſſagt er einen ähnlichen Ausgang. Zum Ausruhen von dem überſtandenen salto mortale verheißt er ihr den Aufenthalt in einem gar ſchönen Palaſte ohne Gebälk und Decke, mit Spinnengewebe überſponnen und am Boden mit Neſſeln bedeckt, links werde ſie einen erhöheten Sitz antreffen, zu dem ſie mittelſt einer Strickleiter gelangen könne, als Teppich ſtehe ihr eine Binſenmatte, als Kopfkiſſen ein Strohpolſter zu Befehle; als Lagerſtätte wird er ihr ein Bündel unter freiem Himmel anweiſen, in welchem die Flöhe hecken. Er beſchreibt die gleichartigen andern Annehmlichkeiten dieſes reizenden Aufenthaltes noch näher. Dann verheißt er ſeine eigene Ankunft zum Anrichten der Mahlzeit; höchſt ſpaßhaft iſt die Schilderung ſeines zerriſſenen Aufzuges. Entſprechend iſt die Beſchreibung der Gerichte, elche er ſeiner Schönen vorzuſetzen verſpricht. Seltſam iſt auch die Compoſition, womit er ihr nach beendetem Male das Haupt zu ſal-

ben verspricht. Der Aufzug einer Dueña, welche nach dieser Unction oder Function der Dame aufwarten soll, ist nicht minder komisch. Ein anderes Spottgedicht auf eine Frau, welche übel auf ihn geredet hatte und der er zur Strafe ein sie prostituirendes scandalöses Gebot in den Mund legt, ist gleichfalls einer von jenen niedrigen aber heitern Späßen, welche dem spanischen Nationalgeschmack so sehr zusagen. Nicht ganz so derb aber eben so ehrlich ist der Spaß, womit Manrique ein dem Trunke ergebenes Frauenzimmer, das bösen Leumund auf ihn gebracht, an den poetischen Pranger stellt, indem er ihr ein Weingebet in den Mund legt, wie es nur eine trunkene Laune hervorbringen kann.

Allgemeine Bemerkungen über die Dichter an Johanns II. Hofe und die üblichen Dichtformen.

Mit diesen Dichtern und Gelehrten sind die Hauptrichtungen, nach denen sich die dichtende Thätigkeit an Johanns II. kunstliebendem Hofe bewegte, so ziemlich in vollem Umfange bezeichnet. Was von andern Dichtern in dieser vornehmen Sphäre geleistet wurde, war mehr oder minder Nachhall, Erweiterung, Fortbildung dessen, wozu das Triumvirat: Villena, Santillana und Mena den Ton angegeben, obwohl auch schon sie in den wenigsten Stücken durchaus original und vorgängerlos waren, sondern nur durch ihr Ansehen manchem schon Vorgefundenen das Hof- und Modegepräge aufgedrückt hatten, was nur aus der am Hofe unterhaltenen Münzstätte des guten Geschmackes als geltender Werth nach ganz Spanien hinausging und bei dem kunstsinnigen Theile der Nation gern Aufnahme fand. Das poetische Ideal dieser vornehmen Sänger war im Grunde das nämliche; die Abweichung der Pfade, welche sie einschlugen, um sich demselben zu nähern und die Verschiedenartigkeit der Mittel, durch welche sie es zu verwirklichen suchten, war hauptsächlich nur ein von dem Unterscheiden ihrer Individualitäten bedingtes Andersseyn. Die Poesie dieser Hofdichter ist gleich der Poesie der Troubadours, die ihnen so oft zum Vorbilde diente, geselliger Natur. Die Dichter stehen in sichtlicher Beziehung zu einander im Leben wie in der Kunst und es schlingen sich deßhalb

beziehungsvolle Fäden durch ihre Werke, welche erst, wenn man den vollständigen Nachlaß jener Zeit vor sich haben könnte, in ihrem rechten Lichte erscheinen und ihr richtiges Verständniß erhalten würden. Der kürzeste Ausdruck des bloßen Variationsgeistes, welcher manchen dieser Sänger zum Dichten trieb, ist die poetische Glosse, die am Parnasse außerpyrenäischer Nationen nur als spät eingeführte exotische Pflanze vor- und fortkommt, im fünfzehnten Jahrhundert aber am Castilianischen eine wahre Wucherblume war. Die Glosse legt sich ein anderes Gedicht als Thema zum Grunde, dessen Versmaaß sie für ihren eigenen Gang in der Regel beibehält. Dieses Thema variirt und führt sie in verschiedenartigen Wendungen weiter, wobei die ursprünglichen Reimzeilen des Thema bildenden Gedichtes nach ihrer Reihenfolge in gewissen Abständen eingeflochten werden. Diese Form war der vorwaltenden Neigung der Lyrik zur Reflexion ganz besonders günstig. Sie erschien zuerst in den einfachen canciones und villancicos, welches glücklich fortgekommene, in die Kunstpoesie gepflanzte Setzlinge der Volksdichtung waren. Die canciones, deren ich schon mehre habe erwähnen müssen, sind Liederchen in zwei Abtheilungen, meist von zwölf Zeilen. Die ersten vier enthalten den Grundgedanken, die folgenden acht die weitere Ausführung und Anwendung. Bei den villancicos wird der Hauptgedanke in zwei oder drei Zeilen vorangesetzt; die Ausführung folgt dann in einer oder mehren Stanzen, welche immer sieben Zeilen haben. Aus solchen Anfängen bildete sich später die Glosse zur kunstreichsten Gestalt aus. In der Ertheilung von Auskunft über castilianische Dichtformen einmal begriffen, will ich zugleich noch der Letrillas erwähnen, welche auch im fünfzehnten Jahrhundert schon häufig vorkommen, wie denn Santillana zu seiner reizenden Vaquera de la Finojosa, von der ich oben gesprochen, diese lieblich tändelnde Form gewählt hat. Auch sie ist dem Volksliede entlehnt, welches vornämlich in den Letrillas die Vorkommenheiten des täglichen Lebens mit den dadurch geweckten Empfindungen, den darin unterhaltenen Gewohnheiten und Neigungen zur Anschauung bringt. Ursprünglich bezeichnete man mit dem Namen Letrilla gereimte Lieder mit bestimmten Wiederholungsstrophen. Später aber gab man den sogenannten verkleinerten Romanzen denselben Namen. Die Letrilla ward in dieser neuern Form nicht mehr durchgängig gereimt. Sie bestehet aus Strophen von vier-

zeiligen Redondilien, von denen je die erste und dritte Zeile frei oder gereimt sind, die zweite oder vierte aber assoniren oder, umgekehrt mit dem Bedinge, daß im ganzen Gedichte nur einerlei Assonanz herrschen darf. Von der wirklichen Romanze unterscheidet sich die Letrilla hauptsächlich durch ihren Gegenstand, welcher in der Regel aus dem gewöhnlichen Leben entnommen ist, weßhalb auch die Sprache minder gewählt, die Würde der Bücherſprache verschmähend, sich der Wendungen der gemeinen Umgangssprache nicht selten bedient. Die Kürze des Metrums, welches die Sprache zu muthwilligen Sprüngen nöthigt, widerstrebt schon an sich dem Ernste wie der Gediegenheit tiefsinniger Reflexion und fodert zu scherzhaften und neckenden Gedanken auf, welche sich im Kopfe des Dichters, der die Spindel dieses Metrums drehet, unwillkürlich erzeugen und um seine Rolle legen. Weil diese Lieder ganz volksthümlich sind, so lassen sie einen Ausländer nur schwer zum Verständnisse gelangen. Sie nehmen Anspielungen und Beziehungen in sich auf, welche nur dem klar werden können, welchem das spanische Leben mit allen seinen Eigenthümlichkeiten offen vor Augen gelegen hat. Es ist noch nicht gelungen, in diesem Liedervorrathe zu sondern, was die Volks- und was die Kunstpoesie dazu beigesteuert hat. Der Muthwille dieser Lieder reißt dieselben wohl bis zur äußersten Grenze der Ausgelassenheit hin, wo die Decenz sie verläßt und die keusche Muse im Stande der Prostitution sich zeigen muß. Ich gedenke nicht, meine Leser in dieses unschöne Gebiet zu führen, weil, wie ich wiederholen muß, Alles Anmuthige unschön wird, sobald es höhere und edlere Gefühle verletzend sich nur zur Dienerin sinnlicher Aufregungen hingibt. Wir können einmal nicht lieben, was wir im Lichte der Heiligung besehen als Schändlichkeit verabscheuen müssen, wenn wir auch, etwa im ähnlichen Rausche begriffen, uns davon hinreißen lassen.

Es würde eines ästhetischen Linée oder Lacepede bedürfen, um die Naturgeschichte der kleinern poetischen Singvögel, deren Lieder an König Johanns II. von Castilien Hofe laut wurden, in ein systematisches, übersichtliches Ganze zu bringen, welches erfoderlich scheint, um von diesem Theil der Geschichte der castilianischen Poesie eine vernehmliche Vorstellung zu gewinnen, weil wir von den individuellen Lebensverhältnissen nur weniger dieser Dichter unterrichtet sind und um sie anschaulich zu gruppiren, einer Classification ihrer Hervor-

bringungen bedürfen würden. Ich fühle mich nicht dazu berufen, die herkuliſche Arbeit des hiezu erfoderlichen Sonderns und Sichtens über mich zu nehmen, um ſo weniger, als ich von dem Nutzen eines ſolchen doch immer mehr und minder willkürlichen Arrangements eine nur geringe Vorſtellung habe. Ich werde daher, nachdem ich noch einzelne, durch größere Bekanntſchaft ihrer Lebensverhältniſſe geſtaltvoller hervortretende Dichter und ihre Erzeugniſſe erwähnt haben werde, die übrigen unbekanntern und wohl gar Namenloſen nach den ſchon in den alten Sammlungen ihrer Lieder beliebten, freilich nichts weniger als kritiſch geſonderten Gedichtgruppen kurze Ueberſchau der Erträgniſſe hatten, welche die poetiſche Fruchtbarkeit des weiter als die Lebensdauer des Namengebers reichenden wohlfeilen Johanneiſchen Zeitalters ſpendete. Dabei muß ich bemerken, wie ich von dem Brenn- und Glanzpunkte an Johanns Hofe auch einige Rückgriffe in frühere Regierungen zu machen, genöthigt ſeyn werde, weil mehre Dichter, die an Johanns Hofe ſich hervorthaten, auch ſchon *vor* dieſem Könige oder in deſſen früheſter Jugend blüheten. Wenn auch Vorgänger des poetiſchen Hauptheeres, welches ich die Revue paſſiren laſſen will, dichteten ſie doch bereits in Form und Geiſte dieſer Nachfolger. Die Chronologie, welche ihnen in der Zeit den Platz vor Mena, Manrique und andern ſchon genannten Dichtern anweis't, konnte bei der geringen Bekanntſchaft die wir von ihren Lebensverhältniſſen haben, ohne Nachtheil unberückſichtigt bleiben. Denn ein Unterſchied zwiſchen dieſen Vorläufern und den Hofdichtern des fünfzehnten Jahrhunderts würde in Inhalt und Behandlung der Poeſie ſich kaum auffinden laſſen. Mir wenigſtens iſt ein ſolcher nicht erfindlich geworden.

Fernan Perez de Guzman und ſeine Poeſieen.

Den Ruhm der Waffen und Wiſſenſchaft vereinigte gleich den beiden edeln Marquiſen, welche ich oben meine Leſer habe kennen lernen, mit altem Adel und Begeiſterung für die Dichtkunſt Fernan Perez de Guzman, Herr von Batres, welcher als ein Anverwandter des Marquis von Santillana ſchon einmal bezeichnet iſt. Sein

Vater war Pedro Suarez de Guzman, Canzler von Andaluſien und Elvira de Ayala, eine Schweſter des Dichters und Geſchichtſchreibers Pedro von Ayala. Nicht nur in der Seitenverwandtſchaft war er ein Blutsfreund literariſcher Notabilitäten. Auch Ahnherr eines weltberühmten Dichters zu ſeyn, war ihm beſchieden. Aus ſeiner Ehe mit einer Marquiſe von Avellaneda hatte er einen Sohn Pedro de Guzman, deſſen Tochter Sancha mit einem Großcomthur des Sant Jago-Ordens vermählt, Mutter des Lieblings der Muſen: Garcilaso de la Vega wurde. Fernan Perez eigenes Geburtsjahr habe ich nicht ermitteln können. In der bekannten Schlacht von Higuerela, welche König Johann II. im Jahre 1431. dem Maurenkönige Mahomet Linkehand von Granada abgewann, focht er unter den Befehlen ſeines Vetters, des Biſchofes von Palencia mit, den er wohl auch ſchon in frühern Schlachten begleitet haben mag. Nach dem Siege bei Higuerela ließ, wie Cibdaeal meldet, der König unſern Fernan Perez und den Comthur Juan de Vera verhaften, weil ſie unehrerbietiger Weiſe in ſeiner Gegenwart einen maaßloſen Streit darüber geführt hatten, welchem unter ihnen beiden das Verdienſt gebühre, den Pero Melendez de Valdez befreiet zu haben, welcher, vom Pferde geſtürzt, unter den Streichen der Mauren zu erliegen drohete. Auf Bitten des Priors von Luna ließ der König beide noch vor Vertheilung der Beute wieder frei. Nach ſeiner Heimkehr gab der König den Befehl zur Verhaftung des Biſchofs Gutierre von Palencia und ſeines Vetters Valdecorneja, welche in Verdacht gerathen waren, zum Nachtheile der Krone von Caſtilien Verbindungen mit Navarra und Aragon zu unterhalten. Da ihr Anverwandter Fernan Guzman in gleichen Verdacht fiel, ward auch er gefänglich eingezogen, aber da der Beweis der Schuld mangelte, wiederum in Freiheit geſetzt. Einem Feldzuge ſcheint er nachmals nicht mehr beigewohnt zu haben, wie er ſich auch fern hielt von den politiſchen Bewegungen, welche das Reich fortwährend erſchütterten. Mit der Herrſchaft Alvaro de Lunas über den König war er jedoch unzufrieden, billigte aber die auf Gewalt hinaus laufenden Pläne nicht, welche eine Trennung des Königs von ſeinem Günſtlinge bezweckten. Er hielt ſich anſcheinend von beiden Theilen fern und lebte eingezogen in Batres, weßhalb er auch der Schlacht von Olmedo nicht beiwohnte. Aus einer Stelle in dem Gedichte über die vier

Cardinaltugenden könnte gefolgert werden, daß seine Abgeschiedenheit keine freiwillige gewesen. Auch nach dem Tode des Marquis von Santillana weilte er noch in Batres, wie aus dem Gedichte des Gomez Manrique auf den Tod des Marquis erhellt. Seine Muße wendete er an zum Studium heiliger und Andacht erweckender Schriften, der Geschichte und Moralphilosophie, wie er in dem unten zu erwähnenden Gedichte auf Cartagenas Tod zu erkennen gibt. Auch Andere regte er zu wissenschaftlichem Wirken an. So gab er Anlaß zu einer Uebersetzung des Sallustius und des Dialogs des heiligen Gregorius. Fernan Perez lebte vermuthlich bis 1470. Zunächst interessirt uns hier nur Fernan Perez de Guzman als Dichter. Von seinen prosaischen Schriften wird weiterhin besonders die Rede seyn. Doch will ich deren Titel sogleich hier mit anführen. Schon im Jahre 1487. erschien eine poetische Abhandlung im Drucke mit dem Titel: Oracional, eine Antwort auf verschiedene Fragen, welche Fernan Perez über gläubiges und andächtiges Gebet an den berühmten Cartagena gerichtet hatte. Der bezügliche Brief Guzmans ist diesem Oracional beigedruckt. Aus der vorangestellten prosaischen Antwort Cartagenas ersiehet man, daß Fernan Perez Jugendgedichte, welche Cartagena sehr rühmt, weltlichen Inhalts waren und er erst im spätern Alter der frommen Dichtkunst sich zuwandte. Aus der Vorrede zu Pulgars claros varones ergibt sich, daß Fernan Perez ein poetisches Werk unter gleichem Titel geschrieben hat. Sarmiento §. 801. scheint diese Schrift mit den unten erwähnten generaciones y semblanzas wenigstens im Titel zu verwechseln, obgleich er die Stelle des Pulgar wörtlich anführt und einer Verschiedenheit beider Schriften sich bewußt ist. Aus den Anspielungen in gleichzeitigen Dichtern und dem Sendschreiben des Marquis von Santillana ersiehet man, daß Fernan Perez bei seinen Zeitgenossen eines sehr ausgebreiteten Ruhmes als Dichter genoß, während seine prosaischen Schriften kaum bekannt gewesen zu seyn scheinen. Eine vollständige Sammlung seiner Werke ist noch nie gedruckt. Niclas Antonio führt folgende poetische Schriften an: Las setecientas coplas (vermuthlich einerlei mit den proverbios de grandes sentencias, welche Santillana erwähnt, gedruckt zu Lissabon 1564. in 4. Diese Schrift behandelt die Aufgabe gut zu leben. Beigedruckt sind diesem Werke eine poetische Auslegung des Vater Unser und des Ave Maria, so wie

eine gereimte Beichte. Mit vorstehenden sind vielleicht das 1512. in 4. zu Lissabon erschienenen: sentencias que son bien scientificas y de grandes y diversas materias muy provechosas e doctrina y exemplo de bien vivir einerlei. — Als Manuscript in der Bibliothek des Escorial vorhanden, führt Niclas Antonio: canciones de nuestro señora an, so wie seiner Angabe nach sich auch im Besitze des Grafen von Villa umbrosa befindet. Weder im Escorial noch anderwärts haben sich diese von Niclas Antonio angeführten Schriften später auffinden lassen. Dagegen ist im Escorial ein gedruckter Foliant vorhanden, welcher eine Sammlung von Gedichten aus dem fünfzehnten Jahrhundert enthält, worin ein längeres Gedicht unter Fernan Perez Namen mit der Ueberschrift: coplas de vicios y virtudes und Hymnen an die Mutter Gottes sich befinden. Das erstere ist allem Anscheine nach mit den setecientas einerlei. Außerdem enthält dieß Buch: die gereimte Beichte in versos de arte mayor — eine poetische Strafpredigt in 57 eben solchen Strophen wider diejenigen, welche behaupten, daß Gott hienieden nichts Gutes mit Gutem und Böses mit Bösem vergilt. — Verse an edle Frauen zu deren Unterweisung in 69 Strophen von versos de arte mayor — eine Krönung der vier Cardinaltugenden in 64 Octaven. — Diese ist auch im cancionero general nebst den Versen auf Cartagenas Tod und mit kleinern Poesieen abgedruckt. — Fernan Perez, dem Inhalte nach wichtigstes prosaisches Werk ist die Chronik König Johanns II., obwohl die Porträts berühmter Notabilitäten seiner Zeit, welche er unter dem Namen: generaciones y semblanzas im Jahre 1450. entwarf, der selbstständigeren Haltung wegen in anderer Hinsicht den Vorzug verdienen mögen. Er selbst hielt dieses Buch für eine leichtere Arbeit als die Chronik, zu deren Bearbeitung er sich erst verstand, nachdem er durch die generaciones y semblanzas sich dazu für gehörig vorbereitet erachtete. Eine Originalarbeit im strengern Sinne ist diese Chronik nicht, sondern mehr eine Zusammenstellung und Anordnung dessen, was er in den von Alvaro Garcia de Santa Maria, Juan de Mena, Pedro Carillo de Albornoz und Lope Barriento verfaßten Stückchroniken Johanns II. vorfand, wobei er deren Weitläuftigkeiten kürzte, aber aus Documenten und andern Quellen vervollständigende Zusätze machte. Er brachte das Ganze in die Form, in welcher es auf Karls V. Befehl vom Doctor Lorenzo Galindez de Carvajal herausgegeben

ward (cf. Sarmiento § 801—805.) Die generaciones y semblanzas ſind anhangsweiſe dieſer Ausgabe hinzugedruckt. Im Vorworte zu dieſer Chronik bittet Fernan Perez ſeine Leſer, daß ſie demjenigen, was er ſchreibt, Glauben ſchenken möchten, weil er von den meiſten Dingen Augenzeuge geweſen und über dasjenige, was er nicht ſehen konnte, höchſt zuverläſſige und vollſtändige Auskunft von geſcheuten und glaubwürdigen Männern eingezogen. Die Chronik iſt gedruckt unter dem Titel: Compilacion de la Chronica de D. Juan II. corregida emendada y adicionada por Lor. Galindez de Carvajal-Logroño 1517. — Sevilla 1543. — Pamplona 1598. sqtt. — Die generaciones y semblanzas ſind in einer hübſchen Handausgabe mit den Briefen Cibdareals 1775. in Madrid erſchienen.

Fernan Perez Poeſien bewegen ſich meiſt auf moraliſchem und religiöſem Gebiete. So haben wir von ihm eine gereimte Beichte — eine poetiſche Strafpredigt wider diejenigen, welche behaupten, daß Gott hienieden nicht Gutes mit Gutem und Böſes mit Uebelm belohnt — eine Krönung der vier Cardinaltugenden (in 64 achtzeiligen Octaven) — Canciones an die Jungfrau Maria — Verſe an edle Frauen zu deren Unterweiſung — 700 Strophen über die Aufgabe gut zu leben, beſtehend in einer Erklärung des Vater Unſer, des Ave Maria und des Beichtſtuhls; eine poetiſche Abhandlung, welche el Oracional geheißen iſt, weil ſie die Antwort auf mehrere Fragen enthält, welche der Dichter über gläubiges und andächtiges Gebet an den Biſchof von Burgos, Alfonſo de Cartagena, gerichtet hatte. Nach einer Notiz beim Hernan de Pulgar muß Perez Guzman, wie ſchon erwähnt, auch claros varones in Verſen geſchildert haben. Nichts kann kunſtloſer und einfacher ſeyn als ein Hymnus, den Hernan Perez an den heiligen Dionys richtete. Er nennt ihn den Morgenſtern Spaniens, den heiligſten Primas und preiswürdigen Schüler des erſten glorreichen Prälaten von Toledo, ein auserwähltes Gefäß unſeres erleuchteten Glaubens. Dann meldet er, wie Dionys, von Clemens nach Gallien beſtimmt, aber auserkoren, das toledaniſche Volk zu bekehren, tauſendfältige Frucht geſchafft durch Ausſaat des Glaubens an das Fleiſch gewordene Wort. Es wird dem Heiligen nachgerühmt, daß er die ihm verliehenen Talente nicht in die Erde vergraben oder in ein Tuch gebündelt, daß er durch ſeinen Martertod reiche Saat hinterlaſſen und die heidniſche Götzendienerei in dem toledaniſchen Volke ausrotten helfen. Dies iſt un-

gefähr der arme Inhalt eines Hymnus, den Schubart als einzige Probe von Guzmans poetiſchen Erzeugniſſen mittheilt, auf welche man darnach unmöglich begierig werden kann. Die poetiſchen Umſchreibungen des Ave Maria und des Vater Unſers, welche von Perez Guzman aufbewahrt ſind, zeigen mehr guten Willen, Gewandtheit im Gedanken und ſprachlichen Ausdrucke, als einen poetiſchen Kraftaufwand, deſſen Entwickelung die enge Schranke, welche dem dichteriſchen Productionsvermögen zum Tummelplatze angewieſen war, verſchulden mag. Doch ſind ſie keineswegs ſo trocken, als Bouterwek ſie gefunden haben will. Ungleich voller fließt der poetiſche Gedanke in einem Lobliede auf die Jungfrau Maria, welches auch Böhl de Faber mitgetheilt hat. Wenn er, ſagt der Dichter, ſeine Unzulänglichkeit und niedre Unwürdigkeit betrachtet, und damit die Heiligkeit und glorreiche Trefflichkeit der Jungfrau vergleicht, vor deren Gegenwart ſich der ganze Himmel neigt und in welche die göttliche Kraft ihre Weisheit einſchloß, ſo ſcheint es ihm bei dem Bewußtſeyn ſeiner Armuth und ihrer großen Vollkommenheit eine Anmaßung und Verwegenheit, ihr ein Loblied darzubringen; nur Uebermaß der Liebe oder Mangel an Einſicht könnten dieß thun. Weil aber eine vollkommene Liebe alle Furcht vernichtet und unſerm Herrn ein aufrichtiger und frommer Sinn gefällt, und er über Böſe und Gute Regen und die Strahlen ſeiner Sonne ſendet, ſo wird an dem, welcher die Jungfrau liebt, mehr der Glaube als die Sprache in Betracht genommen. Die große Güte der überaus ſüßen Jungfrau Maria gibt dem Dichter die fromme Kühnheit, mit aller Demüthigkeit ihre Jungfräulichkeit zu loben; ſie ſtehet auf hoher und erhabener Stufe, ohne, wie der irrende Pöbel meint, eine gewöhnliche Jungfrau zu ſeyn. Angefüllt ſind die Calender mit den Namen von Jungfrauen und Mädchen; die Breviere reichen nicht aus, um die Nachrichten von ihnen aufzunehmen; alle ſind ausgezeichnet durch hohe Thaten und deßhalb über die Sterne erhöhet. Allein vor Verſuchungen und plötzlichen Aufregungen, vor unnützen Worten und Täuſchungen der Nacht haben menſchliche Herzen nimmer Ruhe; hinter der Jungfrau ſtehen ſie nach Verſchiedenheit ihrer Gabe weit zurück; denn ſie hat immerdar als Jungfrau gehandelt, iſt Jungfrau geweſen in allen Gedanken, Jungfrau in ihren Empfindungen, Jungfrau im Schlafen und im Wachen, in Rede und Gegenrede; ihre Jungfräulichkeit hat in jungen wie in reifern Tagen nur immerdar

zugenommen. Nach andern Jungfrauen wandten brünstige Männer ihre Blicke und suchten mit Versprechungen und Gaben ihre heilige Reinheit zu versuchen; alle aber, welche die Jungfrau Maria erblickten, fühlten alsobald das irdische Feuer in sich erstorben, daß sie nichts Arges mehr denken konnten. In dem Mose gegebenen Gesetze hat sie den heiligen Anfang dieser Tugend, welche im Himmel so hoch gefeiert wird, begonnen; wenn sie bei den Jungfrauen beliebt und von denselben nachmals befolgt wurde und jetzt noch wird, so öffnete die Jungfrau Maria derselben die Pforte. Du weist es, so schließt der Dichter diesen Gesang, o meine Herrin und der, an welchen ich glaube, weiß es, wie mein Wunsch beständig dahin ging, dich zu loben; nicht sage ich, wie ich mußte, denn wer vermöchte dieses; aber ich vertraue dir, daß das wenige, so ich bringen kann, dir angenehm seyn möge. Ein anderer Hymnus auf die Jungfrau: muestrate virgen ser madre, anscheinend eine Umschreibung des lateinischen: monstra te esse matrem, strömt eine angenehme poetische Wärme aus und empfiehlt sich durch Sprache und Versification. Das Gleiche ist einem Te deum laudamus nachzurühmen. In diesen Stücken ist jedoch das dichterische Productionsvermögen nicht freiwirkend und durch die vorschwebenden Urbilder gehemmt. — Um eine Vorstellung von der verständigen Lebensbetrachtung zu geben, worin sich die moralisirenden Dichtungen des guten Fernan Perez bewegen, werde ich den Inhalt eines Gedichtes in achtzeiligen Halbversen, welche sehr zierlich ablaufen, mittheilen. Es fängt an: Tu hombre que estas leyendo. Der Dichter fordert seinen Leser, von welchem er voraussetzt, daß er darauf sinnt, wie er mit Anstand leben möge, auf, sich zu erinnern, daß er aus Staube gebildet, zu solchem unvermeidlich wiederum werden müsse. Wie geehrt, adlich, reich und glänzend er auch seyn möge, immer bleibe zu bedenken, daß dieß Alles keine Dauer habe und er sich nicht eigenhändig über das Menschheitsziel hinaussetzen könne. Er möge bedenken, was Hercules, Gideon und andern mächtigen edlen Helden ihrer trefflichen Thaten ungeachtet begegnet sey und wie sie mit dem Tode zu Asche hätten werden müssen. Mit einer Reihe von Namen anderer Helden beweist der Dichter, daß dem Gesetze des Todes weder der Sünder noch der Gerechte entgehe. Hektor, Ulysses u. s. w. sind „nach wahrhaftigen Berichten" zu Staub und Erde geworden. Salomons Weisheit, Davids Harfen-

klänge, Absalons und Narcissens Schönheit, alle erlagen gleichem Geschicke. Auch Aristoteles mußte, „wie die Schrift sagt, unerbittlicher Weise den bittern Kelch leeren.“ Auch Frauen, deren eine Reihe namhaft gemacht werden, erlitten das Gleiche. Selbst die Mutter des Heilandes, die Blume der Blumen, welche schmerzlos den Herrn der Herren gebar, mußte ihren Leib, den schönsten, der je Leben erhielt, dem Tode mit seinen kalten Schmerzen dahin geben. Die Erde soll, wie ein ruhmwürdiger Schriftsteller bemerkt, den Häßlichen wie den Schönen verschlingen; hierin möge der Leser die Beschränktheit der Welt und Zeitlichkeit erkennen. Salomon, der alles eitel genannt, habe Recht gehabt, denn alles vergehe wie der Thau von der Wiese. Bei allem Hin- und Hersinnen hat der Dichter noch keinen der Geborenen finden können, Papst, König oder Kaiser, welcher sich dem Alter und den Schmerzen habe entziehen dürfen; alle hätten den gleichen Pfad wandeln müssen. Zum Beleg wird eine denselben Gedanken wiedergebende Stelle des heiligen Bernhard citirt. Deßhalb Freund, ruft der Dichter aus, verlasse Dich auf Reichthum nicht, noch lege Werth auf Festigkeit, denn alle Anmuth und gepriesene Schönheit wird zu Gewürm und Niedrigkeit werden. Bemühe Dich vielmehr, zu jeglicher Zeit Gott immerdar mit reinem Herzen und in heiliger Andacht zu lieben. Laß nie ab vom Gebete, vom Austheilen der Almosen an Arme, noch vom beschaulichen Leben, damit in der schreckenvollen Zeit des letzten Tages des freudenlosen und schmerzenreichen die süße Jungfrau Maria dich mit ihrem Mantel bedecke und der heilige Jesus dir zurufen könne: „Komm her zu meiner Rechten.“ —

Die an den Marquis von Santillana gerichtete Darstellung der vier Cardinaltugenden beginnt mit der Bemerkung, daß, wenn den Dichter nicht Alles trüge und er den Marquis recht kenne, er der Zuversicht lebe, sich vor dessen Augen jetzt auf dem rechten Wege zu befinden, indem er es unternehme, dem edlen Gönner in dem vorliegenden Gedichte die reine Vortrefflichkeit, den Glanz und die Schönheit der vier hellen Sterne darzustellen, von deren jedem die Natur dem Marquis einen guten Theil beschieden. Um nicht als Schmeichler zu gelten, will Perez den Marquis nicht preisen, sondern es bei der Bemerkung bewenden lassen, daß nicht nur die Edeln, sondern auch das unterste Volk ihn lobeswürdig finde. Er stellt ihm deßhalb sogleich die vier Jungfrauen oder vielmehr Lichtfunken

der Wahrheit vor, welche die Welt erleuchtet, von denen die eine das Recht beschützt, die andere den Muth stählt, die dritte ihren Ruhm in der Weisheit findet und die letzte sich die Mäßigung angelegen seyn lässet. Wer auch nur einer entbehrt, ist auch in den andern nicht vollkommen; aber wer auch nur eine inne hat, leistet auch in den übrigen etwas. Guzman bittet den Marquis, das Geschenk der vier Prinzessinnen anzunehmen, ihren Unternehmungen zu folgen und doppelten Ruhm davon zu gewärtigen. Indem er die Gerechtigkeit vorstellt, rühmt er derselben nach, daß sie im Himmel begonnen habe und in der Hölle fortgesetzt sey; von den Ordnern der Erde wird sie als Gesetz geliebt; Waisen und Wittwen leiden Noth, wohin ihr Schwert nicht reicht. Ihr Amt ist, jedem das Seine zu gewähren und für Missethat Strafe, für Dienste Lohn eintreten zu lassen, der Tugend Gunst, dem Laster Abscheu zuzuwenden. Vorliebe für Personen stört ihre Gleichheit nicht. Scepter und Kronen bringen ihre Wage nicht aus dem Gleichgewichte, die Armen verlieren, wenn es ihnen auch karg geht, vor ihr die Zuversicht nicht und die Reichen wagen bei allem Ueberflusse nicht kühner vor ihr zu erscheinen; in dem Lande, wo diese edle Herrscherin waltet, führen Männer und Frauen ein beglücktes Leben; wo ihre Regel befolgt wird, erhebt Religion ihr Haupt und steigen Staat und Volk; keine heilige Ehe wird verletzt, keinem Eigner der rechtmäßige Besitz entzogen. Sicher vor Raube gehet der Kaufmann seines Weges und der Wanderer fürchtet keinen Anfall. Kein Anwalt erdreistet sich, schlechten Gebrauch zu machen von seiner Kunst, kein Richter Geschenken Einfluß auf seine Entscheidung zu verstatten; Furcht vor der Gerechtigkeit hält auf dem Wege zurück und jede Tyrannei ab. Aus den Armen der Mutter reißt man nicht die Töchter hinweg, noch schändet man alternder Väter greises Haar; kein unheiliger Pöbel entweihet die geheiligten Kirchen. Die Prüfung der Gerechtigkeit reinigt falsche Werkzeuge; unter ihrem Regimente erhebt man nur fünf vom Hundert, Gold und Silber haben ihr rechtes Gewicht und kein Metall wird gefälschet. Aller Götzendienst und abergläubige Zauberei nehmen die Flucht, Böse und Mißbräuche werden im Vaterlande ausgerottet; Kuppler wagen es nicht, ihr niederträchtiges Gewerbe zu treiben, noch Heuchler ihr falsches, gleißnerisches Spiel. Von der Gerechtigkeit geschirmt, treibt das ehrliche Volk zu jeder Jahreszeit sicher seinen Landbau. Ohne Furcht

vor Corſaren durchſtreift der Venezianer das Meer; alle Gegner zittern vor ihrer Hand. Durch ſie ward Tarquins Verbrechen geſtraft und Lucrezias vollkommene Keuſchheit geprieſen und an Appius Claudius Virginiens Unſchuld gerächt. Elend, traurig und troſtlos iſt das Land, welches ihrer heiligen Zucht entbehrt. In dunkler Waldesnacht, zwiſchen Löwen und Schlangen, leben gute Männer ein ſüßeres und mehr geſicherteres Leben. Dieſe Tugend iſt eine Freundin der Guten, wie ſie Böſen eine Stiefmutter iſt. Der Dichter wünſcht ihr den Segen des Herrn und denen den Fluch, welche ihr zuwider ſind. Als weiſe Jünger der Gerechtigkeit nennt er Lykurg, Minos, Solon und den weiſen König von Caſtilien und Leon, als ihre Vollſtrecker aber den Titus, Alexander und Trajan, alle drei (?) des großen römiſchen Reiches Beherrſcher. — Die Klugheit läßt der Dichter ſelbſt redend auftreten. Durch mich, ſagt ſie, verdient der Menſch ſeinen Namen, meiner Gaben baar, iſt er deſſelben unwerth, Einſicht und Sprache allein unterſcheiden ihn von den Thieren. Ich bin der Künſte und Wiſſenſchaften weiſe Erfinderin und der Erfahrungen kluge Prüferin. So lange ich Rom beherrſchte, hatte es die ganze Welt in der Hand, ohne mich jammert es jetzt in Knechtſchaft. An mir haben die Geſetze ihre Grundlage; wenn Fürſten und Könige mit noch ſo guter Abſicht ohne mich regieren, ſo hat ihr Regiment doch keinen Fortgang. Als der Herr beim Tempelbau zu Salomon ſandte, um zu erfragen, welche Gnade er ſich erbitte, begehrte derſelbe weder Reichthum, noch Macht und Tapferkeit, ſondern allein Weisheit zur Regierung ſeines Volkes. Ein Blick aufs Kriegsweſen thut dar, daß es nicht bloß auf das Schlagen ankömmt, im klugen Anordnen liegt oft die Hauptſache. Das Wort des Vegetius, welcher das Studium und Nachdenken empfahl, habe ich mir gemerkt; Klugheit und Betriebſamkeit half dem Hannibal mehr als körperliche Stärke, Kraft oder Muth. Männer, welche blos brav ſind ohne klug zu ſeyn, halte ich für bloße Löwen und Bären, unüberlegte Tapferkeit iſt eine reine Wildheit, welche allen Völkern nur ſchadet. In den mechaniſchen Künſten hilft Gewandtheit wenig, wenn mein gewandter Scharfſinn nicht hinzutritt, ohne deſſen Entſcheidung Erfindung, Maaß und Beſtimmung nicht reifen kann. Ich gebe den Zimmerleuten Rath, wie ſie ihr Holz und den Steinhauern, wie ſie ihre Steine wohl behauen mögen u. ſ. w. Steigen wir höher hinauf zu den göttlichen Dingen,

ſo empfangen Faſten und Zucht, Enthaltſamkeit und Kaſteiung, Schweigen und Gehorſam durch mein Maaß erſt ihre Weihe. Ich bin Gottes Dienerin und ging ihm bei der Schöpfung zur Hand. Nachdem ſich die Weisheit (Klugheit) als Gegenſtand alles Sinnens und Studiums große Männer und auch des Marquis von Santillana (des Seneca's von Spanien) dargeſtellt, macht ſie der Tapferkeit Platz, über welche der Dichter ſelbſt wieder das Wort ergreift. Verſchiedene Meinungen, hebt er an, ſind über dich verbreitet, hohe Fürſtin, allein dein eigenthümliches Weſen beſteht im Widerſtande gegen Laſter und dem Ausharren in Verfolgungen aus Gerechtigkeit und Pflicht. Die leibliche Tapferkeit will der Dichter nicht gelten laſſen, weil ſie thieriſch iſt. Die Blüthe dieſer Tugend findet Statt, wenn Wagniß mit kluger Kühnheit ſich vermählt, Vertheidigung der Ehre, Aufſuchen der Ehre und des Ruhmes ohne Ruhmſucht und muthwilligen Angriff auf Andere. Der Tapfere ſoll aber nicht grauſam ſeyn; er ſoll die nothwendigen Gefahren tapfer empfangen, aber nicht freiwillige aus Uebermuth oder Gewinnſucht aufſuchen. Ein kräftiges Herz kann nicht feiern und in Unthätigkeit ſich verſchließen; für den Thatendrang wird ihm die Bruſt zu enge, Weisheit und Umſicht verſchwiſtern ſich dieſer Tugend mit verſtändiger Kunſt und Prachtliebe. Sie hält ihren Willen gefangen, bis ſie einen ehrenhaften Grund findet, hervorzutreten. Nicht allein der Nutzen gibt ihr Vorwand zu ruhmvollem Krieg. Nach Ehre geizet ſie mehr als nach Geld und Blutgier. Der Tapfere muß in gleichem Maaße gerecht ſeyn; ohne hinreichenden Anlaß gibt er weder noch empfängt er den Tod; ein Löwe wider Laſter, ein Schwert gegen Tyrannen, ein Schild für die Chriſten und eine Schutzwehr für die Bekümmerten. Ein muthiger Vertheidiger ſeines Herrn, ſeines Vaterlandes, ſeiner Freunde iſt er. Der Dichter zweifelt nicht, daß er von der Tapferkeit die Wahrheit ausgeſagt. Als Beiſpiele einer ächten Tapferkeit führt er die Maccabäer, die Decier, die Catonen an; den Marius und Cäſars Anhänger läßt er nicht dafür gelten. Er lobt auch Carl den Großen, Roland, Bouillon und den heiligen Ferdinand von Caſtilien und Leon. Dieſer Tugend verdankte auch Hercules unter den Heiden ſeine Erhebung unter die Götter. Alexanders Tapferkeit war zu ſehr durch Ruhmſucht geleitet. Zu den alten Beiſpielen geſellt der Dichter preiſend das Beiſpiel des erlauchten Marquis, an welchen er ſeine Verſe gerichtet hat.—

Zuletzt läßt er nun noch die Mäßigkeit auftreten (wieder in erster Person sprechend), welche die strenge Gerechtigkeit mit der Milde mischet und der ungestümen Tapferkeit den Geduldzaum anlegt. Sie ist die Rathgeberin der Klugheit. Sie findet das Mittel zwischen Geiz und Verschwendung, die rechte Ehrliebe zwischen Begierde und Ehrverachtung, zwischen Uebermuth und allzugroßer Demuth. Sie rühmt sich, die Gluth des heißen Sommers durch Thau, Wolken, Nebel und Wind zu mildern und der Kälte ihre Gränzen zu setzen. Den übermäßigen Eifer bekämpft sie, sie will nicht gerecht seyn über die Maßen, sondern mit Verstand und Begränzung, der Tugendeifer wird, wenn er allzusehr wächst, eine Leidenschaft; zu strenger Tadel tödtet drei gegen einen, den er heilt. Die Mäßigkeit lindert durch sanfte Behandlung die ausübende Macht der Herrscher und die große Strenge der Gesetze. Sie stellt die rechte Mitte her zwischen Leichtgläubigkeit und starrsinnigem Festhalten einer Meinung; gegen die äußersten Enden ist sie eingenommen und hält sich an die Mitte. Durch ein Unheil schlägt sie den Uebermuth im Glücke nieder; den feurigen Wein mäßigt sie durch kühles Wasser; der schmatzhaften Zunge gebietet sie Einhalt; der trägen Rede hilft sie zum Fortgange ꝛc. Unter ihrer Anleitung verkürzte Justinian das weitläuftige Recht. Als ihre Jünger rühmt diese Tugend den Physicratus, den Constantius (Constantins des Großen Vater) und Vespasian. Sie denkt ihrer drei artigen Schwestern, wenn sie ohne ihre Begleitung sich unvollständig dünken. Zum Schlusse wendet sich Perez Guzman wiederum an den berühmten Empfänger seines Gedichtes und bemerkt, wie er sich in ungekünstelter Muttersprache ohne Ausschmückung durch Blumen, Methaphern oder Farben nach ciceronischer Beredsamkeit ganz ländlicher und bürgerlicher Rede beflissen. Auch sey seine Erfindung weder fein noch erhaben, sondern so unvollkommen, als er sie eben zu Batres (seinem Wohnorte) habe ersinnen können. Wenn das Gedicht besonderer Lieblichkeit entbehrt, so will der Dichter an die Bäume erinnern, welche um so mehr Früchte tragen, je weniger Blüthen sie brachten. Seneca brachte mehr Frucht als Virgil. Wie dunkel oder hell, süß oder salzig, reich oder arm das Gedicht ausgefallen, Guzman überläßt dasselbe Gott und seinem Geschicke. Unter der Schönheit von des Marquis Nelken hat man auch Dornen zwischen Grün und Lilien sprießen sehen. Schließlich empfiehlt sich der Dichter dem Marquis, der Frau Marquise und

deren Kindern auf Angelegentlichſte. — Dies iſt ein gedrängter, meiſt mit des Dichters eigenen Worten gegebener Auszug aus dem allegoriſchen Gedichte, womit er ſicherlich bei ſeinen Zeitgenoſſen ein ungleich größeres Glück machte, als bei meinen Leſern, welche, um mit Guzman zu reden, auf der Wanderung durch das Feld der Literatur neben den Nelken- und Lilienbeeten auch an Dornenhecken vorüber müſſen, deren Daſeyn ich nicht verſchweigen darf, wenn ich auf das Zeugniß eines gewiſſenhaften und kundigen Führers mir ein Anrecht erwerben will.. Neben vielen guten, aber nicht ſonderlich dichteriſchen Gedanken erſcheint uns dieſes Gedicht eine Sammlung vieler Trivialitäten, wobei wir aber nicht überſehen dürfen, daß die früheren Erfinder von Bildern und Gedanken nicht dafür angeſehen werden können, wenn die Folgezeit ſolche Bilder und Gedanken platt tritt, daß ſie Anſehen, Friſche und Wirkſamkeit einbüßen. Beſſer gelungen iſt ihm die Bewahrung ſeiner dichteriſchen Anſprüche in dem Trauerliede, das er ſeinem Lehrer, dem bald zu erwähnenden Biſchofe von Burgos, Alonzo de Cartagena, nachſang. Er nennt ihn einen Seneca, ſich ſelber deſſen Leichenſtein. Mit ihm ſtarb der fruchtbare und hohe Styl in Spanien aus. Der Dichter und Spanien müſſen ihren Plato beklagen. Dann nennt Guzman eine Reihe Wiſſenſchaften, welche durch jenen Verluſt verwaiſet ſind. Wer wird nach ihm noch den Lobredner machen, der ſo trefflich pries? Unſere Mutter, die Kirche, verlor einen herrlichen Hirten, die Religion einen Vater, der Glaube einen großen Vertheidiger, die dem Studium Obliegenden und die Wißbegierigen erlitten einen unerſetzlichen Verluſt. Der Epheu, unter deſſen Ranken Guzman ſo oft ſich letzte, der Lorbeer, welcher die brennende Gluth der Sonne milderte und in deſſen Schatten er weilte, die friſche und helle Quelle, aus der er ſeinen Wiſſensdurſt ſättigte, ſie ſind dahin. O grauſamer und ſtrenger Tod, o tägliche Wunde, allgemeines und gemeinſames Loos des Menſchengeſchlechtes! An einem dunkeln Morgen haſt du den ganzen Garten ausgedörret, indem du die Süße der Quelle in bittere Galle verwandelteſt! — Guzman nennt bei der Fortſetzung ſeiner Klagen das geheime Verhängniß dunkel und mondenlos, wie gerecht, heilig und rein es auch ſeyn mag. — Beſonders traurig iſt dieſer Abgang in einer Zeit, welche ſo arm an tugendhaften und gemeinnützigen Männern iſt. Es bleibt, wer billig gehen, es gehet, wer beſſer bleiben ſollte und dem Staatswohle dienen könnte. Der Dichter ſucht ſich

durch den Hinblick auf die Unerforschlichkeit der Wege des Höchsten zu trösten, welcher Alles so leitet, wie es uns frommt, sowie seine Gerichte lediglich Folgen unserer Sünden und Verschuldungen sind. Daher schließt der Dichter, der kundige und höchst tugendhafte Phönix unserer Sphäre schied ab aus dem großen Elende dieses Thränenthales, darum sprich, o ruhmwürdige Versammlung der Wissenschaften: O Jesus, Davids Sohn, gewähre ihm die heilige Ruhe! —

Poesieen des Rodriguez del Padron.

Von den Lebensumständen eines andern Dichters am Hofe Johanns II., dessen Vornamen allein bekannt geblieben ist, des Juan Rodriguez, welcher gewöhnlich nach seiner Vaterstadt in Galicien del Padron genannt wird, wissen wir wenig mehr, als daß er bei Hofe gelebt und sich in eine der Hofdamen verliebte, welche er zum Gegenstande seiner Liebesgesänge machte. Mochte er nun das Ziel seiner ernsten Wünsche nicht erreichen können, oder an dem unglücklichen Ende seines Freundes Macias, welcher auf dem Liebespfade seinen Tod gefunden hatte, sich spiegeln oder endlich auf irgend eine andere Weise aus dem Schwindel seines irdischen und verliebten Treibens zu sich gekommen seyn, er entsagte der Welt und verabschiedete sich von seiner Geliebten mit den in einem Liede aufbewahrten Worten: Lebe fröhlich, wenn du es vermagst, hoffe nicht mehr auf mich; denn wenn ich dich verlassen habe, ist es meine Absicht, daß wir uns nie wieder sehen. — Er führte diese Absicht aus, indem er in ein Kloster des Franciscanerordens ging. Vorher scheint er der Ueberschrift über dem eben angeführten Liede in Baenas Liedersammlung zufolge eine Wallfahrt nach Jerusalem unternommen zu haben. Es war seine Absicht, hier das Ordenskleid zu nehmen. Er ward später unter dem Namen Johannes de Herbon bekannt, welchen Dieze in seinen Anmerkungen zum Velasquez wohl ohne hinreichenden Grund für seinen Familiennamen hält. Er starb im Kloster, wie Sarmiento sagt, um die Mitte des Jahrhunderts. Doch scheint er hier die Feder nicht nie-

dergelegt zu haben Wenigſtens führt Wading, welcher mir leider nicht zugänglich, ihn unter den Schriftſtellern ſeines Ordens auf. Bouterwek, welcher aus Dieze zum Velasquez die Notiz übernommen, daß er ein Kloſter ſeines Ordens auf ſeine Koſten habe bauen laſſen, macht den Dichter zu einem Dominicaner, worin er, wie ſeine Ueberſetzer vermuthen, wohl ſehr geirrt hat, da er wenigſtens zu Jeruſalem, wo kein Kloſter der Dominicaner ſich befand, nicht in dieſen Orden hätte treten, auch als Dominicaner von Wading unter die Schriftſteller des Minoritenordens nicht hätte aufgenommen werden können. Dieze's Nachricht, daß er im Kloſter ſein Leben ſehr andächtig und fromm beſchloſſen, rührt vermuthlich auch von Wading her. Beides ſcheint er nicht ſo ſehr geweſen zu ſeyn, da er noch in der Welt unter Liebesleiden und Freuden ſich bewegte[1]). Seine Liebeslieder athmen eine ſehr heftige Leidenſchaft. Seine Liebesqual der Hundswuth vergleichend, beginnt er ein verzweifelndes Lied mit einer Art poetiſchen Gebelles: Ham, ham, huid que rabio. Bei ſolchem Liebesſchmerz begreift ſich, wie er der unzertrennliche Gefährte ſeines Freundes Macias, von dem ſogleich die Rede ſeyn wird, ſeyn konnte. Er liebte denſelben ſo ſehr, daß er in dem Gedichte: „Die ſieben Freuden Amors" den Liebesgott bat, wenn es dieſem gefiele, ſeine unglücklichen Tage in ihrem kurzen Verlaufe zu endigen, er geneigen wolle, daß Rodriguez mit Macias begraben werde, damit man an dem Grabe ſagen könne: Ein Land brachte ſie hervor, ein Tod nahm ſie hinweg und ein Ruhm iſt ihr Beſitzthum. Die zehen Gebote Amors, welche Rodriguez verſificirte und die ich als Probe ſeiner Poeſie auswähle, ſind ein Gedicht von 27 Octaven in 8ſylbigen Verszeilen. Die erſte Stunde einer finſtern Nacht iſt eben vergangen. Alles ſchlummert in tiefſter Ruhe, da erblickt der Dichter in der Luft, in der Nähe der Wolken, einen lieblich anzuſehenden Sitz, deſſen Mitte Amor einnimmt, zwei giftige, Tod bringende Schwerter in der Hand, welche durchaus in Feuer ſtehen, um den Liebenden grauſame Strafen zu ertheilen, wenn ſie nicht beſtändige und getreue Diener ſind. Der Dichter betrachtet mit Entſetzen die ſchreckliche Erſcheinung. Da ertönt vom Himmel herab eine Stimme, welche den

1) Bonam vitae partem vanis amoribus colendis carmineque celebrandis contrivisse dicitur, ſagt Niclas Antonio.

Dichter anredet: O du wahrhafter Liebender, Banner meiner Schlachten, mein Glück gehet zu Grunde und du schweigst? Sprechen sollst du fortan! Den regellosen, ungetreuen Liebhabern sollst du die Höllenstrafen zeigen, zu denen sie bald verurtheilt seyn dürften, wenn sie nicht ihr Leben bessern und mein Gesetz beachten, sondern in Irrthümern und Fehlern, denen sie ergeben sind, ferner verfolgen. Hierauf erklärt Amor, daß die einzige Regel, nach der die Liebhaber zu leben hätten, seine Gebote seyen. Das erste Gebot ist: Nur da zu lieben, wo man der Gegenliebe gewiß ist, so daß man von der Geliebten nicht mißachtet wird. Der Dichter führt sich als warnendes Beispiel auf; die Zeit, welche er der Geliebten zugewendet, um durch seinen Dienst zu erfahren, ob sie ihn wieder liebe, erklärt er für verschwendet, da sie ihn geringschätzte. Das zweite Gebot ist das der Treue gegen die Geliebte, welche nicht leicht sich wird abwendig machen lassen, wenn ihr Treue gehalten wird; nur treuer Minnedienst dürfe auf Belohnung und Erreichung des ersehnten Zieles rechnen. Das dritte Gebot schließt sich dem zweiten insofern an, als der Liebende nicht allein von der alten Geliebten nicht ablassen, sondern auch nicht auf eine neue begehrliche Augen werfen soll. Derjenige muß sicher verlieren, welcher zu gewinnen wähnt, wenn er, was er hat, vertauscht mit dem, was er haben möchte. Das vierte Gebot befiehlt Bescheidenheit und Mäßigung und ein gleich freundliches Gesicht gegen Jedermann. Als Muster in diesen Tugenden werden die castilianischen und sevillanischen Damen empfohlen. Das fünfte Gebot fordert eine Tugend, deren alleiniger Besitz hinreicht, um sich beliebt zu machen, nämlich muthvolle Tapferkeit, welche sogar dem persönlich Unbekannten die Herzen zuwendet, wie Panteſilea sich, ohne ihn gesehen zu haben, in den tapfern Hektor verliebte. Das sechste Gebot verlangt beständige Wahrhaftigkeit; wer diese besitzt, wird von jeder Dame gern zum Genossen angenommen; Regulus wollte lieber in afrikanischer Knechtschaft enden, als von der Wahrheit lassen und unsere Ahnen ließen in einem andern Zeitalter ihr Leben für die Wahrheit. Im siebenten Gebote wird Beflissenheit nach Reichthum gefordert, da Liebe mit Armuth sich übel verträgt. Im achten Gebote verlangt Amor, daß man die Einsamkeit meide und in Freuden lebe. Einsamkeit ist die Mutter vieler Leiden; wer sich derselben ergibt, büßt allen Ruhm ein; Trauer, Unwissenheit, Verzweiflung, Vergessen-

heit, herbe Gedanken bringen den Einsamen um allen Verstand. Das neunte Gebot verlangt vom Liebenden Beflissenheit in Werken der Höflichkeit, Klugheit und Zierlichkeit. Im zehnten wird ihm Freigebigkeit zur Pflicht gemacht, mit welcher er bei Jedermann willkommen seyn wird, namentlich bei derjenigen, welche das Leben des Liebenden in freier Gewalt hat. Freigebigkeit wird sich überall finden, wo Adel herrscht. An den erhabenen Herrscher Castiliens wird deßhalb verwiesen, welcher vom hohen Throne herab sie aus seiner Hand vertheilt. Zu seinen Füßen sitzt die Höflichkeit, welche den ganzen Saal beherrscht, zu seiner Linken der edle Anstand und zur Rechten die Klugheit. — Schließlich fordert der Dichter auf, die Drommeten erschallen, die Banner flattern zu lassen, um in den Kampf gegen die Verdammten, in Ketzereien Verirrten zu ziehen, welche gegen Amor und dessen Leute sich Feindseligkeiten erlaubten. — Mir hat es nicht gelingen wollen, in diesen berühmten zehn Geboten Amors ein so ganz besonderes poetisches Verdienst zu entdecken, namentlich sind die Uebergänge von einem Gebote zum andern sehr unbeholfen und in dürftiger Wiederholung wenig veränderter Gedanken vermittelt. Ansprechend dagegen habe ich ein kleines, nachmals von Tapia glossirtes Lied auf die Jungfrau Maria gefunden, welches wohl schon ein Klosterprodukt des Dichters seyn dürfte: Feuer des göttlichen Strahles, redet er die Holde an, süße Flamme ohne Gluth, Kräftigung im Ermatten, Heilmittel wider den Schmerz, erleuchte deinen Diener. In den falschen Ruhm der Welt, in des Glückes Eitelkeit gewinne er eine richtige Einsicht, mit des Gedankens Tiefe ergründe er den Mittelpunkt ihrer Bosheit. Wer dessen kundig ist, vernehme die Klagetöne der Syrene, welche in Befürchtung stürmischer Zeiten bei gutem Wetter trauert.

Im Eingange zu dem berühmten Gedichte: die sieben Freuden Amors finden wir den Dichter vor den Pforten des Tempels, in welchem Amor, dessen Dienste Rodriguez Tage und Nächte der Erinnerung weihet, sein Opfer empfing. Ein blinder Liebender, welcher, um jenes Schmerz zu rühren, die sieben Freuden der Liebe singt, bittet er bei jenem Gebieter um Erbarmen. Die erste Freude gewährt dem Liebenden der erste Anblick der Dame, welche er zu lieben beginnt. Wer dem rechten Gesetze der wahren Liebe huldigt, muß blind seyn im Glauben und Schwören, im Sterben und Vertheidigen. Der Dichter ist ein blinder Betrachter, dem seit dem ersten

Anblicke der Geliebten die Sehekraft ſchwand. Die Sonne mit all ihrem Glanze vermochte nicht, was der Geliebten Schönheit bewirkte; allein es iſt nicht zu verwundern, wenn nur eben oder auch allein halb ſo groß ihr Mitleiden ſeyn wollte! Sie ſoll ſich, ſo bittet Rodriguez, vom Mitleiden nicht fern halten; er wolle es wohl erkennen, wie blind ihn ſeine Leidenſchaft auch gemacht habe. Die Qual des Gedankens und der nicht erreichten Wünſche empfindet er, wiewohl er das Gefühl verloren, mit doppelten Empfindungen; je mehr er um ſeinen Tod bittet, deſto mehr verdoppelt ſich ſein Schmerz. Die erſte Freude endet, ohne daß der Wunſch ein Ende nimmt. Die zweite Freude beſtehet nach dem Glauben des Dichters, in welchem derſelbe ſehr ſtark iſt, in dem erſten Blicke, welchen die Dame ihrem künftigen Sclaven zuwendet. Der Dichter beklagt in Trauer, daß er dieſe zweite Freude nicht genieße, weil er mehr liebend als geboten, über das Gebot hinaus folgſam iſt. Einen eben ſo ſtarken Liebhaber kann niemand nachzuweiſen behaupten. Der Dichter allein vermag von ſich zu ſagen, daß er mehr geleiſtet, als das Geſetz der Liebe verlange und die Liebe ſelbſt übertroffen habe. Er ſingt die zweite Freude mehr mit trauriger als froher Stimme. Wenn er ihrer nicht theilhaftig worden, ſo iſt nicht Mangel an Liebe Schuld daran. Der dritten Freude hat der Dichter vier volle Strophen gewidmet; ſie beſteht darin, wenn der Liebende der Geliebten die Qualen erzählen darf, welche das Verlangen nach ihrem Anblicke ihm bereitet. Die vierte Freude findet der Dichter in der Nöthigung, auszuſprechen, wo er zuerſt entbrannte, wie er einer klugen Dame diente, die ihm an Stande und Tugend weit überlegen. Allein ſo wie die übrigen, ſo endet auch dieſe vierte Freude, ohne daß ſeine Noth ein Ende nimmt. Die fünfte Freude beſtehet darin, wenn der Liebende immerdar ſeinen Dienſt zu ihrem Vergnügen darbieten darf. Nach drei Strophen nimmt der Dichter von dieſer Freude Abſchied, ohne ſeinem Trauerliede ein Ende zu ſetzen, denn auch die ſechste Freude muß er im Klagetone ſchildern. Sie beſteht darin, wenn das Harren damit belohnt wird, daß dem Liebenden von Weitem das Angebot einer wirklichen Hoffnung oder der Zuſage des erſehnten Glückes ſich nahet. Die ſiebente Freude allein kann den Schmerzen des Dichters ein Ziel ſetzen. Sie beſtehet im Lieben und wieder geliebt werden. Wenn die göttliche, Liebe den Feind zu lieben gebietet, ſo muß man um ſo eher den Freund lieben; wenn der

Wille hiezu nicht vorhanden ist, muß Tugend denselben dazu nöthigen, den treuen Diener zu lieben. Wenn den Amor die sieben Freuden nicht bewegen können, so sollen ihn wenigstens die fünf Leiden rühren. Den Schluß bildet die oben erwähnte Strophe, worin er um *ein* Grab mit Macias bittet. — In dem bereits gedachten Belliede verkündigt der Poet, daß er toll sey und für eine lange und schwere Beleidigung sich rächen wolle. Er sagt, er sey vor Liebe durchaus verstummt und vermöge nur zu bellen. Indem er so seine Nöthen ausbellt, hat er zuweilen Lust, mit eigenen Zähnen sich anzufallen und zu zerfleischen. Heulet, ruft er, arme Gefühle, denn man thut euch Schmach an, erhebt nur um so stärker euern Schrei. — Für seine Noth findet er nirgends Abhülfe, auch nicht in den Tiefen des Meeres. Da er aber nicht damit zu Stande kömmt, die Ursache seines Leidens ganz deutlich zu machen, so hält ers für das beste Mittel zu schweigen. — Ich meines Theiles habe nach dem, was mir davon bekannt geworden, nicht die hohe Meinung von den poetischen Gaben des Rodriguez des Pradon fassen können, welche seine Zeitgenossen davon hegten.

Macias der Verliebte.

Ebenfalls aus Galicien, dem Lande der romantischen Schwärmerei und dem Pater Balthasar de Victoria zufolge auch aus El Padron, stammte der Dichter Macias, der oben schon beiläufig einmal erwähnt ward. Der Marquis von Santillana nennt ihn in seinem kritischen Sendschreiben den *großen Verliebten* und unter diesem Namen ist er in der Literaturgeschichte bekannt geblieben; sein Familiennamen ist wie der seines Landsmannes Rodriguez verkommen. Denn Macias ist nur ein Vorname und die spanische Form für Matthias. Die Vermuthung Sarmiento's (§ 680.), daß Macias mit dem vom Marquis von Santillana unmittelbar vor seinem Namen genannten Fernan Casquicio (oder Cascais, Cascacio) eine Person gewesen, ist noch nicht begründet. Wenn auch Macias poetisches Verdienst in Ermangelung seiner Werke[1]), von

1) Einige Verse des Macias sind in Baenas Liederbuche zu finden cf. Sanchez I. S. 147. Seine meisten Gedichte scheinen galicisch gewesen zu seyn.

welchen nur wenige Bruchstücke auf die Nachwelt gekommen sind, nicht mehr auf eine authentische Weise gewürdigt werden kann und nur im Nachhalle des Ruhms, den er in seinem Zeitalter genoß, geahndet werden mag, so ist doch sein Lebensausgang insofern ein Stück der Geschichte der spanischen Poesie zu nennen, als er veranschaulicht, wie sich das Dichterleben der castilianischen Poeten praktisch ausnahm. Ich erzähle deßhalb das unglückliche Abenteuer mit den Worten des Gonzalo Argote de Molina in dessen nobleza de Andaluzia. Im Königreiche Jaen, an der Gränze des Königreiches Granada, thaten sich damals die adligen Herrn nicht minder durch rühmliche und heldenmäßige Unternehmungen, als durch sonderbare und merkwürdige Liebeshändel hervor. Um die nämliche Zeit war der durch Gelehrsamkeit berühmte Don Enrique de Villena, Großmeister vom Calatravaorden, bei welchem Macias, der sich durch seine Beständigkeit in der Liebe bekannt gemacht hat, in Diensten stand. Seine Jugend und Lebhaftigkeit rissen ihn dahin; er überließ sich gänzlich der Liebe und deren Leidenschaften. Er verliebte sich in ein schönes Mädchen, das gleichfalls zu dem Hofstaate des Marquis, seines Herrn, gehörte. Das Liebesverhältniß ward mit ihrer Bewilligung sehr geheim gehalten. Ohne daß der Großmeister etwas davon ahndete, verheirathete derselbe die Dame, eben als sich Macias einmal abwesend befand, an einen angesehenen adlichen Herrn von Porcuna. Macias ließ sich dadurch nicht abschrecken und hielt sich der Beständigkeit seiner Geliebten, welche ihn bisher so zärtlich geliebt hatte, so fest versichert, daß er ihr diesen Schritt keineswegs als eine Unbeständigkeit anrechnete, sondern vielmehr glaubte, daß sie, durch die Befehle ihres Gebieters genöthigt, sich dieser Vermählung nur gefügt habe. Er ward auch bald durch insgeheim erhaltene Briefe überzeugt, daß er im Herzen seiner Geliebten noch Herr sey. Von der Zeit hoffte er eine Gelegenheit noch glücklich zu werden und blieb eben so verliebt, beständig und zärtlich gegen sie als zuvor und setzte den Liebeshandel fort. Derselbe blieb indessen nicht unentdeckt und der Gemahl der Schönen ward davon unterrichtet. Er wagte es jedoch nicht, sich an Macias Leben zu vergreifen, weil dieser unter den im Dienste des Großmeisters stehenden Rittern vorzügliche Gunst genoß. Er fand es gerathener, den Großmeister von dem Falle in Kenntniß zu setzen. Dieser ließ den Macias vor sich erscheinen und machte demselben die heftigsten Vor-

würfe über ſeine Handlungsweiſe, verbot ihm auch, ferner an die Dame zu denken und forderte ſchlechthinige Entſagung aller Liebe zu ihr. Allein die Liebe hatte den Macias ſo ſehr eingenommen, daß ſie von allen Seiten mit Hinderniſſen umringt, nur, wie es zu geſchehen pflegt, eben durch dieſe Hinderniſſe neues Wachsthum erhielt und ſo ſtark wurde, daß er Alles auf das Spiel ſetzte und ſeine Liebſchaft nach wie vor betrieb, der Geliebten auch bei allen Gelegenheiten Beweiſe ſeiner Liebe gab. Der Großmeiſter, welcher ihn für verloren, alle ſonſtigen Mittel aber unzureichend hielt, ließ Macias gefangen nehmen und ſchickte ihn nach Arjonilla, einem dem Orden zugehörigen Orte, fünf Leguas von Jaen. Hiermit glaubte er allen Klagen wider ihn ein Ziel geſteckt zu haben. In der unbequemen Gefangenſchaft, worin ſich Macias zu Arjonilla befand und in der er ſein Unglück beſeufzte, fand er kein anderes Mittel zur Linderung ſeiner Liebespein, als das Dichten von Liebesliedern, welche er ſeiner Gebieterin überſendete. So beſänftigte er ſeinen Schmerz und unterhielt er ſeine Hoffnung. Von den Liedern, die er damals verfertigt hat, findet ſich eins in einem alten Liederbuche, das in der Bibliothek des Escoriales aufbewahrt wird. Es beſtehet aus vier Strophen, deren erſte dieſe iſt:

Cativo de miña tristura
Ja todos prenden espanto,
E preguntan, que ventura
Foy, que me atormenta tanto.
Mas non se no mundo amigo,
Que mais de meu quebranto
Diga, desto que vos digo.
Que ben ser nunca devia
Al pensar que faz folia.

Dieſe Lieder und die Briefe, welche Macias fortfuhr an die Dame zu ſchicken, fielen ihrem Gemahle in die Hände. Letzterer vermochte der Wuth, womit ihn die Eiferſucht darob erfüllte, nicht länger in ſich zu tragen und beſchloß daher, auf einmal der Sache ein Ende zu machen. Mit Schild und Speer bewaffnet beſtieg er ſein Roß und begab ſich nach Arjonilla. Daſelbſt erblickte er den Macias, der eben, ſeiner Liebe widriges Geſchick beſeufzend an einem Fenſter ſeines Kerkers ſtand. Der Anblick des verhaßten Feindes erbitterte den Ritter in dieſem Augenblicke dergeſtalt, daß er ſeinen Speer nach ihm ſchleuderte und ihn damit durchbohrte. Der unglückliche

Liebende, tödtlich von dieſem Wurfe getroffen, gab unter tauſend verliebten Klagen und Seufzern ſeinen Geiſt auf. Den Ritter aber, der ſich alſo gerochen, rettete ſeines Pferdes Schnelligkeit; er entkam nach Granada. Macias Leichnam ward in der Kirche der heiligen Catharina auf dem Schloſſe zu Arjonilla, wohin denſelben die angeſehenſten Ritter der Gegend trugen, mit allen Ehrenbezeugungen beerdigt. Der blutige Speer, welcher ihm das Leben genommen, ward auf ſein Grab zum traurigen Denkmal ſeines Unglückes geſteckt und folgende Inſchrift daran befeſtigt:

Aquesta lanza sin falla
Ay coytado
Non me la dieron del muro
Nin la prise en la batalla
Mal pecado.
Mas viniendo a te seguro
Amor falso y perjuro
Me firió sin tardanza
E fue tal my andança
Sin ventura.

d. h. Dieſe unfehlbare Lanze, ach ich Unglücklicher, ward nicht von einer (belagerten) Mauer auf mich geſchleudert, auch traf ſie mich nicht für meine Sünden in einem Kampfe. Sondern dir entgegen gehend, falſcher und treuloſer Amor, verletzte ſie mich unaufhaltſam, und ſolchen Gang nahm mein unglückliches Schickſal." So weit Gonzalo Argote de Molina [1]), welcher auch noch die bereits oben erwähnte Stelle aus den ſieben Liebesfreuden des Rodriguez del Pradon und eine andere aus der Hölle der Liebe des Garci-Sanchez de Badajoz anführt, welche beſagt, daß dieſer Dichter am Eingange den Macias auf einem Seſſel erblickte, von Wunden verletzt, welche ſeinem Leben ein Ziel ſetzten und bekränzt mit Blumen. Im Tone eines trauernden Liebenden, ſprach er, eine Kette um den Hals, den Anfang ſeines Liedes: Gelobt ſeyeſt du Amor für alle Qualen, welche ich erduldete [2]). — Dieſe Geſchichte des Macias

1) Faſt mit den nämlichen Worten erzählt Sarmiento (§. 694 sqtt.) die tragiſche Geſchichte und Sanchez Bd. I. S. 138 sqtt.

2) Dieſe cancion mußte dem Marquis von Santillana, welcher nur vier Lieder von Macias kannte, unter denen die: loado seas Amor etc. ſich nicht findet, nicht bekannt ſeyn. Auch Quintana ſagt: Macias habe nur vier canciones gedichtet.

dürfte ein Beleg zu der Charakteristik seyn, die ich weiter oben von der Minnekunst der Ritter gegeben habe. Dies mag mich für das längere Verweilen bei einem Dichter entschuldigen, welcher vorzugsweise den galicischen Dialect anbauete und der castilianischen Literatur ferner stehet, obgleich er am Hofe des castilianischen Königs und des castilianischen Villena lebte. Seine Liebe ward sprüchwörtlich und der Beiname des Verliebten ward ihm nirgends versagt. Fast alle Dichter seiner Zeit feierten ihn. Calderon sagt in der Komödie: Um die Liebe zu besiegen, muß man sie besiegen wollen, von einem Liebenden: „Macias war sicherlich dein Milchbruder." Wie Mena in seinem Labyrinth den Macias in der Sphäre der Venus angetroffen, habe ich schon bemerkt. Eben so habe ich eines Gedichtes vom Marquis von Santillana: Liebesklage überschrieben, gedacht, welches ich nur von den spanischen Uebersetzern des Bouterwekischen Werkes dem Marquis von Villena zugeschrieben finde, ohne daß für diese von allen übrigen Literatoren so abweichende Angabe Gewährsmänner genannt sind. Das Gedicht ist in Bezug auf Macias merkwürdig genug, um hier noch einmal näher darauf zurückzukommen: Der größere Theil der Nacht ist schon verstrichen, des Mondes Licht erbleicht und des anbrechenden Tages Strahl beginnt sich zu zeigen. Der Dichter ruhet noch von seinen Mühsalen und seinem Leide, da vernimmt er ein Klagelied in diesen Worten [1]): „Grausamer und übermüthiger Amor, dein Stolz möge dir übel gerathen, da du deiner Macht ungeachtet keine Gerechtigkeit walten lässest." Erschreckt fährt der Dichter aus seinem Schlafe auf, wendet sich gegen die Seite des Tones und erblickt den Klagenden, einen beschädigten Mann, mit einer breiten Wunde in der Seite, welcher sein Klagelied mit verstörtem Antlitze fortsetzte: Aus dem Fröhlichen, der ich war, hast du mich, o Amor, in einen Trauernden verwandelt um die Stunde, als du mir die Geliebte nahmst, die du mir gegeben." Der Dichter frägt, was der Erscheinung so herben Schmerz mache und ob für das Leid, welches sie trage, kein Trost gegeben sey? Die Erscheinung erwiedert, der Dichter möge nicht um ihren Trost besorgt seyn, denn ihr Wirken sey, Kla-

1) Ist die Anfangsstrophe eines Liedes von Macias. Wahrscheinlich sind die übrigen der Erscheinung in den Mund gelegten Worte ebenfalls Strophen aus Liedern des Macias, wie es bei der vierten wenigstens unbezweifelt der Fall ist.

gelieder zu ſingen: „Da ich des Glückes in der Zeit der Freude verluſtig ging, ſo hoffe ich immer auf Luſt, weil ich beſtändig trauern muß.“ Der Dichter entgegnet: Der Schmerz, welcher die Erſcheinung plage, ſcheine doch einer zu ſeyn, der wohl einmal aufhören würde. Sie erwiedert: wer um der Liebe willen an grauſamer Wunde leide, dem komme es zu, allezeit zu ſingen: „Gefangener meiner Trauer, bin ich allen ein Entſetzen und ſie fragen, welch ein Mißgeſchick mich quälet.“ Der Dichter meint, die Erſcheinung möge nicht klagen, denn ſie ſey weder der erſte noch letzte, welcher von dem Leide wiſſe, an welchem er ſieche. Sie aber antwortet: Der Dichter werde finden, ihr Schmerz ſey ſo herbe, daß ſie immerdar ſingen müſſe: „Doch diene ich dir luſtlos, ach Liebe, ach Liebe, ach Liebe; das große Leid weichet nimmer von mir.“ Der Dichter frägt, ob er nicht den Anlaß des Uebels und den Hauptgrund der grauſamen Verwundung erfahren dürfe. Er erhielt die Antwort: Wechſel und Vergeſſenheit hätten ihn ſo verletzt, deßhalb müſſe er das Trauerlied anſtimmen.“ Grauſamkeit und Wechſellaune haben mich zur Trauer erfaßt, denn da mir ferne iſt, die mich gefangen hielt, ſo weiß ich keinen Schutz.“ — Der Geſang der Erſcheinung tönte nicht mehr und ward vom Dichter nicht ferner vernommen; allein dieſer erkannte deutlich, daß der Tod ihn quälte und nimmer von ihm abließ, auch ſtimmte er unaufhörlich mit großer Zerknirſchung den Trauergeſang an, den er hören ließ als er ſtarb: „Da ich an meiner gern gepflegten Liebe keine Freude haben kann, ſo werde ich ſterben, um nicht mehr in Sorgen den Verluſt meines Glückes anzuſehen; deßhalb nehme, wer mir glaubt, ein warnend Beiſpiel an einem fremden Haupte und keine Feſſeln über ſich, aus denen er nicht hinausgehen kann, wenn's ihm gelüſtet.“ — Wer auch der Verfaſſer dieſes beweglichen Trauerliedes ſeyn mag, Santillana oder Villena, er darf ſich deſſen nicht ſchämen. Jedenfalls überlebte Villena ſeinen unglücklichen Diener. Derſelbe muß daher vor 1434. geſtorben ſeyn. Dieſes ſchöne Trauerlied hat auch im deutſchen Dichter von Cronegk Anklang gefunden, welcher es in ſeinem Gedichte „Günthers Schatten“ nachgebildet hat. Allein er hat ſo viel Puder darauf geſtreuet und ſo viel Zopfband hineingeflochten, und dazu noch ſo viel dünne Brühe geliefert, daß der wirkliche poetiſche Gehalt faſt nicht mehr erkennbar iſt. Auch dem Macias hat er die beiden Verſe gewidmet:

„Macias seufzet dort und fühlt die vorgen Triebe,
Doch trauert noch zugleich sein Lied und seine Liebe."

Bei dieser Gelegenheit muß rühmend anerkannt werden, daß der zu seiner Zeit so gefeierte Dichter des Kodrus einer der ersten in Deutschland war, welcher in seinem Aufsatze über die spanische Bühne auf die poetischen Schätze des edlen Volkes in Castilien aufmerksam machte und wahrscheinlich auch (wenigstens im vorigen Jahrhunderte) der erste war, welcher Scenen aus Calderon und Lope de Vega (in seinem Aufsatze über die abgebrochenen Reden in Schauspielen) verdeutschte. Von einem im castilianischen Dialekte gedichteten Liede des Macias theilt Sarmiento (§. 705.) Bruchstücke mit, welche sich durch anmuthige Versification, innigen und naiven Ausdruck empfehlen. Eins davon wird in Baenas cancionero aber dem Fernan Perez Guzman zugeschrieben.

Poesieen des Garci-Sanchez von Badajoz.

Ein ebenfalls unglücklich liebender Dichter war Garci-Sanchez von Badajoz, dessen Hölle der Liebe schon genannt werden mußte. Er verliebte sich in eine Anverwandtin und verlor darüber gar den Verstand. Seine Verse sind noch heute der Spiegel seines dichterischen feurigen Geistes, der in zerstörender Gluth von eigener Flamme vernichtet wird, die ihn beständig durchlodert. Die poetisch wirksame Kraft seiner Leidenschaft suchte sich selbst an den heterogensten Stoffen Gestalt und Ton zu geben. So nahm er in den Leciones de Job apropriadas a sus passiones de amor einige Capitel des Buches Hiob als Text zu einer Paraphrase, welche nur seiner Liebe zum dichterischen Ausdrucke zu verhelfen bestimmt war. Er hat diese Arbeit in neun Lectionen eingetheilt. Das Ganze gibt sich als das Testament eines unglücklichen Liebhabers, dessen poetische Kraft und Innigkeit gerade in der abenteuerlichen Paarung mit den Hiobischen Sentenzen recht hervorgehoben wird. Die frommen Zeitgenossen, welche diese Entweihung des biblischen Wortes durch die Zurichtung für Zwecke irdischer Liebe als eine schwere Sünde des Dichters ansahen, deuteten die Verrückung seines

Verſtandes und ſein unglückliches Ende (deſſen Beſonderheiten ich nicht habe ermitteln können), als göttliche Strafgerichte für jene Entheiligung. Da, ſo fangen dieſe Leciones an, Amor verlangt, daß ich in dieſem Alter eines ſo qualvollen Todes ſterbe, und ich mich in ſo ſchlimmer Zeit befinde, möchte ich meinen letzten Willen ordnen. Oft fühle ich mich aber in ſolcher Lage, daß ich es nicht würde ausführen können; das verurſacht mir Qual. Da ich es aber eben vermag, ſo will ich jetzt mein Teſtament errichten. Und weil mein Geſchick wollte, daß mein Sinn mit Blindheit und Eitelkeit geſchlagen wurde, ſo begehre ich kein anderes Paradies als meine Seele in ſeinen Händen zu laſſen ꝛc. ꝛc. Seinen dichteriſchen Ruhm vermacht er der Geliebten, denn keine andere Habe beſaß er, ſeitdem er jene Dame bediente. Den Ort des Begräbniſſes überläßt er der Beſtimmung der Hinterbliebenen. Bei ſeinem Todtenamte ſoll folgende Anrede an Amor gerichtet werden: Der du den Macias verliebten Andenkens getödtet haſt, dieſer hier, den dein Sieg alle Tage überwand, erachtete deine Qualen für einen Ruhm." Er gebietet, daß bei ſeinem Leichenbegängniſſe das Kreuz ſeiner Qualen vorauf getragen werden ſolle. Klagen verlangt er bei den Todtenfeierlichkeiten von ſo traurigem Tone, daß alle Herzen zum Mitleid erſchüttert werden ſollen. Viele Ehren begehret er nicht. Denn der Tod, den der Dichter ſtirbt, iſt eine genugſame Ehre für ihn, da er ihn aus Amors Händen empfängt. Um aber eine gewiſſe Ordnung in die Feier zu bringen, verlangt der Dichter den Vortrag ſeiner neun Leciones, die er nun beginnt. Er bittet die Liebe um Verzeihung, daß ſeine Tage nichtig waren, da er am Ende ſeiner Laufbahn ihrer Ungunſt unterlegen. Sage an, ſpricht er, was iſt der Menſch, daß du ihn ſo groß machſt und mit Gunſt durch die Bezeigungen deines Namens überhäufſt. Warum ſtellſt du dein Herz ihm ſo nahe, um ſo grauſam gegen ihn zu ſeyn, der ſchon in deinen Banden ſich befindet? Du beſucheſt ihn täglich und gewährſt ihm Beſchwerniß und Vergnügen, Trauer und Freude. Wie lange willſt du mir nicht verzeihen und mich meinen Gram verſchlucken laſſen. Ich erkenne, daß ich mich gegen dein Geſetz und deine Anordnung verſündigte; allein was ſoll ich dir gewähren, du Verderben der Leute; du haſt mein Leiden verurſacht, ohne daß ich etwas anderes that, als du wollteſt. Niemals war ich dein Feind; um dir zu folgen, floh' ich mich ſelbſt. Warum aber behandelſt du mich,

der ich dir alſo eigen bin, als deinen Gegner? Mir ſelbſt habe ich mich zum Verdruſſe gemacht, aus einem Zufriedenen ward ich ein Klagender; aus Seligkeit iſt Verzweiflung geworden. Warum enthebſt du mich nicht aller Qual, da du doch weißt, daß ich ſie nimmer verdiente. Erwäge wohl, wie ich an deinem tödtlichen Uebel erkrankte, gib Erleichterung meinem Leiden, ſieh' an, wie ich auf Staube zur Ruhe mich bette. Mein Schlummer iſt ſo übel, daß ich unter beſtändigen Qualen wache. Suchſt du mich ſpäter, ſo wirſt du mich nicht am Leben finden. So lautet die erſte Lection, welche überſchrieben war: Parce mihi domine. In der zweiten, worin er das Wort: Taedet animam meam paraphraſirt, ſpricht der Dichter ſeinen Lebensüberdruß aus. Er bittet ſeine Geliebte, da er nicht geſündigt, ihn auch nicht zu verdammen. Zu einem ſolchen Urtheile findet er keinen Grund, da er ihr allezeit dienſtbar geweſen; den Lohn, auf welchen ſie durch ſein Dienen Anſpruch habe, verweigere ſie ihm. Es ſtehe ihr übel an, ſeine Anklägerin über Dinge zu machen, welche ſie ſelbſt angerichtet. Er nennt ihre Augen die Anſtifter ſeiner Leiden, ſo wie die ſeinen den Anlaß ſeiner Verdrießlichkeiten; ſie blicke, um zu tödten, er, um zu ſterben. Ihre Tage ſeyen ſehr verſchieden von den ſeinigen, ſie ſey Gebieterin, er Gefangener; ſie lebe in Freuden, er in unbeſchreiblicher Trauer. Nach einigen andern Vorwürfen verſichert der Dichter: Niemand, der die Geliebte einmal geſehen, könne aus ihren Händen entkommen. Die dritte Lection iſt überſchrieben: manus tuae domine fecerunt me. Der Dichter ſagt, zum Liebhaber ſey er durch die geliebte Hand geformt. Er macht der Geliebten Vorwürfe, daß ſie ihm, nachdem ſie ihm ein ſo erhabenes Sein angewieſen, ſo bald wolle fallen laſſen. Er bittet ſie, ſich ſeiner zu erinnern, als des Erdenkloßes, den ſie ſelbſt gebildet. Er iſt ganz ohne Macht; er iſt Eigenthum der Geliebten, welche über ſein Gewinnen und Verlieren zu entſcheiden hat und ihn wieder in Staub zu verwandeln vermag. Aus dem Schlafe zum Daſeyn hat ſie ihn gerufen und Liebe eingehaucht. Ihre Schönheit iſt ſeinem Geiſte eingeprägt geblieben. Die vierte Lection iſt überſchrieben: Responde mihi, quantas habeo iniquitates. Dieſe Frage richtet der Dichter an ſeine Geliebte, um zu erfahren, in wie fern er die harte Behandlung verdiene, welche ſie ihm angedeihen läßt. Er frägt ſie, warum ſie ihr Antlitz vor ihm verberge, als ob er ihr Feind ſey; ſie ant-

wortet ihm eben so wenig als dem Blatte, das der Wind mit sich dahin reißt. Alle ihre Gewalt, so klagt er, habe sie wider ihn gewendet; er folge ihr, sie verfolge ihn; während er ihren Anblick so sehr verdient habe, suche sie ihn mit Bitterkeit und Schmerzen heim, um ihm den Tod zu verursachen. Unter die Vorwürfe dieser Lection mischt Garci-Sanchez, wie bereits in die vorigen, lateinische Bibelstellen, welche sich unter diesem Liebesharme seltsam genug ausnehmen, z. B.

Y consumere me vis
Señora por los servicios
adolescentiae meae —
Posuisti in nervo pedem
meum et observasti omnes
semitas de los mies pies.

Die Vorwürfe laufen immer darauf hinaus, daß die Geliebte es auf seinen Tod abgesehen haben soll. Unter der Ueberschrift: homo natus de muliere sagt Garci-Sanchez in der fünften Lection, daß der vom Weibe geborne Mensch ein kurzes Leben führe, ihm gestattet aber nicht einmal die Liebe ein schmerzloses Daseyn in dieser kurzen Zeit. Mit Trauer erfüllt, vergehet und vertrocknet er gleich einer Blume, weil er von ihr noch kälter als ein Fremdling behandelt wird. Obgleich er einem Schatten gleich, welcher sich alle Augenblicke verändert, fliehet, so findet er allem zerstörenden Einflusse zum Trotze sich doch nicht verändert, denn er liebt als ein beständiger Liebhaber. Warum öffnen sich, so fragt er, deine Augen niemals meinem Schmerze? In dem Gerichte, was sie über den liebenden Sänger hält, ist sie zugleich Parthei, Richter und Zeuge, wobei er natürlich seinen Handel allemal verlieren muß. Er bittet sie inständigst, einmal ein wenig abzulassen vom Kampfe, damit er ein wenig Ruhe finde. Onus mihi hoc tribuat, frägt der Dichter in der sechsten Lection mit Hiob verwundert, daß die Geliebte seine Seele in der Hölle fest halte, deren Qualen er auf noch so lange zu bestehen bereit ist, wenn sie ihm nur einen Zeitpunkt bezeichnen möchte, wo sie seiner einmal gedenken wollte. Er ist unglücklich über einen solchen Aufschub und frägt naiv: ob sie glaube, daß der Mensch nach dem Tode leben könne? Doch tröstet er sich damit, daß mit dem Tode sein Mißgeschick doch endlich einen Schluß finden müsse. Dann werde sie ihn rufen, er aber nicht antworten und sich befinden, wo sie ihn nimmer erblicken würde. Um der Opfer willen, die

der Dichter ihr gebracht, bittet er sie, sich seiner Dienste zu erinnern. Spiritus meus attenuabitur ist die siebente Lection überschrieben. Auch sein Geist wird, wie der Trauernde meldet, sich bald verzehrt haben in seiner leidenschaftlichen Thätigkeit. Er kann schon nicht mehr auf Dank rechnen für seine langen und treuen Dienste. Seit er ihre Schönheit erblickt, ist sein ganzes Daseyn eine Bitterkeit. Er schildert die Qualen seiner Nächte, die Verdrießlichkeiten seiner Tage; wenn sie es begehrt, will er seine Wohnung in der Hölle nehmen, er ist zufrieden mit einem Lager von glühenden Kohlen. Liebe ist die Mutter seiner Pein, Tod sein Vater, Qual und Schmerzen sind seine Geschwister. Er frägt nach dem Ruhme und Wohlbehagen, deren er vormals genossen u. s. w. Pelli me carnis consumptis ruft Garci-Sanchez am Anfange seiner achten Lection mit Hiob, indem er sich bereits zu den Verstorbenen rechnet; seine Wünsche haben ein Ende, seine Sorgen einen Ruhepunkt. Es bedarf nur noch einer Berührung von der Hand der Liebe, damit er stirbt, welche nie abgelassen hat, ihn zu verfolgen. Er wünscht eine Zusicherung des Aufzeichnens seiner Leiden, damit die Welt bis an ihr Ende derselben kundig sey. Die Schrift soll mit metallnen Lettern auf Feuerstein geschrieben werden. Mit einem nicht eitlen Ruhme gedenkt der Dichter sich jenes Tages zu erheben, wo er seine Gebieterin im auferstandenen Fleische, wie er sie lebend sah, wieder erblicken wird. Mit dieser Hoffnung legt er sich ruhig schlafen. Allein in der neunten Lection: Quare de vulva adduxisti beklagt er sich noch einmal über den Gram, der ihn zeitlebens verzehrt und sein Daseyn verbittert hat. Er bittet nur um einen Augenblick, in welchem der Schmerz seinen gewaltsamen Tod beweinen dürfe, ehe er vielleicht in das Land der finstern Furcht eingehet. Nachdem er dies Land noch malerisch geschildert, versichert er der Geliebten, daß seine dortige Pein ihr wegen seiner treuen Dienste Rache verschaffen solle. — Diese Lectionen übersendet Garci-Sanchez mit einem lieblichen und sehr galanten Begleitgedichte seiner Dame in der Weise von Gebeten, wie man sie bei Todten abzusingen pflegt. Er hofft, daß sie, da er ihr die Verse gewidmet und sie zur Vollstreckerin ernannt habe, dieselben wenigstens lesen werde [1]). Die Hölle der

1) Warum Brinkmeier gerade aus der Veröffentlichung dieses Gedichts so wie den sieben Freuden der Liebe und Amors zehn Geboten von Rodriguez del Padron auf eine ungewöhnliche Milde der Censur schließen will, indem vielleicht

Liebe, wozu dem Dichter, wie nach der Eingangsſtrophe zu urtheilen, das gleichnamige Gedicht des Guivara den Anlaß gab, beſtehet aus 43 Strophen von elf achtſylbigen Verszeilen. In den Tiefen ſeiner traurigen Gedanken umherirrend, geräth der Dichter in die Qualen dichteſter Finſterniſſe und ſieht ſich unter den Liebenden in der Hölle der Liebe, von welcher Guivara geſungen. Das Ganze erblickt er von hohen Mauern umgeben. Er tritt hinein und gewahrt auf reichem Sitze einen Jüngling, in dem er den Genius der Liebe erkennt. Er meldet ſich ihm als einen Liebenden. Jener erbietet ſich, ihm ſein Gutes zu zeigen, nachdem er ſeine Uebel geſchmeckt. Sie gehen in ein anderes Gebäude, wo ſie die unglücklichen Liebhaber, unter denen hohe Herren anzutreffen ſind, finden. Sie ſind nach der Angabe des Herrſchers der Liebe ſämmtlich in derjenigen Verfaſſung, welche ihnen in dem Momente eigen war, als ihre Liebe den höchſten Punkt erreicht hatte. Es werden nun 38 caſtilianiſche Poeten, theils noch lebende, theils verſtorbene, dem Garci-Sanchez gezeigt, deren jeder einzelne mit ſeinen eigenen Worten klagend ſich vernehmen läßt, wie es in dem oben mitgetheilten Gedichte, worin der Schatten des Macias dem Marquis von Santillana (oder wer der Sänger geweſen ſeyn mag) erſcheint, der Fall war. Zunächſt erblickt Garci-Sanchez eben dieſen Macias mit den beiden Wunden in der Bruſt, welche ſeinen Tod herbeiführten, und mit Blumen bekränzt. Derſelbe ſpricht den Anfang ſeiner Canzone: Loada seas amor. Mit einem ähnlichen Spruche empfängt ihn Juan Rodriguez del Padron. Am eiſernen Gitter eines Fenſters erblickt Garci-Sanchez den Marquis von Santillana, welcher in Haft gehalten wird. Weiter gewahrt der poetiſche Waller den Monſalva, Guivara, Don Rodrigo de Mendoza, Juan de Mena mit einer tiefen Wunde. Den Diego Lopez de Haro ſiehet Garci-Sanchez in einem Kreuzgange auf einem hölliſchen Sitze, weil ſein Uebeles größer iſt, an einem ausgezeichnetern Orte. Der Stuhl brannte in Flammen. Trauernd wandert Jorge Manrique umher. Es folgen San Pedro, Juan de Hineſtroſa (der das ſtrenge Leiden beweint,

jeder, der den Inhalt, ohne Dichter zu ſeyn, ausgeſprochen, ſich eine Anklage auf Leben und Tod beim Glaubensgerichte, das damals wohl nicht beſtand, zugezogen haben würde, kann ich nicht ganz begreifen. Ayala und Hita enthalten weit bedenklichere Sachen und Boccaz nebſt den übrigen italieniſchen Novelliſten trieben ihre noch weit ſchlimmere äſthetiſche Wirthſchaft ungeſtraft unter des Papſtes eigenen Augen.

das von einem vergifteten Pfeile in seiner Brust ausgehet, der eine tödtliche Wunde zurückließ) und Cartagena. Der Vizconde von Altamira gehet trauernd umher, in Liebesbetrachtungen vertieft und von Zeit zu Zeit seufzend. Es folgt ein Don Luis, welcher sein Bruder genannt wird. Ein großer eiserner Haken, von der Hand einer Jungfrau geworfen, hat das Herz des Diego Mendoza durchdrungen. Don Luis de la Torre schauete gen Norden. Einen abschreckenden Anblick bot Manrique de Lara mit seinen zahlreichen Wunden dar und seinem rings um ihn her über den Boden hingegossenen Blute. Don Bernardino de Velasco im seidenen Costüme zeigt sich wie ein Reisender. Don Hernando d'Ayala schreitet mit aller ihm eigenthümlichen Anmuth durch einen Saal dahin; ihm soll keiner an Liebe vergleichbar seyn. Estevan de Guzman gehet weinend umher. Der Comendador Juan de Hinestrosa ist von einem Pfeile schrecklich durchbohrt, dessen Schaft Garci-Sanchez noch beben siehet; er hob seine Hände gegen den Herrscher der Liebe auf. Don Bernardino de Manrique sang wie ein Mensch, der außer sich ist. Garci-Sanchez siehet in ihm das Ebenbild seines eigenen Zustandes. Yñigo Manriquez brennt mit getheiltem Herzen lichterloh in Flammen. Diego de Castilla führt mit den Flammen einen Kampf auf Tod und Leben. Weiterhin erblickt Garci-Sanchez den Don Antonio de Velasco nebst dessen Bruder Sancho. Mariño erschien mit Armbrust und Köcher in einem freudenlosen Zustande. Zu Alvar Perez sprach der Herrscher der Liebe: ich begehre, daß du mein Fähnrich wirst und Perez empfing die Fahne aus jenes Händen. Seinen Bruder Don Alonso erblickt Garci-Sanchez, vor Liebe gestorben, unter Blumen begraben; Lerchen und Nachtigallen sangen ihm ein Sterbelied. Don Manuel de Leon erscheint vom Kopfe bis auf die Füße bewaffnet und die Geschichte seiner Liebe in einem Bilde ausgeführt, auf welchem auch die sieben Mauren bemerkbar sind, welche er erlegte, so wie Löwen, die er bändigte und tausend andere Abenteuer. Verse von ihm führt Garci-Sanchez nicht an. Hierauf stellt sich der schmerzhaft durch die Liebe verwundete Graf von Haro dar, sodann Yñigo Lopez. Lope de Sosa war mit Pfeilen überdeckt. Luis de Espindela stand mit freudelosem Antlitze, denn er wachte nicht und schlief nicht. Hernando de Llanos begoß seinen Garten, worin aber nicht sowohl Birnen und Aepfel, als Liebesleiden gezogen wurden. Rodrigo Mexia loderte in leben-

digen Flammen; er war todt und lebte, frei und schmachtete in Gefangenschaft. Lope de Leon singt mit einer ganzen Gesellschaft Liebender, unter denen Liebesfragen verhandelt werden. Juan de Guzman, Erstgeborner des Geschlechtes Niebla, sitzt bei tiefem Leide in dichter Finsterniß, so daß Garci-Sanchez kaum seinen Schmerz sehen kann. Schließlich bittet der Dichter diejenigen Ritter um Vergebung, welche er aus Unbekanntschaft mit ihren Vorzügen, die vielleicht die erste Erwähnung verdienten, nicht mit namhaft gemacht hat. Wenn sie ungehalten darüber seyn sollten in dieser Hölle sich nicht mit aufgenommen zu finden, so will er ihnen die Thür offen erhalten und sie mögen sich selbst noch hinzusetzen. Als eine Blumenlese verliebter Phrasen von nahe an einem halben hundert Dichtern ist dieses Stückchen, das außer dem mussiviſchen und literar-historischen Werthe noch das Verdienst einer schönen Diction und zierlichen Versification hat, immer noch werth, einmal durchlaufen zu werden. — Das „claro obscuro" überschriebene Gedicht des Garci-Sanchez fängt mit einem mythologischen Prunke an, welcher durch die zierlichen und innigen Klagen verschmäheter Liebe, welche darauf folgen, als wiederholtes Echo störend hindurchtönt. — Von beträchtlicherm Umfange ist ein Gedicht mit dem Anfange: a la hora en que mi fe worin Garci-Sanchez Liebesphantasieen zum Besten gibt. Nach einer sehr lieblichen Einleitung meldet der Dichter, wie ihm der Geist der Liebe seiner gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen Leiden vorgestellt, welche Garci-Sanchez im Style der Troubadours seinem Leser mittheilt. Hierauf wird Amor ihm in aller Lieblichkeit und Schöne sichtbar. Ein Knabe an Alter hatte er sich mit allen Waffen gerüstet, welche der Dichter nebst dem sonstigen Aufzuge der Erscheinung auf das Liebenswürdigste schildert. Der Dichter läßt sich mit derselben in ein Gespräch ein, worin ihm Eröffnungen über die Symbolik jenes Aufzuges gemacht werden, so wie über die entsetzliche Macht, welche dem zierlichen Knaben gegeben ist. Amors Gewand ist mit Inschriften bedeckt, deren eine besagt: wer durch meinen Pfeil getroffen wird, stirbt einen süßen Tod. Die andern enthalten die Schilderungen seiner mächtigen Thaten. Der Dichter verschmähet Amors angebotene Gaben und will seiner Gebieterin, welche ihn nicht erhört, eigen verbleiben. Er bittet, daß Amor ihr diesen seinen Entschluß melden möge. Da Amor den Dichter so hartnäckig findet, sucht er demselben in anderer Weise beizukommen,

indem er ihm die Art ſeiner Peinigungen unter dem Bilde einer Schmiede vor Augen ſtellt, deren Beſtandtheile der Dichter als Marterwerkzeuge der Liebe erblickt, ſowie die Arbeiten als Qualen, welche dem Verliebten bereitet ſind. Ungeachtet der Veranſchaulichung ſeines Elendes, welches ihn von ſeinem Entſchluſſe abbringen ſoll, verharrt der Dichter bei demſelben; „er will ruhelos wie die Salamander im Feuer leben.“ Amor mit ſeiner Schmiede verſchwand. Allein ihr Glühen und Hämmern iſt in der Bruſt des Dichters zurückgeblieben, welcher ſich zunächſt durch dieſes Klagelied Luft macht. — Auf einige kürzere Gedichte folgt im cancionero general ein poetiſches Geſpräch des Garci-Sanchez mit dem Glücke, welches er um Dauerhaftigkeit gebeten hatte, indem er es als Anſtifterin ſeines Leides anklagt. Das Glück entſchuldigt ſich auf eine ganz geiſtreiche Weiſe, wobei es dem Kläger zu Gemüthe führt, wie er mit Unrecht ſeine Anklage geſtellt. Die Schönheit der Geliebten, nicht das Glück ſey Schuld des Leides. Das Glück nennt ſich hierbei eine Wirkung ohne Weſen, einen gelegentlichen Ausgang, den es mit dem Zuſammenklang mehrer verſchiedenen Töne vergleicht. Der Dichter bittet das Glück um Auskunft, auf welche Weiſe es möglich geworden, daß die Liebe ihn ſo zugerichtet. Die pſychologiſchen Aufſchlüſſe, welche das Glück dem Dichter über ſeinen verliebten Zuſtand macht, ſind ein ſehr intereſſanter Beitrag zur Metaphyſik der Liebe, welche die alten Ritter pflegten. Das Glück ſchneidet mit der Erklärung: daß ſeine unbändige Leidenſchaft alle Geometrie und die Gränzen ſeiner Gerichtsbarkeit überſchreite, dem Dichter alle Ausſicht auf Ruhe ab. Dieſer faßt den Entſchluß, ſchweigend zu leiden. — In einem andern ſehr artigen Gedichte beantwortet Garci-Sanchez einem Ritter die Frage: wie er ſeine Zeit hinbringe, wenn er von der geliebten Freundin abweſend ſey. Natürlich vergnügt ſich der Verliebte an dem Schmerze, welchen die Entziehung des Anblickes der Geliebten ihm bereitet. — Eine zierliche Galanterie iſt das Gedichtchen, welches aus der angenehmen Empfindung hervorquoll, die dem Dichter den Genuß einiger Confitüren erregte, welche die Hand der Geliebten berührt hatte. — Wahre und dichteriſche Innigkeit und Zärtlichkeit wohnt dem Liede bei: La hermosura arabiada, worin Sanchez die Vorzüge ſeiner Geliebten mit herzlicher Anerkennung ſchildert. — Allerliebſt iſt ein Liedchen, worin Garci-Sanchez alle Vögelchen, welche einen klagenden Sang haben, auf-

fordert, seine Leidenschaft zu beschwichtigen, welche keineswegs vom Erdulden langer Pein etwa ermüdet ist, vielmehr in Verdoppelung ihrer Noth ein besonderes Verdienst sucht, weßhalb der traurige Sang eben den Zweck haben soll, die Spannung der Leidenschaft auf jene doppelte Höhe der Pein zu erzielen. — Die gefiederten Sänger scheint Garci-Sanchez überhaupt als traute Genossen seiner Liebessehnsucht und Vertraute seines Liebesharms gern angesehen zu haben. Sie spielen auch in dem anmuthigen Liebesgedichte, welches anfängt: la mucha tristeza mia, eine Hauptrolle. Die unaufhörliche Trauer, welche dem Dichter sein sehnendes Verlangen bereitet, läßt ihm, wie er hier versichert, weder bei Nacht noch bei Tage Ruhe, wenn er die Geliebte nicht zu sehen vermag. Die Tage überlebt er nicht und die Nächte durchwacht er in Banden; schläft er Nachts einmal ein, so träumt ihm, er sey in einer Wüste gestorben, in der Art, wie er einen solchen Traum nun beschreibt. In Liebesverzweiflung, so träumt er, wandelt er durch ein wildes Gebirge, in welchem er außer einer Nachtigall kein anderes lebendes Wesen antrifft; es däucht ihm, der Schmerz, den er hegt, nahe seinem Ende. Liebe, welche es erfuhr, suchte den Dichter auf und befragt die Nachtigall: Sage an, liebliche Nachtigall, sahest du etwa hier einen getreuen Liebhaber in der Irre gehen, der von mir verwundet ward? Wie, bist du die Liebe? fragt die Nachtigall. — Ja, ich bin die, der du folgst, durch die ihr Alle in Süße lebt, die ihr tapfer liebt. — Ich weiß, nach wem du frägst, entgegnet die Nachtigall, du meinst Garci-Sanchez. — Es ist noch nicht lange her, daß er einsam an diesem Gestade wandelte; als ich ihn sah und er mich, wollte ich wissen, wer er wäre; alsbald erzählte er mir's und sprach: ich bin derjenige, den die Liebe am grausamsten behandelte; sie brachte mir unsäglichen Schmerz; nicht Liebe tödtete mich, sondern die Trauer um sie. Ich fragte ihn, ob ich seinen Leiden irgend eine Erleichterung verschaffen könnte. Er verneinte es, weil er das Heilmittel verabscheue, seit er an demselben verzweifelte. Also sprechend und Thränen vergießend, ging er im heftigsten Schmerze dahin; und viele andere Vögel folgten ihm, bis er todt in einen Graben stürzte; da sangen wir ihm das Grabeslied, weil er an Liebe starb; noch war er nicht halb todt, als Trauer und Vergessenheit ihn grausam zur Erde bestatteten; mit grünen Lorbeern ward sein Leib umwunden. Seitdem ward es bei uns Vögeln der Liebe Sitte, über seinem Grabe am Abend und in

der Morgenfrühe ſüße Lieder zu ſingen. Die Liebe giebt den Vögeln troſtreiche Zuſicherungen wegen ihres Cultus am Grabe des Dichters. Dieſer aber ſpricht am Ende ſeines Gedichtes ſeine Freude über das ſüße Völkchen aus, das ihm ein ſo ehrenvolles Leichenbegängniß gehalten; dieß verſetzte ihn in die lieblichſte Stimmung, weil er, was er hier ſchreibt, für Wahrheit hielt. Da erwachte er und fand ſich lebendig und im Gefühle des Schmerzes, nicht geſtorben zu ſeyn. — Die Zierlichkeit und Reinheit des Ausdruckes in Garcia-Sanchez Liebesgedichten rühmen alle ſpaniſchen Literatoren. Den ſüßen, ſchmachtenden und den erſchütternden Ton der Leidenſchaft weiß er, wo er nicht ſpitzfindiſirt, zu treffen, denn er iſt in der Regel nur das Echo wirklicher Gefühle und inſtinktmäßig richtig angeſchlagen.

Alonzo von Cartagena.

Als ebenbürtiger Sänger des Liebeswehes tritt neben Garci-Sanchez ein nachheriger Kirchenfürst auf. Es ist Don Alonzo de Cartagena. Sein eigentlicher Name war Alfonso de Santa Maria. Sein Vater Don Pablo [1]), anfangs Bischof von Cartagena und später Bischof von Burgos (starb 1435. über 80. Jahr alt), hatte früher dem mosaischen Glauben angehört und bei der im Jahre 1390. mit Frau, Söhnen und Geschwister erklärten Annahme des christlichen den Namen Santa Maria statt seines jüdischen Salomon Levita sich geben lassen. Die drei Söhne, welche er noch als Jude gezeugt hatte, und von denen auch noch der älteste ein Bisthum erlangte, haben sich alle einen literarischen Namen erworben, vor Allen aber Don Alonzo (geb. 1396.), welcher später den Bischofssitz von Burgos einnahm. Ferreras nennt ihn (wenigstens in der deutschen Uebersetzung) einen legitimirten Sohn des Bischofs Don Pablo, was auf eine uneheliche Geburt schließen lassen könnte, wogegen Niclas Antonio ihn einen legitimen Sohn nennt. Das orientalische Blut, welches in seinen Adern rann, macht vielleicht das Feuer der Empfindungen erklärlich, die in seinen Liedern stürmen. Doch war er von Jugend auf zur christlichen Kirche und Schule

1) Auch dieser war Schriftsteller. Mir sind jedoch nur lateinisch geschriebene theologische Werke desselben bekannt. In einem derselben: scrutinium scripturarum beklagt er sich, daß seine ehemaligen Glaubensgenossen von den Königen über die Maaßen geehrt würden. Die spanischen Juden schrieben viele Werke in der Landessprache, in Prosa wie in Versen. Rabbi Daniel Levi de Barrios schrieb unter vielen andern Werken einen Tractat in castilianischen Versen, welcher von den Juden Nachricht gibt, die in spanischer Sprache geschrieben. Pablo de Santa Maria hinterließ auch eine Chronik der Könige von Castilien. Er zeichnete sich als geistlicher Redner aus und war bei den Königen Heinrich III. und Johann II. in großem Ansehen.

gehalten worden und hatte es besonders weit im bürgerlichen und kirchlichen Rechte so wie in der damals sogenannten Naturphilosophie gebracht. Er war noch Dechant von Santiago, als er von Johann II. auserwählt wurde, der Gesandtschaft anzugehören, womit der König das Concil zu Basel beschickte. Hier hielt er eine berühmt gewordene Rede über den Vorrang der Könige von Castilien vor den englischen. Seine strenge Sitte und Gelehrsamkeit empfahlen ihn dem Papste Eugen dergestalt, daß dieser ihm das Bisthum von Burgos verlieh. Diesem Berufe stand er mit Ansehen und Würde vor. Auch zu weltlichen Geschäften mit Geschick begabt, ward er von seinem Könige nach Portugal als Gesandter geschickt. Seinen erfolgreichen Verhandlungen gelang es, einen von dieser Krone der Castilianischen drohenden Krieg abzuwenden. Er gehörte selbst einem geistlichen Orden an und sorgte dafür, daß die Klöster und Kirchen seines Sprengels, welche in Verfall gekommen waren, wieder hergestellt wurden. Auf Geheiß des Königs Johann übersetzte er die Werke des Seneca ins Spanische. Ueber die neue Uebersetzung der Ethik des Aristoteles hatte Alonzo einen heftigen gelehrten Streit mit dem berühmten Lenardo von Arezzo. Auch mehre philosophische und theologische Abhandlungen verfaßte er. Er war gerade sechzig Jahr alt, als er eine Wallfahrt nach Santiago unternahm, die ihn sehr befriedigte und erbauete. Bald nach seiner Rückkunft endigte er am 12. Juli 1456. sein Gott wohlgefälliges Leben, in welchem er alle Tugenden eines Prälaten, namentlich Bescheidenheit, Wohlthätigkeit, Frömmigkeit, himmlische Gesinnung, Gehorsam und strenge Erfüllung seiner Ordenspflichten reichlich entfaltet hatte. Hernan del Pulgar hat im XXII. Titel seiner claros varones das Leben dieses ausgezeichneten Kirchenfürsten beschrieben, ist aber aus dem Biographen, von den Tugenden Alonzos erwärmt, unwillkürlich sein Lobredner geworden. Seine Persönlichkeit schildert dieser Zeitgenosse als sehr einnehmend und so ehrwürdig, daß Niemand in seinem Beiseyn ein unanständiges Wort zu sagen sich unterstand, geschweige eine solche Handlung sich erlaubte. Aeußere Reinlichkeit, welche er für einen Ausdruck und Abglanz innerer Reinheit hielt, galt ihm überaus viel. Er lispelte ein wenig. Perez Guzman, welcher der Sitte der Zeit gemäß einen Trauergesang über seinen tödtlichen Hintritt anstimmte, der bereits oben näher erwähnt worden, gibt sich als Alonso's Schüler zu er-

kennen. Er hebt hervor seine Wissenschaft und Verdienste in der Moral, im bürgerlichen und Kirchenrechte, in der Physik, der Philosophie, der Theologie, der Rednerkunst, der Geschichte und zartsinniger Poesie. Unter seinen zahlreichen Schriften sind folgende in der Landessprache verfaßten hauptsächlich zu bemerken. — Der Doctrinal de los caballeros, eine Anweisung für den Adel über Dinge, welche für denselben wissenswürdig sind. — Anacefalosis o recapitulacion historica de los Reyes de España — Memorias de Virtudes — El libro de las doce questiones — Apologia sobre el Salmo «judica me Deus» — Der auf dem baseler Concile vorgetragene: Tratado sobre la precedencia de la silla de Castilla à la de Inglaterra — Sobre la pertenencia de las Conquistas de Canaria, Tanger, Fez y Marruecos à Castilla. — Die Gedichte, welche ihn hier für uns besonders anziehend machen, finden sich in den Liederbüchern zerstreuet und sind meistens Lieder der Liebe, welche er vermuthlich in seiner Jugend und vor seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl dichtete. Einzelne sind ausgezeichnet schön und sprachlich vollendet. Die Gluthen, welche aus dem Herzen des nachmals so heiligen Mannes emporlodern und durch die Kunst des poetischen Gedankens von ihm zur Rede gezwungen werden, sind nicht selten sehr irdischer Art, obwohl nirgends unrein. Mit Recht macht Bouterwek auf den malerischen Sturm in folgenden, hier freilich mühsam mit ihrer Witzelei nachgebildeten altväterischen Stanzen aufmerksam, welcher in wildem Brausen der Leidenschaft dahin fährt:

So Körper, wie Seele, so Sterben wie Leben
Erleuchten, umnachten des Feuers Gewalten;
Wohin sie die fassenden, raffenden, streben,
Da tödten sie, ohne je selbst zu erkalten.
Was thu ich, da Alles mir Feindschaft verkündet?
Da Gutes und Böses nur Leiden mir schafft?
Mich glühet das Feuer, das wild mich entzündet,
Deß G'walt mich bewältigt, mich hält und mich bindet,
Mich bindet und löset mit siegender Kraft.

Wo soll sich mir Trauer, wo Freude mir zeigen?
Seit rings mich so große Gefahren betroffen,
Muß ich weinen, muß lachen, muß reden, muß schweigen,
Kein Heil ist zu finden, zu suchen, zu hoffen.

Nicht ſuch' ich's zu ſuchen, noch mag ich's erfliegen,
Bedräut und bedrängt von ſo grimmigen Plagen,
Nicht will ich beſiegt ſeyn, noch will ich beſiegen;
Nicht will ich beſchweren, noch will ich vergnügen;
Nichts weiß ich zu thun und nichts weiß ich zu ſagen.

Was thu' ich voll Trauer bei ſolcher Beſchwerde,
Wen ſendet Ihr, daß er mir helfe in Klagen,
Wohin auf der Erde, daß ruhig ich werde?
Was fühl' ich, was thu ich, was nehm' ich zu tragen?
Gebt Mittel zum Heile; ich kann's nicht erreichen,
Mein Uebel zu heben, mein Leid zu bezwingen,
Ich zeig's, ich verſteck es, muß dulden, muß ſchweigen,
Drum wird mir, drum muß mir das Leben zerſpringen.

Dieſe coplas müſſen ihrem Verfaſſer ſelbſt ſehr gefallen haben, denn er hat dieſelben ſpäter gloſſirt, wobei er ſich ſtellt, als ob ſie von einem fremden Verfaſſer herrühren. Seine Gloſſe richtet er an dieſen vorgeblichen Verfaſſer, dem er über ſeine Verſe nebenher einige Complimente ſagt. In dieſer durch zwanzig Strophen geführten Gloſſe ſind die Antitheſen, die Wortſpiele und leidenſchaftlichen Uebertreibungen wo möglich noch weiter ausgedehnt und gehäuft. So heißt es z. B. einmal vom Liebesfeuer, das den Dichter durchglühet:

Su fuerça, que fuerça, my fuerça, por fuerça
Me esfuerça que fuerce my mal no diciendo etc.

Schließlich wendet ſich der Gloſſator mit neuen Artigkeiten an den Verfaſſer der gloſſirten Verſe mit der Bitte, dieſelben, wo es ihm nöthig ſcheine, zu beſſern und zu ergänzen. — Sehr übel weggekommen iſt in dem Gedichte Cartagenas, welches anfängt: mezcla de tal perficion, ein Bruder Yñigo, welcher der Königin ein, wie es ſcheint, nicht ganz gehöriges Gedicht überreicht hatte. Der König, welcher dieß ungnädig vermerkt zu haben ſcheint, trug dem Cartagena auf, dem armen Bruder eine Lection zu ertheilen. Der Dichter entledigt ſich dieſes Auftrages nicht ohne einer zierlichen Höflichkeit gegen ſeinen Herrn in gar feinen Wendungen und gut gewählten Gedanken zuvor Luft gemacht zu haben. Nach glimpflichem Eingange nimmt die dem Franz Yñigo gewidmete Strafrede die Farbe des bittern Wortwechſels der Tenzone an und läuft durch acht nett verſificirte Decimen hin, in deren letzten er Yñigo beſonders darüber anläſſet, daß er einer Frau, wie der Königin, ein

ſolches Gedicht zu überreichen ſich erdreiſtet, das ſchlechteſte Gedicht, das ihr jemals zu Füßen gelegt worden. — In dem Gedichte: Esta que quereys saber beantwortet Cartagena die ihm von einigen Damen vorgelegte Frage: ob ſeine Geliebte Frau oder Jungfrau ſey, ausweichend, indem er fürchtet, daß ſie erkannt und von den Fragerinnen angefeindet werden werde, weil ſie ihre Gebieterin zu ſeyn verdiene. Er läßt es daher bei allgemeinen Lobpreiſungen ihrer Vorzüge bewenden. — In einem andern Gedichte erfahren wir ihren Namen: Mencia. Er nimmt hier die einzelnen Buchſtaben, aus denen dieſer Name zuſammengeſetzt iſt, durch und bringt damit eine neunzeilige Strophe zu Stande. — In anmuthigen Siebenzeilern bewegt ſich ein artiger poetiſcher Dialog zwiſchen dem Herzen und der Zunge (Sprache) des Dichters, worin ſich das Herz ſehr beklagt, daß die Zunge, die doch in ſeinem Dienſte ſtehe, ſeine Vortheile ſo übel wahrnehme und ihn im Stiche laſſe, wo es gilt, dieſelben zu vertreten, namentlich ſchweige, wenn es darauf ankomme, das Herz vor der Geliebten auszuſchütten. — In einem an den Vizconde de Altamira gerichteten Sendſchreiben beklagt der Dichter ſich mit jenem, daß eine gemeinſchaftlich angebetete Schöne weder den einen noch den andern erhöre. Die gleiche Hoffnungsloſigkeit und der gemeinſchaftliche Schmerz ſind ſehr treffend geſchildert. — Das Gedicht: Yo el enemigo de mi enthält eine Beſchreibung des Trennungsſchmerzes, dem der Dichter ſich hingegeben ſah, als er von der Geliebten hatte abweſend ſeyn müſſen. — In dem Gedichte: Enemigos vos cansastes, welches einen Dialog zwiſchen den Augen und Herzen des Dichters darbringt, leſen wir die Anklage des Herzens, welches die Augen bezüchtigt, daß ſie ſein Leiden verurſacht haben, worauf die Augen erwiedern, daß ſie nur dahin ſich gewendet, wohin das Herz ſie geführt, und daß das Herz mithin an ihren Thränen Schuld ſey. Das Herz behauptet bei dieſen beiderſeitigen Leiden doch am übelſten gefahren zu ſeyn, da ihm die Thränen zur Erleichterung fehlen, um deren Spende es daher die Augen bittet. Die Augen entgegnen, da das Herz mit ſeinem Willen leide, ſo möge es zuſehen, wie es damit zu Stande komme. Zwiſchen die beiden Streitenden wirft (wie die Ueberſchrift beſagt) der Dichter den Stock, indem er ſich als den Träger der Leiden beider Klagenden bezeichnet, der in ſeiner Perſon das doppelte Weh mit ſich umherträgt. — Sehr zärtlich und galant ſind drei Neun-

zeiler, mit denen Cartagena einer Dame einen an ihn gerichtet gewesenen Brief zurückſendet, und worin beide Schreiben ſich redend vernehmen laſſen und den armen Dichter beklagen, den ſie troſtlos verlaſſen haben. — In den Verſen: no quereys damas querer warnt er auf Geheiß ſeiner Freundin die Frauen, welche Liebhaber beſitzen, daß ſie ſich vor den Nachſtellungen und Berückungen derſelben in Acht nehmen ſollen. Es mag dem Dichter ſchwer angekommen ſeyn, alle die verliebten Betheuerungen und Liebeserweiſe, in denen er ſelbſt als Huldiger der Damen ſtark war, hier als erlogene Lockmittel, um damit zum Zwecke zu kommen, darzuſtellen. — Seltſam iſt der poetiſche Einfall, daß der Dichter an einem Gitterfenſter ſeine Huldin neben einem Negerweibe erblickt und durch die Schwärze der letztern verſucht in den Ausruf ausbricht, daß Satanas ſich hinwegheben und ſeine Gebieterin nicht anfechten wolle. — Das Lobgedicht auf die Königin Iſabella (Johanns II. zweite Gemahlin), welches anhebt: De otras reynas diferente iſt ein Stückchen ſehr feiner Hofpoeſie voll verbindlicher, aber dichteriſch genug eingekleideter und ausgedrückter Redensarten, in denen unter andern die ſechs Buchſtaben, aus denen der Name Iſabel beſtehet, ſymboliſirt werden. Iſabella iſt dem Dichter „auf Erden die erſte, im Himmel die zweite Frau." In einem Wortſpiele wünſcht er, daß der Königin gelingen möge, das R aus dem Namen Granada zu entfernen [1]). — In den coplas: Es amor donde es fuerça antwortet Cartagena einer Dame auf die Frage: was Liebe ſey, zwar nicht auf eine ſo kurze und glückliche Weiſe als im Sohne der Wildniß von Halm Parthenia den Ingomar auf gleiche Frage beſcheidet, doch aber treffend genug, um noch heute eine gewiſſe Wahrheit anſprechen zu dürfen. Eine längere Dichtung Cartagenas mit dem Anfange: Si algun Dios de amor avia enthält eine Unterredung des Liebesgottes mit einem Verliebten, dem erſterer in nächtlicher Erſcheinung nahet und mit erſchreckender Stimme erweckt und auffodert, ſeine Reden anzuhören. Der Verliebte, welcher eine ſehr hohe Meinung von Amors Gewalt hat und dieſelbe ſehr fürchtet, ſchenkt williges Gehör. Amor fodert Anerkennung dafür, daß der Verliebte

1) Ganada heißt: gewonnen, erobert. Man könnte ſich verſucht fühlen, hier an die andere Königin Iſabella, Johanns II. Tochter, zu denken, wenn Cartagena nicht geſtorben wäre, ehe dieſe andere Königin ſo genannt werden konnte.

erlangt, was er erbeten. Dieſer entgegnet mit der Anrede: Erhebung von unſerer Qual, Qual unſerer Erinnerung, Erinnerung unſeres Ruhmes, Ruhm unſerer Feſſel, Feſſel, welche uns ſo bindet, daß wir ſterben, wenn ſie gelöst wird und wenn ſie uns tödtet, uns lebendig macht ꝛc. — Hier haben wir ganz die Manier, welche als Culteranismus zwei Jahrhunderte ſpäter von dem guten Geſchmacke in der ſpaniſchen Literatur ſo ſehr verſchrieen ward, wobei man aber überſah, daß ſolche Auswüchſe ihren tiefen Hervorgang aus dem Weſen des Nationalgeſchmackes und Bedürfniſſes nahmen und keine der ſpaniſchen Poeſie von Außen willkürlich einoculirte Sproſſen ſind. In einer nicht minder ſpitzfindigen Weiſe nimmt Amor das Wort von Neuem und philoſophirt über ſeine Eigenſchaften, Verrichtungen und ſein Verhalten gegen ſeine Getreuen; der Verliebte entnimmt daraus, wie er Amors Macht bisher noch nicht nach Würden geſchätzt und frägt, wie es zugehe: daß Ruhm und Schmerz ſo häufig als gleichzeitigen Empfindungen bei ihm ſich einfinden? Dieſe Frage veranlaßt den Liebesgott noch näher einzugehen auf die Metaphyſik der Liebe, woraus der wißbegierige Liebhaber entnimmt, daß er denn doch ſehr in der Klemme ſich befinde, weßhalb er dringend darum bittet, ihm eine Erleichterung angedeihen zu laſſen, wobei er das Harte ſeiner Lage vorſtellt. Amor hat Erbarmen und verurtheilt die Grauſame, welche dem Verliebten, d. h. dem Dichter, ihre Neigung vorenthält, bei Strafe des Bannes zur Gegenliebe. Der Verliebte dankt, iſt aber nach neuen Aufſchlüſſen über das Weſen der Liebe begierig, weßhalb Amor die Erläuterungen weiter fortſetzt, die der Verliebte durch Bemerkungen und Wahrnehmungen aus ſeiner eigenen Empfindungsweiſe hervorruft. Der Dichter zweifelt zuletzt wieder an einem Erfolge bei der ſpröden Geliebten, obgleich Amor ihn ſein mächtiges Waffenzeug zu Gemüthe führt. Um ihn vollkommen zu beruhigen, fodert Amor den Dichter auf, ihm zu folgen an das Lager der Schönen, welche, wie er ſagt, im Schlafe begriffen iſt. Er verheißt ihm Genugthuung und wiederholt, da der Dichter verzögerliche Einreden zum Vorſcheine bringt, die Weiſung, ihm zu folgen, auf kategoriſche, allen Widerſpruch niederſchlagende Weiſe, womit das in anmuthigen Strophen von neun Zeilen lebendig fortſchreitende Gedicht ſchließt, deſſen Einzelheiten in dem kurzen Faden, welchen ich auszog, nicht veranſchaulicht wer-

den können. Von dem Vorrathe der Gedichte des Cartagena kann ich nur noch einige Stücke mustern. — In einer allerliebsten cancion versichert der Dichter, er wisse nicht, weßhalb er geboren sey, denn er finde sich so aufs Aeußerste gebracht, daß der Tod ihn und er das Leben nicht wolle. Zeitlebens werde er mit dem Tode gerechten Streit darüber haben, daß dieser ihn nicht wolle, während er doch sein begehre. Der Dichter weiß nicht, welch' ein Ende er gewärtigen soll, da ihm zu sterben versagt ist, aber doch klar vorliegt, was ihm das Leben seyn müsse. — In einer andern cancion schilt der Dichter mit seinem Willen, daß dieser nach einem guten Leben strebe, denn das beste, das man sich erwählen könne, sey nicht, würde nimmer seyn und bringe stets nur Sorge; drum möge er sich der vergangenen süßen Zeit erinnern, die er vergeudet ꝛc. Den moralischen Ernst und das philosophische Studium erkennt man aus dem schönen, in halbversigen Decimen abgefaßten und an seinen Vater gerichteten Gedichte, welches beginnt: si el navigante mirase, welches lauter ächte und wie die Zeit sie liebte, recht verständige Lebensbetrachtungen enthielt, den rechten Gegensatz von dem Sturme, welcher in den oben mitgetheilten Stanzen rauscht. Wenn der Schiffer, sagt der Dichter, sein vergangenes Schicksal wohl in Betracht zöge, dann müßte es ihm, däucht mich, schwer werden, ferner zu fahren; denn ohne allen Zweifel ist es ein ausgemachter Leichtsinn, wenn aus einem Glücksunfalle sich in den andern stürzt, wer in den sichern Hafen einfahren konnte. Ist der nahe Untergang augenscheinlich und unverkennbar, so denkt man darauf, sein Leben zu ändern, weil die Gefahr so nahe ist, und faßt Vorsätze, fortan ein anderes Leben zu führen; weiß man sich aber in Sicherheit, so verlängert man die Hoffnung von einem Tage zum andern. Obwohl wir den einen Irrthum einsehen, lassen wir vom andern nicht ab. Mein geringes Wissen sagt mir an, daß wir in jener Art das Meer und das Uebel der Welt durchschiffen. Gott gab uns in dem festen Körper ein Schifflein, die Fahrt wohl oder übel zu vollbringen. Die Freiheit ist der Kiel, Vernunft das Steuerruder; in diesen Fahrzeugen, die Seelen an Bord, segeln wir dahin; folgen wir bloß dem Kiele, so verlieren wir nothwendig, was wir nie erringen werden, da das Leben eine Reise ist, welche schnell endet und abläuft, wenn auch niemand dieselbe abkürzt, so beruhet der gute Verlauf im Steuerruder.

Mit dem Menſchſein ſchenkte uns Gott unbeſchränkte Freiheit, das Böſe oder Gute zu erwählen; er gab uns die Sinnlichkeit und den Zügel dazu in die Hand. Alſo ſtehet es bei uns, zu straucheln oder uns ſtehend zu behaupten, wenn die Begehrlichkeit ziehet, und dieſe mit dem Zügel der Vernunft im Zaume zu halten. Niemand ſage, daß dem Feuer unſerer Neigungen keine Ruhe verſchafft werden könne und unſere Leidenſchaften ſobald ihrem Gegentheile weichen; denn, iſt uns auch eine reizbare Empfindung gegeben, welche es gelüſtet, dem Uebel nachzulaufen, ſo iſt uns doch als Gegenwind die klare Einſicht in die Fehler verliehen, die wir begehen. Entſchuldigen wir uns damit, daß Gott wiſſe, was da ſeyn werde, ſo iſt es wahr, ich läugn' es nicht, daß in ſeinem Wiſſen das Ziel, zu welchem wir ſeit unſerer Geburt auf dem Wege ſind, gegenwärtig iſt; darum möge aber niemand in den thörichten Irrthum verfallen, ſein Können für beſchränkt zu halten; denn wenn er auch unſer Ziel vorausſiehet, ſo zwingt er doch die Creatur nicht. Wie etwa Jemand unter uns, dem Ballſpiele zuſchauend, weiß, welcher von den Spielern der Gewinnende ſeyn wird, alſo verhält ſich's mit Gott. Ich ſehe zwar voraus, daß der eine dem andern an Geſchicklichkeit überlegen und der ungeſchicktere unterliegen wird; allein ich bewirke doch nicht, daß er unterliegt. Hieraus erkennen wir alſo, daß wir ganz allein die Schuld an dem Böſen ſind, das wir vollbringen und jede Entſchuldigung, die wir vorbringen, eine falſche iſt; ſehr bekannte Dinge ſind es, welche uns Sterblichen in die Hand gelegt ſind: unſer Tod, unſer Leben, unſere Schuld, unſer Böſes. Daraus folgt als unzweifelhafter Schluß, daß der Menſch der Verwirrung anheim fällt, wenn die Vernunft demſelben nicht hilft; der göttliche Wille allein iſt es, der niemals ſich ändert. „Wenn ich mein Gewiſſen ändere, wird Gott meine Beſtimmung ändern." Dieſer Schluß gilt nicht; denn ſein Vorherwiſſen gehet neben unſerm freien Willen dahin. In ſeinem unendlichen Wiſſen iſt Alles vorausbeſtimmt, Alles iſt klar und geſchrieben; allein daß Alles ſo geordnet iſt, bindet unſer Belieben nicht. Wenn aber Jemand Anſtoß an dieſer Erklärung nehmen ſollte, die ich unmaaßgeblich aufgeſtellt, ſo halte er ſich des beſſern Verſtändniſſes wegen an die Vergleichung. Es kann ſich daher, wen Gott verdammt, niemals auf eine hinterliſtige Berückung berufen, denn er legte unſer Wohl und Weh, unſern Ruhm und unſere Strafe nicht in eine fremde Hand. Und

da frühe oder ſpät unſere Thaten ein Ende haben müſſen, ſo wird Derjenige, welcher in dieſem menſchlichen Spiele ſeine Hand zu erheben wiſſen wird, dieſes Vortheils genießen. Wer es ausführt, wird Freude haben und Ruhm in dieſer Welt, ſo lange er lebt, auch Ruhm in der andern, ſobald er dieſe verlaſſen. Wenn Euch das Gegentheil zuſagen ſollte, bedenket, Herr, zuerſt, daß ich Sohn und Rather (?) bin, und daß derjenige am beſten dient, der Euch den beſten Rath ertheilt.

Der Baccalaureus Alonzo de la Torre und ſeine Hervorbringungen in Poeſie und Proſa.

Ein anderer Dichter von graduirtem Stande war der Baccalaureus Alonzo de la Torre. Dieſer Baccalaureus de la Torre iſt mit einem weit ſpätern Baccalaureus Francisco de la Torre nicht zu verwechſeln. Velasquez ſcheint zwar an die Exiſtenz dieſes zweiten Baccalaureus nicht zu glauben und ſchreibt die unter dieſem Namen in die Welt gegangene Sammlung lieblicher Gedichte, die er ſelbſt herausgab, dem berühmten Quevedo zu. Allein nicht nur haben Mendibil und Silvela S. LI. tom. III. und S. 482. tom. II. ihrer biblioteca selecta dieſe Meinung aus Gründen aufgegeben und an einen wirklichen Baccalaureus de la Torre [1]) ernſtlich geglaubt, der ſchon zu Boscans Zeit berühmt, ein Zeitgenoſſe deſſelben und wahrhafter Verfaſſer der von Quevedo herausgegebenen Gedichte geweſen, auch eine vom Baccalaureus Alonzo de la Torre verſchiedene Perſon war, ſondern auch Quintana hat in der introduccion zu ſeiner poesias selectas mit guten Gründen die Identität Quevedos und des Verfaſſers der unter de la Torre's Namen vorhandenen Gedichte zweifelhaft gemacht. Vom Baccalaureus Alonzo de la Torre iſt mir nur ſo viel bekannt, daß er um die Mitte der Regierung Johanns II. blühete und wahrſcheinlich am Hofe Johanns I. von Navarra (nachmals auch von Aragon) lebte. Ueber ſein Vaterland, ſeine Herkunft, ſeine Studien,

1) Böhl de Faber will anſcheinend in der tabla alfabetica zum III. Bande ſeiner Floresta gar einen Baccalaureus Francisco de la Torre von noch einem zweiten Francisco de la Torre unterſcheiden.

seine bürgerliche Stellung und über das Jahr seiner Geburt wie seines Todes läßt sich nichts sagen. Nur daß er Baccalaureus war, bezeugt der Titel seiner Schriften. Die gelehrtesten Männer jener Zeit pflegten sich mit diesem untergeordneten Grade zu begnügen. Der Inhalt seiner Schriften würde etwa zu dem Schlusse berechtigen, daß er jenen Grad in der philosophischen oder juristischen Facultät erlangt. Der vom Hofe erhaltene Auftrag zum Entwurfe einer philosophischen Abhandlung über moralische und politische Vorschriften zur unterrichtenden und angenehmen Lectüre für den Kronprinzen Carlos von Viana, von welchem noch die Rede seyn wird, beweist, daß man in seine Einsichten und Fähigkeiten ein großes Vertrauen setzte. Der Baccalaureus entledigte sich wahrscheinlich dieses Auftrages zwischen den Jahren 1436. und 1437., indem er „die liebliche Erscheinung der Philosophie und freien Künste" (La vision deleytable de la Filosofia y artes Liberales) schrieb. Seine im cancionero general abgedruckten Gedichte [1]) sind artig und lieblich und gehören zu den vorzüglichern poetischen Erzeugnissen seiner Zeit. So dürfte er wohl einer der ersten gewesen seyn, welcher den nachmals so oft versificirten poetischen Gedanken gegen die Geliebte aussprach, wie seine Liebe ihn in zwei schlimme Gegensätze verwickele, indem er, abwesend, starbe um sie zu sehen und, gegenwärtig, den Tod leide, weil er sie sähe. Voll Leides frägt er, was er in solcher Klemme beginnen solle, wo er, abwesend, mit sich selber nicht zu leben vermag, aber doch auch nicht in der Nähe der Geliebten, ohne die er doch nicht leben kann. — O könnte ich euch, so ruft er in einem andern Liebesliede doch ohne euch fürchten zu müssen, vergessen und ohne Klage ansehen, welche Beruhigung für mich würde das seyn? O welch' eine Herrlichkeit, wenn ich sehe, daß ihr euern Grimm, daß ihr eure Wuth mildert; dann würde ich nicht mehr von lebendigen Flammen mein Inneres entbrennen fühlen. Allein dieses Feuer habt ihr auf solche Art geschürt und entzündet, daß ihr es nimmer erblickt, bis es nach völligem Ausbrennen erloschen seyn wird. Huth und Wacht über mich habe ich als Ueberwundener aufgegeben. Ohne ein Mittel zum

1) In der königl. Bibliothek zu Paris befindet sich nach Niclas Antonio eine Handschrift unter dem Titel: Poesias del gran Filosofo de la Torre.

Heile, lieb' ich Betrübniß ſtärker; denn für mein Leben gibt es kein Mittel mehr. Alle Hoffnung verläſſet mich und nicht einmal eine Einbildung bleibt; ſie hält ſich mir ſo fern, daß ſie nimmer meine Geſellſchaft ſuchen wird. Schmerz und Trauer bleiben allein zurück; niemals darf ich denken zu geneſen oder kräftig zu werden; mein großes Unglück bleibt mir; von meinem Verderben kann ich mich ſchon nicht mehr zurückziehen. — In dem Gedichte: El triste que mas morir, welches aus zehn Decimen und einer halben beſtehet, ertönen uns ſehr bewegliche Klagen der Liebe entgegen. Lebensmüde fürchtet er doch die Trennung von der Geliebten mehr als den Tod; gleichwohl bittet er den Abſchied ſich aus, weil er weiß, daß er ſterben muß, wenn er ihn erlangt. In der einen Hand hält er die Feder, in der andern das Meſſer; vor ihm liegt das Papier zum Briefe. Kein menſchliches Wiſſen reicht aber aus zu ſagen, was er fühlt. Allein der Schmerz ſoll der Feder den Sieg verleihen und er will ſie anſetzen, ſeine Leiden zu ſchildern. Er beklagt, ſich unter Amors Herrſchaft hingegeben zu haben. Für einen Tag des Glückes iſt der Dichter die ganze übrige Lebenszeit unglücklich. Dieſem verzweifelten Leben ziehet er in aller Weiſe den Tod vor. Er jammert in klagenden Tönen, daß ihm das Glück der Gegenliebe verſagt werde und ſucht in eindringlicher Weiſe ſich dieſelbe zu ſichern. Er ſchließt mit der ehrerbietigen Verſicherung, daß, wo und ſo lange er lebe, er allezeit der Geliebten unterthänigſter Diener ſeyn werde. — In dem Gedichte: Conortee desconocida thut er der undankbaren Schönen zu wiſſen, daß er ohne Hoffnung elend daran iſt um ihren Willen ſein Leben zu verlieren; er ſiehet ſein frühes Grab bereits vor Augen. Er wirft ihr vor, daß ſie ein Lob darin ſuche, an ihn, der ſich ihr ſo vertrauensvoll hingegeben, Rache zu nehmen. Er nennt ſie übel berathen, daß ſie auf den Tod eines Menſchen ausgehet, welcher durch ſeine Dienſte ihr ſo nützlich werden konnte, wobei er verſichert, wie er keineswegs aus Todesfurcht alſo ſpreche. Niemals ſey Einer auf der Welt geweſen, der alſo gelitten; auch ſey kein Zweiter zu finden, welcher für unergründliche Liebe ſo ſchlecht gelohnt worden. Doch will er ſterben, wenn es einmal ihr Begehr iſt, obwohl die Schrecken des Todes mächtig auf ihn eindringen. Er bittet ſie alsdann um die Barmherzigkeit, ſeinem Leben nur bald ein Ziel zu ſetzen. Allein er fürchtet vergeblich zu bitten, denn vor der Geliebten grauſamem Antlitze würde

Ulyſſes ſtumm und Achilles feige werden ꝛc. — In dem Liede: todo mi mal se acrecienta läuft die Tendenz in den Schlußgedanken hinaus, daß die Hoffnung ihn erhoben und geſtürzt. — Auch das Gedicht mit dem Anfange Sino benigno cruel hat die Schilderung ſeiner verliebten Zerriſſenheit zum Vorwurfe. Er beſchreibt, wie er beim Aufſetzen ſeiner Gedanken das Papier zerreißt und wie im Lager ſeines Herzens ſich die Empfindungen feindlich bekämpfen. Die Feder ſchwankt ihm von Furcht und Hoffnung bewegt, und über allem Streiten ſtehet Amor ſicher an ſeinem Orte. Meinung wechſelt in ihm mit Meinung. Von Ja ſchwankt er hinüber zum Nein. Für Alles findet er gleich triftigen Grund. Sein Inneres bildet ſich ab in ſeinem Aeußern; Freude und Leid löſen einander darin ſchnell ab. Voll Trauer ſchickt er ſich an, ſeine Verſe zu ſchreiben; wer ſein äußeres Gebahren beobachtet, muß ihn für ſinnlos halten. Er weiſet zur Erklärung dieſer Erſcheinung auf die Außerordentlichkeit ſeiner Geliebten hin. Es iſt ſeine Schuldigkeit ſie zu lieben, denn keine Rede vermag ihre großen Verdienſte zu ſchildern, welche ſelbſt den Neid überwunden haben. Sie eben ſind aber der Anlaß ſeiner Herzensbeſchädigung. Nur der Dichter, Amor? Sie wiſſen wie es darum ſtehet. Er ſchweigt zu ſeinem Frommen über das Nähere. Er erklärt ſich für einen demüthigen, beſtändigen und geheimen Liebhaber, der ohne Beleidigung der Ehre deren, welche er liebt, ſich am bloßen Lieben genügen läſſet, der, unbekannt in der Welt, in der Liebe tiefſter Verdammniß lebt. Die Geſetze der Liebe aber befolgt er mit ſolcher Unaufmerkſamkeit, daß er in Einem fort davon abirrt, ſeines Fehles aber allezeit gewahr wird, wenn er lange darüber hinaus iſt. Furcht und Hoffnung, Freude und Trauer nehmen ihn wechſelſeitig in ihren äußerſten Graden ein. Zwiſchen Glück und Leid ſchwebt er umher und leidet die höchſte Qual, wenn er der höchſten Ruhe am nächſten ſcheint. Jedem andern bekannten Uebel iſt durch irgend ein Mittel zu begegnen; allein des Dichters Leiden iſt ſo groß, daß dafür ein Mittel nicht vorhanden iſt. Wer nicht kann, was er will, der wolle dasjenige, was er kann und wenn er das Lieben nicht will, ſo ſuche er Zufriedenheit mit demjenigen zu erlangen, das ihm am meiſten Qual macht. In ſolchem Leide aber eine ruhige Miene zu heucheln, iſt eine unbillige Qual. Auch das Verſtecken des Vergnügens

unter dem Schleier der Traurigkeit ist eine schwere Aufgabe ꝛc. Zuletzt kommt der Dichter zur Einsicht, daß Gott allein ihn heilen könne und wendet sich mit der Bitte um Hilfe an denselben; den Lesern aber stellt er anheim, aus seiner Schilderung zu entnehmen, was er leide und was er gelitten hat. — Der Betrachtung dessen, was der Baccalaureus Alonzo de la Torre als Poet leistete, schließe ich hier ausnahmsweise die nähere Erwähnung seiner schriftstellerischen Arbeiten in ungebundener Rede an, zumal dieselben als Allegorieen doch der Poesie näher verwandt sind als der Prosa. Ich habe schon den Titel des moralphilosophischen Werkes genannt, das der Baccalaureus auf allerhöchsten Hofbefehl schrieb. Der Anlage und dem Inhalte nach darf es eine Nachahmung des Boëthius genannt werden. Um seinem Vortrage einen annehmlichern Ton zu geben, erdachte er sich einen Traum, in welchem ihm die philosophischen Gestalten, die er einführt, sich darstellen. Deßhalb nennt er das Buch die ergötzliche Erscheinung. Es ist zu ersehen, daß zunächst die Bitten des Priors vom Orden des h. Johannes in Navarra Juan de Beamonte, Erziehers und Kammerherrn des Prinzen von Viana, dem Baccalaureus die Feder zu dieser Schrift in die Hand gaben. Das Originalmanuscript derselben ward in so hohen Ehren gehalten, daß die Aufbewahrung im eigenen Zimmer des Königs von Aragon erfolgte. Einige hochstehende und gebildete Personen erwogen, daß die Verbreitung der in diesem Buche niedergelegten Weisheit der Welt wie der Ewigkeit Nutzen stiften könne und nahmen deßhalb Abschriften von der „ergötzlichen Erscheinung." Das Interesse an diesem Werke verbreitete sich so schnell, daß es alsbald in die catalonische Sprache übersetzt ward und 1484. zu Barcelona gedruckt erschien. Das Original ward 1489. zu Tolosa gedruckt. Eine zweite Ausgabe erschien 1538. zu Sevilla. Nach den erstgedachten Abschriften ohne Zweifel verfertigte Domingo Delfini, ein venetianischer Nobile, eine italienische Uebersetzung, welche er als ein von ihm herrührendes Original erscheinen ließ, ohne zu erwähnen, daß es eine Bearbeitung der vision deleytable sey. — Einem braven Spanier Francisco de Caceres begegnete schon damals, was heutzutage sehr häufig geschiehet, daß er aus Unkunde der Literatur seiner eigenen Nation die ausländische Arbeit wirklich für ein Original hielt und 1663. ins Castilianische übersetzte. Torres Buch zerfällt in zwei Theile.

Der erste handelt von den freien Künsten und den natürlichen Wissenschaften. Der zweite hat es mit der Moralphilosophie, der Politik und Oekonomie zu thun. Das Ganze ist zusammengesetzt aus Reden und Unterhaltungen zwischen der Vernunft, der Wahrheit, dem Verstande und den Tugenden und Leidenschaften. Der am meisten anziehende, belehrende und lebendigste Theil dieser Vision, in welcher alle die darin auftretenden allegorischen Gestalten Form und Bewegung lebender und leidender Wesen annehmen, ist die Unterredung, welche der Verstand mit den vier Cardinaltugenden hat. Der Gebrauch der Allegorie zum Vortrage didaktischer Wahrheiten lag der Zeit des Baccalaureus de la Torre dermaßen in den Gliedern, daß deren Anwendung nicht befremden darf. Wenn nur solche Allegorieen, welche geistreich sind oder in denen das belebende Prinzip des Geistes besonders hervortritt, anziehend gefunden werden, so können die ziemlich trivialen Gestalten, welche der Baccalaureus de la Torre mit seiner Erfindungskraft herauf beschwört, kein großes Interesse für sich in Anspruch nehmen. Konnte selbst Raphael, welcher in der Malerei ein weit wirksameres Mittel der Gestaltenbildung besaß als die Kunst des Gedankens zur Verfügung hat, für die Philosophie keinen unzweideutig philosophischen und für die Theologie keinen zweifellos theologischen Ausdruck finden, als er beide Vorstellungen allegorisch als Frauenbilder darstellte, so mag dem wackern de la Torre die Unbehilflichkeit und die frostige Nothhilfe, welche seine Phantasie dem allegorischen Bildungstriebe zu Theil werden ließ, um sein Geistesvermögen und Tugenden zu versinnlichen und als eloquente Damen, die ihre Weisheit auskramen sollen, einzuführen, nicht allzuhoch angerechnet werden, um so weniger, als es doch gebildete Spanier genug gibt, welche über die vision deleytable gleich vortheilhaft urtheilen als Mendibil und Silvela, welche derselben nachrühmen, daß Moral und Politik darin ihre unangenehme Nacktheit mit dem Schleier der Allegorie verhüllt und die Grazien des Styles die Erhabenheit der Gedanken verschönt hätten. Was nun die Reden betrifft, welche die klugen Frauen, namentlich die vier Cardinaltugenden, unter einander führen, so laufen dieselben der Hauptsache nach auf moralische Verhaltungsregeln hinaus, die freilich nach unsern heutigen Begriffen auf einem schon sehr platt getretenen Terrain sich bewegen und dem angekündigten deleytable in der Ueberschrift der Vision wenig entsprechen, oder gar diesen

Ausdruck zu rechtfertigen angethan ſind. Zur Zeit des guten Baccalaureus mag es wohl anders geweſen ſeyn. Wegwerfend über ſolche nur durch die Unbill der Zeiten trivial gewordene Gedanken zu urtheilen, iſt ein eben ſo verwerflicher Urtheilsanachronismus, als wenn man eine ehemalige Schöne nur nach der Häßlichkeit ihrer alten Tage richten will. Wirklich trivial iſt nur die Aeußerung des Gedankenarmen, der aus Ideenmangel längſt verbreitete Gedanken nur in ſeine Wortformen umgießt. Die Gedanken, welche der Baccalaureus zu Markte bringt, waren aber zu ihrer Zeit noch keine allerwärts feil gehaltene Waare. Deßhalb konnte denn auch z. B. die Klugheit in ihrer „ergötzlichen Erſcheinung" hier mit einiger Prätenſion auftreten und, in der Ueberzeugung, nichts Gewöhnliches zu ſagen, fodern, daß jeder, der ihr Freund ſeyn wolle, die von ihr verkündigten Regeln (welche jetzt etwas vernutzt erſcheinen) befolgen müſſe, wobei ſie freilich beſcheiden genug hinzuſetzt, daß oft einem Einfältigen in den Sinn komme, was ſelbſt dem Klugen nicht einfalle. Dieſe Regeln laufen aber meiſtens auf eine Rechtlichkeit hinaus, welche vielfach altfränkiſch geworden iſt und ſind von der beſchränkten und verwerflichen Pfiffigkeit, womit z. B. unſer Knigge in ſeinem „Umgange mit Menſchen" aufwartet, ſehr weit entfernt; der Ausdruck der doch nicht ſelten originell eingekleideten Klugheitsregeln des Baccalaureus de la Torre iſt keineswegs gemein und ſtrebt ſichtlich nach einer äſthetiſchen Cultur. „Eitle, ſchwierige oder wohl gar unmögliche Gedanken, ſagt er z. B., weiſe von dir zurück, denn eine Thorheit würde es ſeyn, ſich einzubilden, ein Ochſe könne fliegen, nicht minder als die: von einer Henne zu denken, ſie ſolle pflügen oder einen Wagen ziehen. Ein Gedanke muß der Möglichkeit ſowie der Perſon entſprechen, ſonſt iſt er eine ohne Füllmund in die Luft hineingebauete Wand oder ein Kraut ohne Wurzeln. Der Menſch muß der Zeit, dem Falle und dem Verhältniſſe angemeſſen denken, nicht aber nach Träumereien ſein Denken einrichten, denn der Finger iſt nicht ſo dick, wie er ſich in einem polirten Stahle ausnimmt. Und darum gibt es einen Spiegel, den der Vernunft und einen zweiten, den der phantaſtiſchen oder täuſchenden Einbildung." Man wird die Neigung der Caſtilianer zum ſprüchwörtlichen Ausdrucke auch in dieſer Sentenz nicht verkennen. Manche Maximen ſind ſehr treffend und mit epigrammatiſcher Schärfe ausgedrückt, z. B. „wer klug

ſeyn will, muß diejenigen Worte, deren alleiniger Zeuge er bleiben will, in ſeinem Herzen begraben. Es iſt ein eitles Verlangen der Leute, welche unvorſichtiger Weiſe etwas ſelbſt nicht verſchweigen können, daß Andere daſſelbe vorſichtiger Weiſe verſchweigen ſollen." — Im Allgemeinen iſt die Sprache der „ergötzlichen Erſcheinung" fließend und elegant genug; denn die Wohlredenheit des Verfaſſers, welcher zu ſeiner Zeit nicht leicht Jemand den Preis ſtreitig machen konnte, ſchmückte und zierte ihre Diction mit einem gebildeten und edlen Ausdrucke. Geläugnet aber kann nicht werden, daß, indem er dem Satz einer Sprache, welcher damals noch der Reichthum und die Mannichfaltigkeit fehlten, die ſie ein Jahrhundert ſpäter gewann, Numerus und Harmonie zu geben ſuchte, ſich ein gewiſſes ſtudirtes Weſen in einer mit der natürlichen Anlage und der üblichen Conſtruction widerſtreitenden Weiſe an den Tag legt. Eben ſo wenig vermochte er den, damals unter den, claſſiſche Bildung affectirenden Gelehrten allgemein verbreiteten Fehler zu vermeiden, in ſeine Rede latiniſirte Worte einzumiſchen. Doch war er im Gebrauche dieſer Worte weit ſparſamer als andere ſeiner Zeitgenoſſen. Im Allgemeinen iſt ſeine Schreibart jedoch blühend, ohne aber weichlich zu werden, gedrungen ohne Dunkelheit und zierlich ohne Mattigkeit. Seine Bilder und Beſchreibungen haben den Anſtrich einer gewiſſen Pracht, ohne dabei ins Phantaſtiſche zu verfallen. Von welcher Seite man de la Torres Schreibeweiſe betrachten und wie man ſie auch beurtheilen mag, ſo darf ſeine Viſion doch unbedingt als eines der anziehendſten Denkmale fortgeſchrittener Cultur der caſtilianiſchen Proſa des fünfzehnten Jahrhunderts betrachtet werden. Ich darf daher meine Leſer der „ergötzlichen Erſcheinung" ſchon etwas näher führen. In dem moraliſchen Traume, dem ſich die Phantaſie des Baccalaureus hingibt, wird ihm unter andern gezeigt, wie der Verſtand auf den heiligen Berg hintritt, und was er von dieſer Höhe überſchauete und erblickte. Ich gebe ein Stück dieſer Beſchreibung. „Die Wahrheit und die Vernunft ergriffen den Verſtand bei der Hand und zogen ihn mit ſich fort in den Garten des Vergnügens. Es erſchien die Wahrheit angethan mit einer Kleidung, welche koſtbarer und theurer war als menſchliche Berechnung zu ſchätzen wußte. So groß war die Gewißheit im Glauben an ihre Ausſprüche, daß einem vernünftigen Menſchen dieſelben zu

läugnen unmöglich fiel. Die Liebenswürdigkeit und das Wohlwollen in ihrem Benehmen war so groß, daß es eine Glückseligkeit war, ihr Aeußeres zu betrachten. Ihre Gestalt und deren Stärke stand im Ebenmaaße mit der Einsicht. Ihre Worte waren so zuverlässig und pflanzten solche Festigkeit ins Herz, daß vor dem Gegentheil keine Furcht und kein Zweifel Statt fanden. In ihrer Rechten trug sie einen Spiegel vom klarsten Diamant, der mit einer Menge von Perlen und kostbaren Steinen geziert war. In der Linken führte sie eine höchst richtige Waage aus lauterm unvermischten Metalle. Die Vernunft war ihr sehr ähnlich, ihre Kleidung war aber glänzender, ohne gerade kostbarer zu seyn. Es war aber mit der Vernunft ein wunderbares Ding; denn zuweilen schien ihr Haupt hinanzureichen bis an den Himmel, dann wieder zu den Wolken und andere Male hatte sie Größe und Gestalt eines Menschen. Ihre Augen schienen eher Sterne, ihre Haare eher Gold und die Gesichter beider Schwestern eher Spiegel als sonst ein vergänglicher Stoff zu seyn. Der Verstand fand ein solches Vergnügen an dieser Anschauung, daß er auf nichts Anderes die Augen wendete. Als jene ihn so außer sich und beinahe halb verdutzt und betäubt erblickten, foderten sie ihn auf, den Wohnsitz und Garten zu betrachten, den sterbliche Menschen noch nicht betreten hatten. Der Verstand schauete umher und fühlte nie geglaubtes und begriffenes Entzücken. Zuerst war es an diesem Orte niemals Nacht; denn Alles war heller Tag; die Sonne schien siebenmal glänzender als gewöhnlich, ohne daß Wolken sie hinderten und hemmten. Die Wärme war so milde, daß sie alle Sinne erfreuete und auf eine gemäßigte und liebliche Weise erquickte. Es war fast wunderbar, daß bei so großer Klarheit weder die Hitze ihr Maaß überschritt, noch eine bemerkliche Kälte sich zeigte. Es waltete vielmehr eine mittlere Temperatur. Ferner waren die Bäume dieses Gartens so fruchtreich, so duftend und schön, und mit so köstlichen und lieblich schmeckenden Früchten bedeckt, daß sie dem denkenden und empfindenden Vermögen Erquickung und Freude gewährten. Mißgestaltene und schädliche Pflanzen waren verbannt von dort; nur unvergleichlich schöne und duftende wurden gepflanzt und gezogen; der ganze Boden des entzückenden Gartens war damit angefüllt. Alle schädlichen, wilden und übelgestalteten Thiere waren verbannt. Nur einige lieblich singende Vögel waren vorhanden. Ihre Stimmen

füllten die Stätte mit englischer Melodie und süßen Gesängen. Mitten im Garten stand der Baum des Lebens und der Erkenntniß des Bösen und Guten. An seinem Fuße floß durch Röhren ein Quell feinsten Silbers, und die Stelle, wo er hinabfiel, bestand gänzlich aus Perlen, Sapphiren und Rubinen. Der Baum trug Früchte, welche allem Hunger ein Ende für immer machten. Das Wasser hatte die Kraft, unersättlichen Durst zu löschen und verlieh ein ewiges und glückseliges Leben. An dieser Stätte gab es nicht Krankheit und Tod, noch Trauer oder Mattigkeit; sondern da war nur Leben, Heil, Freude, Ueberfluß und unerschöpfliche und unabläßige Fülle aller ohne menschliches Elend. Da gab es keine feindselige Nachstellung neidischer und giftiger Zungen, keine gehässige Verfolgung eitler Meinungen, keine höllische Zwietracht noch Bruderzwist, kein schwaches, furchtsames, trauriges Alter, noch Unwissenheit und Schwäche der Kindheit, keinen verwegenen Jugendübermuth noch eitle Hoffnung oder die Traurigkeit der Furcht. Dagegen fehlt es auch an nichts, das schön, recht, vortheilhaft und gut ist. Alles war innige und liebevolle Eintracht, Alles Wohlwollen und ungeheuchelte Freundschaft, aus der Alles hervorgehen muß, was tugendhaft, löblich und wohlgeordnet seyn will. Nachdem der Verstand sich das Alles der Reihe nach angesehen, befragten ihn die Jungfrauen um den Zweck seiner Herkunft. Er erwiederte, wie er ein großes Verlangen und eine, allen Begriff übersteigende Lust nach Wissen habe, dem Endzwecke, um dessen Willen der Mensch geschaffen worden. Er wolle sie um die Gefälligkeit gebeten haben, ihm hierüber eine so gute Gewißheit als möglich zu geben; denn seines Erachtens wären die Mißverhältnisse und die Abscheulichkeiten, in denen die Menschen sich befinden, so groß, daß anscheinend ihre Schöpfung keinen geistigen oder einen von andern thierischen Wesen verschiedenen Zweck habe. Weil unter den Menschen eine größere Unordnung als unter jenen angetroffen würde, so könne er doch die ihm gemachte Mittheilung, daß es einen Gott und eine Vergeltung des Bösen und Guten gebe, nicht eher glauben, bis ihm dieselbe erweislich gemacht werde. Denn er sehe die Gerechten Qualen leiden und elendiglich umkommen, die Tugendhaften verfolgt werden, die Uebelthäter aber bei allen Missethaten belohnt und in Ehren leben, geliebt, reich und auch so sterben ꝛc.

Im ersten Capitel des zweiten Theiles der Vision wird gezeigt,

wie der Verſtand an der Hand der Vernunft die ihm vorher zweifelhaften Gegenſtände deutlicher erkennt. Ich gebe ein Stück der Unterhaltungen zum Beſten, welche die Vernunft und der Verſtand, den erſtere in ihre Häuslichkeit eingeführt hat, pflegen. Die Vernunft fodert ihren Gaſt auf, ihr die Beſtimmung des Menſchen anzugeben und die Zweifel, welche er über dieſelbe hat, vorzutragen. Sie zeigt ihre Bereitwilligkeit, ihm hierauf in beſter Weiſe Beſcheid zu thun, weil ſie eben ſehr gut aufgelegt dazu iſt und Ort und Gelegenheit ihr günſtig ſcheinen. „Der Verſtand ſprach: Geprieſen und für immerdar gedankt ſey Gott, der mich mit ſeinem Lichte erleuchtet hat. Denn ich bin ein ganz anderer als zuvor; es drehen ſich vor meiner Einbildung nicht mehr die phantaſtiſchen Geſichter umher; ich weiß vielmehr, daß es einen glorreichen und ſeligen Gott gibt, welcher der Schöpfer und Hervorbringer aller Dinge ſowie deren Erhalter und Regierer iſt. Desgleichen weiß ich, daß Alles von ihm geordnet iſt und kein Ding die ihm von Natur angewieſene Ordnung übertritt; übereinſtimmend und ohne Wandel ſind alle Einrichtungen. Nur die Menſchheit überſchreitet und erſchüttert die rechten Regeln der Natur; nichts iſt an ihr wohl geordnet und geleitet, noch irgend etwas feſt und ſicher; Alles iſt ungeordnet, ungerecht und veränderlich. An keinem andern Geſchöpfe gewahren wir dergleichen; denn die den Himmel bewegende Intelligenzen, ſowie die Himmel, die Planeten und Sterne bewahren die ihnen von Gott angewieſene Ordnung, desgleichen die Elemente und ſelbſt die Thiere ꝛc. Namentlich bekömmt nun die Geiſtlichkeit ihr Theil. „Und die Vernunft ſprach: welche Unordnungen gewahrſt du im erſten Hauſe (dem von der Heiligkeit verwalteten)? Es ſind, ſprach der Verſtand, der Unordnungen ſo viele, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen ſoll. Allein demzufolge, was du mir geſagt, beſtehet der erſte Fortſchritt des Menſchen darin, daß ſein Verſtand von ſchändlichen Einbildungen gereinigt und geſäubert werde und ſich durchleuchten laſſe von der Gewißheit der Wahrheit, auf daß er nachher Werke vollbringe, welche ſeiner Einſicht entſprechen; denn wenn der Wille der Einſicht folgt, werden die Werke ſeyn wie der Wille. Gewiß iſt es, daß ſie in der Welt auf die beiden Arten leuchten mit dem Verſtande durch Lehre und Hinweis mit den Werken durch Beiſpiel. Wenn du nach der Einſicht fragſt, ſo zweifle ich, ob in der Welt Leute zu finden, welche vom Wiſſen weiter ent-

fernt sind. Vielmehr scheint es, als ob man absichtlich die Dümmsten und Unwissendsten hiezu ausersehen habe. Denn wenn sich hier einmal ein Mensch von einiger Wissenschaft findet, trifft man dagegen auf dreitausend Unwissende; und dahin ist es gekommen, daß sie nur die Wissenschaft achten, welche Geld gewinnen lehrt, so daß es unter ihnen sprüchwörtlich geworden ist, das Wissen oder die Wissenschaft zu verhöhnen, welche kein Geld einträgt, als ob sie überflüssig und unnütz und ihre Kenntniß übrig wäre. Alle ihre Thaten sind abscheulich von der kleinsten bis zur größten. Wo gibt es, frage ich, mehr Unmäßigkeit und Zügellosigkeit in der Völlerei? wo mehr ungetadelte und verwegene Ehebrüche, wo den unerlaubten Gewinn der Simonie? Wo Kirchenschändungen, wo mehr Ausschließungen von der Kirche? — Wo schleichen mehr Lug und Trug der Heuchelei? Wo ist die Frömmigkeit mehr verloren gegangen als unter ihnen? Wo ist so wenig Gewissen, wo so wenige Furcht Gottes?" — Auf die Frage, welche Unordnungen er im Hause der Gerechtigkeit erblicke, erwiedert der Verstand: „Wahrlich es sind deren so viele, daß ich es nicht zu sagen vermag. Denn es ist gewiß, daß, so wie wir in Bezug auf die andere Welt ein Beispiel an denen hatten nehmen können, von denen wir eben sprachen, so wir uns an diesen hier spiegeln können." Dem Verstande kamen hier folgende Abscheulichkeiten vor: „Die höchsten Personen sah ich nach eitlen Meinungen und um ungeordneter und verwegener Gunsterweise willen ihre Handlungen einrichten; ich sah sie sehr empfänglich für üble Belehrungen und geneigt auf fremde Leichtgläubigkeit zu speculiren." Für Wohlthaten sah der Verstand Uebelthaten gespendet und wie er sich genau umschauete, war das ganze Haus angefüllt mit Verrätherei, Trug und heimlichem Uebelwollen, verstellter Freundschaft und traurigem unglücklichen Neide. Schmeicheleien und Lügen ohne Zahl umgeben ihn, offene Fallstricke, zitternde Furcht und Bangigkeit, eitle Hoffnungen, thörichte Einbildungen, boshafte Verfolgungen, Mißgunst und schändlicher Hohn, Sorglosigkeit und Kuppelei waren überall zu erblicken, nebst maßloser Begehrlichkeit, eiteler Prahlerei und Ruhmsucht, welche es auf die Nacheiferung höherer abgesehen hat. Räubern und Uebelthätern ward durchgeholfen. Wo die Gesetze zuerst gegeben worden, sah man dieselben zuerst gebrochen werden; die Stätte der Gerechtigkeit war eine Oede voll Räuberei; alles, was dem guten Leben wi-

verſpricht, war dort anzutreffen. Das Recht beſtand im Beſitze der größern Macht und die Gerechtigkeit war herabgeſunken zur Ohnmacht. Die Geſetze waren den Spinngeweben vergleichbar, in welche die Fliegen und andere Thierchen hineingelockt werden, um dieſelben zu verderben. Der Trug derer im Hauſe der Heiligkeit legte, wie der Verſtand ſagt, ſich darin zu Tage, daß man von einer andern Welt ſprach und dieſelbe dadurch, daß man ſich darum nicht kümmerte, für eine Lüge erklärte, abgeſehen davon, daß man ſich darüber luſtig machte. Die Leute im zweiten Hauſe hatten für den Verſtand den Anſchein von ſolchen, welche ſich wollten dienen laſſen und mittelſt der Geſetze durch Furcht herrſchen, ſowie ſie mit der Annahme ſich begnügten, Alles beſtehe in Geborenwerden und Sterben und darüber hinaus liege nichts. Ueberall zeigte ſich dem Verſtande Widerſpruch. Was die Einen lobten, tadelten die Andern, was die Einen für heilig hielten, war in den Augen der Andern Abgötterei; was Dieſe für Wahrheit erklärten, war in den Augen Jener Lüge. — Alles beſtand in Wahn, Verfolgung, Trug, Ruchloſigkeit, Abſcheulichkeit, Treubruch, Geldgier, Unordnung, Laſter, Unvernunft. Weder konnte man im Meere und auf dem Lande eine ſolche Unzahl von Fiſchen und andern lebenden Geſchöpfen, noch am Himmel ſo viele Sterne erblicken, als hier verſchiedene Lebensweiſen der Menſchen. Deßhalb war dem Verſtande der Schluß nahe getreten, daß die Schöpfung der Menſchen keinen vernünftigen Endzweck gehabt habe; denn einem ſolchen entſprach keine einzige Handlung. — Die Vernunft ſetzt dem Verſtande nun auseinander, wie Alles in der Welt und in der Natur ſeinen vernünftigen Zweck habe und wie es undenkbar ſey, daß der Menſch, welchem die Herrſchaft gegeben worden über Alles, allein einem ſolchen vernünftigen Zwecke nicht dienſtbar ſeyn ſolle. Der Vernunft iſt auch der Grund bekannt, weßhalb die Menſchen ſich einbilden, daß es andere Güter nicht gibt, als diejenigen, welche ſie dafür erkennen. Sie gleichen dem mit dem dreitägigen Fieber Behafteten, welcher alle ſüßen Gegenſtände für bitter hält, oder dem Augenkranken, welchem ſich Alles von einerlei Farbe zeigt. Die Vernunft erſucht den Verſtand, vor allen Dingen feſtzuhalten, daß die Menſchen allerdings eine Beſtimmung haben, aber nur nicht diejenige, nach welcher ſie insgemein zu handeln ſcheinen. Auch ſetzt ſie auseinander, daß das Wohlergehen der Böſen nur ein

ſcheinbares ſey. Alle Menſchen haben ungeachtet des Anſcheins vom Gegentheile einerlei Beſtimmung, wenn dieſelbe auch auf verſchiedene Art erreicht wird, ſo wie Sattler und Waffenſchmiede, obgleich in verſchiedener Richtung beide dem Kriegszwecke dienen ꝛc. Dieſer Zweck des Menſchen iſt: gut leben und handeln und man bezeichnet denſelben als Glückſeligkeit. Zu Erreichung dieſes Zweckes ſchlagen die Menſchen verſchiedene Wege ein, einige verſuchen es auf dem Meere, andere zu Lande ꝛc. und fragt man dieſelben, was ſie dabei bezwecken, ſo iſt ihre Antwort: ein zufriedenes Leben. Indeß faſſen ſie das erſtrebte Glück in verſchiedener Weiſe auf; bei einigen beſtehet daſſelbe in ſinnlichen Genüſſen und dieſe ſetzen ſich ein ſehr untergeordnetes Ziel, denn der Bauch iſt ihr Gott, wie die Schrift ſagt. Andere haben ſich die Befriedigung der fleiſchlichen Lüſte zur Aufgabe ihres Lebens gemacht, noch andere ſetzen die Glückſeligkeit in den Beſitz großer Summen Geldes; wieder andere bemühen ſich, den Leuten die Meinung beizubringen, daß ſie gelehrt oder tapfer, weiſe oder gut ſind, wobei es ihnen nicht ſowohl um dieſe Eigenſchaften ſelbſt als um deren Schein zu thun iſt. Dieſe ſind aber doch in ihrem Streben weit höher als die erſtern. Andere bemühen ſich um Ehre und wie viele ſind nicht für dieſelbe geſtorben ꝛc. — An einer andern Stelle ſpricht die Vernunft ſich über die Leidenſchaften aus, welche manchem Stande und manchem Alter eigenthümlich ſind. Der Jugend eignet ſie die fleiſchlichen Gelüſte. Dieſe iſt auch leicht beweglich und erregbar, was aus phyſiologiſchen Gründen abgeleitet wird, ſie hat eine Neigung zum Wetteifer mit Andern und will gern mehr gelten, als ſie zu leiſten vermag. Alle ihre Handlungen haben etwas Extravagantes. Dem Alter wird der Fehler der Ungläubigkeit zugeſchrieben, der ſeinen Grund darin hat, daß man oft hintergangen iſt; ſodann ſind alte Leute ſehr argwöhniſch und legen alles übel aus, weil ſie ſelbſt ſich häufig irrten und Andere nach dem bemeſſen, was ſie ſelber einſt waren; ſie ſind ferner verzagt und furchtſam; ſie ſind geizig, denn ſie leben nicht in Hoffnung künftigen Glückes, ſondern in der Erinnerung vergangener Uebel ꝛc. Auch Familienangewohnheiten gibt es. So legen die Söhne adliger Geſchlechter großen Werth auf die Ehre; dagegen ſind ſie hochherzig, freigebig, höflich ꝛc. in Folge der erhaltenen guten Erziehung. Die Reichen haben wieder ihre eigenen üblen Gewöhnungen ꝛc. Nachdem

die Tugenden aufgezählt sind, führt de la Torre dieselben auf die vier Cardinaltugenden zurück. Sie treten nacheinander auf und führen Gespräche mit dem Verstande. Die Klugheit eröffnet den Reihen und wird nach ihrer allegorischen Persönlichkeit geschildert. Der Verstand bittet sie um Mittheilung einiger Lebensregeln. Sie willfahrt ihm durch Angabe einer Reihe kerngesunder Maximen, welche meistens treffend ausgedrückt sind. Sie sind zum Theil so tüchtig, daß sie auch noch heute ihre Geltung finden. Nach der Klugheit ergreift die Gerechtigkeit das Wort und läßt sich also vernehmen: So wie die Klugheit die Lenkerin des Verstandes ist, bin ich die Wohlthäterin des Willens, denn es würde nichts helfen, das zu verstehen, was sich gebührt, wenn der Wille das Nämliche nicht auch liebte und diese Liebe des Guten und Wahrhaften heißt Gerechtigkeit; viele thuen die Handlungen des gerechten Mannes, sind aber nicht gerecht, weil ihnen jene Liebe und Willensübereinstimmung fehlt. Was ist Gerechtigkeit anders, als eine stillschweigende und geheime Uebereinkunft und ein natürliches Band, das auf der Unterstützung Vieler beruhet und ein Verbindungsmittel für die menschliche Freundschaft und Geselligkeit ist? Sollte die Redlichkeit in den Fall kommen (so meint weiterhin der Baccalaureus), sich mit einer Lüge retten zu können, so ist es keine Lüge mehr; die Ungerechten werden von den Uebeln überwunden und die Uebel vom Gerechten besiegt. Bemerkenswerth ist, daß dieser mittelalterliche Moralist besonders darauf hinweist, wie Gott nicht blos die schirmt und begabt, welche ihn liebten und wahrhaft an ihn glaubten, sondern auch diejenigen, welche die Götzen verehren und dagegen Gläubige, welche die letztern tyranniſiren, vernichtet. — Von der Tapferkeit kennt der Baccalaureus de la Torre sechs Arten. Etliche sind bürgerlich (civiles) tapfer, welche aus Ehre und Schande kämpfen, weil sie sehen, daß die Tapfern geehrt und die Feigen verachtet sind. Andere sind tapfer aus Furcht, z. B. diejenigen, welche gezwungen mit den Wellen des Meeres kämpfen. Andere haben soldatische Tapferkeit, wobei sie sich auf die Kunst des Kriegführens verstehen. Die vierte Tapferkeit ist die der Wuth, indem viele im Zorne Handlungen verrichten, welche für tapfer gelten. Andere sind tapfer aus Gewohnheit, weil sie z. B. vielen Schlachten beigewohnt haben, wobei es glücklich für sie abgelaufen ist; in dem dadurch erlangten Vertrauen unternehmen sie schwierige Dinge. Andere endlich ha-

ben eine viehiſche Tapferkeit ohne Beachtung der Stärke des Gegners. Die erſten, welche um Ehre und Schande kämpfen, ſind den Tugendhaften ähnlich; allein ganz ſind ſie es nicht; denn viele unter ihnen ſind nur da tapfer, wo man ſie kennt und werden feige ſeyn, wo man ſie nicht kennt. Die zweiten, welche aus Furcht feige ſind, ſind noch ſchlimmer, denn die Tugend muß frei und aus Liebe geübt werden und darf nicht gezwungen noch aus Furcht handeln. Die militäriſche Tapferkeit hält der Baccalaureus für keine eigentliche Tapferkeit, denn dieſe geworbenen und weit hergekommenen Ritter machen ſich, wenn ſie große Gefahren vor ſich erblicken, aus dem Staube, die bürgerlich Tapfern ſiehet man daher in Gefahren mehr ausdauern. Auch die in der Wuth Tapfern ſind dem Verfaſſer nur Wagehälſe und keine eigentlich Tapfern; ſie gleichen dem Werge, welches ſchnell aufflackert und erliſcht. Die Gewohnheitstapfern gelten dem Baccalaureus ebenfalls nicht für wirklich Tapfere; denn wirkliche Tapferkeit ruhet feſt im Herzen und iſt nicht dem Zufalle und dem Glücke hingegeben; auch die ſechsten ſind nicht tapfer, ſondern wie Thiere, weil ſie gar nicht darauf Acht haben, wer ihnen gegenüber ſtehet. Die wahre Tapferkeit erklärt der Verfaſſer demnach für ein Mittelding zwiſchen Kühnheit und Furcht und die größte Tapferkeit iſt ihm der Sieg über ſich ſelbſt und die Ueberwindung der Leidenſchaften. Was hilft es einem Manne, ruft er aus, die Indier des Mittel- oder Nordmeeres überwunden zu haben, wenn er ſelbſt von Zorn und andern Leidenſchaften beſiegt wird? — In Bezug auf die Mäßigkeit empfiehlt unſer Moraliſt, nicht dahin zu arbeiten, überflüſſige Reichthümer, welche die Quelle von Trauer und Mühſal ſind, zuſammenzuhäufen, ſondern nur dahin zu trachten, kein Bettler zu ſeyn, noch in große Noth zu gerathen, weil die menſchliche Natur ſich gegen das Uebermaaß der Noth wehrt. Man ſoll nicht mit Rohheit und Unempfindlichkeit vor Vergnügungen die Flucht ergreifen, aber dieſelben auch nicht mit ungemeſſener Luſt verfolgen ꝛc. Dann folgen wieder eine Menge kurzer Sätze, in denen der Verfaſſer die Regeln ſeiner Lebensklugheit vorträgt. Dein Leben, ſagt er unter andern, ſey beſſer, als dein Geſicht; ſäe deinen Ruhm nicht an, pflüge den des andern nicht ab; ſey langſam im Zorn, im Mitleiden aber raſch ꝛc. Die Sprache dieſer vision deleytable hat etwas Kernhaftes und Würdevolles und einen geſunden Gliederbau. Zum

philoſophiſchen Ausdrucke ernſter Wahrheiten zeigt ſie ſich ſehr gefügig und läßt ſchon ahnden, wie ſehr ſie dem Vortrage auf dem Predigtſtuhle entgegenkommen würde.

Der heilige Vicente Ferrer und ſeine Predigtgabe.

Es iſt hier der Ort eines Wundermannes zu gedenken, welcher kraft der ihm von Oben eingegoſſenen Gabe der Beredſamkeit durch ſeine Predigten unglaubliche Erfolge in Spanien und andern Ländern hervorrief. Dieſer Mann war der Dominicaner Vicente Ferrer aus einer angeſehenen Familie zu Valencia, geboren 1346 oder 1357 und geſtorben am 5. April 1419. Obgleich er mehrere Schriften in lateiniſcher Sprache hinterlaſſen [1]) und ſich dieſer zu ſeinem ſchriftlichen Ausdrucke allein bedient zu haben ſcheint, ſo hat er doch beim Predigen keine andere als die ſpaniſche Sprache gebraucht und zwar den Dialect ſeiner Vaterſtadt. Dieſer liegt zwar nur neben dieſer Betrachtung, allein ich benutze gern die Veranlaſſung auf ein Phänomen aufmerkſam zu machen, an welchem die Gabe der Sprachen, wie ſie am erſten Pfingſtfeſte erſchien, der neuern Zeit in einer begreiflichen Geſtalt ſich wiederholen zu wollen ſchien. Schon als Knabe zeigte er eine vorherrſchende Neigung zum Predigen, die er dadurch bethätigte, daß er ſeinen Spielkameraden angehörte Predigten vortrug. Unter eifrigen Studien der theologiſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften übte er ſich bei anhaltender Frömmigkeit im Gebete und ſtrenger Abtödtung der Sinne. Aus der Stille ſeines Kloſters an den päpſtlichen Hof zu Avignon gerufen, wo ſein Landsmann Peter von Luna als Benedict XIII. auf dem hierher verſetzten Stuhle Petri ſaß, bekämpfte er mit allem Nachdrucke ſeines Eifers durch Wort und Beiſpiel das herrſchende Sittenverderbniß. Benedict XIII. wollte den heiligen Mann zur Würde eines Cardinales erheben, konnte aber von deſſen Demuth niemals die Zuſtimmung dazu erhalten. Er betrieb vielmehr mit allen

---

1) Predigten — Briefe vom geiſtlichen Leben — Troſt in Anfechtungen u. ſ. w.; bei Obigen bin ich Görres gefolgt.

Kräften seine Entlassung, um seinen Beruf als Missionär zu erfüllen. Er erhielt endlich dieselbe. Unermüdlich durchzog nun der heilige Mann in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens alle Provinzen seines Vaterlandes, Südfrankreich, Savoyen, Burgund, die Picardie, Normandie, Poitou und Bretagne. Durch die Lombardei nach Genua vorgedrungen, ward er von seinem Könige[1]), den er mit acht andern Wahlmännern zum Throne erhoben, heimberufen und kehrte über die Balearen nach Aragonien zurück. Von Heinrich IV. nach England berufen, besuchte er auch die britannischen Inseln. Wohin er sich wendete, zogen ihm Fürsten, Bischöfe, Prälaten und der ganze Clerus unter Gesängen entgegen und er ritt dann in aller Demuth inmitten des Prachtzuges daher. Kam er in eine Stadt, so feierte Alles von der gewöhnlichen Arbeit, während er predigte. Kein Handwerker, der nicht, um sein Zuhörer zu seyn, freudig seine Werkstatt verlassen hätte. Das Verlangen, ihn zu hören, steckte selbst die Kranken an, die nur mit Mühe in ihren Betten erhalten werden konnten. Er selber war rastlos. Nur fünf Stunden Schlaf gönnte er sich. Dann las er Messe und ging an das Tagewerk. Große Volksmassen umgaben ihn überall, vom Verlangen, seine Predigt zu vernehmen und unter seiner Leitung Uebungen anzustellen, zu einander geführt. Man zählte oft über 80,000. Er wählte bei solchen Gelegenheiten Priester, welche für die Bedürfnisse dieser Leute zu sorgen hatten, indem sie Beicht saßen, Bußzüge anordneten und den Dürftigen Almosen spendeten. Auch Notare fanden sich im Zuge, um die von Ferrer gestifteten Versöhnungen und Vergleiche auf der Stelle zu verbriefen. So eindringlich war sein Wort, daß man die Anzahl der von ihm bekehrten Lasterhaften im Allgemeinen auf 100,000 angibt. Allein 25,000 Juden bekehrte er zum Christenthume und weihete ihre Synagogen in Kirchen um. Durch ihn wurden auch 8000 Sarazenen dem Christenthume gewonnen. Sein Wort gestaltete sich zum Grundsteine vieler Klöster, Hospitäler, Brücken und anderer gemeinnütziger Anlagen. Keine Stadt, die er besuchte, blieb ohne Zeugniß von der Macht seines Wortes. Unzählbar wurden all-

1) Derselbe Ferdinand, welcher bei der Regierungsgeschichte Königs Johann II. von Castilien während dessen Minderjährigkeit er sich als Mitregent auszeichnete und schon mehrmals rühmlich erwähnt wurde.

mählich die Fälle, in denen er den Lauf alter Blutrache unterbrochen und der blutigen Folge von Wechſelmorden Gränzen ſetzte. Die Zahl der Buhldirnen, Kuppler, Mörder, Seeräuber, Wucherer, Gottesläſterer, welche er zur Erkenntniß ihrer Verbrechen genöthigt, ſchlägt man allein auf 40,000 an. Begreiflich wars, daß er alſo wirkte. Denn mit eigener Heiligkeit, welche als hinreißendes Vorbild vor die Beobachter hintrat, verband er jene allgewaltige Beredſamkeit, die eben ſo durch den Ernſt des Inhaltes, wie durch den Glanz des Vortrages ausgezeichnet war, und in welchem die Würde, das Feuer, die anregende Kraft, die überfluthende Gewalt, ſo wie die Fähigkeit zum ſprachlichen Faſſen göttlicher Dinge und Gedanken, welche dem ſpaniſchen Idiome beiwohnt, zu voller Anſchauung kam. Durch ſeine Feuerreden angeregt, glaubten die Hörer nicht einen Menſchen, ſondern einen Engel des Himmels zu vernehmen. Die heilige Schrift und das Zeugniß heiliger Männer waren ihm für alle Fälle gegenwärtig. So überraſchte er durch Reichthum überzeugender Belege, während er durch einwohnende Kraft erſchütterte. Sein Organ gehorchte durchaus ſeinem Willen und ſtellte ihm nach Bedarf des Augenblickes ſcharfe, ernſte, weiche, immer aber ergreifende Töne zu Gebote. Die Thränen kamen ſeinen Hörern ſchon, wenn er kaum begonnen. Redete er aber vom jüngſten Gerichte, vom Leiden des Herrn und von den Höllenſtrafen, ſo brach oft alles Volk in ſolch' ein Weinen und Schluchzen aus, daß er oft lange Zeit inne halten mußte. Wunderbar erſchien hierbei, daß die entfernten Hörer, welche oft wegen der Unzahl der Gegenwärtigen in großem Abſtande von Ferrer ſich befanden, ihn nicht minder deutlich als die nahe Anweſenden verſtehen konnten. Das Wunderbarſte war und erinnerte an die Apoſtel, daß er immer nur die Sprache ſeiner Vaterſtadt Valencia redete und darin, in welcherlei Lande er auch auftrat, von deſſen Angehörigen wohl verſtanden ward. Die Anweſenden bedäuchte es, ein jeder vernehme nur ſeine Landesſprache und ſtaunte (wie die Apoſtelgeſchichte von den erſten Heidenboten meldete) die Menge, weil ſie ein Jeglicher in ſeiner Sprache ihn reden hörten. Da mochte es wohl geſchehen, daß es herging, wie am erſten Pfingſtfeſte. Und ſie entſetzten ſich Alle und verwunderten ſich, indem ſie zu einander ſagten: „Sind nicht Alle dieſe, die da reden, Galiläer? Und wie hören wir ein Jeglicher in unſerer Sprache, in der wir geboren ſind, Parther und Meder und Ela-

miter ꝛc. Wir hören ſie in unſern Zungen reden von den großen Thaten Gottes.“ Ferrers Zuhörer legten am Ende jeder Predigt wirklich das laute Zeugniß ab, wie ſie jedes Wort verſtanden, als hätte er in ihrer Sprache geredet. Mit dieſer Sprachengabe war ihm eine ſolche Macht über die Gemüther gegeben, daß er dieſelben im Nu umzuwandeln wußte. So begab er ſich einſt im Dauphiné in ein Thal, bewohnt von Banditen, Mördern und Räubern, die ſchon viele Prediger ermordet, welche man ihnen geſendet, und wandelte ſie binnen einigen Tagen ſo um, daß man das Thal, welches zuvor Unflaththal geheißen, Reinthal nannte. Viele Einſichtigen unter ſeinen Zeitgenoſſen, wenn ſie ſeine Gaben und die Löblichkeit und Frömmigkeit ſeines ganzen Lebens erwogen; wenn ſie die um ihn ſich dringenden Maſſen des Volkes betrachteten, das ſich glücklich ſchätzte, ihn nur zu ſehen, und überglücklich jeden pries, dem es vergönnt war, ihm die Hand zu küſſen; wenn ſie die Werke ins Auge faßten, die er wirkte, jene Macht, welche über die Gemüther ihm zu Gebote ſtand, wenn ſie die Wunderzeichen, ſo von ihm ausgingen, überlegt, urtheilten daher: Nach den Apoſteln der früheſten Zeit des Chriſtenthums ſey keiner geweſen, der ihm gleich gekommen, viel weniger aber Einer, der ihn übertroffen. Sie hatten wohl nicht Unrecht, ſagt Görres, keiner hatte wohl in ſolchem Umfange von dem Verſprechen Gebrauch gemacht, das dort Jedem gegeben worden: So er den gleichen Glauben mitbringe, werde er Gleiches, ja noch Größeres zu üben vermögen. — Papſt Calixt III. canoniſirte im Jahre 1455. dieſen evangeliſchen Sendboten. — Von dieſer Abſchweifung an den Hof Johanns II. von Caſtilien zurückkehrend, ſetze ich die Muſterung der vornehmen Poeten und Dichter fort, der ich durch dieſen Abſtecher in das Wundergebiet die nothwendige Abwechslung gönnen mußte, wenn ſie nicht durchaus eintönig werden ſoll.

Alvar Garcia de Santa Maria, Alfonſo Alvarez de Villaſandino und Francisco Imperial.

Von dem redlichen und weiſen (wie ihn Fernan Perez de Guzman in einer Zuſchrift nennt) Alvar Garcia de Santa Maria, einem Bruder Cartagenas und einem Sohne des Biſchofs

Paulus von Burgos, königl. Staatsrathe von Caſtilien, welcher auch die nachmals von Perez Guzman vollendete Chronik Johanns II. (vom Jahre 1406—1420) geſchrieben hat, und ſich auch mit verſchiedenen Gedichten in die Reihen der Hofpoeten ſtellte, habe ich alles Suchens ungeachtet, nichts zu Geſichte bekommen können. Auch bei dem erſten Ferdinand von Aragonien galt er viel. Beſſer ergehet es mir ſchon mit den Poeſieen des Alfonſo Alvarez de Villaſandino, auch de Illescas genannt, den der Marquis von Santillana in ſeinem Sendſchreiben als einen großen und fruchtbaren decidor, alſo nicht als Dichter, bezeichnet und welchem der mehrmals erwähnte Gonzalo Argote de Molina den allerberühmteſten Dichter ſeiner Zeit nennt, deſſen Werke ſich ſchon zu Molina's Zeit im Escurial befanden. Er dichtete auch im galiciſchen Dialekte. In der bald zu erwähnenden Sammlung des Baena nehmen dieſelben den erſten Platz ein, wobei ihn Baena als einen berühmten Dichtermeiſter und Beförderer dieſer Kunſt bezeichnet. Molina nennt wegen der vorzugsweiſen Berückſichtigung Villaſandinos den cancionero des Baena auch den cancionero des Villaſandino. Er blühete unter den Regierungen Johanns I., Heinrichs III. und Johanns II. Auf das Ableben der beiden erſten dichtete er Trauergeſänge, begleitete auch den Infanten Ferdinand nach Aragonien, als derſelbe den Thron dieſes Landes beſtieg. Er war, wie es ſcheint, zweimal verheirathet. Vom Glücke beſonders begünſtigt darf man ſich dieſen Dichter nicht denken. Seine Gedichte ſollen häufig poetiſche Bettelbriefe ſeyn. In einem derſelben an die Königin Catharina erbittet er ſich ein Geſchenk, um ſich in Illescas aufkaufen zu können. Hieraus ſchließt man, daß der Dichter zu Illescas ſein Heimweſen gehabt und davon ſeinen zweiten Namen erhalten habe. Die Bittſchreiben um Geld und Geſchenke ſind auch an andere Könige und Große gerichtet, z. B. an den König Ferdinand von Aragon, den er, wie obgedacht, nach Saragoſſa zu deſſen Krönung begleitete. Wegen der Eile, womit gereist wurde, fiel dem Dichter ſein Maulthier. Er richtete ſogleich einige Strophen an den König, worin er um eine Gabe bat, ſich ein anderes erkaufen zu können. Die mir zu Geſicht gekommenen Gedichte Villaſandinos zeichnen ſich durch eine leichte, geſchmeidige Verſifikation und anmuthige Empfindung mit Gedankenfriſche aus. Gelehrten Prunk verſchmähet er durchaus. Deßhalb iſt er für den Marquis von Santillana auch

nur gran decidor, aber kein Dichter (poeta). Würdig und einfach ist das Loblied auf die Jungfrau Maria, womit Baenas Liedersammlung anhebt. Die mystische Tiefe der Vorstellung einer Gottesgebärerin, und das unergründliche Geheimniß der in ihr vollzogenen Menschwerdung des Wortes erscheint hier in dem unbefangenen Liede noch so wenig Gedankenanstoß zu erregen, daß davon mit einer beispiellosen Objectivität die Rede ist, gleichsam als könnte es nicht anders seyn. — Ebenso einfach ist ein Liebeslied, welches den Gedanken wiedergibt: Seit ich von dir mich trennte, o Licht meiner Augen, sah ich um der Treue willen, welche ich dir schulde, keine Freude; so große Nöthen litt ich, leide ich, gewärtige ich zu leiden, daß, wenn ich dich nicht sehe, ich nicht weiß, was aus mir werden soll. — In dem schon bei Erzählung von Alfonso des Weisen Verdiensten um die spanische Poesie erwähnten Lobgedichte auf die Stadt Sevilla findet man bereits die Anklänge zu den prachtvollen Vergleichungen, welche bei Calderon in unabläſſiger Fluth und Aufeinanderfolge oft durch mehre Seiten dahin rauschen. Er nennt die Stadt einen Quell großen Wunders, einen Garten süßen Duftes, einen kaiserlichen Aufenthalt, ein reiches schönes Gefäß. — In ihr sind die Elemente Wasser, Erde, Feuer und Luft, Reichthum und Lieblichkeit, Ueberfluß und üppige Fruchtbarkeit. Lob und Preis dem heiligen Könige Don Fernando, der diesen Grund gewann! Im Paradiese muß wohl wohnen, wer im Kriege mit den Mauren [1]) so reiche Schätze gewann und zugleich so vieles Land und die Stadt, welche in der Welt die glänzende, die überaus glückliche, welche Gott liebte und liebt, geheißen wird. Glanz und Klugheit, Tapferkeit und Ritterlichkeit, große Reinlich-

1) Eine Bemerkung, zu welcher auch schon früher Anlaß vorhanden war, die aber an jeder andern Stelle, weil sie nur gelegentlich gemacht wird, eben so gut Platz finden kann, mag in Bezug auf die Benennung Moro hier stehen. Alte und neue Uebersetzer spanischer Schriften haben das Versehen begangen, das spanische Wort Moro mit Mohr zu übersetzen, während der Mohr im Spanischen Negro oder Ethiope genannt wird. Lächerlicher Weise veranlaßte dieser Uebersetzungsfehler den geistvollen Chodowiecky die Zorayda schwarz darzustellen, obschon Cervantes sagte, daß ihre Hände weiß wären wie Schnee. Moro heißt im Spanischen in der Regel nur ein afrikanisirter oder hispanisirter Araber, Saracene, Maure. Zu vergleichen ist übrigens die oben zu Berceos Gedichte: Der Schmerz der Jungfrau, gemachte Bemerkung.

keit und Fröhlichkeit herrscht unter ihrer Bevölkerung, deßhalb muß wahrlich alle Welt eine so vollendete Stadt im Munde führen ꝛc. — Auf den Tod König Heinrichs III. verfaßte Villasandino einen Trauergesang. Da dies Gedicht wohl um die wirkliche Zeit des Todes entstanden seyn mag, so kann man daraus folgern, daß Villasandino schon mit dem Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts ein rüstiger Dichter war. Der gar mächtige König von Castilien, sagt der Dichter, konnte in der Welt nicht erreichen, daß er ein Vergnügen ohne Beschwerde, eine Freude ohne Makel genoß. Schauet, wie wir ihn hier im kleinen Häuslein erblicken, auf der Todtenbahr vor dem Chore aufgestellt, seine mächtige Herrschaft, sein reicher Schatz vermochten ihn nicht vor dem Abrufe zu sichern. Seine zahlreichen Beamten und Diener, welche einst an seiner Seite auf die Welt herabsahen, müssen sich nun auf eine neue kluge Kunst legen und bitten jetzt da, wo man sie ehedem gebeten. Sorgenvoll und in der Ferne stehend, sprechen sie: nun ist die Zeit unseres Mangels vorhanden; viele Drangsale haben wir eingetauscht und werden von der Welt nunmehr verspottet ꝛc. Trügerisch ist das Glück dieser Welt, denn ihr sehet es vergehen; deßhalb sollte sich Niemand mühen um großen Reichthum oder ansehnliche Herrschaft, denn ich sehe daraus keine bessere Frucht hervorgehen, als aus der Sorgfalt im Vollbringen guter Werke und Uebernahme von Entbehrungen zu Theil wird, denn alles Uebrige hat wenig Werth. Deßhalb, ihr Herren, möchte ich gern, daß ihr sehet, wie der Spott sich über Alles verbreitet ꝛc. — Solche und andere, jetzt freilich seit langer Zeit trivial gewordene, übrigens sehr gut gemeinte Betrachtungen konnten an Johanns II. Hofe, wenn sie nur in fließenden Versen vorgetragen worden, auf einige Beachtung sich Rechnung machen und den guten Baena mit Enthusiasmus für den Dichter erfüllen. Wie ein echter Troubadour weihete Villasandino seine Muse auch den Empfindungen anderer, indem er diesen den poetischen Ausdruck verlieh, dessen die Empfindenden nicht selbst mächtig waren. So befinden sich in Baena's Sammlung drei Lieder unseres Dichters, welche die Liebe des Grafen Pedro Niño de Buelna, von dem noch ausführlich die Rede seyn muß, zu der Doña Beatriz zum Gegenstande haben. In den Ueberschriften ist angegeben, daß Villasandino dieselben bei verschiedenen Anlässen auf Bitten des Grafen für dessen Geliebte verfasset. Die Lieder sind aber so ein-

gerichtet und der individuellen Veranlaſſung ſo fern gehalten, daß man ſie jedem andern Liebhaber bei jeder beliebigen Gelegenheit an die erſte beſte Geliebte in den Mund legen könnte. Denn ſie enthalten nur allgemeine Liebesklagen und die gewöhnlichen Vorwürfe, welche ein ſchmachtender Liebhaber ſeiner Geliebten macht.

Zu den verſchollenen Dichtern gehört auch der Meiſter Francisco Imperial, von deſſen Ruhme der Marquis von Santillana ſo viel Aufhebens macht und den er einen Poeten nennt, weil ihm Troubadour zu gering däucht. Der Name dieſes gefeierten Dichters wird von dem oft genannten Hiſtoriker Argote de Molina bei einer ſehr romantiſchen Gelegenheit genannt. Der berühmte Tamerlan überſandte mit andern Geſchenken, welche er König Heinrich III. von Caſtilien verehrte, demſelben auch zwei ſehr ſchöne Damen, welche in der Schlacht von Ancyra als Kriegsbeute in ſeine Hände gefallen waren, und welche ſich in Spanien Doña Angelina de Grecia und Doña Maria de Gomez nannten[1]). Die erſte wurde, als eine der ſchönſten Frauen ihrer Zeit, von den Hofdichtern in Caſtilien um die Wette poetiſch verherrlicht. Unter ihren Huldigern befand ſich auch Meiſter Francisco, ein zu Sevilla wohnhafter genueſiſcher Ritter, von deſſen Lobgedichte in Villaſandinos (Baena's) Liederbuche einige Strophen erhalten ſind, welche in ſogenannten Halbverſen zierlich verſchlungene Worte glatt abrollen laſſen. — Um mich mit den nämlichen Verſicherungen der Verſchollenheit nicht zu wiederholen, muß ich hier rückſichtlich der übrigen poetiſchen Zeitgenoſſen des Marquis von Santillana, welche derſelbe in ſeinem Sendſchreiben anführt, die allgemeine Bemerkung abgeben, daß ich zwar hin und wieder etwelche nähere Bruchſtücksnotizen über deren äußeres Leben beibringen könnte, aber über ihre Poeſieen gar nichts auszuſagen vermag, weßhalb ich auch jene Notizen, welche ohnehin

---

1) Auf dem Grabſteine der Angelina in der Kirche zu Segovia, welchen Argote de Molina ſah, war zu leſen, daß ſie die Tochter eines Grafen Juan und Enkelin eines ungariſchen Königs, ſo wie Gemahlin des Diego Gonzalez de Contreras geweſen, welcher regidor von Segovia war. In die Donna Maria dagegen verliebte ſich Payo Gomez, Heinrichs III. Geſandter an Tamerlan, der ſie nach Sevilla übergebracht hatte. Der König nahm dieſe nicht ohne Folgen gebliebene Liebſchaft ſehr übel und Gomez mußte über Galicien nach Frankreich entfliehen. Später verzieh ihm ſein Herr und er vermählte ſich förmlich mit der Donna Maria.

für dieſe Literaturgeſchichte wenig Werth haben, für mich behalte. — Es fällt dagegen auf, daß der Marquis manchen ſeiner Zeitgenoſſen, welche die Nachwelt ehrend auszeichnete und von denen ich bereits mehrere nannte, nicht mit aufführt. Vielleicht, daß ſeine befangene Kritik den poetiſchen Hervorbringungen dieſer Männer vollen Sitz und Stimme am Hofparnaſſe nicht zugeſtand.

Poeſieen des Diego de San Pedro.

Unter dieſen Ungenannten befindet ſich auch Diego de San Pedro, Alcalde zu Valladolid, welcher in zwölfſylbigen Verſen ein Gedicht unter dem Namen: Die Thränen (llantos), verfaßte. Er richtete daſſelbe an den König Johann II. Pellizer lobt in ſeiner Geſchichte des Geſchlechtes der Sarmientos dieſes Gedicht ſehr. Ich bedauere ſehr, den carcel de Amor (Gefängniß der Liebe), ein Werk dieſes Dichters in Proſa nicht geſehen zu haben. Daſſelbe iſt nach dem, was Dieze in den Anmerkungen zum Velasquez darüber beibringt, ein unterhaltender Roman. Auch Sarmiento (§. 812.) bekam dies ſeltene Buch nicht zu Geſicht. Mir ſind nur einige von Diego de San Pedros Gedichten bekannt, welche in Liederbüchern abgedruckt worden. Die Lieder der Liebe, welche der ſo reumüthige Dichter ſang, ſind ſpezifiſch von denen ſeiner zahlreichen Zeitgenoſſen, die derſelben Saite ſo viele Klänge zu entlocken wußten, wenig verſchieden. Er lebt in Freude, Furcht und Schmerz, in Schmerz, weil er die Geliebte nicht ſehen kann, in Furcht, weil er ſie zu verlieren beſorgt, in Freude, weil er liebt. Er iſt und beſtehet und bezeugt es, aber in zwei getrennten Stücken, den Leib hat er bei ſich, die Seele aber weilt bei der Geliebten. Weil er ihr gehört, fühlt er Freude, dieſer verſchwiſtert ſich aber Bangigkeit, weil er ſie nicht auch ſiehet; in dieſem Nichtſehen beſtehetſein Verluſt, und im Verluſte ſein Schmerz. So lautet der Inhalt eines von Diego's Liedern. In einem andern ſitzt er einſam auf ſeinem Landgütchen; die Stärke ſeiner Sehnſucht zermartert ihn; mit ſchwerem Kummer wird ſie ihm das Leben verkürzen, denn alle Hoffnungen haben ihm das Widerſpiel gehalten,

niemals brachten ſie ihm des Heiles Gewißheit, nicht Thränen, nicht Glaube, nicht Wahrheit konnten ihm helfen, nur im Tode thut ſich ihm der Freiheit Hoffnung auf. — Ein anderes Lied kündigt Amorn den Gehorſam auf und drohet ihm Abfall des langen Dienſtes ungeachtet, da er ſo übel das Viele vergilt, was der Dichter an ihm gethan; ich habe dir, zürnt er, in meinem Herzen ein feſtes Haus des Glaubens errichtet, um mich dir ganz zu ergeben, nahm ich von mir ſelber Abſchied, in Hoffnung deiner Belohnungen ſah ich niemals mich frei. Er klagt, daß Amor ihm feindſelige Gaben gewährt und durch ſeine Gläſer ihm nur das Uebel habe ſehen laſſen, das er ſeinetwegen erleide. — Auf eine beredſame und eindringliche Weiſe wirft er in den an eine Hofdame der Königin Iſabella gerichteten Verſen: Dama, que my muerte guia dieſer Geliebten ihre Grauſamkeit vor. Er zeigt ihr, wie zerriſſen und öde es um ihrer willen in ſeinem Innern ausſiehet, ſo daß er die Gewißheit daraus entnehmen muß, ſie habe es auf ſeinen Tod abgeſehen. Er wirft ſich ſeine Sünde vor, daß er ſie wie ſeine Gottheit angeſehen, macht ihr aber den Vorwurf, daß ſie alle ſeine vergötternden Huldigungen nicht gerührt hätten und nichts ihr genützt habe. Er rückt ihr die Vergeblichkeit ihrer Verſprechungen vor, wenn er ſie liſtig findet, um zu betrügen, klug, um zu ſchaden, ſchön, um zu verletzen. Er hält ihr vor, wie ſein Glück ihr beſchwerlich, ſein Leiden ihr lächerlich geweſen. Je mehr er ſich ihr zu eigen gemacht, deſto weniger Erquickung ſey ihm zu Theil geworden. Nach andern Vorwürfen hält er es für gerathener, ſobald als möglich, wenn auch bedeckt mit Wunden, aus dieſem Handel herauszutreten, als ſpäter darin wohl gar den völligen Tod zu finden. — Sehr ſinnreich ſind die Complimente, welche er einer ſchönen und lieblichen Dame ſagt; zum Theil aber unüberſetzlich, weil das Wort gracia, welches im Spaniſchen Lieblichkeit und Anmuth bedeutet, zugleich die göttliche Gnade bezeichnet und die Anwendung beider Bedeutungen dem Dichter Anlaß gibt, in ſpaniſcher Uebertreibung die Schöne zugleich als künftige Himmelsbürgerin im vollen Gnadenlichte zu betrachten und ſich für unwürdig der Kühnheit zu erklären, ihr Lob hienieden zu verkündigen. — In dem Gedichte: Si muestro contenta miento ſucht er auf eine fein ſinnige Art denen, welche ihn im Verdachte hatten, heimlich einer gewiſſen Dame zu huldigen, dieſe Meinung auszureden und den etwa dazu Anlaß gebenden Beobachtungen

eine andere Deutung unterzulegen. — In einem Oſterſonntagsliede macht Diego de San Pedro die Bemerkung, daß Gott zwar an dieſem Tage die trauernden Seelen erlöſet, die ſeinige aber in dem Feuer, worin ſie brenne, belaſſen habe. Um ſeine Qualen zu erhöhen, habe Gott die Verfügung getroffen, daß die Noth aller befreiten Seelen noch auf die des Dichters gelegt werde. — In dem Liede: señora, en quien he mirado ſtellt der Dichter ſeiner Dame vor, wie er vordem wohl viele Schönen im hohen Style beſungen. Wie große Schönheit Gott denſelben aber auch mitgetheilt haben möge, ſo finde der Dichter doch nun, daß deren vereinigte Schönheit in der angeſungenen Dame zuſammentreffe. Er erachtet ſich deßhalb zu ſchwach, alle dieſe Gaben zu preiſen und wünſcht ſich dazu eine andere Sprache (Zunge). Da aber kein Sterblicher das richtige Lob zu ſpenden vermag, ſo will der Dichter das Lob der Dame Dem überlaſſen, der ſie ſchuf. — In dem Liede: Pues no sufre lo que siento vermag der Dichter ſeinen Schmerz nicht länger an ſich zu halten und bittet die Geliebte um das Erbarmen, ihr denſelben anvertrauen zu dürfen. Er zeigt ihr, wie ſchrecklich es iſt, wenn er keine Mittel finden kann, um zu leben, keine Kraft, um zu dulden, keine Macht, um zu vergeſſen. — Einſt hatte der Dichter in einem Handſchuhe einer Dame einen Liebesbrief zugeſteckt. Sie hatte die Rückſichtsloſigkeit begangen, denſelben einigen Rittern zu zeigen, die ihr den Hof und ſich nun über den Dichter luſtig machten. In dem Liede: Dama tan poco constante macht Diego der Dame über dieſes Benehmen Vorwürfe. Er zweifelt an ihrer vollkommenen Güte, weil gute Frauen dergleichen nicht übers Herz bringen können. In dem Liede: Pues my propria piedad legt er einer Zigeunerin, welche er damit an die Geliebte ſendet, die Abſicht in den Mund, dem Trauernden, welcher ſeine Freiheit eingebüßt, dieſelbe durch Diebſtahl wieder zuwenden zu wollen. Die Zigeunerin muß die zu Beſtehlende noch beſonders bitten, den Diebſtahl geſchehen laſſen zu wollen. — An einem Faden, den ihm ſeine Dame gegeben, knüpft der Dichter in dem Liede: El hilo, que en este dia die Betrachtung, daß ſie ihn damit gefeſſelt habe. — Die ausführlichſte ſeiner im allgemeinen Liederbuche aufbewahrten poetiſchen Productionen iſt ein Gedicht, überſchrieben: Des Glückes Verachtung, worin er bei gereiftem Verſtande die Einſicht gewonnen zu haben zeigt, wie er bisher durch eitle Werke und leichtfertige Schriften die Zeit

vergeudet. Er legt das Geſtändniß dieſes ſeines Irrthumes ab und fährt ſodann fort, ſeine Schriften einzeln zu verdammen, vor allen andern den carcel de amor, der dem Liebhaber ſo ſehr zuſagte, dem Munde ſo ſüß war und ſolch' einen Raum für die Sünde darbot. Der Dichter will beim Leſen dieſes Werkes ſelber zu ſeinem Schaden empfunden haben, eine wie tödtliche Feindin die Sprache für die Seele ſeyn kann. Ferner bereuet er die Irrthümer, welche er einem „sermon" beigegeben, wobei ihn Amor geführt und die Blindheit den Irrthum nicht habe entdecken laſſen. Sodann gereuen ihn ſeine Liebesbriefe, welche ſeine Ankläger vor Gott ſeyn werden. Hierauf kommt eine cancion an die Reihe der Verwerfung; es folgen dann die Romanzen, in welchen er Waffen erblickt, mit welchen dereinſt auf ihn ſelbſt wird gezielt werden. Aber du, ſo fährt der Dichter fort, ewiger Vater, ſey mein Rath und meine Zuflucht durch deine allgemeine Verzeihung; ohne die göttliche Gnade würde ich nicht wiſſen, was ich ſagen ſoll; da du, heiliger Gott, der Güte Quelle biſt, ſo gefalle dir, o Herr, mich wegen der Vergangenheit loszuſprechen und mir in der Gegenwart Hilfe zu gewähren." Er fühlt, wie verkehrt es iſt, das Glück zur Gebieterin und die Vernunft zur Sklavin zu machen und begreift nicht, wie unſer Verſtand ſich ihm unterzuordnen vermag. Nicht ſeine Stärke, ſondern unſere Schwäche macht uns dem Glücke unterthan. Wenn wir, wie ſeine Gefangenen, uns finden, ſo iſt es, weil alle unſere Motive ein lahmes Ziel haben; wir leben in dem, was uns ſchadet und ſind ſchwach in dem, was die Ehre erfordert. Wenn wir auch einſehen, wie es unſerer ſpottet, ſo gehen wir ihm doch vermöge unſerer Eitelkeit nach und geben auf, was wir hoffen. Wer kann aber, wenn er wirklich weiſe iſt, ein ſo verkehrtes Geſetz befolgen? Wem es gefällig zu ſeyn ſich ſtellt, dem gewährt es ſeine Scheingüter, damit er mit Unterpfändern des Todes ſich bereichere. Fliehen wir daher ſeine eitle Beglückung, fliehen wir ſeine Thorheit ꝛc. Das Glück wendet uns ſtets ein falſches Geſicht zu; es ſchmeichelt, um grauſam zu ſeyn; es gleichet dem Thiere, welches mit der Bosheit auf der Lauer nur vor den Augen ſchmeichelt ꝛc. Der Kluge begehrt und verlangt nicht nach den Gütern, welche das Glück ihm bieten mag. Alles muß ein Ende nehmen und zu Staube werden, deßhalb iſt Gewinn nicht Gewinn und Verluſt nicht Verluſt. Das Leben ſchließt kein wahres Vergnügen in ſich. Die Erfahrung und

Geſchichte lehren es. Der Dichter ſchildert dem Glücke gegenüber die Vortheile der Armuth. Das Glück verſpottet ſowohl diejenigen, welche es emporhob, als diejenigen, welche es unten ließ. Reichthum und Ehre zu erſtreben wäre ein gut Ding, wenn zwiſchen Noth und Tod eine Spanne Zeit wäre, derſelben zu genießen. Was hilft es, mit Reichthümern das Leben zu verbeſſern, aus deſſen Mitte uns der Tod hinwegruft. Alexander machte, vom Glücke begünſtigt, die halbe Welt ſich unterthänig. Allein was half ihm Hab' und Macht, da er ſein Leben nicht weiter bringen konnte? Leben wir der Natur getreu, ſo genügt uns Alles. Der Dichter hat Viele gekannt, welche vom Glücke den verkehrten Gebrauch machten; in ihrem blinden Eifer nehmen ſie die Vernunft zur Stiefmutter und zur Mutter das Glück. Die Reichthümer haben nur Werth, wenn man ſie verſchenkt. Wir ſind von einer ſchwachen Compoſition; ohne eine gehörige Werthſchätzung geben wir für das Vergängliche das ewig Bleibende hinweg. Gott gab uns hienieden nur die Hoffnung des Glückes; die Wirklichkeit ſoll uns erſt drüben werden. Der Ruhm, dem wir nachjagen, iſt ein eben ſo vergängliches Gut, ſo ſpät wir denſelben gewinnen, ſo bald wird er wieder verloren. Der Dichter gehet nun zur Betrachtung von der Kleinheit der Erde über im Vergleich zum ganzen Sonnenſyſteme und beweiſet daraus unſere Unbedeutenheit. Wir ſind aus Koth und unedelem Metalle geſchaffen. Kein Sterblicher hat eine vollkommene Freude. Ein Menſch, den hohe Abkunft beglückt, entbehrt der Hausfrau. Einem Manne, der ein gutes Weib hat, fehlen andererſeits Kinder. So fehlt neben einem Beſitze dem Eigenthümer der Beſitz vieler anderer Dinge. Zuletzt beſtehet das größte Verdienſt darin: Zu verachten, was von Allen geſchätzt wird, wie der Dichter an dem von Seneca aufgeſtellten Beiſpiele des Fabricius nachweiſt. Dieſes thut dar, daß nicht derjenige arm iſt, welcher wenig beſitzt, ſondern der, welcher viel begehrt. Alle Uebel entſtehen aus dem Ueberfluſſe zeitlicher Güter: Begierde, Neid, Schwelgerei, Eitelkeit, Uebermuth. Wie kann nun in weltlichen Dingen, welche ſo ſehr dem Wechſel unterliegen, ein Beſtand gefunden werden? Es iſt mithin Thorheit, denſelben nachzugehen. Daraus nimmt der Dichter Anlaß, ſich offen gegen das Glück auszuſprechen und zu erklären, wie er ſich weder von ihm für überwunden erklären,

noch daſſelbe fürchten wolle. Er macht dem Glücke ſodann Vorwürfe über ſein Verfahren und die üble Behandlung derer, die mit ihm zu verkehren haben und ſchließt mit der Bedeutung, daß, wenn das Glück der Armuth des Dichters ſpotten ſollte, er ſeiner Lügenhaftigkeit ſpotten werde. — Dieß iſt ungefähr der zuſammengezogene Gedankenverlauf in dem Gedichte wider das Glück, worin der wackere Diego de San Pedro eine eben ſo ehrenwerthe Geſinnung als richtige Lebensweisheit in einer anmuthigen, poetiſchen Rede vorträgt, welche gewiß nirgends einen gewiſſen Anklang verfehlen wird.

Die übrigen Dichter des Johanneïschen Zeitalters. — Ihre Gleichartigkeit. — Sammlungen ihrer Gedichte in den verschiedenen cancioneros. — Sonderung des poetischen Vorrathes.

Sehe ich mich, an dieses Stadium meiner Geschichte angelangt, unter den mancherlei Namen um, welche die auf uns gekommenen Dichtungen aus dem Zeitalter König Johanns II. an der Stirn tragen und will ich mir diese Namen aus den mir zugänglichen Vorräthen biographischer Notizen durch Züge aus ihrem eigenen Leben, die ich dem Geiste ihrer Poesieen vermähle, näher gestalten, so gewahre ich, daß der schon so spärlich tröpfelnde Quell jenes Vorrathes nunmehr gänzlich versiegt und zwar so sehr, daß nicht einmal die nöthigen Jahreszahlen und das Lebensalter der Verfasser jener Poesieen sich ermitteln lassen. Die verwandtschaftliche Sympathie ihrer Musen und der Umstand, daß sich keine anderweit berühmte historische Erinnerung an diese Namen knüpft, tilgt alle specifischen und individuellen Unterschiede unter den Poesieen, wenn man dieselben auch nach den Namen ihrer Verfasser gruppirt und dadurch zu sondern sucht, so sehr hinweg, daß man sich versucht fühlt, alle als Kinder einer Familie zu betrachten. Lösche jene Namen der Verfasser aus den Ueberschriften hinweg, würfelt die verschiedenen Poesieen tüchtig durch einander und ich will den sehen, welcher mir bei zugestandener Anwendung alles ersinnlichen Scharfsinnes die Gedichte nach den Verfassern wieder aussondert. Alles bewegt sich in derselben poetischen Sphäre und die Dichter aus dem Zeitalter Ferdinands und Isabellens gehören ihrer geistigen Richtung nach ganz der Johanneischen Zeit an, so daß die letzte Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts und der Anfang des folgenden, eine sonst so merkwürdige Zeit für Spanien, in Bezug auf die Geschichte seiner Poesie fast spurlos vorüber gegangen sind. Darum läßt sich auch eine Geschichte der castilianischen Poesie vom Ende der Regierung Johanns II. bis zum Erscheinen der unter Carl V. sich offenbarenden modernen Richtung, die den Eintritt eines neuen Zeitalters bezeichnet, wenigstens mit den mir bekannten Hilfsmitteln gar nicht schreiben. Chronologie und Biographie lassen gänzlich im

Stiche und eine Verschiedenheit in den Productionen wird so wenig angedeutet, daß es unmöglich scheint, hieraus zu errathen, wie etwa ein Buch, oder gar eine Dichtung die andere erzeugte, ein Dichter den andern weckte, einer auf den andern freundlich und feindlich, belebend und zerstörend, ermattend oder hinreißend einwirkte und so endlich in der Reihe der Dichter, deren Namen ohne alle Perspective und Gestalt vor uns da stehen, bei jedem Einzelnen der lebendige Wechsel mit dem Strome der Ansichten und Empfindungen andere Erzeugnisse zeitigte. Zu einem Aufzeigen des Werdens dieser Hervorbringungen fehlt es an allen innern und äußern bestimmenden Merkmalen. Auch nicht eine größere, vor den übrigen Epoche machende Dichtung ist mir aus diesem Zeitalter bekannt und so ist der vorhandene Schatz ein buntes poetisches Aggregat, in welches sich etwa nur dadurch Licht und einige Ordnung bringen läßt, daß man die Verfasserschaften ganz auf sich beruhen läßt, auf alle Entfaltung eines pragmatischen Causalzusammenhanges verzichtet, den Standpunkt der Zeit ganz bei Seite läßt und die vorgefundenen Massen unter verschiedene allgemeinere Kategorieen zusammenfaßt. Hiezu will ich aber nicht die Schemata einer nachgeborenen Aesthetik wählen, indem die Behandlung nach ästhetischen Differenzen nur unvollkommen, und etwa nur beim Drama, welches ich demgemäß auch für sich betrachten werde, durchzuführen ist, da die Sichtung ihre ganz besondere Schwierigkeiten hat. Ich werde den noch übrigen Vorrath der castilianischen Poesieen des fünfzehnten Jahrhunderts nach den von dem ausgezeichnetsten Kenner der ältern spanischen Poesie gewählten, auch schon vorgefundenen Gesichtspunkten: geistliche Poesieen, Lehrgedichte, Liebeslieder und Scherzlieder überschauen. Zuvörderst liegt mir aber ob, über die Sammlungen (cancioneros) Auskunft zu geben, in welchen diese Dichtungen auf die Nachwelt gekommen sind. Velasquez mag wohl Recht darin haben, daß die Sammlungen sehr viel dazu beigetragen haben, das Andenken der alten Dichter zu erhalten. Allein sie gerade sind andererseits daran Schuld, daß sich nur die Gedichte, sonst aber, außer etwa den Namen, von den meisten Verfassern gar keine Nachrichten erhalten haben. Weil man in den Sammlungen recht viel Hübsches und schon Auserwähltes beisammen hatte, so begnügte man sich bei der damals noch üblichen Vervielfältigung der Bücher durch Abschrift, diese Sammlungen abzuschreiben, was man

weit billiger hatte, als die Veranstaltung von Abschriften der vollständigen Werke jedes einzelnen Dichters, unter denen denn doch wohl vom Anfange an, Manches nicht allgemein Ansprechende gefunden ward. Die Handschriften der gesammten Werke einzelner Dichter wurden daher selten und gingen allmählich verloren. Nach Einführung der Buchdruckerkunst brachte man aus dem gleichen Grunde, der die anfängliche Verbreitung derselben gefördert hatte, zunächst nur diese Sammlungen zum Drucke, deren eine immer wieder die andere durch größere Vollständigkeit überbieten und ausstechen wollte. So kamen die außer den Sammlungen vorhanden gewesenen Handschriften von Dichterwerken ganz in Vergessenheit und waren, als eine spätere Zeit die Unbill einer frühern gut machen und die alten Dichter durch Veröffentlichung völlig zu Ehren zu bringen sich geneigt zeigte, meistentheils gänzlich verschwunden. In den Unruhen, welche Spanien seit Anfange des laufenden Jahrhunderts heimgesucht, gequält und verwüstet haben, ist nun vollends für Erhaltung solcher alten Handschriften wenig geschehen und eine Menge derselben, welche erweislich noch vor 100 Jahren namentlich in Klöstern und Kirchen vorhanden gewesen, sind verloren gegangen.

Die erste Sammlung von castilianischen Dichtungen mehrer Verfasser, von welcher man Kenntniß hat, ist schon unter der Regierung König Johanns II. durch Juan Alfonso de Baena veranstaltet, welcher selbst Dichter war. Er gehörte früher dem mosaischen Glauben an und erhielt den Namen, unter dem er uns bekannt ist, bei seiner Taufe. Geboren ward er im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts. Er sammelte alle Stücke der alten castilianischen Sänger, deren er habhaft werden konnte und widmete dieselben dem Könige Johann II., dessen Geheimschreiber er war. Seine eigenen Verse mit darin aufzunehmen, trug er kein Bedenken. Die Sammlung, welche meines Wissens noch nie gedruckt worden, war in einem handschriftlichen Codex von 202 Blättern im Jahre 1781. noch vorhanden. Sie ist auf Papier mit den schönsten Buchstaben des fünfzehnten Jahrhunderts geschrieben. In jenem Jahre befand sie sich in der königlichen Bibliothek im Escorial. Die spanischen Uebersetzer von Bouterweks Geschichte der spanischen Poesie und Beredsamkeit fanden die Handschrift des cancionero von Baena am bezeichneten Orte nicht mehr vor und fürchten, daß sie bei den

Verwirrungen, welche der Krieg mit Napoleon über Spanien herbeizog, abhanden gekommen seyn möchte [1]). Nähere Nachricht über dieses kostbare Denkmal castilianischer Poesie gab Joseph Rodriguez de Castro 1781. in seiner biblioteca Española. Die Ueberschrift lautete: Cancionero de Poetas antiguos que fizo, e ordenò compuso e acopilo el Judino Johan Alfon de Baena, Escrivano e servidor de Rey D. Juan nuestro Señor de Castilla d. i. Liedersammlung aller Dichter, verfertigt, geordnet, zusammengetragen und gesammelt von dem ehemaligen Juden Juan Alfonso von Baena, Secretär und Diener des Königs Don Juan, unsers Herrn von Castilien. — Zuerst erwähnte Baena, wie schon gedacht, des „Meisters und Beförderers" der Dichtkunst, Alfonso Alvarez de Villasandino und hierauf folgen nach der Ordnung die Gedichte von 62 namhaft gemachten Verfassern, worunter auch verschiedene Rabbinen. Von Villasandino hat Baena mehr Gedichte als von irgend einem der andern Poeten mitgetheilt. Er beginnt den Reigen mit einem Lobliede auf die Jungfrau Maria und hebt also an: „Allhier beginnen die sehr genau scandirten und lieblich gereimten Lieder, die wohl geordneten, feinsinnigen Fragen und Antworten und die schön gefeilten und gut gebaueten Gedichte von unendlicher Erfindung, welche zu seiner Zeit verfertigt und geordnet hat der sehr weise und kluge Herr und besonders gewandte Arbeiter in der Poesie und fröhlichen Kunst Alfonso Alvares de Villasandino, welcher vermöge der ihm von Gott eingegossenen Gnade der Schmelz, das Licht, der Spiegel, die Krone und der Herrscher aller Dichter und Minnesänger gewesen, welche es bisher in ganz Spanien gegeben hat." Von den in dieser Geschichte oder vom Marquis von Santillana schon genannten Namen finden sich in Baenas Liederbuche außer Villasandino noch folgende: Pedro Lopez de Ayala, ein Baccalaureus (etwa de la Torre?), Ferrant Sanchez Calavera, Alonzo de Morańa, Baena, Meister Imperial, Macias, Mena, der Archidiaconus von Toro, in welchem Sanchez einen Pedro Tenorio (I. S. 182.) erkannt haben will, der zu den Zeiten Johanns I. dichtete und den Pedro der Grau-

1) Brinckmeier macht bei Gelegenheit des Perez Guzman S. 105. seines Abrisses die Bemerkung, daß auch „der jetzt erschienene cancionero general von Baena Gedichte von P. M. enthalte. Mir ist von einem solchen Abdrucke noch nichts bekannt geworden. S. 47. hatte Brinckmeier nur erst gesagt, daß einer Ankündigung in den Blättern für literarische Unterhaltung zufolge diese Sammlung zu Paris im Drucke erscheinen werde.

ſame ſeiner Stelle entſetzte, Fernan Perez de Guzman, Rodriguez del Padron. Daß Baena der übrigen hier genannten Dichter nicht gedenkt, z. B. des Marquis von Santillana, auch ſelbſt mehrer von denen nicht, welche im kritiſchen Sendſchreiben dieſes gelehrten Marquis genannt worden ſind [1]), iſt auffallend genug, ſcheint aber zu beweiſen, daß Baenas Zeitgenoſſen über den Werth ihrer Dichter ein anderes Urtheil hatten, da man nicht annehmen kann, Baena habe einen oder den andern Dichter etwa deßhalb hinweggelaſſen, weil ihm deſſen Werke nicht zugänglich geweſen. Zu der auffallenden Erſcheinung, daß er weder des Marquis von Santillana, noch verſchiedener von den Dichtern gedenkt, welche dieſer auszeichnete, liefert vielleicht der Umſtand einen Schlüſſel, daß die Gelehrſamkeit und diejenige etwas philiſtrös moraliſirende Weltanſchauung, ſo wie das Allegorieenweſen, worin der Marquis von Santillana und ſeine Geſchmacksgenoſſen den Vorzug eines Gedichtes ſetzten, in Baenas Liederbuche weit weniger zu Worte kommen, als man es nach den bei Hofe herrſchenden Geſchmacksanſichten erwarten ſollte. Vielleicht gab es alſo ſchon damals auch unter den Kunſtpoeten eine Nationalparthei, deren Vertreter etwa Baena geweſen ſeyn mag, und die jenen unpoetiſchen Eindringlingen am caſtilianiſchen Parnaſſe entgegenarbeitete, welche die Marquiſe von Villena und Santillana, ſo wie die ihres Mäcenates ſich erfreuenden Dichter als Verſchönerungsmittel mit Freuden willkommen hießen. Sollte dieſe Vermuthung zutreffen, ſo würden die vielen fremden Namen, welche Baena gibt und die Nichterwähnung Anderer bekannter nicht auffallen. Vorläufig beruhet ſie auf der Wahrnehmung der kunſtloſen Friſche, welche über die aus Baenas Liederbuche bekannt gewordenen Poeſieen ausgegoſſen iſt und der in der ſpaniſchen Ueberſetzung von Bouterweks Werke befindlichen Bemerkung, daß anſtatt der

1) Auch anderwärts habe ich von dieſen Poeten nichts aufzutreiben vermocht und kenne nur die dürftigen Notizen, welche Sanchez in ſeinem ſchätzbaren Commentare zu jenem Sendſchreiben liefert. Zu dieſen verſchollenen Poeten gehören Don Juan de la Cerda, des Marquis Großvater Mendoza, Alonzo Gonzalez de Caſtro, Don Fadrique (Herzog von Arjona), Pedro Velez de Guevara (Sanchez hält ihn für den aus dem cancionero general bekannten Guivara, Fernant Rodriguez de Puerto Carrero (wenn er nicht identiſch iſt mit dem Puerto Carrero des cancionero general), Juan Gayoſa, Ferrant Manuel de Lando.

Gelehrſamkeit, welche faſt in allen Dichtungen vermißt werde, die Baena mittheilt, ſich in den meiſten ein dichteriſcher Geiſt, in andern Feinſinnigkeit und Anmuth, in allen aber Leichtigkeit der Verſifica-tion offenbare. Durch dieſe Eigenſchaften zeichnen ſich auch Bae-na's eigene Gedichte aus, namentlich eins auf den Tod einer er-lauchten Perſon, vermuthlich des Königs, von welchem ich ein ziemlich langes Bruchſtück vor mir habe, in welchen der ſchmerzliche Eindruck mit lebendigen Farben geſchildert wird, den die Todes-kunde bei den verſchiedenen dem Hofe nahe Stehenden hervorge-bracht hat. Ganz lebendig iſt auch ein Zankgedicht gegen einen Juan Garcia, worin er ſeine Sprache mit einem ſcharf ſchneidenden Bohrer vergleicht. Daſſelbe gehet mit wenigen Unterbrechungen in einerlei Reime aus. Sonſt kenne ich, nebſt einigen kleinern Liedern von Fernan Sanchez Calavera, aus Baenas cancionero nur noch das Gedicht eines gewiſſen Pero Ferrus, welches einen Abriß vom Leben König Heinrichs II. enthält. Der König wird ſelbſt redend eingeführt und hält ſich ganz unbefangen eine gut ſtyliſirte und in kurzen Verſen runde und behende ablaufende Lobrede, wobei er her-vorzuheben nicht unterläſſet, wie er ein wahrer Gläubiger Jeſu Chriſti und ſeiner Kirche ſehr gehorſam geweſen, wie er nach Kräf-ten der heiligen Jungfrau gedient und weder in der Aufregung noch aus Narrheit einem oder einer Heiligen Uebles nachgeſagt. Wohlgefällig bemerkt er, daß Gott ihn zu ſüßem Ruhme berufen. Sogar ſein Alter gibt er gewiſſenhaft in Zahlen an, die mehrere Zeilen einnehmen. Wohlgefällig erwähnt er die Seelenmeſſen, welche ihm die hinterbliebene Gemahlin halten läßt und wofür er ihr verheißet, mit ihm im Paradieſe zu ſeyn. Er ſchließt ſeinen Sermon mit erbaulichen Betrachtungen und Aufmunterungen. — Mehr eine weitere Fortſetzung als eine neue vermehrte und er-weiterte Bearbeitung von Baenas Sammlung ſcheint das allgemeine Liederbuch (cancionero general) des Hernando von Caſtillo zu ſeyn. Doch iſt die Vermuthung nicht abzuweiſen, daß er außer Baena vielleicht noch ältere Sammlungen Anderer vor Augen gehabt und aus mehreren zuſammengetragen hat. Dieſe Sammlung enthält Poeſieen von 138 genannten und mehren ungenannten Dich-tern, meiſtens von Juan de Mena bis auf des Verfaſſers Zeiten, welcher das cancionero etwa im Anfange des ſechzehnten Jahrhun-derts zuſammengeſtellt hat, deſſen erſte Ausgabe 1510. ans Licht

trat. Derſelben folgten mehre neuere, welche mit verſchiedenen neuen Stücken vermehrt wurden, während man in den frühern abgedruckt geweſene Stücke hinwegließ. Dieſes allgemeine Liederbuch kann als das Mauſoleum angeſehen werden, welches das angebrochene neue Zeitalter dem abſcheidenden Mittelalter der caſtilianiſchen Poeſie ſetzte, und in welcher es die Reliquien einer lieben Vergangenheit ſammelte und der Unbill der Zerſtreuung und des Verkommens entzog. Die Sammlung enthält eine Auswahl der nach Caſtillo's Urtheile beſten Werke der Dichter aus dem genannten Zeitraume, denen aber auch einige aus dem vierzehnten und dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts zugeſellt ſind. Der Mangel des Sammlers an poetiſcher Kritik ergibt ſich aus der Art der Anordnung, welche er ſeinem Stoffe gab. Er wechſelte mit der Zeitfolge und der Ordnung der Materien willkürlich ab. Die geiſtlichen Gedichte ſtellte er an die Spitze der übrigen. Dazu liefern ihr Contingent: Juan Tallante, der Vizconde von Altamira, Hernan Perez de Guzman, der Baccalaureus Alonzo de la Proaza, der Graf von Oliva, ein Niclas Nuñez, Rodriguez del Padron, Gines de Cañizales, Soria, der Marquis von Santillana, Diego Lopez de Haro, der Comthur Avila und Puerto Carrero.

Hierauf folgen mehre italieniſche Sonette geiſtlichen Inhaltes von einem mir unbekannten Dichter und drei Gedichte ähnlichen Inhaltes im valencianiſchen Dialecte von einem Vincent Fernandez. Unter der Ueberſchrift: Comiençan las obras de . . . reihen ſich hieran Dichtungen des Marquis von Santillana, von Juan de Mena, Hernan Perez de Guzman, Gomez Manrique, Lope de Eſtuñiga, dem Vizconde von Altamira, Diego Lopez de Haro, Antonio de Velasco, Luis de Vivero, Hernan Mexia, Coſtana, Suarez, Cartagena, Juan Rodriguez del Padron, Pedro Torrellas, Rodrigo Davalos, Jorge Manrique, Guevara, Juan Alvarez Gato, Comendador Roman, vom Marquis von Aſtorga, Diego de San Pedro, Garci Sanchez de Badajoz. Nun folgen 156 canciones, zum Theil von ſchon eben genannten Dichtern, zum Theil aber von andern, als: dem Infanten Juan Manuel, Papia, Diego de Quiñones, Iñigo de Velasco, vom Grafen von Feria, vom Herzoge von Medina Sidonia, Diego de Mendoza, Vendaño, Sianos, vom Adelantade von Murcia, Juan de Meneſes, Peralta, Alonzo de Cardona, Lope de Soſa, Rodrigo

Manrique, Pinar, Juan Fernandez de Eredia, vom Comthur Escriva, Francisco de la Fuente, Diego de Castro. — Auf die canciones folgt eine Reihe gloſſirter und ungloſſirter Romanzen von namhaften und ungenannten Dichtern. Unter dieſen Romanzen, welche meiſt lyriſcher Art ſind, habe ich nur wenig hiſtoriſche und Ritter-Romanzen gefunden, z. B. Durandarte, Durandarte — — und die bekannte Romanze vom Grafen Claros, welche den Reigen hier eröffnet und von einem Francisco de Leon gloſſirt iſt. Ein Gegenſtück zu dieſer Romanze iſt von Lope de Soſa aufgenommen mit einer Gloſſe von Soria. Dann folgen die lieblichen Lieder: Rosa fresca, Rosa fresca und Fonte frida etc. mit Gloſſen. Wenn wir hiernächſt im cancionero general Romanzen von Diego de San Pedro, Nuñez, Soria, Alonzo de Cardona, Juan Manoel, vom Commendador Avila, Juan de Leyva, Garci Sanchez de Badajoz, Durango, Luis de Caſtelvi, Pedro de Acuña, Quiros, Baccelaureus Alonzo de Paza (Lob der Stadt Valencia), Juan del Enzina und Cumilla antreffen, ſo findet ſich die oben ausgeſprochene Anſicht beſtätigt, daß mancher namhafte Kunſtpoet es nicht verſchmäht hat, in der Volksweiſe ſein poetiſches Müthlein zu kühlen. Auf dieſe Romanzen folgt im cancionero general ein poetiſcher Wettgeſang, dem König Johann II., von dem auch einige Verſe darin verwebt ſind, präſidirt und worin die beiſitzenden Hofdichter auf einen zufällig gegebenen Gegenſtand einen poetiſchen Einfall zum Beſten geben. In der erſten Hälfte des Wettgeſanges hat Cartagena das Amt auf einen ſolchen Einfall etwas Paſſendes zu erwiedern. Das Ganze iſt offenbar eine Nachbildung des Tenzonengeſanges. Ich muß geſtehen, daß mich der erlauchten Namen ungeachtet, unter denen viele dieſer poetiſchen Einfälle figuriren, nur wenige derſelben angeſprochen haben. Dieſer poetiſchen Spielerei ſchließt ſich im cancionero eine andere, nämlich 44 Gloſſen von ſchon genannten Dichtern an. Es folgen ſodann 54 Villancicos, faſt alle von bereits mit andern Gedichten beim cancionero betheiligten Dichtern. Hinter den Villancicos leſen wir poetiſche Frage und Antwortſpiele von Juan de Mena mit dem Marquis von Santillana und andern Hofdichtern, deren Namen zum Theil im cancionero bisher noch nicht genannt wurden, z. B. einem Baccalaureus von Valencia, einem Moſſen Crespi de Valdaura, Caſtillo, Verdancha, Vinyoles, Sancho de

Roras, einem Biſchof von Chafalu ꝛc. Dieſen terzonenartigen Dichtungen ſchließt ſich abermals eine nach den Dichtern geordnete Blumenleſe unter der jedesmaligen Ueberſchrift: comiençan las obras de . . . an, welche durch einzelne coplas anderer Dichter unterbrochen werden, unter denen ſich auch italieniſche sonetti und capitoli ungenannter Dichter befinden. Die ſogenannten obras ſind auch in der Regel nichts weiter, als einige coplas. Zu dieſen poetiſchen Mittheilungen haben auch Dichter beigeſteuert, von denen der cancionero ſchon andere Gaben brachte: Coſtana, Puerto Carrero, Avila, der Herzog von Medina Sidonia, Gomez, der Graf von Caſtro, Francisco de la Fuente, Juan del Enzina, Luis de Tovar, Llanos, Barva, Sancho de Rojas, Juan Manuel, Gonzalo Carrillo, Tapia, Nicolas Nuñez, Soria, Villaquiran, Biſchof von Ciudad Rodrigo, Boscan Pinar (von dem ein poetiſcher Wettgeſang mitgetheilt wird, worin hohe Herrſchaften mit verflochten ſind), Per Alvarez de Ayllon, Badajoz el Muſico, Graf von Oliva, Alonzo de Cardona, Francisco Carroz (unter deſſen Gedichten eine cancion des Juan Rodriguez del Padron ſich verlaufen hat), Moſſen Crespi de Valdaura (von dem auch eine Gloſſe im valencianiſchen Dialecte zu Verſen des Moſſen Jordi de Sant Jordi mitgetheilt iſt), Francisco Fenollete (unter deſſen Verſe wieder dergleichen von Tapia und Cardona gemiſcht ſind). Juan Fernandez de Evedia, Geronimo de Artes, Quiros, Moſſen Vinyoles (im valencianiſchen Dialecte), Francisco Hernandez Coronel (liefert eine Gloſſe zu Cartagenas coplas vom Liebesfeuer, die oben in Ueberſetzung mitgetheilt wurden), der Comthur Eſtuñiga, der Comthur Eſcriva (welcher ſchon mehr der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts angehört), Vasquez (anſcheinend aus derſelben Zeit), der Comthur Hernando de Ludueña, Luis del Caſtillo. Nach einem neuern Gedichte von 1557. folgen wieder vier Sonette von unbekannten Verfaſſern und dann Verſe von Francisco de Caſtillo. In einem Anhange werden neuere Gedichte ungenannter Verfaſſer mitgetheilt, nebſt zwei Gedichten von Rodriguez del Padron und Jorge Manrique. Dieß iſt eine ungefähre Ueberſicht deſſen, was der cancionero general darbietet. Das letzte Drittel etwa beſtehet aus Zuſätzen, welche der Sammlung, ſo wie ſich dieſelbe erweiterte, immer hinten angehängt wurden. Ich habe mich bei den obigen Angaben der mir bekannten vollſtändigſten im Jahre 1573. bei

Nacio in Antwerpen erſchienenen Ausgabe bedient, welche auch Dieze in ſeinen Anmerkungen zum Velasquez als eine ſehr vollſtändige auszeichnet, obgleich er zugibt, daß in den neuern Ausgaben Stücke fehlen, welche in den frühern mitgetheilt waren. Zu bemerken habe ich noch, daß die Anführungen des voran gedruckten Inhaltsverzeichniſſes höchſt ungenau ſind, noch mehr aber die Ueberſchriften über den einzelnen Blattſeiten. Das Ganze erſcheint als ein kritikloſes Durch- und Hintereinander von Gedichten aller Art aus ganz verſchiedener Zeit, welche willkürlich in gleicher Weiſe auch zu verſchiedenen Zeiten vermehrt und im Einzelnen mit andern vertauſcht wurden. Bei allen Mängeln der Auswahl und Anordnung machte die Liederſammlung des Fernando de Caſtillo ein ſo entſchiedenes Glück in Spanien, daß ſie nicht nur viele Ausgaben erlebte, ſondern ihr auch eine Menge anderer folgten, welche zum Theil, wie die des Pero Guillen, des Alfonſo de la Torre, Ramon Dellavia noch Manuſcript ſind. Nach der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts ſcheint der Titel cancionero unbeliebt geworden zu ſeyn. Die cancioneros des Juan del Enzina und Juan de Mena waren auch mit Liedern anderer Dichter ausgeſtattet. Die Nachweiſung der einzelnen Liederſammlungen darf mich hier nicht aufhalten. Viele Lieder finden ſich auch in den Romanceros, weil ſie in der beliebten Form der Romanzen componirt waren. Andere muß man in portugieſiſchen Sammlungen aufſuchen, weil viele Portugieſen auch caſtilianiſch dichteten. Uns intereſſiren hier natürlich nur die Gedichte aus Johanns II. und der Königin Iſabella Zeiten. Für den Mangel aller dieſer auch in Spanien ſehr ſelten gewordenen Sammlungen in Deutſchland wird der Entbehrende vielfach entſchädigt durch die ſchon mehr erwähnte Floresta de Rimas antignas Castellanas von Böhl de Faber, welche 1821—25. in drei Bänden zu Hamburg erſchienen iſt. An Reichthum, geſchmackvoller Auserleſenheit, vortrefflicher Anordnung, correctem Abdrucke, angenehmer äußerer Ausſtattung übertrifft dieſer „Wald," in welchen man ſich nur mit höchſtem Vergnügen ergehet, alle ähnlichen Sammlungen, welche nicht allein von ſpaniſchen, ſondern von Poeſieen überhaupt veranſtaltet ſind. Sehr zu bedauern iſt, daß dieſer große, gründliche und feinſinnige Kenner der Schönheiten der caſtilianiſchen Dichtkunſt mit ſeinen äſthetiſchen Urtheilen ſo karg iſt und durch ſeine kritiſchen Blitze, die er hier und dort in ſeinen Anmerkungen hinwirft, nur das übrige Dunkel, dem

eine Erleuchtung gar nicht zu Theil geworden iſt, deſto greller erſcheinen läßt. Viele Freunde ſeines herrlichen Schatzes caſtilianiſcher Poeſie würden es ihm ſicher mit mir gern verziehen haben, wenn er die Sorgfalt, Genauigkeit und Gründlichkeit ſeiner Nachweiſungen mehr dem Geiſt und Stoffe als der Form zugewendet und lieber den Freund der Dichtkunſt als den Literator zufrieden zu ſtellen getrachtet hätte; da das Wenige, was er dem erſtern bietet, die großen Reichthümer, welche er geizend an ſich hält, ahnden und deren Verborgenheit als eine ſchmerzliche Entbehrung um ſo mehr empfinden läßt, als er dieſelbe nach der Vorrede des I. Bandes zu ſchließen für die Oeffentlichkeit völlig vorbereitet hatte und ſie nur in den Druck geben durfte. Daß er dieſes gethan hätte, iſt mir nicht bekannt geworden. Sehr ſchön iſt der Grund, womit der treffliche Sammler dieſe Zurückhaltung entſchuldigt. „Ueberflüſſig, ſagt er, hat es geſchienen, anpreiſende Urtheile hinzuzufügen. Nach der Anſicht des Herausgebers entbehrt keine der auserleſenen Dichtungen des Verdienſtes. Dieß iſt nicht allemal bloß in der Erhabenheit der Aldanas, Leons und Chaides begriffen; es glänzt auch in der Frömmigkeit, Zartheit, Einfalt ſo vieler Villancicos und Canciones, welche dieſe Sammlung zieren. Andre Male beſtehet daſſelbe in Scharfſinn und Gedankentiefe und ſchimmert auch in den Doppelſinnigkeiten, welche der ſcherzenden Poeſie eigen ſind.“ Alſo ein Gedicht, welches in der Floreſta aufgenommen iſt, hat ſchon deßhalb Werth. Im Kopfe jedes andern als Böhl de Fabers würde ein ſolcher Gedanke geſchmacksrichterliche Vermeſſenheit und hohe Einbildung ſeyn. Nur er, der wirklich Ausgezeichnetes leiſtete, der ſeine Gelehrſamkeit und ſeinen Geſchmack ſo glänzend beurkundete und mit eiſernem Fleiße einen Schatz zuſammenbrachte, dem das Mutterland keine einheimiſche Sammlung auch nur von Ferne an die Seite ſetzen konnte, nur er durfte, ohne zu verletzen, mit ſolchem Selbſtvertrauen reden. Ich meines Theiles habe nur zu bedauern, daß der belobte Literator außer den Dichtungen der bisher von mir behandelten Sänger, aus dem Zeitalter, deſſen poetiſche Erzeugniſſe ich jetzt zu betrachten habe, nur verhältnißmäßig wenige aufgenommen und namentlich den cancioneros nicht noch reichlichere Schätze enthoben hat. Freilich hatte er auch die literariſchen Goldminen des ſechzehnten Jahrhunderts auszubeuten, für deren Erträgniſſe auf Koſten der Mittheilungen aus früherm Zeitalter Raum gewonnen werden

mußte. — Wer das Caſtilianiſche verſtehet, ſagt Böhl de Faber weiter, und poetiſchen Sinn hat, wird in den geiſtlichen Gedichten Alles finden, das die Seele erhöhen und die Andacht beleben kann, in den Lehrgedichten aber den Fünftelſaft menſchlicher Weisheit, in den Liebesliedern den Ausdruck Alles deſſen, was die allgemeinſte und tiefſte unſerer Leidenſchaften eingibt und in den Scherzgedichten alles, was ohne Schaden das geſellige Leben verſchönt und angenehm macht.“ Halten wir nun noch der hier angedeuteten Sonderung des poetiſchen Geſammtvorrathes der Liederbücher eine Schau über die reichen Maſſen, welche aus dieſer Scheidung hervorgehen.

Geiſtliche Gedichte.

Zunächſt bin ich nichts weniger als geſonnen, mit Sismondi dem ehrenwerthen Bouterwek das verwundrungsvolle Urtheil nachzubeten, daß die geiſtlichen Gedichte, welche die ſpaniſche Andacht als Beiſteuer zu den Liederbüchern lieferte, von Gefühl und Frömmigkeit ganz entblößt ſeyen. „Man ſollte glauben, ſo lauten Bouterweks eigene Worte, die Dichter einer ſo poetiſch geſtimmten Nation müßten in einem Zeitalter, wo großen Theiles die Natur ohne Kritik aus ihnen ſang, auch dem Chriſtenthume ſeine poetiſche Seite abgeſehen haben. Aber die chriſtliche Dogmatik ſchlug mit ihrer ſcholaſtiſchen Steifheit den Dichtergeiſt nieder; und gerade die unpoetiſche Seite des Chriſtenthums ſchien den ſpaniſchen Dichtern des fünfzehnten Jahrhunderts die beſingenswerthe, weil ſie die gelehrte war. Auch wagte man um ſo weniger, der Phantaſie in andächtigen Verſen Spielraum zu geben, weil man an einen buchſtäblichen Glauben gewöhnt war, und die Anerkennung der Heiligkeit des Buchſtabens mit der Rechtgläubigkeit identificirte, ehe noch ein Inquiſitionsgericht mit dem Scheiterhaufen drohete. Dieſe ſtrenge Orthodoxie der ſpaniſchen Chriſten war aber wieder eine Folge ihres fünfhundertjährigen Krieges mit den Mauren. Der ſpaniſche Ritter focht während dieſer langen Zeit immer für Religion und Vaterland zugleich. Durch die beſtändige Oppoſition des chriſtlichen mit dem muhamedaniſchen Cultus waren die ſpaniſchen, wie

noch jetzt die morgenländiſchen, Chriſten gewöhnt, ihre Religion zur Schau zu tragen. Aber ſie trugen ſie eben deßwegen mit der ängſtlichſten Formalität zur Schau. So kam es, daß aller religiöſe Enthuſiasmus der Spanier im fünfzehnten Jahrhunderte doch wenig oder gar keine Lieder erzeugte, die mehr Poeſie als ein gewöhnlicher Kirchengeſang enthalten. Man mag leſen wie Juan Tallante, der die meiſten geiſtlichen Lieder im allgemeinen Liederbuche verfaßt hat, die zwanzig Vollkommenheiten der heiligen Jungfrau aufzählt, oder wie der Vicomte von Altamira mit den fünf Buchſtaben des Namens Maria ſpielt, oder wie Fernan Perez de Guzman das Ave Maria trockener, als in Proſa vorträgt; immer findet man daſſelbe Einerlei ohne alle poetiſche Umbildung des dogmatiſchen Stoffes." — Dieſes Urtheil meines ſonſt hoch verehrten Lehrers iſt aus religiöſen, äſthetiſchen und hiſtoriſchen Irrthümern zuſammengeſetzt. Wie ein Philoſoph, welcher ſich darin gefiel, eine außerhalb der Kirche lebende „Religion der Vernunft" zu ſuchen und die gefundene als eine Wahrheit zu veröffentlichen, an der kirchlichen Rechtgläubigkeit einer mittelalterlichen Zeit, Anſtoß nehmen kann und wie letztere ſeinem forſchluſtigen Privatgeiſte nicht zuſagen mag, iſt wohl erklärlich. Die ſcholaſtiſche Steifheit liegt aber nicht im lebensvollen und der tiefſten wiſſenſchaftlichen Speculation ſich willig darbietenden Kirchenglauben, ſondern in dem Vernunftphiloſophen, welcher ſich in eigenem Syſteme bornirt hat. Eben ſo irrig iſt die vermeintliche Verzagtheit und Beſorgniß gegen die Heiligkeit des Buchſtabens anzuſtoßen, welche die ſpaniſchen Dichter des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts abgehalten haben ſoll, der Phantaſie in andächtigen Verſen Spielraum zu geben [1]). Denn einmal fehlt es nicht an Liedern ſolcher Art;

1) Selbſt Villemain nennt dieſe Zeit le bon tems des Espagnols, c'étoit leur siècle de l'independance religieuse. Er ſagt, daß der Verkehr mit bei den Spaniern erzeugt habe plus de liberté en matière religieuse, que dans tout autre pays de l'Europe. Von den Biſchöfen ſagt er: on ne les voit pas lutter par des anathêmes contre la puissance civile, on les voit favoriser les traités, qui, dans une ville assurent aux Chretiens des églises et aux Maures des mosquées. On les voit admettre même des distinctions tolérantes entre les Chretiens, qui sont été quelque tems sujets aux Maures et les Chretiens, qui n'ont jamais subi ce jong; ils exigent moins des premiers.

Böhl de Faber nennt deren Gebiet ſogar ein „vorzüglich reichbegabtes Fach in der altſpaniſchen Dichtkunſt," anderntheils gewährte die Pracht des katholiſchen Cultus, die Bouterwek ſelbſt mit dem Vorwurfe des zur Schautragens zu tadeln ſucht und die Fülle der heiligen Geſchichte mit ihren lieblichen und ſchrecklichen, erhabenen und einfältigen Scenen der andächtigen Phantaſie wohl jedenfalls einen reichlichern Stoff zu poetiſcher Geſtaltung als das freiſinnigſte Syſtem der Religionsphiloſophie, deren Erbgut noch in der Regel eine dürre Geſtaltloſigkeit geweſen iſt. Weiter oben habe ich darauf hingewieſen, daß, wie auch Villemain in der oben mitgetheilten Note bezeugt, die ſprichwörtlich gewordene und durch die Inquiſition mit ehrner Conſequenz gehandhabte Strenggläubigkeit des Buchſtabens gar nicht ein Erzeugniß derjenigen Zeit iſt, in welcher unſere Betrachtung weilt und am wenigſten ein Hervorgang aus der Oppoſition des Chriſtenthums wider den Muhamedanismus, da vielmehr der Verkehr mit den Mauren vielfach mildere Anſichten vermittelte, ſo daß von jener ängſtlichen Formalität, welche Bouterwek den Dichtern dieſes Zeitalters zuſchreibt, nichts wahrzunehmen iſt. Ganz überſehen hat aber Bouterwek, daß die poetiſche Stimmung der ſpaniſchen Nation hauptſächlich mit auf den, vom Ritterthume durchdrungenen, Geiſt des Chriſtenthumes zu ſetzen iſt, weßhalb es ſich als eine große Vergeblichkeit und eine Umkehrung der Verhältniſſe darſtellt, wenn Bouterwek klagen will, daß das ſpaniſche Mittelalter dem Chriſtenthume ſeine poetiſche Seite nicht abgeſehen habe. Die ſpaniſche Nation hat dieß vielmehr vom Anfange an beſſer und erfolgreicher gethan, als irgend eine andere. Eine enthuſiaſtiſchere Verehrung durch Lieder und poetiſche Lobpreiſungen iſt in keinem andern Lande der heiligen Jungfrau, dieſer durch und durch poetiſchen und doch ſo grundhiſtoriſchen Geſtalt zugewendet. Das Zarte und Rührende, das Kindliche, Rechte und Schlechte, die Innigkeit, das Feuer, die unnennbare Sehnſucht, der überirdiſche Drang der religiöſen Empfindung ſind auch kaum in der Poeſie irgend eines andern Volkes ſo würdig vertreten und zu Worte gekommen, als in der caſtilianiſchen Dichtkunſt aller Zeiten. Daß Juan Tallante, den Bouterwek als einen Repräſentanten des poetiſchen Einerleis und des Mangels poetiſcher Umbildung eines geiſtlichen Stoffes anführt, dieſen Vorwurf nicht verdient, wird wohl jeder gern anerkennen, welcher ſeine poetiſchen Ergüſſe näher betrachtet. Allerdings weilt

er bei Momenten der christlichen Betrachtung, welche als unbegreifliche Mysterien der Kirchenlehre dem Denkglauben aller Zeiten ein Gräuel gewesen sind, weil sie mit zähem Widerstande alle Versuche vereitelten, sie in die Sprache des ordinären Verstandes zu übersetzen und so das Wunder hinauszuspediren. Die Jungfräulichkeit Mariens, die Erlösung durch das Leiden Christi am Kreuze, die Idee des Lammes und andre grundchristliche Anschauungen müssen freilich einem Sinne widerwärtig seyn, der sich mit dem Vorhaben trägt, die Religion auf philosophischem Wege zu erfinden und zu begründen. Wenn man aber von diesem Vorhaben sich unbefangen erhält, werden auch die Lieder, welche Tallante jenen Vorstellungen der Kirche widmete, sich in einem ganz andern Lichte zeigen, als die philosophische Blendlaterne auf sie werfen will. Wie einfach und voll herzinniger Poesie wird z. B. in einer Romanze die Passion des Herrn von Tallante vorgetragen. Er sagt: An des bittern Holzes obern Stamme büßte der Herr des ersten Vaters Schuld; ganz ward sie abgewaschen im Blute des Lammes. Gegenwärtig war bis ganz zuletzt die traurige Mutter und der, welcher ihr zum Sohne gegeben worden für ihren ächten Erben; auch diejenige, welcher Jesus so gern und bald verziehen hatte. Die Klagen, welche jene ertönen ließ, erquickten den Mittler. Ihre Worte waren, wie ich sie hier sage: O erbarmungsreiche Kraft im Sohne des wahrhaftigen Gottes; ganz umgewandelt in einen fremden Anblick schaue ich dich; dein glorreiches Antlitz ist nicht mehr das von zuvor, nicht mehr vorhanden sind die röthlich glänzende Farbe und des Leuchten strahlenden Schimmers, und den zarten Leib, der ganz von meinem Fleische, sehe ich unansehnlich als eines armen Pilgrims. Zur Erhöhung deiner Qual bist du der Genosse von Schächern; blutige Gebilde zeigen sich überall auf deiner Haut; deine heiligen Füße und Hände durchstoßen mit eisernen Nägeln; dein heilig Haupt umflicht ein Kranz nach unerhörter Verordnung mit 72 Dornenstacheln, aber nicht mit Blüthen des Rosenstrauches, sondern mit scharfen Spitzen, wie es sich ein blutdürstiger Henker ausgesonnen. — Blutesströme netzten den Boden, auf welchem, in das Erdreich hineingetrieben, das heilige Kreuz stand. Unter solchen Peinen verschied der wahre Messias. — Im Hinweise auf das Vertrauen zum dritten Tage, welchen der Schluß der Romanze enthält, wird uns der Schlüssel zu der schönen Ruhe und schlichten

Einfalt gegeben, in welcher die Mutter Gottes ihre Klagen angehoben. Durch die Gottesgewißheit hat sie die brennende Qual des irdischen Schmerzes überwunden und sich zu der Sicherheit eines würdigen Mitleids erhoben. — Ein ander Mal ruft Tallante beim Anblicke eines Crucifixes aus: Unendlicher, unvergänglicher Gott, die ganze Welt ist wahrhaft von dir erschaffen; mit innigster Liebe bist du für uns am Holze gestorben; denn dir gefiel es, solches Leiden um unsere Schuld willen zu erdulden, o Lamm Gottes (o agnus Dei) — führe uns hin, wo der Schächer sich befindet, den du rettetest, weil er sprach: memento mei. — Reizend ist ein auf geflügeltem poetischen Worte getragenes Lied Tallantes, in welchem der sterbende Erlöser von seiner Mutter Abschied nimmt und welches ungefähr diesen einfachen Gedanken ausdrückt: Scheide ich von dir, meine Mutter, so begebe ich mich zu Gott; bald werde ich wiederkehren zu dir; ganz voll Wunden scheide ich; unterdrückt und geschmähet; mit Glorie umstrahlt werde ich in zwei Tagen zurückkommen, bald werde ich wiederkehren zu dir. Aus der Gefangenschaft will ich diejenigen führen, welche ich durch meine Leiden erlöste, damit sie dort oben mit uns den Segen empfahen; bald werde ich wiederkehren zu Dir. — Auch ein Ave Maria, welches Bouterweck übersehen haben muß, ist bemerkenswerth. Gegrüßet sey, liebliche Maria, (sagt der Dichter) das muß man also auslegen: Heimathswind des Meeres, der du die Schiffenden führest. Gegrüßet seyst du, meine Herrin, entnommen der Sünde, welche die Welt befleckt hat; gegrüßet sey mir, o Glanz des Tages! Gegrüßet seyst du Gnadenerfüllte, gegrüßet köstliches Heiligthum, gegrüßet heiliges Behältniß, voll jenes Brodes, das die ganze Welt sättigt, in diesem engen Leben uns die Brust erweitert und uns ruft und einladet zu seinen untrüglichen Freuden. Sei gegrüßet; der Himmel heiliger Herr ist mit dir, nicht bloß mit dir, sage ich, sondern in dir, köstliche Blume, Tempel der göttlichen Liebe. Sey gegrüßet, die Dreieinigkeit, welche deine Demuth schauete, offenbarte deinen Werth. Gegrüßet seyst du, glorreiche Jungfrau, benedeiete unter den Frauen; dieses Namens bist du allein würdig, köstliche Jungfrau! denn seit die Urmutter nach der verbotenen Frucht lüstern war, ist jedes Weib durch schädliche Strafe verdunkelt. Gegrüßet sey darum, o Gebieterin, deines Leibes gesegnete Frucht. Sie zu loben sind Zunge, Feder und Schrift

nicht ausreichend. Gegrüßet sey um der betrübten Welt, um der ersten Sünde willen; am Holze triumphirend befreiete er dieselbe. Um dieses Gebetsanrufs willen, sehr heilige Herrin, bitte den König, welchen die Welt anbetet, für das christliche Volk; denn unser Gebet ist nie verschmähet, und ihre heilige Fürbitte blieb niemals ohne Erfolg. — Ein anderer Gebetsanruf des Dichters an die heilige Jungfrau zum Rosenstrauch ist ungemein lieblich durch die Einmischung der Duftfreuden, welche auf den Namen des Gnadenbildes anspielen.

Das Gedicht, welches Juan Tallante den zwanzig Vortrefflichkeiten (excelencias) der Jungfrau Maria gewidmet, leidet zwar an einer gewissen Zusammenhanglosigkeit, indem er in jeder der einundzwanzig achtzeiligen Stanzen ein Stück der heiligen Erlebnisse der Mutter Gottes mehr erwähnt als ausführt; es ist aber eine kritische Ungerechtigkeit, wenn Bouterwek schon an den ersten Zeilen der Anfangsstanze, welche die sündenlose Geburt der Jungfrau zu feiern bestimmt ist, genug zu haben versichert. Seine subjective Abneigung gegen die Betrachtungsweise des katholischen Christen macht den Göttinger Philosophen blind für die poetischen Vorzüge, welche dieselbe darbietet und hervorbringt. Ohne die Ueberschriften der einzelnen Stanzen würde man übrigens aus den oft räthselhaften Andeutungen, welche darin anzutreffen, häufig nur mit Mühe den Gegenstand des Gesanges errathen können. Die zwanzig Vollkommenheiten will ich wenigstens bezeichnen: die Empfängniß und Geburt der Jungfrau, die Verlobung mit Joseph, der englische Gruß, die Fleischwerdung des Wortes, die neun Monate der Schwangerschaft, der Besuch bei der Elisabeth, die Hoffnung der Geburt, die Niederkunft selbst, die Geburt des Sohnes Gottes, die erste Ernährung, die Beschneidung, die Anbetung der Könige, die Darstellung im Tempel. Hier macht der Dichter einen weiten Sprung und läßt unvermittelt die Einsetzung des heiligen Abendmahles folgen, die Worte vom Kreuze: Siehe dein Sohn, die Auferstehung, die Himmelfahrt, die Ausgießung des heiligen Geistes, die Assumption. In der Schlußstanze bittet Tallante die Jungfrau um Verzeihung, daß er sie mit so unvollkommenen Mitteln und in so ungenügender Weise zu verherrlichen, sich unterfangen. — In sieben daktylisirenden Zwölfzeilern preiset Tallante die Befreiung der Jungfrau vom Erbübel. Auch an diesen, innige

Frömmigkeit und lautere Andacht athmenden Zeilen, ist die rührende Ergebenheit des feiernden Sängers gegen die verehrte Mutter unseres Herrn von angenehmer poetischer Wärme getragen. — In fünf Octaven besingt Tallante die heilige Dreifaltigkeit. In den drei ersten feiert er, so gut das Dogma der poetischen Ausdrucksweise sich fügen mag, die Attributionen, welche die Glaubenslehre dem Vater, dem Sohne und dem Geiste beilegt. Dann wendet er sich in der vierten Stanze an die Jungfrau, welche er nach den genannten Dreien der höchsten Ehren für würdig hält. Er nennt sie einen köstlichen Edelstein, welcher früher, weit früher vorhanden war, als Himmel und Erde und die übrige Schöpfung und gehet in der fünften Stanze über zu einer Apostrophirung des wahren Kreuzes. — Auch in dem Gebete: virginal por Dios eleta, welches der Dichter von seinem Krankenlager an die Jungfrau richtete, suche ich vergebens die dogmatische Dürre, welche Bouterwek davon abgehalten hat, von Tallantes Poesieen nähere Kenntniß zu nehmen. Mit weicher Hingebung spricht er in poetischen Bildern das Anerkenntniß der holdseligen Vorzüge und Gnaden aus, welche der Schöpfer in der Person der lieblichen Magd niedergelegt hat. Er hält es für keinen Raub an Gott oder Christo, wenn er um ihre Verwendung bei jenen zu seinen Gunsten diejenige anspricht, in welcher Gott zum Menschen gebildet ward, und wenn er von ihrer Mitwirkung seine Erhörung gewärtigt. — Providencia Divinal ist der Anfang eines andern in 23 Decimen abgefaßten Gedichtes des Juan Tallante, worin er den Triumph des Kreuzes feiert. In den drei ersten Strophen wendet er seine Rede an den Vater, den Sohn und den Geist, deren Functionen und Eigenschaften er in umschreibender Weise ausspricht, wie er in der vierten Decime die Unaussprechlichkeit und Unbegreiflichkeit des Geheimnisses der Dreifaltigkeit feiert, dessen gläubige Annahme mit festem Sinne er empfiehlt. Man soll, so verlangt der Dichter, jene „Romance" bewahren, welches die Apostelversammlung aussprach. „Beachte, so spricht er, daß in dieser «Balada» viele Hauche sind." Ungeachtet aller Härten und einzelnen Rauhigkeiten findet er doch in dem Geheimnisse der Dreieinigkeit den schönsten Einklang, wendet sich an diese erhabene Macht und bittet sie um Kräftigung und Beistand. Doch versäumt er nicht, auch noch die Mutter Gottes in beson-

dern Anſpruch zu nehmen und ihr die ſchönſten Beinamen zuzulegen. Unter dem Beiſtande der heiligen Drei und der Mutter des Lichtes will er nun das Holz des heiligen wahrhaften Kreuzes betrachten, „an welchem derjenige großes Leid erfuhr und den Todeskampf erlitt, welcher den Zorn auslöſchte, als er für Adam die Schuld austilgte, welche er nicht gemacht.“ Seltſam iſt die Aufforderung, in welcher Tallante Gehör verlangt für ſeine Meldung von dem rohen, knotigen Pfahl, an welchem der rothwangige Jüngling, des mächtigen Königs Sohn, aufgehängt werden ſollte. Tallante ſchildert den Ort und die Art des Wuchſes, welchen der Baum, aus welchem das Holz des heiligen Kreuzes entnommen ward, im Haine Mamre hatte. Zur Zeit der Königin Saba war das Holz Beſtandtheil einer ſchönen Brücke. Dann ward daſſelbe nach Sion gebracht, wo ſich eine lange Geſchichte daran knüpft, bis es dem Sohne Gottes aufgelegt ward, um es mit dem Cyrenäer auf den Calvarienberg zu tragen. Nach der Kreuzigung wurde der heilige Leib vom Kreuze genommen; ohne Zweifel aber blieb am Holze die göttliche Narbe. Der Dichter feiert nun die Verklärung des Kreuzes und ſeine Andacht erſchöpft ſich in ehrerbietigen Vergleichungen, wodurch er dem Werthe, welchen die heilige Reliquie in ſeinen Augen hat, auf eine würdige Weiſe Anerkennung zu verſchaffen ſucht. — In einem längern Gedichte, das die Euchariſtie zum Gegenſtande hat, bringt Tallante in ausbündiger Redeweiſe die hohe Unbegreiflichkeit und das tiefe Geheimniß des Altarsſacramentes in den Kreis ſeiner poetiſchen Anſchauung nicht ohne Zagen und Zweifel über die Möglichkeit, das Unnennbare und Unbegreifliche in Worte zu faſſen, worüber er einen langen entſchuldigenden Umſchweif macht. Sodann preiſet er die unerhörte Herablaſſung Gottes, welcher ſeines Buſens ewiges Licht auf die Erde herabgab, um mit Staube vermiſcht aus dem jungfräulichen Schooße zu irdiſchem Daſeyn hervorzugehen und das wundervolle Geheimniß der Menſchenerlöſung zu vollbringen, indem er ſein heiliges Fleiſch zu ſühnender Speiſung uns darbot. Die tiefe Myſtik des heiligen Mahles, zu dem uns der Heiland eingeladen, wird dann zu ergründen und darzulegen geſucht, wobei die geheimnißreiche Verbindung der beiden Naturen in Chriſto zur Sprache kömmt. Die Koſtbarkeit des Preiſes, um den unſere Erlöſung vermöglicht wurde, wird dann

erwogen und wie das Bewußtseyn derselben und seiner Wirkungen uns in den heiligen Genuß begleiten müssen, worauf das Gedicht mit einem Gebete um heiligende Wirksamkeit des Gottesgeistes im Communicanten schließet. — Gleichfalls von weiterm Umfange ist ein Gedicht Tallante's, welches das jüngste Gericht zum Gegenstande hat. Mit beredtem poetischen Schwunge malt uns der Dichter ein Bild von den Schrecken der Zukunft, welche in diesem Gerichte sich aufthun wird und schließt mit einer Auffoderung zum in sich Gehen, um dem Tage der Schrecken ruhiger entgegen sehen zu können. Wer auch hier „keine Umbildung des dogmatischen Stoffes" zu erblicken vermag, muß seine Augen mit rationalistischem Starrsinne ziemlich fest verriegelt haben. Der unbefangen Sehende und Fühlende wird doch nicht frei bleiben von einer Anwandelung tiefer gehender Regungen des Verständnisses der mächtigen Zukunft, deren Schleier des Dichter poetische Seherkraft zu durchspähen sich bemühet. — Recht eindringlich ist auch die in eigener Todesnoth des Dichters von ihm gehaltene Betrachtung des Leidens Christi im Garten Gethsemane während eines Gebetes, dessen warme Glaubensüberzeugung ebenfalls von der Trockenheit des Einerleis, über welche Bouterwek in diesen geistlichen Poesieen klagt, wenig schmecken läßt. — Einfach und wahr, weil lebendig empfunden sind die Strophen, welche Tallante dem Sacramente der Beichte widmete. — Auch die Erbsünde hat bei Tallante einen poetischen Erguß hervorgerufen, an welchen eine dogmatische Trockenheit und eine dürre Eintönigkeit nicht gerade getadelt werden können, wenn gleich der Dichter „diese intricate Materie," wie er seinen Gegenstand bezeichnet, mit sehr kirchlichen Augen betrachtet und in der Ansicht der Sache selbst nichts anderes erscheinen läßt, als die Kirche lehrt. Das Beharren auf Einem, welches gerade das Kriterium ihres Werthes ist, wird man doch aber der Wahrheit wohl nicht verkümmern wollen. Es kommt bei der ästhetischen Beurtheilung solcher Dinge lediglich auf die Behandlung an und diese hat meines Erachtens Tallante ganz glücklich getroffen. — So ist es mit diesem Tallante beschaffen, den Bouterwek so sehr herabsetzen zu müssen glaubt. Das achtzeilige Gedicht des Vizconde de Altamira auf die Buchstaben, aus denen der Name Maria besteht,' hätte einer besondern Erwähnung in Bouterweks allgemeiner Geschichte wohl nicht bedurft. Aber auch

die andern geiſtlichen Gedichte, welche der reiche Nachlaß des fünfzehnten Jahrhunderts darbietet, verdienen ſchwerlich den Vorwurf eines Einerleis ohne poetiſche Umbildung. Vielmehr iſt die Mannichfaltigkeit, womit dasjenige, was Bouterwek als das Einerlei des poetiſchen Stoffes bezeichnet, poetiſch angeſchauet und behandelt ward, bewunderungswürdig. Dieſes Einerlei, deſſen Aufgabe nur mit eigenwilliger Verwerfung und Abänderung des Glaubens der Väter möglich war, wozu es jene Zeit noch nicht gebracht hatte, kann wohl von einem richtigen Geſichtspunkte aus den Dichtern, welche daſſelbe behandelten, nicht zu einem Vorwurfe gemacht werden, ſondern muß der jetzt Mode gewordenen poetiſchen Zerfahrenheit einer ohne Angelſtern auf gränzenloſem Tummelplatze ſich umher treibenden Phantaſie gegenüber meines Bedünkens als ein Vorzug geprieſen werden. Wer hat es je dem frommen Chriſtenglauben zum Vorwurfe machen wollen, wenn er vertrauend ausſpricht: Chriſtus heute, Chriſtus morgen und Chriſtus immerdar. Welche Fruchtbarkeit ſteckt in dieſem ſogenannten Einerlei, welche Fülle von Gedanken, Empfindungen und Werken iſt nicht allein im ethiſchen Gebiete, ſondern auch auf den Schauplätzen aller Künſte daraus hervorgegangen? Kein Vorwurf iſt daher übler erwogen. Das Unendliche, deſſen Darſtellung und Hineingebärung ins Endliche, ja die Tendenz jeder echten Kunſtform iſt, das Göttliche deſſen Offenbarung, das Ewige deſſen Erſcheinung im Irdiſchen die Kunſt vermitteln will, iſt ja auch nur das ſtete Einerlei. Schon aus der nahen Beziehung, worin deßwegen die Kunſt zur Religion ſtehet, und aus dem überſchwänglichen Reichthume der Ideen, welche die Religion anregt, läßt ſich von vorne herein beweiſen, daß die religiöſe Poeſie, wenn ſie im echten Dichtergeiſte, welcher doch dem caſtilianiſchen Poeten des fünfzehnten Jahrhunderts nicht abzuſprechen, ihren Urſprung nimmt, nichts Gemeines hervorbringen kann. Die wahre Kunſt will immer chriſtlich werden ihrer Natur nach, denn die höchſte Kunſt iſt nur möglich im Chriſtenthume, wie auch die Erfahrung gelehrt hat. Deßhalb hat ſie ſogar eine Tendenz nach jenem Einerlei, welches einem Kopfe, der „nach Ideen zur Beſchleunigung der Fortſchritte einer haltbaren Religionsphiloſophie“ nachſuchen konnte, nachdem das Chriſtenthum ſeit achtzehnhundert Jahren jedem, der ernſtlich wollte, den ſicherſten Anhalt gewährt hatte, in ſeinem Weſen gänzlich verborgen geblieben war. Wie

die Jungfrau Maria zu der poetiſchen Huldigung kam, welche ihr im ganzen Mitteltalter geſpendet wurde, iſt bei der Betrachtung des Einfluſſes der Chevallerie auf die Poeſie bereits angedeutet. Aber auch ohne dieſes Ritterthum war die Erſcheinung erklärbar. Hatten doch der heimſuchende Engel und Johannes des Täufers Mutter in einem Augenblicke, als ſie des heiligen Geiſtes voll war, die Holdſelige eine Begnadigte und eine Geſegnete unter den Weibern geheißen und war doch Maria von demſelben Geiſte ergriffen in den prophetiſchen Jubelruf ausgebrochen: Von nun an werden mich ſelig preiſen alle Geſchlechter! Die caſtilianiſche Poeſie hat es nicht verſchuldet, wenn moderne Aeſthetiker, denen das Chriſtenthum ſtark abhanden gekommen, dieſer bibliſchen Verkündigungen uneingedenk, ſich über den ſogenannten Mariencultus, an dem auch die Poeſie ihren Antheil haben wollte, unwiſſender Weiſe verwundert. Sie hatte es noch nicht zu der tiefſinnigen Einſicht gebracht, daß die rührende Verehrung, welche der Menſchgott ſelbſt ſeiner jungfräulichen Mutter widmete, und welcher ſo viele Begnadigte und heilige Menſchen gefolgt ſind, ein ſchnöder Götzendienſt ſey. Da das Mittelalter vergangen und ſein Mund verſchloſſen iſt, ſo kann es ſich gegen den Unverſtand und die Ungerechtigkeit ſolcher Anſichten und Urtheile nicht vertheidigen. Es würde ſonſt ſeine Berechtigung zu der Verehrung der Holdſeligſten ſchon durch einen Seitenblick auf die maßloſe Vergötterung führen, womit ein Theil der neuern Geſchichtſchreibung und Biographik verſchiedene Lieblingsheroen, als Luther, Hutten, Sickingen, Guſtav Adolph und andere Männer des geprieſenen Fortſchrittes beehrt. Die Geſinnung, welche den Mariendienſt als einen abgöttiſchen Aberglauben durchaus verwirft, macht ſich ihrerſeits nicht das geringſte Gewiſſen daraus, ihren Helden Tugenden anzudichten, welche ſie nicht beſaßen, ihre wirklichen Vorzüge in ſuperlativſte Uebertreibung hinaufzuſchrauben, ihre Fehler und Menſchlichkeiten dagegen in einen ungeheuer weiten Mantel der Liebe zu verhüllen, und dann mit fanatiſchem Eifer jeden zu verfolgen, welcher nicht dieſen doch zum Theil erſt ſelbſtgeſchaffenen Gegenſtänden übertriebenſter Verehrung mit ihr Weihrauch opfert. So verblendet und in ihre Helden verliebt iſt dieſe Fortſchrittsgeſinnung, daß ſie es zwar gelten läßt und vielleicht heimlich gut heißet, wenn der hiſtoriſche Chriſtus von der modernen Religionswiſſenſchaft geiſtig noch einmal gekreuzigt und begraben

wird, wenn dieſe Wiſſenſchaft in pantheiſtiſchen Blasphemieen dem poſitiven Kirchenglauben tödtliche Schläge verſetzt und mit unerhörtem Egoismus alles emancipirt, was derſelbe fleiſchlich nennt, dagegen für die Chriſtenheit oder mindeſtens für den Proteſtantismus fürchtet und ein Zetergeſchrei erhebt, wenn Jemand auf eine Uebereilung, einen Widerſpruch, einen Fehlgriff Luthers aufmerkſam macht und nur einfach der Geſchichte Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wahrlich! Man muß die Grundfeſten des Proteſtantismus, deſſen unwiderſtehliche Macht und Geltung doch ſo emphatiſch geprieſen werden, für überaus morſch halten, wenn man durch ſolche Aeußerungen die von dem kühnen Manne ausgegangene Reformation für gefährdet hält. Luther hatte, als er das canoniſche Recht, die wider ihn ergangene Bulle des Papſtes und einige Schriften ſeiner Gegner feierlich in die lodernde Flamme eines Scheiterhaufens warf, die bedeutungsvollen Worte geſprochen: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt haſt, ſo betrübe und verzehre dich das ewige Feuer.“ Wollten die enthuſiaſtiſchen Verehrer des Reformators nur mit demſelben Eifer, als ſie dieſe Selbſtcanoniſation pflegen und ſchützen, auch diejenigen gewähren laſſen, welche Mariens Wort an ihre Baſe Eliſabeth: Siehe, von nun an werden mich ſelig preiſen alle Geſchlechter! als an ſich geſprochen, befolgen. Möchten ſie eine ſolche Vergünſtigung namentlich denen zu Statten kommen laſſen, welche, wie unſere caſtilianiſchen Poeten, vor der gefeierten Glaubensverbeſſerung lebten nnd daher auch mit dem beſten Willen noch nicht im Stande waren, den Marienculrus für die an Anbetung gränzende Verehrung irgend eines andern durch die Reformation emporgebrachten hiſtoriſchen Charakters aufzugeben. Sie wollen auch nicht und finden ſich wie durch abgöttiſche Gräuel verletzt, wenn man auf die Jungfrau bedeutungsvolle und Liebesausdruck bezeugende Namen überträgt und ſie: Heil, Verlangen, Krone, Süßigkeit, Hoffnung u. ſ. w. nennt. Natürlich! denn es iſt bei ihnen hergebracht, dieſelben Namen, welche ſie als Ausdruck zärtlicher Liebe Freunden beizulegen, keinen Anſtand nehmen, unchriſtlich zu finden, wenn ſie derjenigen gegeben werden, welche uns den Heiland der Welt geboren hat. In dieſer Namengebung haben es vor Allen die caſtilianiſchen Dichter vielen Andern zuvorgethan und müſſen daher jener Betrachtungsweiſe zu großem Anſtoße und Aergerniſſe gereichen. Ganz zweifeln an ihrer Berechtigung will ich

indeſſen nicht. Es mögen allerdings Zeiten und Aeußerungen nachgewieſen werden, in denen es bei Vernachläſſigung des Volksunterrichtes vorgekommen iſt, daß die Verehrung der Jungfrau wie die der Heiligen aus Unwiſſenheit über ihre Gränze hinausgetrieben ward oder wo ſelbſt höher geſtellte Geiſter von der Geſinnung, welche in den Heiligen nur Gott ſelbſt liebt und ehret, der ſich durch jene verherrlicht hat, abgewichen, dem Geſchöpfe höhere Ehre zuzuwenden geſchienen, als dem Schöpfer ſelbſt. Unrecht aber iſt es, wenn eine rohe und geiſtloſe Oberflächlichkeit ſolche Wahrnehmungen zu unumſtößlichen Beweiſen ſtempelt, daß die Heiligenverehrung ein abgöttiſcher und ruchloſer Gräuel ſey, während ſie duldet, recht findet und in poetiſches Entzücken geräth, wenn Dichter ihre Huldinnen, die mit Maria und andern heiligen Frauen nicht die entfernteſte Vergleichung aushalten, zu wahren Engeln ſtempeln und die Liebe in ſpitzfindiger und oft ruchloſer Manier ſich aus ſehr ſchwachen Geſchöpfen Gottheiten bildet, deren Cultus in maaßloſer Uebertreibung alles weit zurückläßt, was katholiſche Dichter zur poetiſchen Verherrlichung der Mutter Gottes geſungen haben. Noch ſeltſamer aber iſt es, daß man perſonificirte chimäriſche Begriffe, wie z. B. die Freiheitsidee unſerer jungen poetiſchen Liberalen, welche mit allem Glanze der Dichtkunſt aufgetakelt zur Verehrung öffentlich ausgeſtellt und abgöttiſch angebetet, die Verwüſtung vieler Köpfe befördern, gelten läßt und dieſen Cultus in Schutz nimmt, welcher meines Bedünkens dem, was man ſich unter Götzendienſt zu denken hat, ſo ähnlich ſiehet als ein Ei dem Andern. Doch ja! Die Freiheitspuppe hat man ſich ſelbſt gemacht. Damit kann der Egoismus ſich wohl befreunden, weniger aber mit poſitiven hiſtoriſchen Charakteren, welche die Geſchichte ans Licht bringt, ohne uns darüber zu befragen. Daß ein inneres Gefühl jeden Chriſten unaufhaltſam nöthigt, in wahrhaft heiligen Menſchen den Abglanz von Gottes eigener Heiligkeit, welche ihm darin zum perſönlichen Verſtändniſſe gelangt, zu verehren [1]), ignorirt eine durch Anſichten, wie die vorgedachten, geleitete Aeſthetik gänzlich. Eben ſo mißverſtändlich faßt ſie die Natur der an dieſe Heiligen gerichteten Fürbitten auf, in dem es dieſer Anſicht durchaus entgehet, wie derjenige,

1) Wo ein ſolcher Abglanz in Luthers Thun und Trachten nachgewieſen werden kann, gönne ich demſelben eine ſolche Verehrung von Herzen gern.

welcher Jemanden um seine Fürbitte bei einem Andern ersucht, die gewünschte Gnade ja gar nicht von dem Fürbittenden, sondern von diesem Andern erwartet, und wie daher die Anrufung Mariens und der Heiligen weniger die gefürchtete Schmälerung des Mittleramtes Christi, als recht eigentlich dessen Anerkenntniß in sich schließt. Fällt doch auch Niemanden ein, zu behaupten, daß der Geistliche am Altare, welcher Gott diese und jene Fürbitte zum Vortheile eines oder des andern seiner Pfarrkinder vorträgt, wie fast täglich vernommen werden kann, in das Mittleramt Christi eingreife! Wenn man es aber für etwas ganz Erlaubtes hält, einen noch lebenden Menschen um sein Gebet für uns zu bitten, wenn es die Apostel selbst ihren Gläubigen mehrfach zur Pflicht machten, auch für einander zu beten, warum sollte es unzulässig seyn, die Fürbitte der Engel und auserwählten Seelen, die sich ohne Sünde bei Gott finden, in Anspruch zu nehmen, da dem Einwande, daß sie unser Verlangen nicht vernehmen können, das Schriftwort entgegenstehet, daß über einen Sünder, der da Buße thut, Freude ist unter den Engeln im Himmel. Jene befangene und verblendete Aesthetik ist oder stellt sich dann auch blind für die Einsicht, daß der Herr das ausgewählte Gefäß, welches das Heil der Welt tragen sollte, mit ganz außerordentlichen Gnaden und Vorzügen ausgeschmückt haben müsse. Sie verstehet nicht das Bestätigen dieser Begnadigung in dem Gruße des Engels. Es ist ihr ferner, wie klar auch das Evangelium hier den Willigen sehen läßt, nicht bekannt geworden, daß Christus seine Mutter mehr als irgend ein Geschöpf liebte und liebt, und daß hinwieder Maria ihn als ihren Gott, als ihren Sohn und als ihren Erlöser mehr liebte und liebt, als irgend ein anderes Geschöpf. Jene glaubensleere Auffassungsweise will endlich keine Augen haben dafür, wie natürlich es ist, daß eben diese Liebe Marien antreiben muß, alle diejenigen, für welche ihr göttlicher Sohn in unendlicher Liebe sein edeles Blut vergossen, mit der zärtlichsten Liebe auch in ihrem seligen Aufenthalte zu umfassen, so daß man sie für deren ewiges Heil unablässig besorgt zu seyn, sich denken muß und beschäftigt, für die Geliebten in mütterlicher Fürbitte sich zu ergießen." Die Engel müßten, so sprach ein edler Verstorbener, den ich einst kannte, Teufel und die Heiligen böse Dämonen seyn, wenn auch nur von ihnen gedacht werden könnte, daß sie sich in einer starren kalten Gleichgültigkeit uns gegenüber befänden und ihre Liebe Gottes

wäre nichtig in ſich ſelbſt, wenn ſie nicht auch auf die vernünftigen und der Liebe gleichfalls empfänglichen Geſchöpfe überginge und für uns nicht thätig ſeyn wollte.“ Dieſen Glauben, welchen die caſtilianiſchen Dichter des Mittelalters mit der katholiſchen Kirche, welcher ſie angehörten, und welche damals noch die unzerſpaltene war, theilten, haben ſie auch in ihren frommen Liedern bekennt. Wir erkennen aus denſelben, wie auch ſie der Ueberzeugung lebten, daß die Glieder der triumphirenden Kirche, welche einſt der Kirche auf Erden einverleibt waren, noch in höherer Art für die Zurückgebliebenen wirken, als durch das hinterlaſſene Vorbild ihrer Tugenden, und daß jener Wirkſamkeit ein beſonderes Entgegenkommen der noch im Erdenkleide wallenden Mitglieder der ſtreitenden Kirche entſpreche. In dieſem, aber nicht im Bouterwekiſchen Sinne muß man dann die zahlreichen Marienlieder der Spanier und ihre poetiſchen Verherrlichungen anderer Heiligen auffaſſen. Dabei iſt auch nicht zu überſehen, wie die katholiſche Kirche, durch die Litanei, die ſie an ihren Feſttagen die Gläubigen beten lehrt, Anleitung zum Preiſe der Holdſeligen gibt. In derſelben häuft ſie aus der Fülle ihrer Inbrunſt die Ehrennamen, womit die begnadigte Fürſprecherin angerufen werden ſoll. Mehre derjenigen Zunamen, deren weiterhin gedacht werden wird und welche ein proteſtantiſches Ohr vielleicht verletzen, jedenfalls aber befremden, ſind aus der Litanei entnommen, wo ſie meiſtens in einem figürlichen und ſymboliſchen Verſtande zu nehmen ſind.

Der Liebesdichter Niclas Nuñez kann bei ſo bewandter Sache nicht umhin, der erſten unter allen Jungfrauen ſeine Huldigungen darzubringen: O Jungfrau, ſo ruft er in einem Marienliede, du haſt Gott geboren! und uns Allen einen ſo großen Sieg verliehen; ſchaffe meine Trauer in Freude um, denn du vermagſt unſere Qual in Glorie zu verwandeln. — Herrin, bekehre mich zu dir dergeſtalt, daß mein Leiden vertilgt wird, ich in nichts den Tod fürchte und dich zu ſchauen vermag auf deinem engliſchen Throne; ungeborene wardſt du geboren und verdienteſt dir ein ſo langes Angedenken, ſchaffe meine Trauer in Freude um, denn du vermagſt unſere Qual in Glorie zu verwandeln. — In einem andern Liede führt Nuñez zutraulich unbefangen die Jungfrau als Redende ein, indem er ſie Antwort ertheilen läßt auf ſeine Frage: Sage mir, Königin des Himmels, ob du ſeine Tochter und die Mutter Gottes biſt? Ich bin,

erwidert Maria, diejenige, welche es verdiente, Mutter seiner Vollkommenheit zu seyn und den Schmerz um das zu tilgen, was durch Eva verloren ging, so daß von mir der Gott geboren ward, der mich und euch erlöset hat. Ich bin der heilige Tempel, den er verherrlichen wollte, damit der Gott darin wohne, in dessen Anschauen ich lebe, um unser Vorbild seyn zu können, wollte er, obwohl er Gott ist, auch Mensch für uns werden. Ich vermindere durch mein stetes Gebet eure Sünden, damit ihr an den Ort gelangen könnt, für welchen ihr geschaffen wurdet, und zu welchem angelangt, ihr erfahren sollet, was es heißt, Gottes Antlitz zu schauen u. s. w. — Auch einen Lobgesang auf den heiligen Elohim stimmte Nuñez an. In einer wohl durchgeführten Allegorie schildert er den Kampf Gottes mit dem abgefallenen Erbfeinde, welcher mit dem Sturze desselben in die Hölle endigt. — Einfach rührend und kindlich innig ist das Lied eines Unbekannten, welches anfängt: Tierra y cielo se quejaba, worin unter kurzer Andeutung der bei Christi Tode beobachteten Naturerscheinungen die Freude gepriesen wird, welche aus der mit Christi letzten Worten vollendeten Erlösung der Menschheit hervorgehet. — Eben so einfach kindlich ist ein Lied des Diego Lopez Haro, worin die Jungfrau redend eingeführt wird, auf ihre Bedeutsamkeit als Gottesgebärerin hinweist und dafür die Verehrung der Völker in Anspruch nimmt. — In dem Liede eines andern Anonymus dieser Zeit sagt die heilige Jungfrau: Weil der König des Himmels verschieden ist, den ich geboren habe, wird der Tod Trost für mich seyn. Ich bin die einzige Mutter, welche ohne Schmerzen und Sorgen gebar; dafür muß ich sie jetzt doppelt leiden, denn zwiefach ist mein Schmerz, weil ich meinen Sohn verlor, den König des Himmels, den ich geboren. Da er mit seinem tapfern Sterben so viele Todte tödtete, so ziemt es sich, daß ich für solchen Tod viele Tode sterbe; ach! mir genügt kein Trost, denn der König des Himmels starb, den ich geboren. Vöglein, die ihr fliegt, Thierlein, die ihr kriecht, sagt an, warum ertönt nicht euer Schrei, damit ihr mich tröstet, denn ich allein bin ohne Trost, da ich meinen Sohn verloren, den König des Himmels, den ich geboren. — Der Baccalaureus Alonzo de Proaza stellt folgende religiöse Betrachtung an: Das Himmlische ist das Gewisse, denn dasjenige, was die Welt uns gibt, wird zuletzt sein Ende haben. Sicher, immerwährend und wandellos ist das Himmlische und das Gewisseste hienie-

den iſt ungewiß und veränderlich, denn weil es an ſich wandelbar iſt, wird zuletzt, auch was am längſten währt, ſein Ende finden. Wenn wir betrachten, was von Oben kömmt, ſo iſt es einfach, rein, geiſtig, hier unten iſt Alles, was wir anſchauen und behandeln, grob und ſinnlich und ich weiß nicht, weßhalb wir es nicht vertauſchen gegen das, was Oben iſt, da es zuletzt ein Ende nehmen wird. Die Seele, welche auf den himmliſchen Höhen eingebürgert iſt, verbauert in dieſen niedern Tiefen und findet ſich niemals geſund in dieſer hieniedigen Welt, welche am Ende untergehen wird. Und weil wir klar erkennen, daß das Hieniedige ein Ende nehmen wird, ewig aber bleiben wird, was von Dorten kömmt, ſo wollen wir nach dem letzten ſtreben; denn die Freude, welche wir dort haben werden, wird dauern und nimmer vergehen. — In einem Gedichte von fünf altmodiſchen Decimne ſtellte der Graf von Oliva ein Bild des Ecce homo hin, worin er das ſchwankende, feige und grauſame Benehmen des Pilatus gegen den Erlöſer recht treffend ſchildert. Es begegnet ihm hierbei, daß er einmal den Pilatus einen Präſidenten nennt. — Von den religiöſen Liedern Juan de la Encinas darf ich hier ſchweigen, weil ſie ganz im Tone ſeiner dramatiſchen religiöſen Dichtungen gehalten ſind, von denen ich weiterhin zu ſprechen habe. — Gediegene und einfache Frömmigkeit der Alten offenbart ein würdiger Hymnus von Loſado an den Sohn Gottes. Er ruft denſelben an, gedenkt, wie er, um uns von der Hölle zu erretten, aus dem Himmel hinabſtieg, um ſchmählichen Tod zu erdulden. Der Dichter bittet, der Erlöſer wolle bei ſeinem Erbarmen gegen Alle auch ihm ſich nicht entziehen. Der Herr habe denen, welche den Tod ihm gaben, verziehen, für Alle, welche ihn beleidigten und verfolgten, bei ſeinem Vater fürgebeten und dem Schächer das Paradies verheißen, er möge daher auch dem Dichter Verzeihung gewähren. Den Erlöſer betet und ſchauet der Dichter an, er iſt das Gut, nach welchem er Sehnſucht empfindet, er iſt ihm Lehre und Beiſpiel, geheiligter Tempel, Prieſter und Opfer, in ihm erblickt er die große Wohlthat der geſammten Welt; denn durch ſein Thun hat er uns vom Tode und arger Gefangenſchaft errettet. Wunder und Geheimniſſe hat er verrichtet und namenloſe Schmach erlitten. Der Dichter flehet: Der Gottesſohn möge ihn das Ziel erreichen laſſen, für welches er das Alles gethan, da es nur Liebe geweſen, aus welcher er uns, da er uns erlöſete, den Ruhm als

Beſitz zutheilte. — Eigenthümliche Benennungen für die Jungfrau Maria wählt ſich die dichtende Frömmigkeit des Dichters Soria in einem Liede auf deren Himmelfahrt. Da heißt die Mutter Gottes ein geheiligter glückſeliger Tempel, eine Spitze der Vollkommenheit des Vaters, ein Wegweiſer am Pfade zum Himmel, eine reiche Standarte und Fahne, an welcher die Augen der Gläubigen hängen, eine Hölle der Heiden, eine Treppe zum Paradieſe, eine Roſe ohne Dornen, der Anfang und das Ziel der Tugend, ein Buch heiliger Lehre, ein Heilmittel gegen Uebel. — Andere Heilige ſind weniger der Gegenſtand caſtilianiſcher Dichtung dieſer Zeit, doch hat es auch ihnen nicht an poetiſcher Huldigung gefehlt. So z. B. beſingt Gines de Cañizares die Stigmatiſation der heiligen Catharina von Siena, von der er unter Anderm ſagt, daß Gott ſeine Wunden in Carmoiſin an ihr ausgearbeitet habe. Die cancion, worin dieſe Aeußerung enthalten iſt, hat der oben erwähnte Baccalaureus Proaza gloſſirt. Dieſer ſtellt die Stigmatiſation vor unter dem Bilde von fünf Roſen, welche Chriſtus der Heiligen, einer erprobten Dienerin, als ſein Wappen verliehen habe, zum Danke für die lange anhaltende und andächtige Betrachtung ſeiner Wunden. Dieſe Gloſſe iſt übrigens ein ganz wackeres Stück geiſtlicher Poeſie. Auch der Baccalaureus Proaza beſingt die heil. Catharina von Siena in einer wohl gelungenen Allegorie, in welcher er den Kampf ſchildert, welchen drei Geſpenſter mit den drei heiligen Gelübden, die von der Heiligen abgelegt waren, zu beſtehen hatten. Der Kampf fiel natürlich zur Verherrlichung Catharinens aus. — Fernan Perez de Guzman beſang, wie ſchon gedacht, den heiligen Dionys und widmete auch dem heiligen Aegidius ein Lied, worin deſſen geiſtige Vorzüge auf Koſten der heidniſchen Philoſophie erörtert werden.

Voll chriſtlicher Wärme und ſchöner Innigkeit finde ich ein altes Weihnachtslied, welches anfängt: o quien con vos entrara, worin der Dichter ſich wünſchet, der Jungfrau bei deren Einzuge in Bethlehem begegnet zu ſeyn. Dieſes ſchöne Stück iſt eine chriſtliche Idylle im beſten Sinne. Wie ſorgfältig der Dichter alle kleinen Vorkommniſſe bei der Geburt des Heilandes in ſeine frommen Anſchauung hineinziehet und ſich ſelig fühlt im Gedanken, hier und dort helfend und dienend gegenwärtig ſeyn zu können! Von der naiven Innigkeit dieſes und anderer Weihnachtslieder, welche zeigen, wie die

alten Helden mit dem Christkinde an seinem Wiegenfest gleichsam selbst wieder zu Kindern wurden und sich mit herzlicher Kindlichkeit des Festglanzes erfreueten, kann sich eine so sehr aus den Fugen der einfachen Christlichkeit getretene, in complicirten Verhältnissen ganz verkommene Zeit, wie die unsrige, kaum noch eine Vorstellung machen und findet vielleicht läppisch spielend, was zu seiner Zeit ungeheuchelt wahrer Ausdruck holdseliger Frömmigkeit war. Dem unbefangenen Betrachter, welcher das freudenreiche Geheimniß der Fleischwerdung in sinnender Seele erwägt, vernimmt aber in diesen Dichtungen den heiligen Jubel, womit jene Zeit am Weihnachtsfeste die alte und ewig neue Kunde begrüßte, daß in der Menschheit erschienen sey das ewige Wort, der Eingeborne vom Vater, zum Heile der Welt, der Göttliche als Menschgewordener in der Absicht, auch die Menschen göttlich zu machen. Es ertönt dem, der solcher Vernehmungen kundig, aus solchen Liedern das festliche Gloria entgegen, das einst die himmlischen Heerschaaren selbst sangen: Ehre sey Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Den kindlichen Charakter der poetischen Feier dieses beseligenden Festes bedingt das Ereigniß selbst und dessen kirchliche Feier. Auf dem Altare ward der Mensch gewordene Geist angebetet und neben dem Altare, wie es stets üblich war, in seiner Krippe vorgestellt, wie er als Kind unter Thieren und armen Hirten in seiner Demuth und Niedrigkeit, aber voll Güte und Huld erscheint. Die heilige Frühfeier des Engel- und Hirtenamtes in den Kirchen hatte und hat noch in den katholischen Kirchen etwas unendlich Zartes, Inniges, Kindliches und Rührendes. Dieses spiegelt sich in der heiligen Dichtung ab, die mit sympathetischer Empfindung auch den übrigen Festkreisen nahet, welche sie mit dem Cultus verherrlichen hilft. Die göttliche That der Welterlösung, welche das Herz des Osterfestkreises ausmacht, hat sich aber der größern Theilnahme der heiligen Dichtkunst zu erfreuen gehabt, denn die Passion hat es an sich, ein unaufhaltsames Heer wallender Empfindungen aufzuregen, welche auch in die Productivität poetischer Stimmungen übergehen, um so lieber, als das Christenthum auch die Erlösung der Kunst ist, welche erst zu Begriff und Verständniß gelangte, seitdem die Offenbarung in Christus alle andern Offenbarungen und so auch die der Kunst, in ihrem tiefern Wesen enthüllt hat. Für diese Zeit der Buße hat denn auch die Poesie den Empfindungen zer-

knirſchter Herzen Worte geliehen, um mit Leben und Kraft die Gefühle darzuſtellen und hervorzurufen, welche die Seele in dieſer Zeit bewegen ſollen. Gleiche Empfindungen ruft die Erinnerung an die Nähe des Gerichtes hervor, welche die Kirche am Feſte Aller Heiligen und Aller Seelen feiert. „Was beginnſt du, alſo ſingt einer der alten caſtilianiſchen Dichter, was beginneſt du, meine Seele? Was ſinneſt du, wenn du nicht an den Tod denkeſt, da ſich der Tag nahet, der Tage ſchrecklichſter und mächtigſter. Ach, das Leben fliehet und der Tod eilt dir mit Segel und Ruder nach! Beachte, daß ein tödtlicher Zufall dich auf das Lager werfen und dir die Hoffnung auf Geneſung raſch ausgehen kann. Vernünftig iſt es daher, ein wenig daran zu denken. Bitte Gott um die Gnade, daß er die Angſt jener Stunde wahrhaft und wirkſam empfinden laſſe. Ordne deine Angelegenheiten ſogleich jetzt in der Art, wie du ſie, wenn es mit dir zum Sterben gehet, geordnet haben möchteſt.“ Darauf ermahnet der Dichter, den Sinn los zu machen von den vergänglichen Dingen, an welche ſich derſelbe geklammert hat. Er zeigt, wie die Seele im Tode ſich von denſelben doch trennen muß. Denn hier angelangt, muß der Menſch ausrufen: „Fahre hin du trügeriſche Welt, fahret hin meine Güter und Erbſchätze, fahret hin ihr Renten und Landhäuſer, fahre hin, o mein Weib und ihr meine geliebten Kinder! Gekommen iſt meine Stunde, meiner Tage Zahl iſt erfüllt. Was nützet mir jetzt meiner Freuden bittre Frucht. — Nichts helfen die Ehren, die Vergnügungen, der Adel meines vergangenen Lebens; der Reichthum kann mir das Heil nicht geben. — Wehe mir Unglücklichen! Nichts frommet mir in dieſer Stunde; der grauſame Schlag des unvermeidlichen Todes will jetzt fallen, da mich bedäuchte, daß mir noch lange Zeit und langes Leben blieben. Die Luſt iſt verflogen; keine Spur, keine Erinnerung blieb davon zurück; die Zeit iſt erſchienen, in welcher ich erkenne, wie Alles, was der Menſch erſtrebt, Stroh und Schlacken iſt; denn er und es und Alles gehen zuletzt zu Grunde. — Doch dieſe Trennung von den ſichtbaren Dingen iſt ſo ſchwer noch nicht, ein anderes Bewußtſeyn drückt ſchwerer die ſündenbelaſtete Seele, daß ſie ſcheiden und den Leib todt auf Erden zurücklaſſen muß. Den Wanderer ſchmerzt's, wenn er den Gefährten, mit dem er eine Strecke gewandelt, verlaſſen muß, eben ſo den Stier, wenn er von ſeinen Pfluggenoſſen ſcheidet. Welch ein Kampf mag es erſt ſeyn, wenn die Seele von ihrem Genoſſen ſich trennen muß!

— Dieſes Scheiden wird ihr nicht erlaſſen, wie ſehr ſie ſich auch wider den Ausgang ſträuben mag. Die Augen ſchlägt ſie zum Himmel empor und erblickt Gottes richtendes Schwerdt, zum Boden ſenkt ſie dieſelben nieder und ſchauet das offene Grab, zu den Seiten ſich wendend, ſtarren böſe Geiſter ihr entgegen. — Befindet ſie ſich in dieſer Bedrängniß, dann ruft der Tod zum Abmarſch, die Bruſt röchelt empor, mit Schleime füllen ſich Mund und Zunge, die äußern Gliedmaßen erſtarren vor Froſt, der Athem ſtockt, es verglaſen die Augen. Man zündet die Kerze an, reicht dem Kranken ein Crucifix, den größten Troſt in einer ſolchen Stunde, der eine ſpricht: Jeſus, der andere weint; im Nu entweichet die Seele und kraftlos liegt der abgelebte Körper da. Sie thun ihm ein Leichentuch um, ſie binden ihm Füße und Hände feſt, legen ihn in einen Sarg, worin er die Speiſe der Würmer werden ſoll; unter die Erde verſcharrt iſt er bald von Allen vergeſſen. Dieß Ende haben, wenn wir es wohl erwägen, der Große und der Kleine, der Niedere und der Edelmann, der Herr, der Diener, der Arme, der Reiche und demſelben entgehen nimmer weder Magnat oder Fürſt, noch König oder Papſt. — Den Körper ſeiner Verweſung überlaſſend, ſiehet der Dichter der Seele nach, welche ohne Pfad in einer unbekannten Gegend, in einer neuen Sphäre ſich bewegt und dem Gerichtshofe ſich nahet, wo ſie von Allem verklagt iſt. Allein bald geräth ſie in einen Hinterhalt grimmiger Feinde — ſie wird ergriffen und vor Gericht geſchleppt. Wenn ſie nun vor dem Antlitze des ſtrengen Richters und ewigen Gottes erſcheint, thun die grimmen Diener der Hölle ihr Aeußerſtes, daß die Seele verdammt werde, die nirgends Entſchuldigung findet. Alle rechnen ihr ihre geſammten Sünden vor, ohne eine einzige auszulaſſen; jeder übertreibt die Schuld, ſelbſt die geheimſten Gedanken, Vergeßlichkeiten und Mängel kommen zum Vorſchein. Vor den ſtrengen Richter tritt Einer auf als Ankläger und ſpricht: Als ein gerechter Richter mußt du nach dem gemeinen Nutzen ſehen; es iſt deßhalb deines Amtes, dieſe ſündige Seele zu verdammen; als mein mußt du ſie mir überlaſſen, denn als ſie dein war, begehrte ſie, meine Sklavin zu ſeyn; ſie gab ſich völlig in meinen Dienſt und achtete meinetwegen ihren Herrn gering; ſie hat dich verläugnet, wiewohl du ſie mit deinem koſtbaren Blute erkauft hatteſt. Schau, wie blind ſie war; denn ohne daß ich ihr von dieſem Leben etwas gab, hat ſie

mir immer gehorcht — leitete ich ſie an, ſo ſchwor und verſchwor ſie ſich in gleichem Augenblicke; begehrte ich, daß ſie ihre Freunde verläumdete, ſo häufte ſie Bosheit, Niedrigkeit und Schande auf dieſelben und belegte es mit Zeugen; führte ich ſie zum Raube an, ſo beging ſie Raub an heiligen und weltlichen Dingen; gefiel es mir, daß ſie ihr Gut, ihren Ruhm und ihr Leben nach meinem Geſchmacke hingäbe und ihr Heil auf's Spiel ſetzte, um dir zu mißfallen, ſo bedurfte es nur eines Winkes und ſie lebte mir zu Gefallen und dir zum Verdruſſe. Verhieß ich ihr ſchändliche, ſchlüpfrige und ſchaamloſe Dinge, ſo hätte ſie ſich mögen Speeren und Spitzen entgegenwerfen, um ſie nur zu wittern; die geringſte Lockung zog ſie von dir und deinem Himmel ab. Für mich ſtand ſie auf, aß ſie, ging und kleidete ſie ſich ꝛc. und für dich that ſie nimmer etwas Gutes ꝛc. Wie oft kameſt du, ein Bettler, an ihre Thür mit der Bitte, ihr Schutz zu gewähren, wie du ſie geſchützt! Sie warf dir die Thür ins Geſicht ꝛc. Wie oft war ſie in Gefahr, verloren zu gehen und wurde durch einen Ruf von dir gerettet; wie oft wäre ſie eines kläglichen Todes geſtorben, wenn du es nicht gehindert hätteſt. Wie viele Stunden und Tage haſt du auf ihre Reue zugewartet und ſie ertragen, indem du deine Langmuth übteſt? ꝛc. Zu Zeugen alles deſſen gebe ich die beſten Freunde an, welche ſie zu ihrer Vertheidigung aufzuſtellen vermag, deren Liebe ſie Gottes Geſetz und Gebote nachſetzte. Zeuge iſt ihr Gewiſſen, welches durch verſchiedene Mahnungen ſie bat, Buße zu thun für die Beleidigungen, welche ſie ihrem Gotte zugefügt. Zeugen ſind Himmel, Feuer, Luft, Meer und Erde. Zeuge iſt die Nahrung, aus der ſie Kräfte gewann, um dich zu beleidigen, Zeuge iſt die Freude, welche die Teufel über ihren Tod empfinden, Zeuge biſt du ſelber; denn du kenneſt den Abgrund ihrer Uebelthaten. Die Zeit iſt erſchienen, in welcher die Verrätherin ihre Schuld büßen muß; genug haſt du auf ſie gewartet; ſchleudere jetzt den gerechten Spruch, ſtrafe ihr Schandleben durch das ewige Feuer, mit welchem ſie in der Hölle brennt. — Die unglückliche Seele antwortet nichts, denn ſie hat nichts gethan, das Gott angenehm war und vernimmt entſetzt ihre Anklage; traurig und verwirrt ſchweigt ſie, weil Entſchuldigung ſie anſchuldigt ꝛc. Sie bebt und fürchtet den ſchweren und entſcheidenden Spruch zu hören: Hinweg Verfluchte, zu brennen durch zahlloſe Jahrhunderte. — Was ſagſt du hiezu, o Seele, was

hälſt du vom entſetzlichen Kampfe, in welchem du dich bald befinden kannſt? — Lerne, lerne jetzt zu ſterben, damit du lebeſt, wenn du ſtirbſt ꝛc. Erwäge, o Seele, wenn dir ein Fünklein Verſtand geblieben iſt, um den Rath und das Gebot Gottes zu vollziehen, mein Lied und bald wirſt du über deine Leidenſchaften triumphiren!

Könnte ich die kräftige Sprache, den volltönenden, ſtrengen Wohllaut widergeben, welcher in den Verſen herrſchet, in deren Rahmen dieſes erſchütternde Bußgemälde eingefaßt iſt, ſo würde wohl kaum ein Leſer ſich dem Geſtändniſſe entziehen dürfen, daß niemals irgend eine andere ähnliche Anſprache einen tiefern Eindruck in ihm zurückgelaſſen. — Dieſem erſchütternden Ernſte gegenüber bewundere man die rührende Einfalt eines andern alten Liedes, worin der Dichter frägt: Was, o mein Gott, ſoll die Erde hervorbringen, die du ſo beſprengeſt? „Dornen für mich, Blumen für euch!“ — Mit ſolchen Quellen benetzt, wird ein Garten entſtehen. Ja, aber aus demſelben werden ſehr verſchiedene Kränze gewunden werden.“ Weſſen ſollen, o mein Gott, dieſe Kränze werden? „Die Dornen für mich, die Blumen für euch!“ — Zum Schluſſe dieſer Proben von der altcaſtiliſchen geiſtlichen Poeſie gebe ich eine Allegorie des portugieſiſchen Infanten Don Juan Manuel, welcher gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts lebte und an Johannes II. von Portugal Hofe blühte, ſeiner ſpaniſchen Lieder wegen auch noch einmal erwähnt werden muß. Es iſt derſelbe, den einige Literatoren mit dem caſtilianiſchen Infanten Juan Manuel verwechſelten, welcher über hundert Jahre früher lebte und Verfaſſer des Grafen Lucanor iſt. Das Gedicht iſt coplas über die ſieben Todſünden überſchrieben und an den König Johann II. von Portugal gerichtet, den er in den erſten beiden Strophen anredet. Im Nachſinnen über des Königs große und vortreffliche Eigenſchaften ward der Dichter, er weiß nicht wie, ſeiner Sphäre entrückt und fand ſich in einem von hohen Gebirgen umſchloſſenen Thale wieder. Hier gewahrte er zwei Wege, welche anfänglich einer ſind, nachher aber, wie das pythagoräiſche Y (Ypſilon), auseinander laufen. Der Dichter war aber ſo beſtürzt, daß es ihm an der rechten Beſinnung fehlte. Nachdem er ſich ein wenig beſonnen, beſchleicht ihn der Zweifel, welchen Weg unter den beiden vor ihm aufgethanen er verfolgen ſolle. Der zur Linken war ſehr breit, eben, grün, fröhlich und zu einem Rennplatze ſehr geſchickt, mit fruchtbaren Boden, mannigfaltig mit Blumen eingefaßt und bedeckt,

ſo daß er davon zum Theil unerkennbar wurde. Ganz anders zeigte ſich der zweite Weg, einſam und abgelegen lief er abwärts, war mangelhaft und bedenklich für Unverſtändige, obwohl der Vorſichtige ganz wohl darauf fortkommen konnte. Unſere Menſchlichkeit hat es an ſich, daß ſie das Leichtere lieber wählt. Der Dichter ſchlug alſo den Pfad ein, welchen Adam kam, als ſein Weib ihn berückt hatte, daß er einen Mundbiſſen über ein göttliches Gebot ſetzte. Als der Dichter auf dieſem Wege viele Tagereiſen zurückgelegt, glaubt er verworrene Stimmen durcheinander zu vernehmen; trauriges Geſeufz und ſchmerzliches Geſchrei drang in ſein Ohr, aus denen nur das zu entnehmen war, daß es von Eingeſperrten ausging, welche aus dem Kerker zu entkommen keine Hoffnung hatten. An einer tiefen Grube endigte der Weg. Der Dichter bemerkte, daß der größere Theil der Menſchen hineinſtürzte; unten war das ewige Feuer zubereitet, das die Sterblichen martert, welche für Güter des Augenblicks ein immerwährendes Uebel erwählen. Der Dichter bemerkte auch noch ſechs andere Wege in dieſe Grube ſich münden, auf denen er Leute allen Schlages herandrängen ſah. Er wußte ſich ſchon nicht mehr zu wenden, ſo viel Volks umgab ihn auf allen Seiten. Er fürchtete ſein letzter Tag ſey gekommen. Zum glanzloſen Feuer hätte er ſich verdammt gehalten, wenn Gottes Gnade ihn nicht errettet; denn mit leuchtender Geberde trat ihm eine Jungfrau ſo überirdiſch ſchön entgegen, daß er dieſelbe nicht zu beſchreiben vermag. Dieſe befreiete ihn von der gefährlichen Stelle, an welcher er ſich befand. Er aber redete ſie an: O glänzende Erſcheinung, an Glanze allem überlegen, entbehrt deine Reinheit aller Vergleichung, dich, deren Güte ich meine Befreiung aus dem Abgrunde und aus zahlloſen Nöthen verdanke, bitte ich, mir deinen Namen und dein Amt zu erklären.“ Die Erſcheinung gibt ſich als die göttliche Gnade zu erkennen, und bezeichnet mit ſcholaſtiſchen Merkmalen und einem lateiniſchen Ausdrucke näher ihr eigenthümliches Weſen. Dieſe Antwort entſetzt den Dichter. Er muß ſich Zeit nehmen, ſich zu erholen. Göttliche Führerin, entgegnet er dann, da ohne mein Verdienſt ein ſolches mir zufällt, ſo gieb mir Aufſchluß über das, was ich hier ſchaue. Die Erſcheinung erwiedert, daß von den beiden Wegen, die der Dichter im Anfange geſehen, der eine zu Gott, der andere ins ewige Feuer führe; die ſieben Wege ſeyen die ſieben Todſünden, mittelſt deren die Sterblichen dem hölliſchen

Feuer verfallen. Der erste Weg ist der des Dünkels und Uebermuthes, auf demselben verließ Satanas die himmlische Heimath, nun kamen die aufgeblasenen babylonischen Thurmerbauer, sowie die Großen Egyptens mit ihrem Könige. Auch alle Andere, welche sich in der Welt überheben, mußten hinab in diesen Schlund. Der zweite Weg ist der des Geizes. Auf demselben haben die Harpyen ihren Aufenthalt, und fahren diejenigen zur Tiefe hinab, welche das Metall anbeten; aus Troja kam Antenor, aus Thracien Polymnestor und Midas der phrygische König, aus Rom aber Kaiser Domitian. Wenn alle Schreiber der Welt sich zusammenthäten, würden sie mit dem Verzeichnisse derer, welche dieses Weges kamen, nicht zu Stande kommen. Auf dem dritten Wege kommen täglich in hellen Haufen die Anbeter der Venus an, die Schaaren der Ehebrecher, Nothzüchter, Verführer, welche ihre Seligkeit für immerwährende Schmerzen verloren. Auf dem vierten Wege kommen die Neidischen, denen fremdes Glück steten Kummer macht. Alle übrigen Todsünden sind süß in ihrer Ausübung, diese aber dörret die Seele, so oft sie begangen wird. Unzählbare Schaaren kamen von diesen Sündern aus allen Orten und Völkern zusammen. Wenn alle Menschen Schreiber würden und nichts thäten, als die Neidischen verzeichnen, so würden sie doch niemals damit fertig werden. Auf dem fünften Wege erreichen den ewigen Abgrund diejenigen Leute, deren Abgott ihr Bauch ist; diese scheußliche Rotte sollte man nicht einmal nennen und nicht unter die Argen zählen, da sie die ärgsten sind. „Damit aber, sagt die Erscheinung, die Sterblichen den Rückzug nehmen und in dieses Laster nicht verfallen, magst du niederschreiben: daß an Prälaten allein eine große Menge kam und kömmt; ich möchte von ihnen sagen, daß sich nach der Größe der Prälatur das Maaß der Gefräßigkeit richtet.“ — Auf dem sechsten Wege strömen die Zornmüthigen heran. Diese Gelegenheit benutzt die Sprecherin vorm Zorne zu warnen. Sie weiset darauf hin, daß Gott, den wir doch den Allmächtigen nennen, jeden Fehler zu verzeihen bereit ist, und der ohnmächtige Mensch will keine Verzeihung gewähren. — Der siebente Weg ist der Gang derer, welche in Amt und Pflichten lässig gewesen; lässig werden diejenigen genannt, welche sorgsam sind in zeitlichen Angelegenheiten, aber von den himmlischen ihren Sinn abwenden. Die Erscheinung rechnet den König Aurel (wahrscheinlich Roderich) von Spanien, welcher Schuld an dem

Verrathe an die Mauren war, unter dieſe Sünderſchaft. Obgleich das Feuer, welches der Dichter ſiehet, das ewige iſt, ſo iſt es, wie die Erſcheinung andeutet, doch nur eine accidentelle Strafe; das eigentliche endloſe Uebel, nur aus theologiſchen Gründen begreiflich, iſt die in Entbehrung des Anblicks der Gottheit beſtehende eſſentielle Strafe. Denn je beſſer Gott iſt als alle guten Dinge, ſo viel größer iſt das Unglück, ſeinen Anblick zu entbehren. Die Sprecherin fodert den Seher nun auf, mit ihr den traurigen Weg zu verlaſſen und ſich dem angenehmern zuzuwenden. Der Dichter, dem nichts lieber war als den grauenvollen Ort zu verlaſſen, ſchwieg, um durch ſein Reden nicht etwanigen Aufenthalt zu veranlaſſen. Er fand aber den Weg ſo geartet, daß er glaubte, er würde denſelben ohne den Beiſtand ſeiner himmliſchen Gefährtin nicht haben zurücklegen können; ihre liebliche Unterredung half ihm über alle Rauhigkeiten hinweg und je länger er ging, deſto beſſer aufgelegt fand er ſich dazu, und zitterte nur vor dem Augenblicke, wo das Gehen ein Ende nehmen würde. Anſteigend gelangten ſie auf einen erhabenen Punkt, von wo aus ſie alle Theile der Welt überſchauen konnten. Die Geringfügigkeit derſelben machte dem Dichter beſonders die Thorheit derer klar, welche für etwas ſo Kleines die göttliche Klarheit aufgeben. Auf dem höchſten Punkte angelangt finden ſich die Wandernden von einer grünen Ebene umſchloſſen; vier Hauptſtröme ergoſſen ſich dort, ſeltſame Bäume ſtanden umher; kein Sterblicher hat einen Begriff von dieſes Aufenthaltes Lieblichkeit; verbannt von dort war alle Mangelhaftigkeit, welche durch alle vier Elemente in der Welt herrſcht; die Wärme zunächſt war lieblich gemäßigt, die Gleichförmigkeit der Temperatur iſt nicht zu beſchreiben; ſtete Klarheit herrſchte in der Luft, die Sonne glänzte dort ſtärker im ſiebenten Grade; alles war Glanz ohne das Uebermaaß der Hitze oder Kälte; liebliche Süße verbreitete die Mitte. Springende Bächlein, die den Garten durchirrten und aus einem Quell hervorbrechen, bildeten die Geſtalt eines Kreuzes; das klare Naß überſchimmerte überall, wo es rann, den Boden; wer daraus trank, fühlte für immer ſeinen Durſt gelöſcht. Ueberall erzeugte der Boden Frucht tragende Bäume. Nur duftende Kräuter ſproßten hervor. Vorn an der Quelle ſtand ein Stamm, der Baum des Lebens genannt und geſchrieben ſtehet, daß ſeine Frucht ins Unendliche allen Hunger ſtillt. Des Dichters Sinn ſtand nach dem Genuſſe ſo vielen Glückes und er konnte ſich

vom Anblicke nicht trennen. Allein seine Gefährtin trieb ihn an, den Weg zu vollenden, um an die Burg zu gelangen, welche sich vor ihnen zeigte. Näher gekommen erblickten sie vier Thürme an derselben, welche die erste Sphäre berührten; in ewiger Diamantschrift lautete die Anzeige über dem Thore dahin, daß den Tod nicht schmecken solle, wer dort wohnen würde. In den ersten Thurm eingetreten, fanden sie ein Frauenzimmer von mehr als engelhafter Schönheit auf einem Gerichtsstuhle; sehr ernsthafte Personen umgaben dieselbe; dauerhaft gemalt und mit feinen Teppichen behangen war dieses Gemach. Hier waren, so redet der Dichter seinen König an, die Thaten in Teppich gewirkt, welche du vollbrachtest und durch welche du deine angeerbten Reiche erweitert hast; des Meeres großer Ocean unterwarf mit seinem Gestade sich deiner Hand; ein großes Volk war aus der Ketzerei zum Christenthume bekehrt ꝛc." — Die Zeiten, in denen die mystische Allegorie eine Hauptrolle spielen konnte, sind längst vorbei und es liegt zwischen der Zeit, wo der Prinz Juan Manuel seinem königlichen Anverwandten zu Ehren die eben vorgetragenen dichtete, eine Zeit, in welcher diese Dichtungsweise zum feinsten poetischen Filigran ausgearbeitet, an ihrer eigenen Subtilität unterzugehen drohete und die Art des Prinzen plumpes Machwerk eines ungeübten poetischen Steinmetzen erscheinen konnte. Wenn wir jedoch das Zeitalter und seine übrigen Erzeugnisse vergleichen, mögen wir diese Allegorie immerhin edel und alterthümlich schön nennen. Allein es wird Zeit, auch die übrigen Gattungen des dichterischen Vorrathes zu mustern, den die spanischen Liederbücher aus dem fünfzehnten Jahrhundert uns darbieten. Der religiöse Theil dieser Poesie ist ein praktischer Commentar zu Schillers wahrem Worte:

Höheres bildet die Kunst nicht, die göttlich geborne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn.

Ich beklage jeden, welcher durch negirende Glaubensvorurtheile sich um die erhabene Freude gebracht hat, die in Kunstschöpfungen verleiblichten Dogmen in hinreißend schöner Gestalt zu bewundern, welche nun schon einer 1800 Jahre alten Kirche mit nie versiegender Lebensfrische die künstlerische Begeisterung unterhalten und unvergängliche Kunstblüthen treiben. Wehe dem Kunstrichter, welcher eine solche Erscheinung auf die vorgebliche Sinnlichkeit des Katholicismus zu gründen sucht. Mit Schmiedefäusten wird man niemals Spitzen klöpfeln!

Lehrgedicht.

Welchen Geiſt das Lehrgedicht der Spanier im fünfzehnten Jahrhundert athmet, habe ich ſchon oben anzudeuten verſucht, ſo wie ich auch den Schlüſſel zu finden mich bemühet habe, welcher über den Umſtand Aufſchluß gewährt, daß ſich die Didaktik ſo ſehr auf die gelehrte Seite zu legen befliß. Mehr und minder ſpiegelt ſich auch in den moraliſchen Liedern, welche die cancioneros aus jener Zeit uns erhielten, dieſe Tendenz ab. Die vorzüglichſten dieſer Compoſitionen habe ich bereits unter den Namen ihrer Verfaſſer angegeben. Die Abhandlung über die geiſtliche Poeſie dieſes Zeitraums hat dargethan, daß ſich mit derſelben nicht ſelten die Didaktik, namentlich vermittelſt der Allegorie, ſo verbindet, daß es ſchwierig wird zu beſtimmen, in welche Claſſe von beiden ein ſolches Gedicht einzuſchätzen iſt. Am meiſten ſchadet dieſen Gedichten der Umſtand, daß ſie weniger in prunkenden Tugendempfehlungen ihre poetiſche Würde ſuchen, ſondern in alltägliche Lebensvorſchriften ſich verlieren, welche längſt zu ſo bekannten Sätzen geworden ſind, daß wir auch mit allem Hineindenken in ihr Alterthum und aller daraus hervorgehenden Entſchuldigung für die Dichter das unbehagliche Gefühl der Trivialität nicht los werden und nur etwa an den Schönheiten der äußern poetiſchen Form ein Intereſſe nehmen. Die moraliſchen Verhaltungsregeln, welche ſie vorzutragen für gut finden, haben jene alten Dichter noch nicht durch maleriſche Beſchreibungen und überraſchende Ausſchreitungen zu unterbrechen verſtanden. Die Allegorie, welche aus der Gefahr helfen ſollte, das äſthetiſche Intereſſe im moraliſchen verſinken zu ſehen, war auch in den wenigſten Fällen geignet, das Gute auch als ſchön empfinden zu laſſen, worauf es doch ankam, wenn dieſe Erzeugniſſe moraliſcher Betrachtung auf dichteriſchen Werth Anſpruch machen wollten. Zu eigentlichen Lehrgedichten nach den Requiſiten äſthetiſcher Lehrbücher brachten es die Spanier noch lange nicht und waren namentlich in demjenigen Zeitraume, deſſen Betrachtung jetzt vorliegt, noch weit davon entfernt. Die ganze Idee des eigentlichen Lehrgedichtes[1]) kömmt erſt

1) Wonach es ſich eine Kunſt, eine Wiſſenſchaft oder eine anziehende und nützliche Beſchäftigung des wirklichen Lebens zum Gegenſtande ſetzt und mit innigſtem Intereſſe ſo ergreift, daß es denſelben von ſeiner anziehendſten Seite mit der Miene des Lehrenwollens behandelt.

auf einer äſthetiſchen Culturſtufe zum Bewußtſeyn und zur Ausführung, die noch weit über derjenigen belegen iſt, zu der die ſpaniſche Literatur ſich im fünfzehnten Jahrhunderte erhoben hatte. Dieſe Literatur hat es überhaupt hierin nie der vorzüglichern Didaktik anderer Literaturen gleich gethan, was ihr meines Erachtens nicht zur Unehre gereicht, ſondern Zeugniß für das grundpoetiſche Lebenselement der ſpaniſchen Natur ablegt. Denn, wie bereits mehrfach angedeutet worden, bleibt die Didaktik bei allem poetiſchen Aufwande, mit dem ſie ſich aufzuputzen weiß, nur eine Adoptivtochter der wahren Poeſis und jeder Unbefangene, welcher ihr Geburtsatteſt richtig zu leſen weiß, wird darin bekundet finden, daß ſie ihre leibliche Abkunft der Proſa verdankt. Iſt es erlaubt, das Göttliche durch ſolchen Vergleich zu profaniren, ſo wird der Genius, ein Sohn Gottes, unbedingt ſich lieber von der Poeſis-Maria als der Proſa-Martha bedienen laſſen. Auch ſelbſt im goldenen Zeitalter der ſpaniſchen Literatur wurden alle andern Dichtungsarten fleißiger angebaut als gerade die didaktiſche. Schon dieſe Erſcheinung nöthigt zu der Vermuthung, daß erhebliche Gründe obwalten mochten, die Aufmerkſamkeit der ſpaniſchen Dichter dieſem Gebiete zu entfremden. Nicht Unrecht dürfte dem ſcharfſinnigen Martinez de la Roſa in der Bemerkung zu geben ſeyn, daß die kräftige Phantaſie, welche die ſpaniſchen Dichter in der Regel durchglühete, ihrem Geſchmacke eine ſtärkere Richtung zu derjenigen Compoſition gab, in welchem jene ihren Reichthum auf eine freiere Art entfalten konnte. Allerdings mußte ihnen dort künſtleriſch wohler zu Muthe ſeyn, als auf dem ſtreng begränzten und magern Gebiete der Didaktik, wo der Verſtand die Richtſchnur und den Compaß nie aus der Hand läßt, wo die vorwärtseilende Einbildungskraft immer am Zügel zurückgehalten wird und wo die poetiſchen Zierrathen und Verſchönerungsmittel ohne nüchterne Mäßigung den Zweck der poetiſchen Veredlung und Verklärung einer proſaiſchen Wahrheit in die Verdunkelung verkehren würden. Im ſechszehnten, geſchweige denn im fünfzehnten Jahrhundert hatte außerdem der philoſophiſche Gedanke, von deſſen Anregung die Idee zu eigentlichen Lehrgedichten vom organiſchen Zuſammenhange der poetiſchen Entwickelung ausgehet, auf der pyrenäiſchen Halbinſel noch keine ſolche Fortſchritte gemacht, daß er den Plan eines ſolchen Gedichtes ſich vorzeichnen und ſo vorherrſchend durchführen konnte, um den noch ſo mächtigen Anſprüchen

der Phantaſie auf eigene Thätigkeit das Feld zu überlaſſen. Auch bei andern Nationen hat ſich das Ergebniß der Literaturgeſchichte dahin herausgeſtellt, daß, wie die Philoſophie überhaupt in der Form des Lehrgedichtes entſtanden, das Letztere auch nur da zu einiger Vollendung gediehen iſt, wo ein gewiſſes Maaß von Wiſſenſchaftlichkeit herrſchend war. Von der friſchen Kraft ihres ſtrebenden Sinnes hingeriſſen, durch Himmel und Klima zu anmuthigern Compoſitionen angeregt, Zeugen von kühnen Thaten und hiſtoriſchen Hauptereigniſſen, welche zum heroiſchen Liede begeiſterten, dichteten die alten ſpaniſchen Dichter, wenn ſie nicht die Empfindungen ihres Herzens feierten, oder die Natur, welche ſie bezauberte, poetiſch befangen, lieber in jeder andern Gattung als der ernſten und gemäßigten Weiſe, welche die erkünſtelte Didaktik mit ſich bringt und vorſchreibt. Die Meiſten mochten ſich zu dieſer reifes Nachſinnen und fleißiges Durcharbeiten erfodernden Gattung um ſo ſchwerer bequemen, als ſie insgemein andern Lebensſorgen und Thätigkeiten hingegeben, nur eine karge Muße für die Poeſie übrig hatten, die ihnen nur etwa dann und wann ein ungezwungenes, frei hinaus geſungenes Lied ſpendete, aber nicht die Zeitmittel gewährte, welche zu ausführlichen poetiſchen Exercitien jener Art erforderlich ſind. Selbſt die Sprache, weit beſſer für den Ausdruck der Größe und Erhabenheit im Leben und der Erfindung, als für den Ausdruck ruhiger Gedanken und die mittlere Sphäre, in welcher die Didaktik ſich bewegt, ausgebildet, gab ſich zu jeder andern Art poetiſcher Conception williger her, als zu dieſer. Das theologiſche Moment machte überhaupt ſein Uebergewicht über die Weltweisheit geltend und verſchlang vorzugsweiſe die didaktiſchen Elemente, zu denen ein Anſatz in dieſem Zeitalter ſich zeigte. Ich bitte nicht zu überſehen, daß ich hier immer nur vom größern didaktiſchen Gedichte geredet habe, indem von der moraliſirenden Poeſie, welche ſich im fünfzehnten Jahrhunderte ziemlich in die Mode warf, Alles dasjenige Geltung behält, was ich weiter oben darüber beigebracht habe. Der moraliſche Ernſt und die großartige Würde des caſtilianiſchen Charakters bedurften immer des Bekenntniſſes der Grundſätze einer edeln Rechtlichkeit. Die Poeſie wurde dem Caſtilianer zum Beichtſtuhle, in welchem er ſolche Bekenntniſſe laut werden ließ. Wäre nicht die Neigung, dieſe moraliſirende Didaktik durch Gelehrſamkeit und Allegorie zu heben, ſo vorherrſchend geworden, ſo würde die Poeſie ſich dabei weit vor-

theilhafter geſtanden haben. Doch hierüber habe ich mich bereits oben hinlänglich ausgeſprochen. Es bedarf nur noch der Erwähnung einiger andern alten Gedichte didaktiſcher Art. Zu dieſen rechne ich ganz beſonders die Lobrede auf die Frauen vom Commendador Fernando de Ludueña, in welcher ſich eine treffende Pſychologie des weiblichen Weſens mit caſtilianiſcher Galanterie paart. Des Beſtrebens wegen, welches der Commendador an den Tag legt, ſeine aus der Erfahrung gewonnene Anſicht von der Weiblichkeit auf eine äſthetiſch intereſſante Weiſe vorzutragen, rechne ich dieſes Gedicht zu der didaktiſchen Gattung. Die Frauen, ſagt der alte Ludueña, ſind der hauptſächlichſte und verdienſtvollſte Theil der Welt. In altväteriſchen, aber reizenden Wortſpielen ſetzt er ſeine Galanterie fort, nennt ſie die Vergoldung der Welt, welche ihnen ihre Fortdauer verdankt, indem Alles in der Welt durch ſie lebt und ohne ſie wider ſeine Natur leben würde. Sie erheitern und erhalten uns unſer Leben, durch ſie leben wir daſſelbe, ſie vernichten die verzweifelnde Sorge, welche ohne ſie uns erfaſſen würde. Sie ſind unſere Geltung und unſer Wollen; ſie ſind unſer Geſchäft, unſer Vergnügen und unſere Ausdauer. Sie wiſſen ſich beliebt, ſie wiſſen ſich gefürchtet zu machen und dabei doch zu dulden. Sie wiſſen ehrenhaft zu ſeyn und ſich dienen zu laſſen, aber auch ſelbſt zu dienen. Viele haben Geduld, viele machen Freude, obwohl ſie ſelbſt mißvergnügt bleiben, viele erleiden Unrecht, aber mit Verſtand und Ergebung. Nehmt ein Weib aus dem höchſten Stande, aus den mittlern Kreiſen und ein ganz geringes Weib, alle ſind voll Güte und ſind ſo geſetzt, als ſie es nur irgend ſeyn müſſen. Alle verſtehen es, Vortheile zu erlangen und Viele auch, dieſelben zu bewahren. Von argen und thörigten rede ich nicht; denn es gibt deren ſo wenige, daß man ſie nicht mitzählen darf. Ich beginne, ſagt der Dichter, ſogleich mit dieſer von vornherein abgegebenen Erklärung, wobei mich keine Vorliebe beſtimmt, ſondern ich nur der Wahrheit und Vernunft nachgebe. Ich nehme die vermählten und unterdrückten Frauen in Schutz, welche Männer haben, die Arges begehen und ein unordentliches Leben führen. Einige ſind Spieler, andere ſtreitſüchtig und deßhalb nicht zu ertragen; andere haben ſich ſchmerzliche Vorwürfe zu machen über ſo laſterhafte Laſter, daß man dieſelben nicht nennen darf. Die Frauen aber wiſſen mit reinem und klugen Sinne dieſelben ſo ehrenhaft zu verſtecken, daß

niemals ihre Geberde verräth, was ihr Herz empfindet. Wie viele Eheherrn verſpielten nicht die Schmuckſachen ihrer Frauen, und ſie zeigten ein lächelnd Geſicht. Wie viele kehrten von ihren Lüſten heim und verhöhnten die Keuſchheit! Wie viele wurden durch die Frauen von tauſend Uebeln geheilt, welche ſie im Dienſte erzielt hatten, und wie viele ſtarben von Fehlern frei, weil jene dieſelben zu bedecken gewußt hatten! Gibt es dagegen unter uns einen, welcher den Fehler, ſo ſein Weib hat, verſchwiege? Wahrlich nicht einen gibt es, welcher das Schlimme, ſo er weiß, nicht Allen bekannt machte. Wenn man beide mit einander vergleicht, muß aber meines Erachtens derjenige am meiſten belobt werden, welcher den Andern am meiſten ſchirmt und deſſen Fehler verdeckt. Wie viele Weiber müſſen Jahre lang, von ihren Männern allein daheim gelaſſen, bei Waſſer und Brod leben, ohne die Nachbarn zu ſehen, gehütet wie Gold auf dem Tuche, damit ihre Ehre nicht leide noch ihre Habe ſich mindert. Dabei ſchadet ihnen die Einſamkeit nicht und der Wille geräth nicht auf Abwege, obwohl die Koſt mager wird. Freilich wurden in alten Zeiten viele mächtige Männer (das iſt gar keine Frage!) durch die Hände ihrer Weiber gelenkt, und auch jetzt gibt es deren noch viele. Ich wüßte nicht irgendwo geleſen zu haben, daß einer, der von ihnen geleitet worden, zu Grunde gegangen wäre; im Gegentheil ſind ſie geſtiegen, erhalten und gewachſen. Das hat keinen andern Grund als die Klugheit und richtige Einſicht, und iſt es liſtige Kunſt, ſo iſts eine vollendete Liſt, welche als Verdienſt gelten muß. Wahrheit aber iſt es, daß alles aus Güte entſpringt. Wer anders ſpricht, hat einen boshaften, der Wahrheit feindlichen Mund. Sprechen wir von der Wittwe, welche auf ſchmerzliche Weiſe ihren Gatten verlor, ein Verluſt, welcher ohne Zweifel größerer, bitterer und tödtlicher iſt, als irgend ein Anderer, ſo daß jene ungelogen und die gewiſſeſte Wahrheit zu ſprechen, ein Leben leben, daß ſie lebend den Tod erdulden und, obgleich geſtorben, am Leben bleiben. Viele unter ihnen hinterblieben mit unerwachſenen Kindern und geſchwächter Habe; verlaſſen zogen ſie jene in der Einſamkeit auf und verbeſſerten ihre Lage. Und die zarte Jugend verlor wegen der Unterweiſung durch die Mutter bei deren Wittwenſtande nichts, obwohl ſie den Vater verloren. Einige werden durch dergleichen bei ihrem Alter freilich ſehr gedrückt; aber andere müſſen im jugendlichen Alter, ſchön wie die

Engel, dieſelben Pfade betreten; aber mit voller Güte, mit Charakter und aller Liebe, die ihnen zu Gebote ſtehet, ſo wie mit Sanftmuth, beherrſchen ſie die Höhe der reinſten Keuſchheit. Es iſt Unrecht, wenn man die lieblichen Mädchen, welche von Laſtern verfolgt werden, klagen läßt, wenn gleich ſie mit tugendhafter Klugheit viele der Funken zu erſticken wiſſen, welche ſie in Brand verſetzen könnten, den Willen der Jugendluſt verſagen, und unüberwunden von derſelben am Ende ihres Tagewerkes in der Klarheit Hafen einlaufen. O Herr! Welch ein Verdienſt krönt das ſchöne Mädchen, welche in den Palaſt ſich verſetzt findet, wenn ſie ihre Jugend mit einer tugendhaften Klugheit ſchmückt, welche denkt, wo ſie gelockt wird, und ihres Willens ſich alſo bedient, daß ſie am letzten Tage ihres Gewinnes ſicher iſt. Nicht recht iſt's, wenn eine Jungfrau ſich weigert, zu Hofe zu gehen und ſich ſchauen zu laſſen, denn ſie kann doch das Vergnügen und die Fröhlichkeit nicht unterlaſſen, zu welchen ſie geboren iſt, und dieſe liebliche Geſtalt, welche ſie den Engeln nahe ſtellt, darf ſie nicht verbergen, ſie muß nur darauf ſehen, daß ſie den rechten Weg nicht verliert. Aber die boshaften Zungen und niederer Pöbel, dem jene Tugend anſtößig iſt, finden ſich ſogleich zur Hand, um Verdammung auszuſprechen und diejenigen mit tauſend Fehlern zu beladen, welche im Tugendſchmucke prangen. Redet ein Mädchen in einem Geſellſchafts- oder Ballſaale mit Jemanden, den ſie lieb hat, ſo muß ſie alsbald dafür unerbittlich als eine Arge ſich verurtheilen hören; boshafter Sinn denkt immer das Schlimmſte, das iſt eine alte Sünde, die kaum von einer andern übertroffen wird. Hunderttauſend Frauen, welche in unſerm Caſtilien zum Hofe gehören oder zu deſſen Feſten kommen, gehen aus tauſend Vergnügungen geſund wie Aepfel hervor, ohne Verletzung noch Flecken; hölliſche Bosheit wär' es ſie zu verdammen oder läſſig zu ſeyn in ihrem Lobe. Sehen wir aber von dergleichen ab und faſſen wir nur den Vortheil ins Auge, welcher von den Frauen ausgehet, wobei wir nicht von Vorliebe uns leiten laſſen, ſondern den Weg des Rechtes inne halten, wie er uns eben führt, ſo iſt es die allgemeine Meinung derer, welche am beſten unterrichtet ſind, daß unter uns und zu unſerer Zeit Gott nichts Preiswürdigeres geſchaffen hat. Sie ſind es, welche die Härtigkeit ungeſchlachter Männer, wie Waſſer das Salz erweichen; ihretwegen zieht Anmuth auch aus Tugend

Vortheil, und dieſe wird ihr vorzüglichſter Beſtandtheil; durch ſie wird die zierende Artigkeit geweckt und gemehrt und die lange Weile vertilgt; ſie zerbrechen die Vergrößerungsgläſer der überwallenden Leidenſchaft. Sie flößen dem Feigen, ohne ihn zu ſtützen, Muth ein und machen ihn zum Manne, bewirken, daß er ſich oben erhält und ſeinen Gang fortſetzt, ohne anzuſtoßen durch Zügelloſigkeit ſeines Gedankens; ſie halten den Laſterhaften im Zaume und verdammen ihn; ſie verwandeln mit der Fülle ihrer Hand Mängel in Ehren. Was wolltet ihr beginnen, o Höflinge, wenn es an dieſem Königshofe keine Damen gäbe? Wer würde ſich der hochmüthigen, durch ſüße Uebel genährten Gedanken erbarmen? Wo bliebe der ſüße, liebliche Geſang, der fröhliche Tanz, das Lanzenrennen, der Kleider Zier? Ohne alles dieſes würde der Hof ſein wie ein Quell ohne Waſſer. Da von den Frauen nun ſo anerkannte Tugenden ausgehen, welche viele Laſter vernichten, ſo erfodert es die Vernunft, daß man ihnen beſtändig diene, und zwar mit vollkommenſter Ergebenheit; denn gerecht erſcheint es, demjenigen zu dienen, der es verdient; ein wahrhafter Mangel an Tugend iſt es, wenn man das Gegentheil thut. — Alſo der galante Luduñeo. — Die alten ſpaniſchen Didaktiker haben es, wo ſie die falſche, vom Marquis von Santillana und Juan de Mena feſt gehaltene, zum Glücke aber nicht immer befolgte, Idee fahren ließen, daß ein poetiſches Geiſteswerk eine verkleidete Wiſſenſchaft ſeyn müſſe, in der Regel dahin gebracht, durch poetiſchen Vortrag für gewiſſe allgemeine Wahrheiten, deren Verbreitung ihnen Herzensangelegenheit war, zu intereſſiren und den Gedanken mit dem Gefühle in ein ſolches Gleichgewicht zu bringen, daß ſie das ſo leicht mögliche Abgleiten nach dem Boden der Proſa glücklich gemieden. Das lyriſche Gefühl, von dem ſich der poetiſch-reflectirende Spanier nie ganz los zu ſagen vermag, war ihm ſehr behülflich dabei, daß er nur ſelten in die Gewöhnlichkeit der Proſa verfiel, welcher er ohnehin auf den anmuthigen Windungen der lieblichen Versarten, die ſich willig der Aufnahme ſeiner Gedanken darboten, leicht entgehen konnte. So laſſen ſich z. B. des Rodrigo Oſorio ächte und verſtändige Betrachtungen über die Werthloſigkeit alles Irdiſchen recht gut leſen, ohne vom Gefühle beſchlichen zu werden, daß man etwa nur in proſaiſchen Anſichten ſich bewege. Ich bemerke, daß die Verſe ungemein fließend in zwölfzeiligen Strophen

ablaufen, was ich natürlich nur verſichern, in der Darlegung des Gedankenganges mittelſt proſaiſcher Rede aber auch nicht einmal andeuten kann. Die Ehren und Vergnügungen, ſagt der poetiſche Weiſe, welche in dieſer geliehenen Welt am meiſten erfreuen, ſind nur eine heuchleriſche Schminke, welche beim leiſeſten Winde zerſtiebt. Ueber dich, o Welt, beklagen wir uns mit Recht und ſtarkem Grunde, denn wir ſehen, daß wir, wie unaufhörlich wir auch mit dir verkehren, dich doch verlieren, bevor wir dich kennen gelernt haben. Das grobe Sinnenweſen des ſchweren Leibes, an dem wir uns ſchleppen, verhindert die Klarheit des herrlichen Geiſtes, der uns zu Theil geworden, und ſo lange wir in dieſen äußerſten Zwieſpalt zertheilt ſind, vermögen wir nicht die Geheimniſſe zu erkennen, welche, wie wir glauben, in dir verborgen ſind; die Seelen, welche dieſes erdigen Stoffes entkleidet ſind, ſchauen klar dieſe Verborgenheiten: deine wahre Geſtalt, dein Elend, dein Doppelgeſicht, mit deſſen einer Hälfte du uns zu den ſüßen zeitlichen Lüſten verlockeſt, während du uns mit dem andern endloſe hölliſche Qualen zuſendeſt. O Welt, lichtloſer Aufenthalt vernunftloſer, roher Thiere, tiefes Thal der Bitterkeit, mit Uebeln und Leiden angefüllter Verbannungsort, mit Dornen beſtelltes, verpeſtetes, vergiftetes Land, Süßigkeit, welche uns in den Stand der Verdammten bringt! Hätten unſere erſten Eltern nicht das göttliche Verbot übertreten, ſo wären wir alle Erben des Ruhmes, deſſen wir beſtändig genießen würden; Qual, Pein, Noth, Hunger, Kälte und Hitze würden nicht ertragen werden müſſen; zu keiner Zeit würden die Bäume entblättert ſeyn ſondern in beſtändigem Grün prangen. Häßliches Alter würde unſere ſchöne Jugend nicht entſtellen, noch anderes Ungemach, welches dem Heile feindlich iſt, empfunden werden. Allezeit würden wir fehlerlos dem Willen Gottes angenehm ſeyn, ſeine Gebote halten und nichts Tadelnswerthes unternehmen. Auch Laſter und Sünden würden unſere benedeieten Seelen nicht beflecken und wir nicht verdammt werden, noch in endloſen Strafen Qualen erleiden. Allein um jener Sünde willen, welche unſer Urvater beging, wurde er mit unſerer Mutter Eva, der er folgte, verjagt und verbannt. Auch wir leben in der Verbannung, aber in dem Verlangen, dahin zurückzukehren, woher wir gekommen waren, arm und enterbt, des Ruhmes und der Freude entbehrend, welche wir verloren haben; nach jenen ſeufzen wir, Thränen und Klagen nehmen jene Richtung; darum

ſind wir allezeit unzufrieden und mißvergnügt. Die unerklärliche Traurigkeit, an welcher die Menſchen ſo häufig leiden, hat ihren Urſprung und Hervorgang daher, denn dort wird ſie gezeugt und geboren; deßhalb iſt unſerm Gedächtniſſe ein angeborener Schmerz eingeprägt, daß wir der Ehre verluſtig gegangen ſind und irdiſche Einbuße unſer Erbtheil geworden iſt. Aus Freien, Selbſtſtändigen und Ununterworfenen ſind wir Sclaven und Tributlinge geworden, aus Zufriedenen Mißvergnügte, aus Brüdern unruhige Gegner, aus Herren Dienende, aus Gerechten, Heiligen und Guten Unvollkommene, aus Göttlichen menſchliche, mit Fehlern bedeckte Sünder. Wenn die Gott entſproſſene Seele dieſe Zuſtände betrachtet und erwägt, ſo demüthigt und beugt ſie ſich, geräth in Unruhe, Verwirrung, außer Faſſung und erſeufzet. Sie erkennet die Vollkommenheit, zu welcher ſie gebildet und erſchaffen worden, ſo wie ihren Zweck; ſie wird nun das Verderben inne, das ihr bevorſteht, wenn ſie dieſem Ziele nicht zuſtrebt. Weil aber das Fleiſch empfindet, daß es aus einem verderblichen Stoffe beſtehet, ſo lebt ſie in ſtetem Mißvergnügen, weil ſie erkennet, wie ſie der Leidenſchaft und Sterblichkeit unterworfen iſt; die anerkannt größte Strafe, welche Gott über die Schuldigen verhängen konnte, iſt, daß jene beiden für das Leben getheilt und geſondert wurden. Obſchon die Seele eine ganz zweifelhafte und unſichere Bahn vor ſich hat, muß ſie beſtändig wach ſeyn, um in Furcht auf den entſetzlichen Tod zu warten; wenn derſelbe aber gekommen, iſt die Liebe zum Leben ſo groß, daß, wie gut die Seele auch geführt ſeyn mag, die gewaltſame Trennung doch mit Schmerz erfolgt. Denn ſie läßt den ſo ſehr geliebten Leib bei den Sterblichen in der Verbannung, in Staub zerfallend und übel behandelt, von Würmern zernagt und mißachtet. Die heiligen Seelen aber, welche durch Verdienſt den Himmel und Ruhm erwarben, wünſchen vereinigt zu werden mit den Leibern, welche ſie hienieden zurück ließen. Denn beide waren zu einem Sein geſchaffen, vereinigt und verbunden, um immerdar die beſeligenden endloſen Freuden zu beſitzen, und obwohl die Seele in Ruhe der gewonnenen höchſten Freude theilhaftig iſt, ſo wird ihre Herrlichkeit ſo lange nicht vollkommen ſeyn, als ſie des Bruders Begleitung entbehrt. Deßhalb wird uns keine Ruhe zu Theil, ſondern ein mühevolles Leben umfängt uns ſo lange, bis wir zu dem herrlichen Vaterlande heimkehren, welchem wir den Rücken wendeten.

Dort werden diejenigen, welche auf eine würdige Weiſe ſich wieder einheimiſch machten, die Freuden antreffen, welche gleich ewig ſeyn werden als Gott, vor dem ſie ſich aufhalten. Deßhalb mag nimmer Einer hoffen, ſo lange er ſich verbannt und abweſend von jener Herrlichkeit befindet, daß irgend ein menſchliches Verhältniß ihn befriedigt. Uns über dieſe Welt, ſo lange wir leben, zu beklagen, würde nicht Recht ſeyn, über uns müſſen wir's, weil wir den Lüſten nachhangen, die uns die Liebe zu ihr einflößt.

Dieſe Didaktik iſt vielleicht in höherem Grade religiös als philoſophiſch. Zur Zeit des wackern Oſorio waren aber Theologie und Philoſophie bei den meiſten noch eins; wenigſtens hatte die letztere noch nicht den nachher ſo nahe gefundenen Spaß entdeckt, des Chriſtenthumes und ſeiner widerſinnigen Dogmen zu ſpotten und den großen Offenbarungen der Aſtronomie und Natur gegenüber des kleinen Menſchen Atomes zu lachen, das ſich einbildete, der allmächtige Gott ſey ein Jude geworden und laſſe ſich, von irgend einem Bäcker geſtaltet, in eine Büchſe einſperren, eine Nahrung beliebigen frommen Hungers. Damals war der Kern des Chriſtenthums aus ſolcherlei Hülſen noch nicht gelöſet und die weiſen Meiſter, welche dieſe ſaubere Aufgabe zu haben vermeinten, ſtanden erſt noch zu erwarten. Nachdem die corroſive Kraft des verſtändigen Scheidewaſſers, womit dieſe angebeteten Wohlthäter der Menſchheit beſtens aufwarteten, alle Disciplinen durchdrungen hatten und ein rein gläubiges Gemüth faſt nur da noch zu finden iſt, wo keine Disciplin den Zutritt hatte, iſt es freilich ſchwer, ſich den wahren Werth ſolcher ernſthaften Betrachtungen, als Oſorio uns bietet, zu würdigen, weil unſer Urtheil mehr oder minder von der Peſt des Unglaubens angeſteckt, die richtige Einſicht zur Würdigung ſolcher frommen Beſchaulichkeit im vollen Maaße kaum noch beſitzen dürfte.

Liebeslieder.

Dagegen iſt unſere Zeit trotz des Liebesgewimmers, das von Poeten ohne Zahl ſeit langer Zeit in Almanachen und Zeitſchriften unterhalten worden, nicht unempfänglich geworden gegen die Poeſie in den caſtilianiſchen Liedern der Liebe, welche aus

dem fünfzehnten Jahrhundert uns übrig geblieben ſind. Für die Sichtung dieſes ächten Kornes aus dem Wuſte aller Jammer- und Jubelphraſen, welche aus der ewigen Fülle dieſer reichſten aller menſchlichen Empfindungen von Alt und Jung, in Oſt und Weſt, zu Meer und Lande, auf der Höhe und im Thale, im Palaſte wie in der Hütte angeſtimmt ſind, iſt uns das Auge noch offen und der Blick noch ungetrübt. Dieſe Liebeslieder haben denn auch bei allen Liebhabern der caſtilianiſchen Poeſie das entſchiedenſte Glück gemacht, weil die Aeſthetiker aller Gattungen, wenn ſie auch über die höchſten Angelegenheiten des menſchlichen Lebens und der Welt die verſchiedenſten und höchſt widerſprechenden Anſichten hatten, den Vernünftlern zum Trotz darin übereinkommen, daß die Liebe Geiſt und Seele unſeres innern irdiſchen Lebens ſey, wobei Viele noch weiter gingen und dem Gefühle der Liebe eine über das Irdiſche hinausragende Dignität zugeſtehen wollten. Um den Geiſt der Minnepoeſie des ſpaniſchen Mittelalters zu begreifen, muß man ſich an dasjenige erinnern, was oben über den Einfluß der provencaliſchen Poeſie auf die ſpaniſche beigebracht iſt. Weil bei aller Macht des leidenſchaftlichen Gefühles der Dichter die poetiſchen Ergüſſe deſſelben immer der Bearbeitung des Verſtandes unterſtellte, ſo wurde auch bei den caſtiliſchen Minnedichtern dieſe Liebe (mit einigen Ausnahmen allerdings) in die Handſchellen einer gewiſſen mehr erwähnten metaphyſiſchen Manier geſchlagen und es kam eine Erotik zum Vorſcheine, welche faſt in Verſuchung führt, zu glauben, daß die Liebeshändel, welche den Gegenſtand dieſer Dichtkunſt ausmachten, bei allem Anſtriche friſcher Durchdrungenheit mehr den Geiſt als das Herz des zärtlichen Sängers in Bewegung geſetzt haben. Nicht ſelten finden wir in dieſen Liedern die Liebe zuweilen mit der Förmlichkeit einer Kunſt und Wiſſenſchaft behandelt, wie es auch die Troubadours gethan. Darum begegnen uns denn auch ſo viele Betrachtungen über den Charakter der Liebe und daraus abgezogene Vorſchriften, dieſe ungebärdige Empfindung zu discipliniren und zu zweckmäßiger Thätigkeit anzuleiten. Deßhalb haben dieſe Lieder nicht ſelten einen didaktiſchen Beigeſchmack. Ein gründlicher Pſychologe, dem es ein Ernſt iſt, das Gefühl der Liebe in allen feinen Nüancirungen zu verfolgen und auf allen Irrgängen und Wendungen zu begleiten, die es einſchlagen kann, verſäume ja nicht, neben der Provencalen auch die caſtilianiſche Liebesliederpoeſie mit zu Rathe zu ziehen, welche

ihm preiswürdige Aufschlüsse und Stoffbeitrag zu tief gehenden Forschungen gewähren wird. Ob auch die castilianischen Liebesdichter, wie die Troubadours, und ja selbst der keusche Petrarch [1]) neben ihren idealen und poetischen Liebschaften auch geheime und sinnlichere Liebschaften gepflogen, ist nicht in gleichem Maaße ermittelt, als es bei den Provencalen der Fall ist. Der spanische Ernst, die anständige Würde waren auch einer solchen Frivolität minder geneigt, als der leichtere Sinn der Provencalen. Doch fehlt es auch nicht an Liedern, deren derbe Sinnlichkeit genugsamer Vermuthung Raum gibt, daß diese über Liebe philosophirenden Sänger in ihrem Leben gerade nicht immer platonisirt haben mögen. Eine Besonderheit, welche jede deutsche Uebersetzung spanischer Liebesgedichte schon von Hause aus verfälschen muß und die sich auch in der italienischen und portugiesischen Erotik wieder findet, bestehet darin, daß el amor, die Liebe, im Spanischen männlichen Geschlechtes ist. In der Allegorie der Liebe, welche auch den castilianischen Liebesdichtern gemein ist, erscheint daher das allegorische Wesen, welches die Liebe vorstellt, als eine männliche Person und erhält als solche Prädicate, welche gar nicht zutreffen können, wenn man die Liebe als ein weibliches Wesen denkt. Man kann sich hier zwar im schlimmsten Falle beim Uebersetzen damit helfen, daß man der Allegorie die Mythologie unterschiebt und für die Person, welche die Liebe allegorisiren soll, den alten Liebesgott Amor eintreten läßt, welcher denn auch zuweilen von den Dichtern wirklich gemeint war, obgleich bei weitem nicht so oft, wie der deutsche Leser, wegen des ihm geläufigen Wortes Amor, der ihm nur den Liebesgott bedeutet und der Vorstellung der Liebe, als einer Person, sich denken mag. Weit leichter lassen sich die Minnelieder der Troubadours ungezwungen in deutscher Rede wieder geben, weil bei ihnen in der Allegorie der Liebe diese als ein weibliches Wesen erscheint, indem das Wort Amor in der provencalischen Sprache weiblich geworden ist. — Zu welchen Gefühlsexcessen die poetische Minne, welche die Eigenthümlichkeit der Chevalerie ist, ausschlug, habe ich bei Darstellung des Einflusses, den das Ritterthum auf die Poesie übte, bereits angedeutet.

---

1) Welcher es bei seiner amore unico et honesto doch auch zu einigen Kindern brachte, welche nicht von den Bäumen geschüttelt waren, wie die Göthe'sche Philine es wünschte.

Die alte caſtilianiſche Liebesliederpoeſie ſpiegelt dieſe Exaltationen treu ab und ſucht die Myſtik der Minne nach allen Seiten hin zu erſchöpfen. Dieſen poetiſchen Liebesſchwärmern begegnet es auch wohl, daß ſie ſich im anbetenden Gefühle für die Geliebte ſo weit verſteigen, daß ihnen ſelbſt der Glanz der göttlichen Dinge neben derſelben erbleicht und es nicht anders ausſiehet, als ob die Huld der Angebeteten vom Dichter der Gnade des Himmels vorgezogen würde. Im Allgemeinen aber hat das ſpaniſche Minnelied des Mittelalters, wie ſchon angedeutet worden, die aus dem Ernſte der ſpaniſchen Reflexion hervorgehende Neigung, den pflichtmäßigen Kampf der Vernunft mit der Leidenſchaft darzuſtellen. Hierbei ſtellt ſich ſtillſchweigend das vergötterte Liebesgefühl als eine Thorheit dar, deren die Weisheit des Dichters, auf poetiſchem Wege Meiſterin zu werden, ſich befleißigt, wobei die Poeſie vor der unſchönen Strenge der Moral aber nicht ſelten Einbuße erleidet. Den leidenſchaftlichen Ausdruck des poetiſchen Liebesgefühls wußten dieſe caſtilianiſchen Minnehelden aber ſehr wohl zu treffen. Namentlich führte die Eiferſucht eine hohe Sprache, welche mit der Rachſucht ſo nahe verwandt iſt, wie der große Macias ſo ſchmerzlich zu empfinden hatte. Dabei war ihnen aber auch die zarte Rede nicht verſagt. Die Umſtändlichkeit ihrer Empfindungsgemälde näherte den Charakter manches ſpaniſchen Minneliedes der eigentlichen Elegie. Es liebt viele Worte und wird dem ſpaniſchen Ernſte, welcher ſonſt zu kargen liebt, zum Trotze leicht geſchwätzig, wodurch ein üppiger und weicher Ton in das Gedicht kömmt, der an den Klang der italiäniſchen Canzone erinnert, deren Romantik vielfach derjenigen in den caſtilianiſchen Liebesgedichten ähnelt. Zur Abwechslung ſprach ſich das Liebesgefühl, wie an den canciones bereits nachgewieſen worden, in wenigen Worten und nicht ſelten mit einer epigrammatiſchen Wendung lyriſch aus, ſo daß einzelne dieſer Liederchen als lyriſche Epigramme betrachtet werden könnten, welche von denen in der griechiſchen Anthologie ſich nur durch ihre Romantik unterſcheiden, was in gewiſſem Betracht freilich eine ſehr weite Scheidung bedingt. Im Allgemeinen gehet, wo nicht die Kürze des Stückes dem poetiſchen Anlaufe ein Ziel ſetzt, der Anhauch elegiſcher Milde, deren Anflug an manchem alten caſtilianiſchen Liedesliede wie ein poetiſcher Thautropfen glänzet, in die Aufwallung und den Sturm der Leidenſchaft über, welchen erſt die Vernunft den Zügel überwerfen muß, wobei, wie gedacht, die Poeſie ein

wenig zu kurz zu kommen pflegt. Glänzende Vergleichungen und kühne Metaphern, wie sie der Orientalismus des spanischen Geistes voraussetzen lassen sollte und nachmals auch in üppigster Pracht z. B. bei Calderon hervorgebracht hat, treten in diesen Liebesliedern doch verhältnißmäßig noch wenig hervor, so reich auch deren Vorrath ist. Ohne Zweifel hat dies seinen Grund in dem Vorherrschen des provencalischen Kunst- und Minnegeschmackes, welcher die nationale einheimische Neigung zu jenen kühnen und überschwenglichen Bildern darnieder hielt. So dialektisch aber auch die Minnepoesie sich gehabte, so tiefsinnig sie den subtilen Fäden der Liebesempfindungen auf allen Irrgewinden ihrer Gänge durchs menschliche Herz nachgehen und so gründlich und treu sie die Natur dieser Gefühle auch studirt haben mochte, so brachte sie es doch noch nicht zu der bereits in Plato's Phädrus dargelegten und neuerdings wieder ausgebeuteten Entdeckung, daß der Zug der durch geschlechtliche Differenz gesonderten Individuen der Menschengattung zu einander auf den jedem Geschlechte eingepflanzten Triebe beruhe, den Mangel ihrer gegenseitigen Einseitigkeit durch ihre Ergänzung physisch wie psychisch zu negiren. Diese Minnedichter sind daher auch noch nicht zu der ganz unpoetischen Wahrnehmung gelangt, daß die Personen verschiedenen Geschlechtes einander suchen, um im Individuum sich als Gattung zu finden, wobei die Liebe zu der besondern Persönlichkeit nur ein Schein ist, indem das Erstreben der Allgemeinheit der Gattung das Wesentliche seyn soll. Ganz im Gegentheil finden wir hier, wie überall, wo das Gefühl der Liebe in seiner echten Beschaffenheit und in der potenzirten Innigkeit, so wie der möglichsten Höhe und Tiefe, mithin in höchster Vollendung sich offenbart, daß der Liebende sein Sinnen und Trachten ausschließlich auf ein Individuum stellt und daß Alles, was die Liebe zu einer positiven Erscheinung des Herzens macht, und Alles, wodurch sie lebt und webt, dahin fallen würde, wenn nur die Sehnsucht nach einer generischen Totalität die Geschlechter zu einander führte und die innigste Vereinigung nur als das affirmative Mittel aufgesucht würde, das Individuum von sich zu befreien. Höchst possirlich müßte die Scene ausfallen, wenn ein ritterlicher castilianischer Sänger am lendemain einem jungen Professor der Philosophie Glück zu dem gemachten Versuche, sich von seinem Individuum zu befreien wünschte, sich aber, da es dem verliebten Herrn Professor, um das Individuum der Anvermählten seiner Theorie zu Folge gar nicht

zu thun ist, die junge Frau sich ausbäte, um deren affirmative, das Individuum von sich befreiende Kraft auch für seine Person einmal zu versuchen. Zu solchen Theorien verstieg sich das gesunde Liebesgefühl der Castilianer nicht. Wechselten sie auch im Laufe des flüchtigen Lebens den Gegenstand der Liebe, so war doch die jedesmal herrschende Neigung eine ausschließliche und recht eigentlich an eine besondere Individualität gebundene und es würde blutige Händel gesetzt haben, wenn man dem verliebten Macias, welcher wie die nur gedachte Weisheit ihm überreden möchte, in seinem Liebesfeuer für die Freiin von Porcuna nur den Trieb empfand, seine Einseitigkeit durch eine geschlechtliche Ergänzung zu negiren, ein hierzu eben so taugliches Frauenzimmer angetragen hätte. Solche türkische Meinungen über die Bestimmung der Frauen, welche diese hinwiederum auch gegen die Männer geltend machen dürften, waren der übrigens so unbändigen Sinnesart jener alten Degen ganz fremd. Bei einer solchen Metaphysik der Liebe würde auch sicherlich diejenige Veredelung der gesellschaftlichen und Familien-Verhältnisse, welche wir mitten im barschen Mittelalter vor sich gehen sahen, weder Bestand noch Fortgang gewonnen haben. Aller aufgehefteten Vernünftelei und witzigen Tändelei zum Trotz war den castilianischen Minnesängern die Liebe, was sie auch wirklich ist und bleibt, Geist und Seele des natürlichen innern Lebens. Daß sie dieses Leben, wie auch schon die Troubadours gethan, in eine höhere Sphäre hinaufheben und sündlicher Weise neben der Religion einen Cultus der Liebe, wenigstens poetisch, einzurichten sich versucht fühlten, habe ich bereits oben angedeutet.

Als rüstigen Sänger der Liebe stellt Böhl de Faber, nachdem er ein Liebesgedicht Juan de Menas mitgetheilt, den wackern Peter Alvarez de Ayllon voran. Im cancionero general ist zuvörderst eine in kunstvollen Decimen vorgetragene Traumvision in Form einer Epistel an einen Freund mitgetheilt. Die Geliebte stellte sich ihm, während er in schmerzlichen Gedanken an sie eingeschlafen war, in übermenschlicher Schönheit dar. Dieselbe verblendete ihn dergestalt, daß er bei allem innern Anreize zum Reden stumm blieb. In Entzücken versunken, schauet er nur auf sie. Sie fordert ihn auf, zu reden. Er bittet um den Tod, welcher ihm minder hart dünkt, als die Entziehung ihres Anblickes. Sie zeigt seinem Schmerze Beileid. Das entzückt ihn so, daß er zu sterben noch mehr bereit ist.

Außerordentlich schön ist nun die Schilderung des nahenden Todes und wie er sich der Geliebten empfiehlt und Gottes Verzeihung anfleht, daß er zuletzt nur ihrer gedenkt, statt an sein Seelenheil. Sein letzter Wille ist ein Hauch der innigsten und zartesten Liebe. Die Anordnungen wegen seiner Bekleidung und Beisetzung sind allegorisch. Sein Sterbekleid soll Treue, sein Gürtel Traurigkeit seyn u. s. w. In lieblicher Schwärmerei gehet das so fort, bis er zuletzt die Geliebte bittet, daß sie, wie seine Tödterin, so auch seine Testamentsvollzieherin seyn möge. Mitleidig will sie ihm helfen. Die Rührung über diese Theilnahme erhöhet seine Aufregung und er stirbt in Gedanken an sie. Er kann diesen Tod nicht lieblich genug beschreiben. — Vortrefflich ist auch ein in fünf Neunzeilern abgefaßtes Gedicht Ayllons (Anda ve triste figura), womit er der Geliebten sein Bildniß übersendet, das Ebenbild seiner Traurigkeit, dem er aufträgt, die Dame zu bitten, ihm das Leben zu geben, welches sie dem Originale genommen. Scharfsinnig und dichterisch sind die Vergleichungen und Aehnlichkeiten, welche er zwischen sich und dem Bilde findet. Nur darin, daß es nicht gleich ihm das Leid der Liebe empfindet, erscheint ihm das Bild unähnlich. Zuletzt trägt er seinem gemalten Boten auf, die Geliebte um Erbarmen für ihn zu bitten. — In der Esparsa: El triste que recibio vergleicht sich Ayllon demjenigen, welcher durch einen andern tödtlich verwundet, wenn auch geheilt, bei dessen Anblick doch wieder Erneuerung seiner Wundschmerzen empfindet. Denn wenn er die Geliebte siehet, erneuet sich auch seine Wunde. — Luis de Vivero versichert in den Octaven: O quien pudiese deziros der Geliebten, wie ihn der Schmerz, welchen er bei ihrem Anblicke empfinde, außer Stand setze, ihr auszudrücken, wie mächtig seine Qual sey. Wenn sie seine Entfernung wolle, möge sie ihm Füße geben zum Hinweggehen, Sprache um sich zu verabschieden, und Hände um sich zu tödten. Denn in der Stunde, da er sie zuerst erblickte, überlieferte er ihr Alles, was er besaß, so daß er nicht mehr bei sich ist, sondern bei der Geliebten. Nur Thränen und Seufzer sind ihm geblieben, um der Geliebten damit zu dienen. Da aber solcher Dienst nicht frommt, so bittet Vivero die Freundin, ihm das Seinige zurückzugeben, namentlich das Herz und zwar unverletzt; denn so wie sie es ihm anbietet, mag er es nicht. — Ein geistreiches Spiel der Gedanken und Empfindungen entwickelt derselbe Vivero in den Octaven: Si n'os huviera mirado, worin er

anmuthig darſtellt, wie er in Folge des Anblic'es der Geliebten zwiſchen Leben und Sterben getheilt iſt und wie er ſelbſt davon die Schuld eben ſo ſehr trägt als die Dame. Dennoch aber hält er ſie allein werth, für ſie alſo zu leiden. — Feierlich zärtlich ſind die innigen Strophen Entre penado y contento, welche Vivero an die Geliebte als einen Abſchied richtete, als ein großer Herr, dem er in der Werbung um die Schöne zu weichen ſich verpflichtet hielt, ihm geboten hatte, ſein Verhältniß mit derſelben abzubrechen. Aus nicht minder tiefem Liebesgefühle quillen die künſtlich verſchlungenen Verſe: conozco de conoceros, welche Vivero an die Geliebte richtete und in welchen er die entzückenden Freuden ſchildert, welche ihm ihr Anblick gewährt, den, für den Tod zu erkaufen, er nicht zu theuer hält. — In quiero contar mis dolores ſchildert Vivero mit glühenden düſtern Farben die traurigen Empfindungen ſeines Herzens bei der Erinnerung an den Tod der Angebeteten. Einſt, ſo heißt es unter andern, war ich Gefangener im Kriege der Liebe, denn Amor nahm mich gefangen. Die ganze Zeit über, worin er mich gefangen hielt, war ich nicht lebendig. Nachdem ſie geſtorben und ſie und er erloſchen waren, erſtarben meines Herzens ſüße Klänge und ich ſtarb ihren Tod. Verſtand und Ueberlegung gaben dem Herzen, das im fremden Tode geſtorben war, das Leben zurück. Verſtand ſprach: Ich, ich will es übernehmen, vor dieſer Gluth deine Hütte zu bewahren, in welcher ich immerfort Wache halten werde. Nun wird weiterhin allegoriſch ausgeführt, wie der Verſtand Traurigkeit und Kummer zu Hütern des Dichterherzens beſtellt. Die Erinnerung ſpielte aber aller künſtlichen Wachſamkeit einen Poſſen und hielt des Liebenden Herzens Empfindungen wach. — Die Verſe Tristeza porque combates hat Vivero an ſeine Traurigkeit ſelbſt gerichtet, welcher er vorwirft, daß ſie ihre grauſam gehandhabte Herrſchaft über ihn lediglich der Liebe verdanke. Die Traurigkeit ſucht ſich, ſelbſt redend, gegen die gemachten Vorwürfe zu vertheidigen und führt dem Dichter zu Gemüthe, daß nicht ſie ihn, ſondern er ſich ſelber quäle, ſie fliehe zwar nicht vor demjenigen, welcher ſie ſuche, verfolge aber noch weniger denjenigen, welcher vor ihr fliehe. Sie gibt ihm daher den Rath, von ihr zu laſſen. — Vivero ſcheint dies beherzigt zu haben, denn in den Octaven: No me aparto yo de amor gibt er an, weßhalb er Abſchied von der Liebe genommen, nachdem er eine Anzahl

Eventualitäten durchgenommen, welche ihn nicht zu diesem Entschlusse gebracht hätten.

Der Dichter Suarez, dessen Vornamen der cancionero nicht einmal mittheilt, und den er unmittelbar vor Cartagena aufführt, redet sein eigenes Lied, das er der Geliebten sendet, mit den Worten: trauriges Papier, an. Er trägt ihm auf, sich ehrerbietig in der artigen Gegenwart derer zu benehmen, welche der stete Gegenstand von des Dichters Betrachtung ist. Wenn sie nach dem Sänger fragen möchte, soll das Lied hinfällig antworten, daß es, da es vom Sänger schied, denselben in mehr Ohnmachten gesehen, als es Buchstaben in sich enthalte. Fragt sie, weßhalb? so soll ihr die Antwort werden, daß die Sehnsucht, dort zu seyn, wohin das Leid gelangt, ihn tausend Tode sterben lasse. Bemerkt sie: daß ihr unbekannt sey, was ihm so argen Kummer bereite, so soll das Lied antworten: daß er nur in ihren Banden schmachte. Die Aufträge des Dichters an sein Lied erstrecken sich auch auf die Versicherung seiner Beständigkeit und auf die Mittheilung, daß er die hundert Tode, mit welchen er gerungen, längst gestorben seyn würde, wenn ihn nicht der Hoffnung Kraft lebendig erhielte. Er fordert das Lied auf, ihn vor seinem Abgange an die Geliebte noch einmal scharf ins Auge zu fassen, um ihr zu melden, wie elend und leidend ihn die Liebe gemacht. Es soll sorgsam darauf achten, welche Eindrücke diese Mittheilungen auf sie machen und welche Aufnahme der Bote selbst finde ꝛc. — Weniger in die Erotik, als zur Metaphysik der Empfindungen gehört ein reizendes Gedicht (Hanme dexado passiones), worin Suarez zuerst sich als in einem Zustande befindlich schildert, in dem er weder Wunsch noch Freude hat und den er durch Gegensätze als den der wahren Apathie zu zeichnen sich bemühet. Allein damit sind seinem geistigen Vermögen und Kräfte sowie seine Sinne nicht zufrieden, welche der Reihe nach in ihrer Opposition gegen einen solchen Zustand der Gleichgültigkeit, worin der Dichter verharret, aufgeführt werden. —

Nicht verwerfliche Beiträge zu der spanischen Liebesliederpoesie des fünfzehnten Jahrhunderts lieferte auch der portugiesische Infant Juan Manuel, der Camareiro Mór des Königs Johann II. in Portugal, der oben bereits als Didaktiker genannt werden mußte, und nicht allein mit dem Verfasser des Grafen Lucanor verwechselt ist, sondern von dem unten zu erwähnenden Pater Clemencin auch mit dem spätern Juan Manuel, dem Günstlinge Philipp I. Hätte

ich (ſo ſagt er in den gewandten Neunzeilern: Que yo cien bocas tuviese) hundert Münder und wäre meine Stimme von Eiſen, dennoch würde ich nicht im Stande ſeyn, meine Nöthen zu melden; und doch gebietet Ihr mir mein trauriges Leben zu melden. Unmöglich iſt es, o Gebieterin, in zweitauſend Jahren zu erzählen, was ich in einer Stunde leide. Allein wie wahr dieß auch ſey, ſo will ich meiner Gewohnheit folgen, nur Euern Befehl, nicht meinen Willen zu thun, und da Ihr wahrhaftige Zeugin meines Verderbens ſeyd, ſo werdet Ihr inne werden, daß ich von meiner Qual mehr ſage, als ich vermag, aber weit weniger, als ich empfinde. Seit ich von Euerm Anblicke geſchieden ward, mache ich mein Lager durch meine maaßloſen Thränen zu einem See; nimmer hören meine Leiden noch meine bittern Schmerzen auf, die ſo groß ſind, daß ich nicht begreife, wie die Höllenqualen größer ſeyn können. Die Nächte verwandeln mein Empfinden aus Klarheit in Finſterniß und dehnen des Gedankens Traurigkeit von der Enge zu umfaſſender Weite aus ꝛc. Wie glücklich ſind, welche aus Lete tranken, da ſie ihre Schickſale vergaßen: allein ich durfte ein ſolches Glück nicht einmal lieben, denn obwohl meine Einbildung mir ein Leben mit Traurigkeit gibt, ſo würde ich ohne dieſelbe doch nicht leben; denn wie groß auch meine gegenwärtige Qual ſeyn mag, ſo läßt ſie mir doch einige Freude an vergangener Luſt. Allein dieſe Erkenntniß mindert mein Leiden nicht, ſondern vergrößert nur meine Qual, da ich ſtündlich meines Verderbens Wachsthum empfinde. Euere herrliche Geſtalt, welche meine Erinnerung feſthält, tritt mir, als wäre ſie gegenwärtig, vor die Augen und bei dieſem Empfinden und meiner traurigen Einſicht bleibe ich leidvoll bekümmert, ſo nahe der Qual als fern dem Vergeſſen. Täglich ſtelle ich mir vor, wie ich einſt Euch erblickte und vergegenwärtige mir die Stunde, in welcher ich mit Euch ſprach; und was ich Euch damals ſagte und wie, als ich Euch nicht antworten ſah, ich lieber den Tod, als ſolche Qual ertragen wollte. Alle Orte, an denen ich Euch ſah und nicht mehr erblicke, umwandere ich täglich auf tauſenderlei Wegen und Weiſen und weine an der Stelle, wo ich einſt mich freuete; Ihr könnet Euch vorſtellen, was ich thun mag, wo ich weinte, denn nichts vermag ich zu vergeſſen. Die Höhen, über welche wir wandelten, durchſtreife ich jetzt ohne Euch; an unſern einſtigen Erholungsſtellen ſterbe ich faſt unter Seufzern; die grünen Auen und Ströme müſſen nothwendig meine Schmerzen ſo vergrö-

ßern, daß ich ſie nicht mehr zu zählen und ohne Verwirrung zu melden weiß. Die Tonkunſt, welche vordem mein Weh linderte, vergrößert daſſelbe nun ins Unermeßliche; ſinge ich jetzt ein Lied, das ich in jenen Tagen ſang, ſo geſchieht es in ſolcher Bewegung, daß ich meine Thränen nicht verbergen kann. Um mein Leiden vollſtändig zu ſchildern, müßte ich eine lange Reihe von Jahren leben; mein leidvolles Leben, zwar übermäßig lang, um meine Qual recht auszuempfinden, iſt doch zu kurz, um deren Umfang auszuſprechen. — In leichtgleitenden Decimen iſt ein anderes Liebeslied abgefaßt, welches beginnt: Membrança del mal passado. Juan Manuel beklagt, daß die Erinnerung des vergangenen Leides dem gegenwärtigen nicht einmal zu Worte zu kommen geſtatte. Unentdeckt aber kann es nicht bleiben, weil das Herz ſeine ſchrecklichen Wunden nicht zu verbergen weiß. In bitterer Betrübniß Ketten findet er ſich dergeſtalt geſchlagen, daß daraus für ihn kein Entrinnen iſt, wie für keinen, den die Liebe gefangen hält, ohne daß er zu ſterben vermag. Um nicht ſchweigend ſein allezeit wachſendes Uebel zu verbergen, will Juan Manuel weinend enthüllen, was ſein Herz vor Liebe leidet. Wenn auch nach Enthüllung ſeines ſpröden Schmerzes deſſen Gewalt ihn um ſeinen Lohn bringen ſollte, wird die Kraft, denſelben zu verdienen, doch allezeit lebendig bleiben. Darum iſt er ſo kühn, der Geliebten über ſein Leben Rechenſchaft zu geben. Indem er beginnt, ihr ſein trauriges, gequältes Geſchick ohne Klage darzuſtellen, iſt er ſich bewußt, daß beim Anblick der Geliebten, deren Schönheit ihm den Tod gibt, ohne ihn zu tödten. Nun ſchildert er beredt die Leiden, welche ihm aus dem Bewußtſeyn ſeiner Liebe hervorgehen und doch nur, indem er der Geliebten dient, zu leben vermag. Auch canciones dichtete der Infant. Vor allen gefällt mir folgende:

Meine Seel' erliegt im Bangen,
Muß in Bälde untergehen,
Wenn ſich ſo entgegenſtehen
Schaamgefühl auf meinen Wangen
Und im Herzen bittre Wehen. —

Liebe heißt mich, daß ich ſage,
Schaam dagegen macht mich feige,
Liebe treibt mich, daß ich jage
Schaam will, daß ich leid' und ſchweige.

So daß, kann ich nicht gelangen
Noch zu einigem Entſchluß,
Mich Wehrloſen tödten muß
Schaamgefühl auf meinen Wangen
Und im Herzen bittre Wehen.

Durch artige canciones zeichnete ſich auch aus der Vizconde von Altamira. Die dauerndſte Eroberung dieſes verliebten Kriegers ſo ſingt er in einem dieſer Lieder, iſt ein dünner Ruhm, welcher ſich verziehet, ohne ſichtbar zu werden und ſo ſtehet ſeine Erſcheinung, auf welche Amors Anſehen ſich gründet, auf ſchwachen Füßen. Denn ſobald wir das Haupt erheben, erblicken wir nur einen Schatten. Zeigt er aber ein einnehmendes Aeußere und läßt er ſcheinen, daß bei ihm gut wohnen ſey, dann laſſet uns vor dem dünnen Ruhme fliehen, welcher ſich verziehet, ohne ſichtbar zu werden. — Das argwöhniſche Leben, ſo lautet eine andere cancion, welches aus der Liebe hervorgehet, iſt ein verhüllter Tod und die gefahrvollſte Qual. Wenn ich zweifle, daß Eure Treue gegen mich aufrichtig ſey, ſo geſchiehet es nicht, weil mir's an Liebe fehlt, ſondern weil der am meiſten argwöhnt, wer am ſtärkſten liebt, ſo daß das argwöhniſche Leben, welches aus der Liebe hervorgehet, der grimmigſte Tod und die ſchmerzlichſte Qual iſt. Eine andere cancion lautet:

Kämpfen muß ich mit zwei Leiden
Mir zu Pein und Mißgeſchicke,
Einem, wenn ich dich muß meiden,
Einem, wenn ich dich erblicke.

Sehend dich, ſterb' ich vor Liebe,
Machtlos, ſelbſt mir beizuſtehen.
Meid' ich dich, ſterb' ich im Triebe,
Immer wieder dich zu ſehen.

Jenes mehrt mein Mißgeſchicke,
Dieſes ſchaffet neue Leiden,
Daß ich dich mit Schmerz erblicke
Und vergeh', muß ich dich meiden.

Auch in Villancicos war dieſer Dichter glücklich. Mehr als er denkt, ſagt er in einem ſolchen Liede, verliert derjenige, welcher die Hoffnung einbüßte und das Leben behielt. Denn, iſt die Hoffnung verloren, ſo ſchlägt kein Troſt an und der traurige Leib, welcher

bleibt, ist nur das Grabmal des Lebens. Als lebendig Begrabener wird darin leben, wer nicht sterben konnte, nachdem ihm die Hoffnung verloren gegangen war. Der Höllenstrafen größte Qual bestehet, sagt er, darin, Gott nicht zu sehen; die meinige ist eben so groß, da ich nicht hoffen darf, Euch zu sehen. Wie könnte ich Euch aber auch sehen, da ich vom Weinen erblindete, seitdem mein Hoffen erstarb. Gegen mein Leben wie gegen mein Leiden gibt es kein Mittel. In der Liebe zogen sie die Loose, so daß dem Leben der Schmerz zu Theil wurde und tausend Tode der Hoffnung zufielen. Solchen Mißgeschickes halber bin ich, wie jeder zugestehen muß, der Bedauernswertheste, der jemals geboren ward. — Welch größeres Unglück (so lautet ein anderes Villancico von Altamira) kann es geben, als Euch sehen, um Euch nicht wieder zu sehen. Euch sehen und dann scheiden, verursacht solch ein Leiden, daß das Herz tief bekümmert das Leben noch leben siehet. Denn Glück und Lust kann nur verlieren. Wenn mir Euer Anblick Qual schuf, so empfinde ich dieselbe noch stärker, wenn ich Euch nicht sehe; denn in Euerm Anschauen betrachtete ich die Glorie, welche schon die Liebe zu Euch an sich trug. Wer hoffet, macht sich ja eher auf Glück als auf Verlust gefaßt. Meine Qual will ich erdulden, meinen Schmerz lieben; meinen Sinn zu ändern, vermag der Tod nicht. Denn die Trauer des Gedankens ist stärker als das Vermögen des Todes. Da der Tod so wünschenswerth ist, mag Euere Gnade mir denselben verleihen; sterbend beweiset man eben, daß die Treue nicht stirbt und die Gruft wird das Leid seyn, daß ich Euch sah, um Euch nicht wieder zu sehen. — Ein liebliches Lied (cancion) eines Zigeunermädchens ist uns von Alvar Fernandez de Almeida aufbewahrt:

Töne meine Schellentrommel
Laut, mein Sinn ist anderwärts.

Wenn Du, Trommel, nur verständest
Meine Qual und sie empfändest,
Müßt' der Ton, den du entsendest,
Klagen meinen bittern Schmerz.

Wenn ich nur die Trommel rühre,
Großes Weh' ich dann verspüre;
Drob gewaltsam ich entführe
Jede Mahnung an den Schmerz. —

Meinem Herzen, o Ihr Herrn,
Sind die Qualen nimmer fern;
Mein Geſang iſt Tonverzerr'n,
Denn mein Sinn iſt anderwärts.

Diego Lopez de Haro muß dem Verfaſſer des cancionero general als ein bedeutender Dichter erſchienen ſeyn. Dieß folgere ich aus der Stellung ſeiner Werke ziemlich am Anfange des Liederbuches und aus der Reichlichkeit, womit daraus geſchöpft iſt. Das erſte Gedicht, eine metaphyſiſche Unterhaltung zwiſchen dem Gedanken und der Vernunft, in welcher letztere den erſten auf den rechten Weg zu bringen weiß, iſt eines Auszuges nicht wohl fähig, auch mehr didaktiſcher Art, dagegen erſcheint Haro in den übrigen Mittheilungen als ein rüſtiger Liebesdichter. In einem Briefe nennt er ſeine Dame einen Abgott von Schönheit und trägt ſeinem Briefe auf, derſelben ſeine tiefe Betrübniß anſchaulich darzuſtellen, was der Brief um ſo beſſer könne, da er nächſter Zeuge ſeiner Traurigkeit geweſen. Er nimmt Abſchied, um in fernem Lande ſeinen Schmerz auszuweinen, der ihm unter den Leuten das Herz abdrückt. Die Vorſtellung dieſer trübſeligen Empfindungen iſt ſehr beweglich und die Geliebte müßte ein Herz von Stein gehabt haben, wenn ſie dieſen Brief ohne mitleidige Regungen geleſen haben könnte. — Eine andere artige Zuſchrift erläutert das Siegel, womit er den Brief an die Geliebte verſchloſſen, als Symbolik ſeiner liebenden Empfindungen. — Am meiſten gefällt ſich dieſer Sänger aber in der Schilderung der Trennungsſchmerzen, welche ihn beim Abſchiede von der Geliebten erfaſſen. Die ſpaniſchen Sänger ſind überhaupt weit fruchtbarer in poetiſcher Darlegung der Liebesleiden als der begeiſternden Schilderung der Liebeswonne und der kleinen und größern Freuden, welche der Liebende überall als Blüthen an ſeinem Lebenspfade ſtehen ſiehet und dankbar pflückt. In einem Abſchiedsgruße erſcheint Haro mit ſich, mit Gott und der Welt zerfallen, weil er ſich von der Dame ſeines Herzens trennen muß. Je kleiner die Lieder, deſto grotesker nehmen ſich die ungeheuern Gasconaden des Schmerzes aus. — Vortrefflich iſt der Verdruß über die Untreue der Geliebten zu elegiſchem Empfinden mit dem Liebesſchmerze verbunden in dem Gedichte Haros: O que no hallo razon, das er an eine Dame richtete, mit der er die Abrede getroffen, daß er keiner andern als ihr dienen, ſie dagegen keines andern Dienſt und Werben geſtatten wolle.

Sie hatte ihm nicht Wort gehalten und er gibt ihr sein Wort mit dem gedachten Liede zurück. — Wie er schon am Schlusse dieser Epistel merken lässet, sprechen andere Lieder es klar aus, daß er nicht im Stande ist, diesen Entschluß auszuführen und sich immer wieder der Geliebten zuwenden und von ihr die Spenden der Liebesschmerzen erwarten muß, die ihm zu einer wahren Wollust werden. Er scheint einen Zustand, welcher frei ist von Liebesleid und Kummer, gar nicht mehr für einen begehrlichen zu halten und doch ist die Traurigkeit solcher Lage sein beständiges Klagelied und wenn er keine gegenwärtigen oder vergangenen Bekümmernisse zu beweinen hat, so sucht sein Trauerlied die Möglichkeit künftiger sich zum Gegenstande. Das letzte der im cancionero mitgetheilten Gedichte Haro's ist ein Testament der Liebe. Den Eingang bildet eine Anrufung des Gottes der Liebe. Er trägt diesem auf, sobald er ausgeathmet, sein Herz der Geliebten zu überbringen. Seine Augen will er um des Gegenstandes willen, den sie gescheuet, nicht mit seinem übrigen Leibe unter die Erde bestatten lassen. Er ordnet auch an, wie und was man bei seiner Bestattung singen solle, sowie er auch eine Grabschrift vorschreibt, welche die Treue und Beständigkeit seiner Liebe preiset. — Vermuthlich der Verwandtschaft des Gegenstandes wegen läßt das Cancionero diesem Testamente ein anderes folgen, welches Antonio de Velasco im Namen eines Portugiesen aufgesetzt hatte. Dasselbe ist weniger eine Liebesangelegenheit als offenbar ein Scherz, wie die Ausführlichkeit beweißt, womit über die Kleidungsstücke testirt wird. Doch weiß dieser Velasco auch zartere Liebesweisen anzuschlagen, z. B. in dem Liede: Si el mal que vos m'aveys fecho, worin er sich glücklich preist, daß ein Leiden, das ihn schmerzt, von der Hand der Geliebten herrührt, aus der ihm selbst der Tod willkommen seyn würde. — In einem andern Liede befragt Velasco die Geliebte, was er ihr zu Leide gethan, daß sie sich beklage. Wenn Ihr, sagt er, Unwillen gegen mich empfindet, warum behaltet ihr denselben, da Ihr wisset, daß es in Eurer Hand liegt, mich zu tödten, wenn Ihr wollet? Was ich bei meiner Betrübniß gewann und worin ich lebte, war allein der Gedanke, Euch zu dienen, da ich mich aber betrogen sah, so ist mir der Tod wenig furchtbar. Das Leben wünsche ich nur, um Euch dienen zu können, da ich aber das Gegentheil inne werde, so gewinne ich nur beim

Sterben, denn das Leben Eurethalben verloren, iſt kein Verluſt für mich. —

Die alten caſtilianiſchen Degen müſſen häufig von ihren Schönen ſehr ſpröde behandelt worden ſeyn. Namentlich hat der Dichter Coſtana über ſolche Behandlung zu klagen. Er hält ſich, wie er in den Stanzen: La grandeza de mis males meldet, überzeugt, daß die täglich wachſende Größe ſeiner Liebesleiden ſelbſt die wilden Thiere, wenn ſie dieſelben zu ſehen vermöchten, zum Mitleiden bewegen würde, dem die grauſame Schöne ſo ſtreng ihr Herz verſchließt. Er ſucht daher durch eine Reihe ungemein dringender und beweglicher Beſchwörungen das Mitleiden der Unempfindlichen herauszufordern, wobei er die ganze Tonleiter der Liebesbetheuerungen mit vollen Griffen auf- und abſpielt. — Eine eigenthümliche Compoſition lieferte Coſtana in dem Gedichte, welches anhebt: Al tiempo que se levanta. Er ſchildert zunächſt, wie, wenn alle übrigen Weſen ſich zur Erquickung nächtlicher Ruhe überlaſſen, er allein dieſe Wohlthat vergeblich ſucht, indem gerade alsdann ſein Liebesleiden mit ungebändigter Gewalt hervorbricht, und er ſich auf einem Lager unter Seufzern ruhelos windet. Wenn er, vom Leide ermüdet einſchlafen wollte, hielten die Seufzer ihn wach. Er gibt eine allegoriſch-ſymboliſche Beſchreibung ſeines Lagers, welche in der That ſinnreich genug iſt, die ihm aber ſelbſt zu lang wird, ſo daß er zum Schluſſe eilt. Während er in ſeiner Liebesnoth weder ſchlafen noch wachen, weder leben noch ſterben kann, vernimmt er draußen ſüße Laute des Geſanges. Er erweckt ſeinen Gedanken, welcher ſich zu ſeinen Füßen niedergekauert hatte und ſendet ihn hinaus, um die Sänger innen zum Eintreten zu nöthigen. Derſelbe kömmt mit der Nachricht zurück, daß die Liebe, die Sehnſucht und die Hoffnung draußen ſtänden. Alle drei treten nacheinander ein und werden in ihren allegoriſchen Trachten und Attributen geſchildert. Die Hoffnung unter andern trug ein grünes, zerriſſenes und abgetragenes Gewand und näherte ſich mit matten Schritten. Sie führte eine Laute. Der Dichter lud die Damen zum Sitzen ein. Ihre Muſik that ihm wohl. Er ſchildert, was ſie ihm vorſpielten. Dieß ſind wieder allegoriſche Bezüge auf ſeinen verliebten Zuſtand. Nachdem die Sängerinnen ihn weidlich erquickt, reicht er ihnen den Sängerlohn, der Sehnſucht ein Schmerzenskleid von grüner Farbe und mit Thränen angefüllt, das er mit einigen elegiſchen Worten

begleitet. — In den coplas: Como el cisne va sintiendo ſchildert Coſtana der abweſenden Geliebten ſeinen Zuſtand und die ſchmerzlichen Empfindungen ſeines Herzens: „Wie der Schwan, ſo beginnt er, wenn er ſich zum Sterben kommen ſiehet, ſeine Flügel trauernd ausbreitet und ſeine Stimme lauter erhebt, um das Leid, worin er ſich befindet, bekannt zu machen und wie er durch ſolchen Geſang ſein Ende beſchleunigt und in Klagelieder über ſeinen eigenen Tod ſich ergießt, ſo will ich Unglücklicher, der ich gar nicht hätte geboren werden ſollen, da mein Mißgeſchick mir die Gewißheit baldigen Todes gibt, doch vor meinem Ende unter großem Leide meine Qual ſingen, hernach mag mein Leben zerrinnen und der Tod ſeine Empfindungen über mich ausbreiten.“ Nun redet er ſein Lied an, das er in die Welt entſendet und auf eine allegoriſch ſentimentale Weiſe zu ſeiner Reiſe ausrüſtet. Er gibt ihm die Zeichen an, woran es erkennen mag, ob es an diejenige gelangt iſt, für die es beſtimmt ward. Er bezeichnet die Geliebte beſonders durch die Angaben ihrer Härte und Sprödigkeit gegen ihn. Wenn dich, ſo ſagt er, zuletzt ein Liebender in deinem Wege verhindern ſollte, ſo bitte ihn in großer Liebe und, indem du ihm mein ſchweres Leid zeigeſt, daß er dich baldigſt weiter pilgern laſſe und wenn er ſich ſtrebt dem Schmerze zuzuhören, dem ich erliege, ſo ſage ihm, daß er meinem Tode und dem, was ich fortan beginnen möge, Rückſicht ſchenken ſolle.

Mit feuriger Liebesberedſamkeit verlangt Pedro de Torrellas in den dreizehnzeiligen coplas: Cessen ya de ser loadas, daß ſeine Schöne allen andern vorgezogen werde. Alle Damen der Gegenwart, fordert er, ſollen nicht weiter gelobt werden, an die der Vergangenheit ſoll man nicht mehr denken, noch an die Künftigen den Gedanken heften. Seiner neuen Liebe will er alle Aufmerkſamkeit zugewendet wiſſen; alle Liebenden ſollen ihren Geliebten den Beinamen der Beſſern abnehmen. Denn des Dichters Geliebte „mache alle bisherigen Erſten zu Zweiten.“ Hierauf ſchildert er die Vorzüge, womit die Geliebte, welche ſeine Verehrung ganz zu ignoriren ſcheint, ihn gefeſſelt und verſichert ihr ſeine Ergebenheit, bittet ſie auch zu geſtatten, daß er als der ihrige ein Leben ohne Freiheit führe, die ausgenommen, ſein Lied an ſie zu richten. Wenn nun, ſo ſchließt er, mein ehemaliges, nun jetziges Leben noch mir angehörte, ſo würde ich wünſchen, mit demſelben aus der Welt abzuſcheiden ꝛc.

Auf eine andere Weiſe ſuchte Juan Alvarez Gato ſeine Schöne für ſich zu ſtimmen: Weil ſeine Liebesqual, ſein fruchtloſes Seufzen, ſeine traurigen Gedanken und ſchmerzvollen Empfindungen ihn doch dem Tode entgegenführe, und weder früh noch ſpät in ſeinem Kummer Erleichterung eintritt, ſo entſchließt er ſich, ſchon um nicht feige geſcholten zu werden, ſeine Geliebte herauszufordern. Er will, da ſein Ruhm einmal verdunkelt iſt, ſein Loos der Todesgefahr ausſetzen, um neuen Sieg zu erringen, oder um ein Leben zu verlieren, das ihm doch ſchon verloren gegangen iſt. Zu der Herausforderung glaubt er in der Feindſeligkeit, womit die Schöne ihn behandelt, eine Berechtigung zu finden. Nun beſchreibt er auf allegoriſche Weiſe Roß und Waffen, deren er ſich bedienen will: ein Roß der Beharrlichkeit mit Leidenſchaft geſattelt u. ſ. w. Mit dieſen Waffen will er am Wege ihrer gewärtig ſeyn. So gut er gewaffnet, ſo hat er doch Angſt, daß die Lanze der Ungunſt und das Schwert der Grauſamkeit, welche die Schöne gut zu führen weiß, ihn ſchwer verwunden werden. Dann aber denkt er in ſeiner Traurigkeit wieder, daß ſie auf dem Roſſe der Güte, gegen welches er keinen Widerſtand zu leiſten wüßte, erſcheinen und ihm willfahren werde. Vorherrſchend aber iſt ſeine Bangigkeit vor den ſchlimmen Waffen, welche ſie führen wird: grimme Verachtung, höhnende Antworten ꝛc. Am meiſten aber ſinkt ihm die Hoffnung beim Anblick ihrer Feſtungswerke: Klugheit, Liebenswürdigkeit, Schönheit u. ſ. w. Er iſt auch gewärtig, daß ihn ſchon ihre Sittſamkeit zu Boden werfen wird. Doch iſt ihm der Tod von ihren Händen lieber, als das bisher geführte Leben. Dringend bittet er zuletzt, daß die Schöne die Herausforderung annehmen und den Ort beſtimmen möge, wo beide ſich treffen ſollen. – Gato weiß aber noch andere Arten, ſeiner Dame die Empfindungen ſeines Herzens kund zu thun. Es ſind zwei coplas: viendo me como me muero von ihm aufbewahrt, welche er auf einen Stab ſchrieb und mit demſelben auf das Dach der Wohnung ſeiner Geliebten warf, weil er ſich nicht getrauete, ihr perſönlich ſeine Leidenſchaft zu geſtehen. — Das Schweigen über ſeine Liebe bringt in auch noch in andere Ungelegenheiten. Denn diejenigen, welche ſeine Schöne lieben, kommen zu ihm, klagen ihm ihre Liebesſchmerzen, oder eröffnen ihm ihr Liebeshoffen, wie er in den coplas: Como ya mi mal es viejo ſchildert. — Sehr treffend und charakteriſtiſch ſind die Decimen des Comendador Roman Vos mi Dios por mi tris-

tura, worin er seine Häßlichkeit der unvergleichlichen Schönheit der Geliebten gegenüber hinstellt. Letztere ist gebildet aus einem strahlenden Elemente und mit Klugheit begabt; Gott freuete sich über ihre Geburt. Ihr Leuchten überstrahlt der Sterne Glanz. Sie ist ein Ausbund von Sittsamkeit, ein Spiegel der Schönheit, worin alle Schönen sich betrachten. Der Dichter dagegen ist ein häßlicher Bauer, ein schwerfälliger Papagei, ein Türke, Jude, Guinéer, eine grobe, zierlose Mohrengestalt. Unter Geklüft und mit jedem Tadel behaftet geboren, ist er unter Schlangen aufgezogen; in der Finsterniß erzeugt, ist er garstiger als die Nacht. Sie ist hervorgegangen aus Gottes Hand, mehr gefürchtet als das Glück, schöner als der Mond und leuchtender als der Morgenstern. Sie ist in die Welt gekommen, ein Trost für dies trübselige Leben, Kaiserin am Hofe, aufmerksamer angeschauet als der Polarstern, und inniger betrachtet als eine Heilige. Diesem entgegen schildert der Dichter sich als einen Sohn Lucifers, sprüchwörtlich schwarz, mit castanienbraunem Gesicht, einen Auswurf des Aetna oder Vulcans. Die Fabel kann eine so einfältige Figur als die seinige nicht erfinden; er ist ausgearteter als ein Lastträger, wilder als eine Bestie ꝛc. — Er malt sich, nachdem er andere Vorzüge der Geliebten erwähnt, als einen kalten Tölpel, einen willenlosen Grobian, eine Wachsfigur, eine sträfliche Anwesenheit, als eine Vogelscheuche in einem Feigenbaume, eine hölliſche Erscheinung. — Als die Geliebte erzeugt wurde, ward der Welt die Glorie als Gabe zu Theil und die Freude wiedergewonnen, die Traurigkeit aber ging zu Grunde. Die Schönheit, womit sie geboren ward, vernichtete des Dichters Heil. Dieser dagegen ward an einem Tage der Trauer, der Bitterkeit geboren, an einem Tage der Sorgen, der Furcht, der Qual u. s. w. Man muß diese ganze groteske Entgegensetzung lesen, um einen Begriff von der seltsamen Verliebtheit des Dichters zu erhalten. Ich will nur noch einige Complimente für die Geliebte mittheilen. Sie übertrifft die Güte an Gütigkeit, ist ein Wunder dieses Lebens, eine Perle der Klugheit, ein Schacht von Vollkommenheiten, alle ihre Reden sind Zucker und Süßigkeit, ihre Qualen sind Entzücken, ihre Leiden Sieg, ihr Hoffen ist Haben, ihre Anmuth Besitzthum, ihr Vergessen Erinnerung. Der Dichter macht die Angebetete schließlich darauf aufmerksam, daß sie durch seinen Tod doch nichts weiter gewinnen werde, als den Namen einer Mörderin.

Minder phantaſtiſch und der natürlichen Gefühlsäußerung beſſer entſprechend drückt ſich die Zärtlichkeit des Marquis von A ſt o r g a gegen ſeine Geliebte aus in dem Gedichte: Esperança mia por quien, — Meine Hoffnung, redet er ſie an, für welche mein ſchmerzerfülltes Herz leidet, möge es dir gefallen, Gebieterin, mir den Lohn zu reichen, um welchen ich dich bitte. Wem anders darf ich meine Klagen anvertrauen als dir, da ich keinen Augenblick der Freude habe, wenn du mich ſterben läſſeſt, meines Lebens Leben? Der mächtige Gott der Liebe, welcher die überwundenen Liebhaber tröſtet, gebietet mit erklärtem Willen, daß meine Klagen an dein Ohr tönen. Das einer ſo ſchönen Perſon wohl anſtändige Mitleid möge deinen Willen meinem ſchmerzens- und leidvollen Leben zuwenden. Und jene mächtige Sehnſucht, welche den Liebenden zudringlich macht und je mehr er Schwierigkeiten findet, deſto beharrlicher in ſeinem Wollen erſcheinen läßt, und welche liebende Frauen bis zum halben Tode in Trauer verſenkt, möge dich bewegen, meine Noth in ausgezeichnetes Vergnügen zu verwandeln. Der allgewaltige Schmerz, welcher auch die höchſt Stehenden erreicht, mag dich verſehrend berühren; denn berührt er dich, ſo iſt es unmöglich, daß meine Traurigkeit unbegriffen bleibt. Dann iſt es vielleicht möglich, daß bei dem harmvollen Leben, welches hiervon für dich die Folge ſeyn möchte, und beim Anblicke meines großen Leidens du von dir ſelbſt beſiegt, dich beſiegen möchteſt. Feſter Thurm der Huldigung [1]), mir ſo ſchön erſcheinendes Bollwerk, möge der Liebe Klage dein Herz erwecken, welches außerdem ſchlafen gehet. Bogen grimmiger Pfeile, der du mein Heil verſehreſt, ſey überzeugt, daß, wenn dies Alles dich nicht zur Liebe bewegt, ich ein todter Mann ſeyn werde. Vernimm die Botſchafter, welche dir die ſeltſame Kunde überbringen; mögen meine aufrichtigen Seufzer dich rühren, welche mir, wenn ich ſie auslaſſe, das Innere zerreißen. Mag das wilde Leid empfunden werden, womit ich ſie dir zuſende, mag dein Herz die ſchwere Qual fühlen, welche das meinige deinetwegen empfindet. Sehe ich dich nicht, ſo ſterbe ich vor Einſamkeit; erblicke ich dich aber, ſo ergreift mich Verzweiflung, daß ich dich wieder laſſen muß. Da empfinde ich auch ein mit Schmerz vermiſchtes Entzücken, welches mich täuſchet, und

1) Torre de homenage hieß der in jeder Feſtung befindliche Thurm, in welchem der Commandant dem Könige den Eid der Treue ſchwur.

wenn ich ausleſen will, was mir das Beſſere ſey, wird mein Schaden nur immer größer. Ich gleiche einem Kranken, deſſen zuſammengepreßter Schmerz ſich ausdehnt, was ihm am meiſten frommt, iſt ihm am widerlichſten. Mein Leben iſt eine Wohnſtätte, in welche nur Qualen Zutritt haben, deſſen Thür meinem Glücke verſchloſſen iſt und deſſen Eingang nur für traurige Gedanken ſich öffnet. In dieſer ſchmerzlich bewegten Weiſe läuft das Liebeslied noch durch fünf Zwölfzeiler fort, welche das Verdienſt eines angenehmen Rhythmus haben.

Unter den Liebesgedichten Tapia's, welche der cancionero mittheilt, eröffnet ein längeres den Reigen, worin der Dichter erzählt, daß, als ſein Herz frei war und ohne Liebe, Amor ihn aufſuchte und ihm gebot, ſie zu haben; er weist ihn auch an eine Dame, der er dienen ſolle. Er führte, ſo meldet er, ein ſorgenloſes Leben, in welchem ihn weder Ruhm noch Schmerzen drückten. Da ſah er einen Ritter eintreten, wie ein Fremder gekleidet, aber von einem einnehmenden Aeußern, welcher ſtraff nach ſeinem Namen fragte. Der Dichter empfängt ihn freundlich und frägt höflichſt nach ſeinem Begehr und da der Fremde ihn für den erkennt, den er ſucht, freuet er ſich ſeines muntern Ergehens und gibt ſich ihm als Amor zu erkennen, den der Dichter ganz aus ſeinem Gedächtniſſe vergeſſen, und der ihn jezt für ſeinen Dienſt anwerben will. Obwohl Tapia ſich der Liebe ſo unkundig ſtellt, ſo weiß er ihr doch nun eine Standrede zu halten, welche klar genug darthut, daß er wohl bewandert iſt in der Geltung, welche der mächtige Gebieter der Leben, wie er ihn nennt, anzuſprechen hat. Denn er ſchildert beredt das Ungemach, welches Amor auf ſeine Getreuen häuft und knüpft daran die Bitte, ihn mit der zugedachten Ehre zu verſchonen. Amor ſucht ihn über ſeine Befürchtungen zu beruhigen, und ſagt, daß er ſich deſſen, der ihm ungeheuchelte Dienſte leiſte, zu deſſen eigenem Wohle gütig annehme. Diejenigen, welche ſich über ihn beklagten, waren an ihren Leiden und Schmerzen ſelber ſchuld. Er verheißt ihm aber ein ſchmerzenfreies und todtloſes Leben. Tapia hält die Zuſage für einen Fallſtrick, um ihn deſto ſicherer zu fangen und bezweifelt die Aufrichtigkeit der Verſprechungen, deren Nichterfüllung er an ſo manchem Liebediener erlebte. Er ſucht daher dem Antrage auszuweichen. Amor entgegnet, daß er eine ſo ſchlimme Meinung an ihm nicht verdient habe. Er for-

dert ihn auf, dieſelbe ſchwinden zu laſſen und mit ihm Cameradſchaft zu halten, wobei er ſich genugſam werde überzeugen können, daß Amor ein ſo arger Geſelle gar nicht ſey. Der Dichter wird daher aufgefordert, Amors Namen und Freuden zu folgen. Es wird ihm eine Dame, die Blume unter den Weibern, zugeſagt. Keine gleicht ihr an Schönheit, keine an Verſtand und Liebenswürdigkeit. Es wird verkündet, daß der Dichter ſchon bei ihrem erſten Anblicke entbrennen würde und daß eine Freude ihn erfüllen ſolle, welche zu Trauer und Schmerz nimmer ausſchlagen werde. Der Dichter werde ſelbſt hinterher die Zeit, welche ihm liebelos verloren ging, bejammern. Amor verheißt ihm ſchließlich die Treue der Dame, wofern er ſelbſt nur ihr dieſelbe halten werde. In einer anmuthigen cancion gibt Tapia ſich den Ueberredungskünſten gefangen und verſpricht in Amors Cameradſchaft und Gefolge zu treten und der Dame, die ihm verheißen, beſtändige Treue zu halten. — Als eine Dame ihn gefragt: was Liebe ſey, gab Tapia ihr in einem artigen Zwölfzeiler die Antwort: Liebe iſt eine Viſion, welche, wie ſchnell ſie ſich bildet, eben ſo raſch zerrinnt, ein Gefühl, aber kein überlegender Gedanke, ein Gebilde von Schönheit, welches die Augen betrübt, ein gedoppelter Schmerz, aber nur eine einfache Freude, welche aus dem Verlangen hervorgegangen, das, Herrin, iſt die Liebe, welche eben ſo leicht verloren gehet, als ſchwer zu gewinnen iſt. — Als ſeine Schöne nach Guadalarara verreist war, ſendete ihr Tapia acht coplas in Decimen nach, welche ihr den Zuſtand ſeines Herzens ſchildern ſollen. „Gehet, ſo ſpricht er, Ihr unglücklichen Verſe, welche mein Schmerz erfand und deren Ton mein Leid ſtimmte, gehet hervor aus dem geheimen Innern der Liebe und verſetzet daſſelbe dahin, wo ich zu meinem Glücke der beſtändigſte Liebhaber war und wo der Sitz meiner Sorgen iſt, obwohl ich zu meiner Betrübniß dort ſchon vergeſſen bin. Gehet nach Guadalarara, da werdet ihr die Schönheit erblicken, deren Anblick das Geſicht koſtet, wo Ihr meine Qual hell, meinen Ruhm aber verdunkelt ſehen werdet ꝛc. Ihr Boten meiner betrübten Gedanken werdet als Gefährtinnen meine aufrichtigen Beklemmungen, meine Klagen, meine Qualen überbringen. Auch das wahrhafte Siegel meiner beſiegelten und zuverläſſigen Treue nehmet mit euch, womit Liebe die Pforte verſchloß, die ich nicht öffnen laſſe, ich müßte denn zuvor meinen

Tod finden. Nehmt den Schlüsselring, an welchem der Schlüssel befestigt ist, den die wahrhafte Liebe geschmiedet und mit jenem Stahle gehärtet, der meine Neigung verstärkte. Die Pforte ward verschlossen von meines Glückes Hand; ihre Verbindlichkeit und ihre übermäßige Schönheit bildeten das Schloß. Bringet ihr meine Sorgen, meine Qualen und meine Leidenschaft, meine vergessenen Dienste, meine aus meines Herzens Innerm herausgerissenen Seufzer" ꝛc. Auch die Lust, welche ihn überwunden, und das Gedächtniß, seinen Feind, sendet er der Geliebten und trägt seinem Liede auf, derselben alle Liebesdienste, Reden, Verse, in denen seine Leidenschaft sich ausgesprochen, wieder in die Erinnerung zu rufen, welche sie unvergolten gelassen. Endlich aber soll es ihr die Nachricht von seinem Tode überbringen, denn er fühlt sich im Angesichte der erfahrenen Täuschung nicht mehr lebendig und seitdem er diese Entdeckung gemacht, ist er weder frei noch gefangen ꝛc. In dem Liede Yo estava por mi ventura macht Tapia einer Dame eine zärtliche Liebeserklärung. Längst hat er sich, wie er sagt, der Sorge, noch einmal verliebt zu werden, entschlagen und glaubt, der Liebesschmerz finde bei ihm nur noch in der Erinnerung seine Stelle und die alten Wunden seyen völlig geheilt. Er hoffte daher auch nicht mehr auf Liebeslust und Freude. Da erblickte er die neue Freundin und ihre Schönheit warf sein ganzes System der Ruhe um und sein Schifflein wieder hinaus in der Liebeswogen stürmischen Drang. — Ein besonderer Einfall war es, daß Tapia, als eine Hofdame Donna Mencia de Sandoval, nach unserer Art zu reden eine Löwin des Hofes, welche eine Menge Herzen verwirrt gemacht hatte, auf eine Zeitlang verreis't war, ein Gedicht verfaßte, in welchem er einem jeden der Liebhaber der Donna Mencia eine copla in den Mund legt, welche in der jedem eigenthümlichen Weise dessen Traurigkeit über die Abwesenheit der Angebeteten ausspricht. Ueber einen Mangel an Mannichfaltigkeit des Liebesgrames darf man sich beim Lesen dieser coplas, deren letzte Tapia zum Gefäße der Aeußerung seines eigenen Schmerzes sich vorbehalten hat, nicht beklagen.

Der Dichter Niclas Nuñez, welcher abwechselnd mit der Mutter Gottes auch seine irdische Geliebte besang, hatte den eigenthümlichen Einfall (in den coplas: Estas oras vezareys), den bestimmten Tageszeitgebeten (horas) seiner Geliebten eine auf seine Liebe bezügliche Deutung und Anwendung unterzulegen und sie anzu-

weiſen, wie ſie dieſen Gebeten jenen Bezug zu geben habe. Am Morgen, ſagt er, ſolle ſie die Bußpſalmen beten, um ihr Schuldbewußtſeyn gegen den Sänger zu tilgen und um ihre Grauſamkeit vor ihrem eigenen Gewiſſen zu büßen. Aehnliche Verhaltungsmaaßregeln empfiehlt er der Geliebten für das salve Regina, für die Meſſe, deren einzelne Theile alle eine Anwendung auf ſeine Liebe erhalten, für das credo, das pater noster, für das agnus etc. — Auch die Caſuiſtik der Liebe cultivirte Nuñez Poeſie. So z. B. beantwortet er in der poetiſchen Epiſtel: Señor, señor Fenollar dieſem Freunde die Frage: ob es beſſer ſey, einem Fräulein, einer Vermählten, einer Wittwe, einer Andächtigen oder einer Kloſterjungfrau in Liebe dienſtbar zu ſeyn. Bei den Nonnen findet er es aber doch in ſeinem Gewiſſen bedenklich, Gott ſeine Geliebte abtrünnig zu machen. Bei einer Vermählten dünkt ihm die Sünde am geringſten, der Sieg am größten ꝛc.

Badajoz el Muſico ſendete ſeiner abweſenden Geliebten einen poetiſchen Brief nach Genua, den er anredet: Glückſeliger Brief des unglücklich Geborenen, beſtätigt durch die Kraft der Liebe und verſiegelt mit dem Siegel der Treue ohne Compas und Maaß. Natürlich packt er dieſem Sendboten eine Menge Verſicherungen der verſchiedenſten Arten ſeines Liebeskummers auf, welche alle ſo kräftiger Art ſind, daß man nichts weniger erwartet, als der Dichter werde längſt zur Leiche geworden ſeyn, ehe ſeine Liebesklagen zu Händen der Geliebten gekommen ſeyn werden, wobei man freilich der Verwunderung nicht Herr werden kann, daß er auf eine ſo ausgeſuchte Weiſe die Ausdrücke für ſein vorgebliches Leid zu finden weiß. Dieſe ganze Epiſtel, welcher übrigens wirklich dichteriſcher Werth beiwohnt, iſt unverkennbar durchaus in provencaliſcher Manier gedichtet. Solche Epiſtolographie der caſtilianiſchen Ritter an ihre Damen entſpricht ganz dem Liederbotendienſte der Provencalen, von welchen im bisher Gemeldeten nicht wenige Anklänge durchtönen. — Nicht übel iſt die poetiſche Apoſtrophe, welche derſelbe Badajoz an ein Bild ſeiner Geliebten richtete, das er beſaß und welches ſehr getroffen war. Kaum vermag der Andächtige vor einem Gnadenbilde, von welchem er Wunderwirkungen erwartet, inniger beten, als der Sänger hier zum Conterfei der Geliebten redet. Er äußert zum Schluſſe den Wunſch, daß das Bild an ſeinem Grabe aufgeſtellt werden möge, damit ſeine Treue, welche nicht ſterben würde, daran einen Geſellſchafter hätte. — Durch einen gefälligen Guß und liebliche Ge-

danken empfehlen ſich auch die coplas, mit denen der nämliche Dichter der Geliebten ſein eigenes Bildniß überſandte.

Wirklich dichteriſchen Werth hat auch die Schilderung eines Traumgeſichtes, welches der Graf von Oliva in achtzehn lieblichen Decimen zum Beſten gibt. Im Thale der Traurigkeit ſich ergehend, traf er einen Einſiedler an, welcher in klagender Gebärde ſich ihm darſtellt und ihn mit der lakoniſchen Anrede begrüßt: du biſt an meinen Leiden krank. Mit beklommener und bekümmerter Stimme verſichert der Dichter dem ehrwürdigen Vater, daß er ſich wundern müſſe, wie jener, der ihn nimmer geſehen, bei ſeinem bloßen Anblicke das Uebel erkannt, das er ſelbſt noch nicht recht begreife. Der Einſiedler erweist ſich nun ſehr bewandert in des Dichters Leidensgeſchichte, ſagt ihm, wie lange und in welcher Art er ſich ſchon quäle. Von einem ſo heiligen alten Vater, welcher mit ſeinem Unglücke ſo wohl Beſcheid weiß, möchte Badajoz gern guten Rath vernehmen, denn er erſcheint ihm wie ein Spiegel unter den Sterblichen. Doch fragt er vorerſt nur, wer die Regel des Ordens aufgeſtellt, zu dem er ſich zähle und welcher Gelübde Erfüllung dieſelbe auferlegt. Der Eremit nennt die Geſellſchaft den Orden der Verbannung. Das einzige Gelübde der Mitglieder iſt Verſchwiegenheit, und es wird erwartet, daß, je länger Jemand in dieſem Orden gedient, um ſo weniger Belohnung er erwarte. Der Eremit warnt den Dichter, nach dem Augenſcheine zu urtheilen und nicht blos ſeinen wollenen Ueberwurf ins Auge zu faſſen. Denn er trägt unter demſelben ein anderes mit tauſend Stacheln beſetztes Gewand. Doch erbietet er ſich, dem Dichter Arzenei zu reichen. Da, ſo ſagt er, das Unglück deine Freundin und Einſamkeit deine Genoſſin iſt, ſo mache dir den Tod nicht zum Feinde, auf daß man ſage, du habeſt den Ruhm völlig empfunden. Denn der unblutige Sieg kann nicht anders als durch den hitzigſten Kampf errungen werden ꝛc. Der Eremit macht nun eine allegoriſche Schilderung dieſes Kampfes, ſowie der Waffen und des übrigen Kriegsbedarfes, wobei es nicht an ſeltſamen Zuſammenſtellungen der Art fehlt, wie man ſie in der ſpätern Periode des verſchrobenen Geſchmackes in Spanien ſo häufig finden kann, z. B. du wirſt die Canonen ſo aufſtellen, daß ſie mächtige Schüſſe thun auf deine lebendigen Leidenſchaften mit den Steinkugeln der Unvernunft und dem Pulver der Seufzer. Der Eremit empfiehlt, daß der Kämpfer keine

Brücke zu ſchlagen geſtatte, wenn dieſelbe nicht mitten inne abbräche; denn des Abweſenden höchſtes Gut beſtehe darin, ſein Leiden gegenwärtig zu haben, ohne demſelben abhelfen zu können. Auch die Hülfstruppe des Vergeſſens ſoll er nicht annehmen, wenn ſie ſich ihm anbietet, denn dem traurig Abgefertigten gefällt, nachdem er ſich einmal verloren, dasjenige am meiſten, was ihm ſchädlich iſt ꝛc.

Zu den Liebenden, welche ihre Freude nur in einer unglücklichen Liebe zu finden ſich müheten, gehört auch Alonſo de Cardona. Als er ſich anſchickte, zu ſeiner Geliebten zu gehen, ſang er, daß er ſeiner Sehnſucht nachgeben wolle, um dieſelbe noch größer zu machen; ſeinen Schmerz will er vermehren, weil das Leben, das er beſitzt, ſchon halb todt iſt vor Liebe. Er will einen Ruhm erringen, ſo geartet, daß der gewonnene Sieg in einen zweiten offenkundigen Tod ſich verwandelt. Er will die Wunde erneuern, welche Abweſenheit ein wenig überheilt hat. Er will die Genugthuung für das Uebel, welches ſich nicht befriedigen läßt, in Empfang nehmen und ſeinem Urtheile entgegen gehen. Die Schönheit zu erblicken ſchickt er ſich an, welche ſein ganzes Leiden veranlaßte; ſeine Traurigkeit gehet er verdoppeln, ihre Geſtalt iſt das Ziel ſeiner Blicke; an ihr will er inne werden, daß er ſich nicht täuſcht. Indem er die Treue bewahrt, welche er der Angebeteten gelobt, verſichert er, daß deren Beſtändigkeit ſo nachdrücklich ſey, daß, wiewohl er an derſelben zu Grunde gehet, er doch lieber auf dieſe Weiſe verderben, als über das Gelöbniß Reue fühlen will. Cardona empfindet, wenn er die Geliebte nicht ſehen kann, eine ſo heilloſe Qual, daß es derſelben an einem Maaße gebricht. Deßhalb iſt er genöthigt, ſein Verderben als Heilmittel aufzuſuchen. So ziehet ihn Liebesdrang in die Gegenwart der Angebeteten, um ihre Vollkommenheit zu ſchauen und noch ſtärker gefangen zu werden, als er es bereits war. — In einem andern Liebesliede: libre va la triste vida tritt Cardona einen ähnlichen Gang unter freudigern Empfindungen an, denn hier weinen ſeine Augen über die Freude und das Glück, welches ſie zu ſehen hoffen; in Traurigkeit waren ſie bisher todt, werden aber aus Leid und Betrübniß hervortreten, wenn ſie der Geliebten anſichtig werden. In den coplas: Quando no puedo quexas entſchuldigt ſich Cardona über ſein Schweigen, als er ſich mit der Geliebten in einem Geſellſchaftszimmer zuſammen befand.

Er verſichert, daß er ſeine Leidenſchaft weit ſtärker fühlt, wenn ſie ihn verſtummen macht, als wenn ſie zum Ausdrucke Worte findet. In der copla: Yo que de firmezo lloro gibt Cardona der Geliebten Antwort auf die Frage: weßhalb er ſich ſchwarz trage. Mit dieſer Farbe will er darthun, daß ſeine Treue nicht verloren ging, obwohl das Leben abſtarb. Ihn tödtete Verſchmähung. Damit man ſeines Leides Gewißheit wahrnehme, trägt er ſchwarz, weil dieß für einen Todten die ſchicklichſte Farbe iſt. — Als eine Rakete einer Dame auf die Hand geflogen war und dieſelbe ein wenig verbrannt hatte, dichtete Cardona eine artige copla, worin er ſagt, daß, wer niemals Schmerzen empfunden, auch keine Leidenſchaft empfinde; deßhalb ſey es gut, wenn ein grauſames Herz etwas gepeinigt werde. Sicherlich habe Gott den Brand, welcher ihr die Hand verſehrte, deßhalb geſendet, damit ſie inne werden möge, wie demjenigen zu Sinne ſey, welcher für ſie entbrannt ſey.

Durchaus an die Weiſe der Provencalen erinnern die coplas von Francesco Carroz, welche anfangen: Estava yo trasportado. Einer Dame gegenüber hatte ſich dieſer an eine ſeidene Tapetenwand in einem Geſellſchaftszimmer angelehnt. Die Dame blickte ihn an und wurde ſogleich beim Anſehen ſeiner Mienen inne, daß er mit einer Leidenſchaft ſich trage. Seyd Ihr, ſo fragte ſie ihn, ein auf den Teppich geheftetes Gemälde, oder ſeyd Ihr derjenige, den ich leiblich ſehe? Der Dichter lächelte und blieb die Antwort ſchuldig. Die Fragerin aber, welche erfahren, daß er einer andern ſchönen Dame zu Minnedienſte ergeben ſey, richtete die Frage an ihn: ob man wahrhaft lieben und doch die erſte Liebe für eine zweite, die ſich darböte, aufgeben könne? Er erwiederte: Nein, dafern die aufzugebende wirklich die erſte Liebe ſey. Die Dame war natürlich mißvergnügt über dieſe Antwort und Carroz überſendete ihr, um ſie zu verſöhnen, das erwähnte Gedicht, worin er zunächſt ſehr anziehend den Hergang erzählt. Ungemein treffend ſchildert er ſeine Verlegenheit über die in Betreff der zweiten Liebe an ihn gerichtete Frage im Bilde eines Seeſturmes. Die Verwirrung über den Entſchluß zu einer Antwort kann nicht lebendiger dargeſtellt werden. Mit angenehmer Gewandtheit und feiner Dialektik ſpinnt er das Gedankenſpiel fort, indem er beweist, daß die Dame, wie die erſte, ſo auch die zweite ſey. Um dieſes Spiel recht zu würdigen, muß man den Verlauf des Gedichtes im Originale leſen.

Die Mittheilungen, welche der cancionero general aus den Werken des Quiros gibt, heben mit einem poetiſchen Selbſtgeſpräche an, worin er zuförderſt nicht begreifen zu können verſichert, wie man in der Liebe ein Glück finden könne, ihn wenigſtens verſetze der Anblick der edlen Geſtalt in tiefe Trauer und öden Schmerz; denkt er über den Urſprung deſſelben nach, ſo richten ſich ihm vor Schrecken die Haare auf. Wie der Katholiſche den Abtrünnigen meidet, ſo hält Quiros jeden noch geringer als einen Mauren, der ihren Namen ohne Anbetung ausſpricht. Allezeit iſt ſeine Einbildung mit ihrer Schönheit beſchäftigt, immerfort vergegenwärtigt er ſich ihre Anmuth, bittet um Erbarmen und entbrennt mehr und mehr. Obgleich er fortgeſetzt brennt, ſo nimmt doch das Feuer, an welchem er entzündet iſt, nimmer ein Ende; wäre es eine künſtliche Flamme, ſo würde es ſich verzehren; da es aber eine natürliche iſt, ſo nimmt es niemals ab. In dieſer Art geht das Gedicht noch durch viele Stanzen hin und trägt alle die Liebesüberſchwänglichkeit zur Schau, deren nur ein caſtilianiſches Gemüth fähig iſt. — In die Strophen, welche beginnen: el dolor del coraçon hat Quiros auf eine angenehme Weiſe canciones hineingewebt, welche er als Ausflüſſe verſchiedener verliebter Stimmungen darſtellt. — Eigenthümlich iſt die von Quiros in einem andern Gedichte durchgeführte Idee, alles aufzuzählen, was er durch die Liebe empfangen (natürlich nur Qualen und Leiden) und was er aufgewendet oder ausgegeben (natürlich lauter Güter und werthvolle Dinge). Er ziehet dann die Rechnung und findet, daß die Geliebte tief in der Schuld ſteckt. Deßhalb nimmt er keinen Anſtand, höchſt bedeutende Anforderungen an dieſelbe zu ſtellen und etwas dringend die Bezahlung in guter oder ſchlechter Münze zu begehren.

Zu den gewandteſten Liebesdichtern des cancionero gehört der Comendador Escriva. In einer copla bietet er in der Faſtenzeit zierlicher Weiſe ſeiner Geliebten, welche den Aſchenbrauch feiert, ſein von Liebe zu ihr in Aſche verbranntes Herz an. Dieß und andere kleine Liederchen der Art ſind, wie der Augenſchein lehrt, bei beſtimmter hiſtoriſcher Veranlaſſung ins Leben getreten, z. B. eins, wo Escriva die Hofdamen ohne ſeine Geliebte zur Jagd ziehen, ein anderes, wo er dieſelbe ihr ſchönes Haar kämmen ſieht. Sehr zart und auf Anlaß des Vorwurfes mehrer Damen, daß der Dichter ein vergnügtes Geſicht zeige, da ihm die Geliebte nicht hold ſey, ver-

faßt, iſt die copla, worin Escriva ſagt: Uns iſt ein Thier bekannt, welches beim Tode ſo freudig erregt iſt, daß es, je mehr es dieſem ſich nähert, um ſo ſüßern Geſang hören läßt. So auch mache ich, voll Freude zu ſterben für die, welcher ich lebte, Zeichen der Heiterkeit, um dasjenige zu verbergen, was ich empfinde. — Sehr bewegt vom Liebesleide ſind die Strophen: Gloria de mis pensamientos, welche Escriva bei einem Abſchiede von der Geliebten dichtete: „Glorie meiner Gedanken, ſo hebt er an, Erholung von meinen Kämpfen, welche meine treuerfüllte Freude zu vergeblicher Grundlage erkor, auf welcher ich mir mit geſtorbenen Hoffnungen an meiner Qual genügen ließ. Die Stunde iſt nahe, nach welcher ich dich alsbald nicht mehr ſehen werde, meines Todes erſte und meines Lebens letzte. Schon fühle ich mich zu dem Grade unglücklich, daß mich jeder Augenblick nach dem Abſchiede ein Jahrtauſend von Sorgen dünkt. Meine Seele, welche ſeit dem Tage, an welchem ſie zuerſt deine leuchtende Geſtalt ſchauete, ſich niemals von dir trennte, ſo daß ich ſie nicht mehr für die meinige halten konnte, wird dir ſagen, wie unglücklich ich ſcheide, da mich Furcht allezeit abhielt, in deinem Beiſeyn meine Traurigkeit zu offenbaren.“ Obgleich der Werth der Geliebten den Dichter in deren Anweſenheit verwirrt macht, ſo trägt derſelbe doch auf ſeinem Antlitze das Gepräge ſeiner Gedanken; nur iſt alles überdeckt mit einem Schleier von Seide ſeiner Furcht, um vor Niemanden als Gott im Himmel enthüllt zu ſeyn. Nachdem er noch beklagt, wie es der Geliebten ſo gänzlich unbekannt ſey, daß ſie ihm täglich ſo großes Leid zufüge, ſagt er ihr ein rührendes Lebewohl und bittet ſie um Erlaubniß, ſeinen Seufzern, deren Hervortritt ihre Grauſamkeit ſonſt hinderte, in ihrer Abweſenheit freien Lauf zu laſſen. — In den coplas verdaderas ansias mias läßt Escriva eine ironiſche Schadenfreude zum poetiſchen Ausdrucke kommen, welche darüber jubelt, daß die Geliebte durch ihre Verſchmähung ihn nun an den Rand des Grabes gebracht hat. Ihr, meine wahrhaften Bekümmerniſſe, ſo beginnt er, geheime Seufzer, Erinnerungen der Verirrung, welche meine traurigen Tage abkürzt, Sorge, die nimmer ermüdet, Glorie des Leidens, das mich umfängt, kommt die Rache zu ſchauen, welche mein Hoffen an meinem Verlangen nimmt. Gequälter Gedanke, der du zügellos umher irreſt, jetzt ſollſt du Ruhe finden, jetzt zufrieden ſeyn; jetzt, ihr betrübten Augen, ſollt' ihr meinen freudenreichen Tod ſehen, deſſen Grund gelegt ward,

als ihr die trugreiche Dame zuerſt erblicktet, der ihr folgtet. Und du, meine unverletzte Treue, die nimmer in meinem Leben mit Einwilligung gebrochen ward, ſondern allezeit ſich gleich blieb, du wirſt den Vortheil genießen, welcher die Ergebenheit begleitet; ſiehe, ob ſie dir dein Recht gewähren; ſtatt des Goldes geben ſie dir ein verächtliches Metall. Du, mein beharrliches Gedächtniß, mit dem ich nichts zu vergleichen weiß, jetzt wirſt du inne werden, was es gilt, wenn man feſter iſt als Diamant, denn nun iſt die Zeit erſchienen, wo Liebe deine immer wachſende Beharrlichkeit und dein anhaltendes Betrachten mit Vergeſſenheit belohnen wird. Jetzt werden meine Uebel an meinem Leiden Rache nehmen, indem ſie meine Lebenskraft mit dem Leben, das ſie mir gewähren, zerrinnen ſehen, nicht etwa, weil meine Geduld ihre Kräfte verloren, ſondern weil nach dem, was ich empfinde, tauſend Leben meine Qual nicht aushalten werden. Mein Herz und doch nicht mein Herz, weil Liebe dich mir noch ſtärker entfremdete als jene, für die ich leide und welcher ich am ſtärkſten mißtraue, jetzt wirſt du dich in Freuden erblicken, weil du für immer dableiben wirſt, wo ich nicht bleiben durfte. Du meine betrübte Seele, du Aufenthalt ſo vieler Beſchwerniß, du weißt nur zu gut, daß deine Gebieterin mich in die andere Welt ſendet. Weil weder mein Sterben noch mein Abſcheiden ſich aufhalten laſſen, ſo mag der Leib von hinnen fahren, allein die Treue nicht gleich dem Leben berührt werden ꝛc.

Es würde viel zu weit führen, wenn ich von jedem Sänger, welcher zur Füllung des cancionero general ſeine Spende in Liebesliedern beigetragen, ſolche Gedichte mittheilen wollte. Die nicht gerade immer mit Rückſicht auf den poetiſchen Werth ausgewählten Proben mögen hinreichen, eine Vorſtellung von der poetiſchen Liebesliteratur der Caſtilianer des fünfzehnten Jahrhunderts zu gewähren. Ich hätte dabei freilich noch nähere Notiz von den vielen Frage- und Antwortſpieler in Verſen und von den Gloſſen, an denen der cancionero ſehr reich iſt, geben können. Allein ich hielt nach demjenigen, was ich oben über dieſe poetiſchen Spielereien im Allgemeinen beigebracht und was ich bei dem vergleichenden Hinüberblick auf das Gebiet der provencaliſchen Poeſie geäußert habe, ein ausführlicheres Eingehen auf dieſen Gegenſtand und ein Belegen durch Muſterſtücke für nicht weiter erforderlich. Dagegen thut es mir wahrhaft leid, von den vielen Villancicos, dieſen Kindern eines poetiſchen Augenblickes, die

in kurzem Raume weniger gereimter Zeilen irgend eine Empfindung, von welcher der Sänger gerade ergriffen iſt, kunſtlos ausdrücken, keine deutſche Auswahl vorlegen zu können. Bei dieſen flatternden Gedanken und hingehauchten poetiſchen Zügen iſt der Kunſtwerth und das äſthetiſche Intereſſe oft ſo ſehr in die urſprüngliche Form und das ſpaniſche Wort hineingebannt, daß es vergebene Mühe ſeyn würde, übertragungsweiſe dem deutſchen Leſer einen Geſchmack vom Originale beibringen zu wollen. Jedenfalls dürften ſie nur metriſch wiedergegeben werden und dazu iſt, wie ich wiederholt erkläre, ein Dichter erforderlich, der nicht allemal in der Perſon eines bloßen Literators ſteckt. Um aber doch nicht ganz mit einer großen Gattung von Poeſieen auszufallen, will ich wenigſtens zwei dieſer lieblichen Sächelchen beibringen. Das erſte beginnt im Spaniſchen Todos duermen corazon:

Alle ſchlafen, o mein Herz.
Alle ſchlafen, nicht dein Schmerz.

Denn des Wehes Ungemach
Hält dich unaufhörlich wach,
Und des Kummers tiefe Schmach
Drückt dich mit des Leidens Erz.

Das andere beginnt: mis amores:

Alſo lieb' ich dich, o Liebe,
Daß mein Wünſchen nicht mag wagen,
Irgend einen Wunſch zu tragen.

Hätt' ich mich zum Wunſch verſtiegen,
Würd' ich hoffen auch ſogleich.
Doch es muß dich mißvergnügen,
Siehſt du mich hoffnungsreich.
Tod erflehend, leb' ich trübe,
Da mein Wünſchen nicht darf wagen
Irgend einen Wunſch zu tragen.

Im Allgemeinen wird man wahrgenommen haben, daß die ſpaniſche Minnepoeſie mehr zum Trübſinn neigt, und den leichten, heitern Charakter, welchen ſo viele provencaliſche Liebeslieder athmen, von ſich fern zu halten, recht eigentlich befliſſen iſt. — An wahrer Leidenſchaft fehlt es den ſpaniſchen Liebesliedern in der Regel nicht. Ihre Funken ſprühen durch alle metaphyſiſchen Umhänge, womit die urſprüngliche Lebendigkeit des Gefühls ſeine Nacktheit zu

umhüllen bemühet war. Wie sehr auch die Grübelei häufig der wahren Empfindung Eintrag thun mag und wie sehr die Härten im Ausdrucke spitzfindiger Gedanken manche Unverständlichkeit herbeiführen, so wenig sind diese Maschinen im Stande, die Tiefe wahrer Leidenschaft zu verdecken und die hervorquillenden Töne zarter Wehmuth aufzuhalten. Fast überall erklingt mitten aus dem Wirrwarr des Vernunftgerassels die ganze Seele der melancholischen Guitarre hervor und bringt die Innigkeit der spanischen Leidenschaft uns zu hellem Verständnisse. Doch zeigen sich schon hier die Anfänge jener an Dunkelheit gränzenden Fülle, welche in dem spätern Culteranismus zum Geschmacksverderben führte.

Scherzgedichte.

Wenn ich mich in der Betrachtung der Erzeugnisse, welche die scherzende Muse im fünfzehnten Jahrhundert am castilianischen Parnasse hervorsprießen sah und pflegte, weit kürzer fasse als mit der Umschau in den übrigen Gattungen der Poesie jenes Zeitalters, so hat dieß seinen natürlichen Grund nicht allein darin, daß der Scherz minder fruchtbar und ergiebig sich erzeigte, als die Lyrik, Erotik und Didaktik und daß Manches hierher Gehörige schon bei der Romanzenpoesie mit in Betracht gezogen wurde, sondern weil diese Gedichte am meisten eigenthümlich oder national sind und dem mit dem spanischen Leben einer seit Jahrhunderten verklungenen Zeit nicht vertrauten Ausländer um so schwieriger zum Verständnisse kommen, als selbst der geborne und eingebürgerte Kenner der spanischen Poesie hier seine bedeutenden Schwierigkeiten antrifft. Das Lächerliche hat nun einmal für die Meisten nur einen schwachen Reiz, wenn es nicht durch zufällige, locale oder individuelle Beziehungen oder Anspielungen belebt wird. Diese Bemerkung, welche die ganze Geschichte der komischen Literatur bestätigt, findet auch in der spanischen ihre Bewahrheitung. Wegen dieser zufälligen und besondern Komik, welche weniger die Autorität der Vernunft wider allgemeine Thorheiten herstellen soll, als auf einen lustigen Augenblick, einen momentanen Reiz berechnet ist, werden solche komischen Geisteswerke in demselben Verhältnisse unverständlicher, als das Zeitalter sich ändert. Ein großer Theil der komischen Kraft gehet mit dem Publikum zu Grabe, welches deren Wirkungen erfuhr und auf welches die letztern berechnet

waren. Die sprüchwörtlichen Redensarten und Wortspiele dem deutschen Leser verständlich zu machen, muß der Uebersetzer in sehr vielen Fällen geradezu aufgeben. Dem in der religiösen, didaktischen und Liebespoesie so ernst und schwermüthig sich zeigenden Spanier widerfährt es nicht selten, daß er bei geeigneter Veranlassung in einen überströmenden Humor und barocken Muthwillen sich hineingezogen siehet, dem er durch poetische Ausgelassenheit huldigen zu müssen glaubt. Die Scherzgedichte, welche aus solcher Laune hervorgehen, sind fröhlich und muthwillig bis zum Uebermaaße. Wie schwierig von denselben eine Vorstellung im Deutschen auch zu geben seyn mag, darf ich mich bei der übernommenen Verpflichtung der Führerschaft durch das ganze Gebiet der spanischen schönen Literatur des Mittelalters von einigen Mittheilungen doch nicht entbinden. Sonst bin ich der Meinung, daß es die Mühe wenig lohnt, wenn man sich ein eifriges Studium daraus macht, alle solche zufälligen, persönlichen und localen Anspielungen und Beziehungen, welche die Würze eines komischen Gedichtes aus grauer Vorzeit ausmachen, verstehen zu wollen. Je näher ein solches Erzeugniß der Gegenwart stehet und je nähere Beziehung auf Bekanntes dasselbe nimmt, um so mehr wird es eine dankbare Arbeit, seinem Verständnisse nachzugehen. Dieser Gesichtspunkt fällt aber natürlich bei den Hervorbringungen der scherzenden Muse aus dem spanischen Mittelalter hinweg.

Auf der Gränze der erotischen Lyrik und der geistreich scherzenden Heiterkeit stehen die vortrefflichen Decimen, womit der cancionero die Mittheilungen aus den Werken des Suarez eröffnet (Las damas que condenays). Er nimmt hierin den im Minnedienst den Damen ergebenen Theil des männlichen Geschlechtes wider die Vorwürfe in Schutz, welche die Damen ihren Dienern machen. Er wirft ihnen Ungerechtigkeit vor, wenn sie, was ein Verdienst ist, den Männern als Schuld anrechnen. Den Anschuldigungen könnten tausend Entschuldigungen entgegengesetzt werden, da aber die Ueberlegung der Männer von der Zuneigung verblendet wird, so vermögen sich dieselben nur übel zu vertheidigen und unterliegen, ohne daß die Vernunft über sie obgesiegt hat. Die Damen pflegen zu behaupten, daß die Männer alle gelobte Treue brechen, daß sie trügen, daß sie verläumden, schmähen; daß sie den Sieg begehren, nur um die Frauen zu

verkleinern und denſelben nur darin finden, mit Läſterzungen das reine Andenken der letztern zu beflecken. Dergleichen Vorwürfe ſind allezeit bei der Hand, wenn ein Mann ſeine Leidenſchaft offenbaret und ſeinen Werbungen wird die Pforte des Lohnes verſchloſſen. Wenn aber Einer durch kleine Liſten den Eingang zu erringen weiß, ſo iſt er weit entfernt, Genüge zu thun, ſondern wird mit tauſend Argwohnen, Liſten und Verſtellungen verfolgt. Sehet aber nur an, bemerkt Suarez dagegen, wie tief wir in euerm Joche und Netze ſtecken, denn vielerlei leiden nebſt der Vergünſtigung zu dienen, iſt des Mannes höchſte Belohnung. Die Macht der Damen iſt, wenn Liebe die Schranken durchbrach, ſo ſtark, daß Weiſe und Thoren ſich Zügel und Sporn gefallen laſſen. Ihr ſeyd die Furchtbaren, wir die Furchtſamen, euch wird gedienet und gehorſamt, wir müſſen gehorchen. Wir ſind die Unterjochten, ihr freie Gebieterinnen und Siegerinnen, wir überwundene Knechte. Ihr ſeyd die Angebeteten, wir die Verſchmäheten, ihr die Gelobten, Geſchätzten, wir die Verachteten. Ihr allein beſitzet die Macht, die Alles vermag, ihr allein könnet euch auswählen, wen ihr liebt, wir aber nur diejenige, welche uns liebt. Tauſend unerhörte Formen des Dienſtes erfinden wir, Aufwartungen, Botſchaften, verliebte Zuſchriften, welche wir noch vor dem Tode erlaſſen. Alle Bürden der Gefahr und des Schreckens nehmen wir auf uns und wagen uns euretwegen in Höhen und Tiefen. Und was haben wir davon? Eure Schönheit wächst immer mehr, unſere Qual nimmt immer zu. Eurer Ungerechtigkeit iſt eine billige Behandlung unbekannt und wiewohl wir einerlei Menſchheit angehören, haben wir doch vor euch nicht dieſelben Rechte. Nun gehet Suarez auf den Vorwurf des Mangels an Beſtändigkeit über. Er zeigt, daß die Frauen damit ſich ſelber anſchuldigen, weil ſie ſich an dem Feuer verbrennen, das ſie in die Männerherzrn ſchleudern und nur ertragen, was ſie ſelbſt anſtifteten. Sie können nie genug Anbeter bekommen, immer neue heranziehend, erkalten ſie für die ältern. Dabei zeigen ſie eine Menge Verdrießlichkeiten und machen ſich auf tauſenderlei Weiſe gegen ihre Liebhaber unangenehm. Eine zahlloſe Menge Damen laſſen die ſichern Wurzeln im Stiche, um ſich an den Zweigen feſtzuhalten. Die Schuld der Männer iſt es nicht, wenn ſie ſich tauſenderlei Täuſchungen vorwerfen laſſen

müſſen. Denn wie der eingezogene Inquiſit kraft der Tortur eine Menge Zugeſtändniſſe macht, legt der von der Angebeteten Gemarterte eine Menge Schwüre und Betheurungen ab. Um den Liebhaber aufs Höchſte zu quälen, thun die Angebeteten trotz der Offenkundigkeit ſeiner Bemühungen und Zuſtände völlig unbekannt mit denſelben. Mit ſolchen Härlein läßt ſich der nicht feſſeln, welcher das Gewebe der Frauen durchſchauet; denn auch der Einfältigſte weiß, was vorn und hinten iſt. Von den angeblichen Trughandlungen fällt alſo der größere Theil auf die Weiber zurück; das wiſſen auch die ſehr wohl, welche in ihren Banden ſchmachten. Allein ſie ſchweigen und dulden. Seine ſchwere Unterwerfung hat dem Dichter nicht die Einſicht, ſondern nur die Kühnheit genommen. Er betrachtet nun den Vorwurf der Verläumdung. Wenn Jemand dem Leben der Frauen aufpaſſet, ſo heißt es ſogleich, ſeine Zunge gehe auf Schaden aus. So täuſcht der Weiber eigener Argwohn ihr Urtheil. Weil in ihrem Herzen jedes Geheimniß in Gefahr iſt, ſo urtheilen ſie ſogleich, es müſſe bei den Männern ſich eben ſo verhalten. Allein dieſe Undankbarkeit läßt der Männer Geſchlecht ſich nicht zu Schulden kommen; denn der Gute verſchweigt vermöge ſeiner Tugend, der Böſe kraft ſeines Vortheiles ſeine Siege. Thut ein Eiferſüchtiger es nicht, ſo ſchadet er damit den Männern mehr als den Frauen. Diejenigen, welche boshafte Schmähungen über die Frauen in Umlauf bringen, bekennen ſich nicht dazu, dieſelben geſagt zu haben. Wenn aber nun einer ſo einfältig iſt, darauf nachzureden, dann regnet es Verwünſchungen, Beleidigungen ſo lange auf ihn, bis er gänzlich verwirrt bleibt. Wie ſollte nun Jemand, der auch weiß, welchen Nachtheil er von einer den Frauen gehaltenen übeln Nachrede haben wird, die Thorheit begehen, ſo theure Güter leichtfertig der Gefahr des Verluſtes auszuſetzen? Einen mühſam errungenen Schatz wird man vielmehr mit höchſter Sorgſamkeit verwahren. Diejenigen, welche ſich ein Gewerbe daraus machen, die Ehre der Damen zu kränken, mögen ihrer Aemter und Dienſte entſetzt werden, wie Könige mit treuloſen Vaſallen verfahren. Für die Sünder darf aber nicht der Gerechte mit beſtraft werden. Uebrigens dürften auch jene noch Entſchuldigung finden, daß ſie, wovon ihr Herz voll iſt, nicht bei ſich behalten können; denn die im Innern wüthende Flamme

verſchafft ſich durch Klagen eine Ableitung. Der geheizte Ofen würde zerſpringen, wenn er keinen Luftzug hätte. Suarez glaubt mit dem Allen dargethan zu haben, daß das Recht auf der Männer Seite ſich befinde und die Frauen zu den erhobenen Anklagen keinen Grund haben, dieſelben vielmehr als ein Scherz betrachtet werden müſſen und die Schuld auf der Anklägerinnen eigenes Haupt zurückfällt. Allein ihn befällt die Angſt, daß er ſchon zu viel geſagt haben mag. Wenn ſeine Verſe, meint er, etwas beweiſen, das die Gegnerinnen verdrießt, und wenn er ſich weiter gehen läßt, als er darf, ſo wagt er es nur wie der Hund, welcher mit Wuth beißet. Wenn ſein Vers ſchmähet, ſo ſoll man ihn nicht verdammen, denn es widerſpricht ſein Gefühl und was er entrüſtet äußert, mißbilligt die ruhige Vernunft. Die Damen, ſagt er ſich entſchuldigend weiter, bergen einen ſo fröhlichen Troſt und ſind ein ſo ſüßer Krieg, daß ihrer wegen die Erde mehr Vergnügen enthält als der Himmel; ſie ſind eine ſo unerſchöpfliche Freude, daß darin aller Hader untergehet; ſie ſind ein zweiter Gott; ſie ſind der Schmuck unſerer Welt, wie die Sterne für den Himmel. Sie ſind das Licht, welches das nebelvolle Herz erleuchtet; ſie ſind das höchſte Gut hienieden, ſie ſind der Tempel, in welchem alle Andacht der Männer weilt; ſie ſind die Schwingen, auf denen ſich der höchſte Wunſch erhebt, der Durchgang zum Glücke, der Spiegel, vor und mit welchem wir ſchmücken, was häßlich ſcheint. Die Welt leuchtet immerdar durch ihre Huld. Sie glänzen dort wie ein leuchtender Teppich an rauher Wand; und weil dieß aus dem Munde der Wahrheit hervorgegangen iſt, muß es ſeine Beſtätigung finden, wogegen, was der Dichter geläugnet, der Beglaubigung entbehren mag. — Es iſt unmöglich, die graziöſe Haltung zwiſchen Ernſt, Ironie und Scherz, in welche dieſe Decimen hineinſchillern, ſo daß man wechſelsweiſe verſucht wird, ſie für eins oder das andere zu halten, im Deutſchen auf eine ungezwungene Art wieder zu geben. Namentlich verzweifle ich, daß die feinen Nüancirungen, welche die Uebergänge verwiſchen und die ſchelmiſche Naivität, in deren gutmüthigem Humor ein Schalk ſich verbirgt, dem anſchaulich gemacht werden könne, welcher das Original zu leſen außer Stande iſt. — Vernehmlicher ſchon tritt, wenn auch noch im Hintergrunde, das komiſche Element in der anmuthigen Schilderung auf, welche

Suero de Ribera in den coplas: no teniendo de perder von einem Gesellschaftshelden der damaligen Zeit macht. In diesem Gemälde eines mittelalterlichen petit-maitre oder Löwen, der doch schon viele Attributionen aufweisen kann, welche ihn auch für den modernen Dienst noch geschickt machen würden, finden wir reiche Beiträge zur Kenntniß der damaligen Sitten und Kleidertracht. Der Dichter, welcher eben nichts Besseres zu thun weiß, dachte, wie er sagt, über die Art nach, wie man sich zu benehmen habe, um dem guten Tone zu entsprechen. Was er darüber mittheilt, ist seiner Versicherung zufolge, geeignet, eine volle, wahre und klare Vorstellung von einem Gesellschaftshelden zu geben, den er kurzweg galan nennt. Dieß Wort hat die accentuirte Nebenbedeutung, daß der Stutzer auch auf den Beifall der Damen speculirt und denselben erwarten darf. Zunächst verlangt Suero de Ribera von seinem Stutzer, daß er ein anständiges und friedfertiges Wesen offenbare, nicht allein in der Stadt umher spaziere und gut zu antworten verstehe. Er muß mit einiger Bosheit bewaffnet, auf Umzüge gefaßt und mit Geistesgegenwart ausgerüstet seyn. Ein Träumer darf er nicht seyn, er muß Einbildungskraft besitzen, zierliche Späße zu machen verstehen und selbst Unbedeutenheiten mit Lebendigkeit vorbringen. Einiger Stolz und hochfahrendes Wesen darf ihm nicht fehlen, das Lachen muß er zu verbergen verstehen. Gegen Ungesittete muß der Stutzer in aller Weise ein abstoßendes Betragen beobachten. Eine muntere Schönheit stehet ihm wohl an. Wenn nur wohl eingeschnürt in der Taille, darf er eine gewisse Nachlässigkeit in der Tracht sich erlauben; mit Handschuhen muß er wohl versorgt seyn, mit den Strümpfen darf er es so genau nicht nehmen. Eine schwächliche Bläße muß er zeigen und sehr artig seyn. Weiß er von Waffenrüstungen nur wohl zu reden, so braucht er sich nicht hineinzustecken. Wenn er auf einem Rappen oder Grauschimmel daher trabt, darf er am Zaume die Kinnkette nicht führen. Dabei muß er einen kurzen dünnen Mantel tragen. Wie Handschuhe, sind Hut und Ueberschuhe dem Stutzer unerläßlich. Er muß zu singen verstehen und zu dichten in Reimen und Strophen. Lesen muß er die Geschichten und Bücher von den irrenden Rittern. Sattel und Steigbügel müssen der Mode entsprechen. Den ganzen Tag über darf der Stutzer nichts Gekochtes genießen, Obst

ausgenommen, welches die Melancholie vertreibt ꝛc. Flöte, Laute und Guitarre ſind des Stutzers beſte Freundinnen; alte traurige Weiſen zu ſingen ſein liebſter Troſt. Den Sporn darf er nur an einem Stiefel führen und nicht ſelbſt den Stall beſuchen. Alles Genannte muß gehörig eingeſchult ſeyn. Damen und Wohlgerüche ſind des Stutzers höchſte Freude, ſo wie ein Tanz im Kühlen bei ſtarker Liebesverwundung. Bei Feſten mit Liebesleuten darf er nicht Stunde noch Augenblick verſäumen und muß die Behauptung feſthalten, daß ſeine Gebieterin der Beſten beſte iſt. Große Mäßigkeit muß er im Trinken beobachten, damit er immer gut duftet, des Durſt Erregenden hat er ſich daher zu enthalten. Um ſich ein beſſeres Anſehen zu geben, muß er bei jeder Gelegenheit einen Schwur anbringen, denn einen tüchtigen Liebhaber ziehet Gott wegen einer Sünde nie zur Rechenſchaft. Allezeit muß der Damen Held großſprechen und ſtattlicher thun, als der Herzog von Mailand, nach Ritterart der Falkenbeitze obliegen; dabei kann er der Windſpiele entrathen, welche nur theure Freſſer ſind. Er mag getroſt Geld borgen und nach Gelegenheit Schneider und Schuſter bezahlen. Seinen Beſuchern braucht er keinen langen Aufenthalt zu geſtatten und darf ſie ungezogen nennen, wenn ſie ihm hierin entgegen ſeyn möchten. Dem Stutzer iſt ein jeglicher Tag recht, um ſich zu vergnügen und Verdruß und lange Weile zu vertreiben. Er muß ſich großthun mit Raufhändeln, ſich niemals für beſiegt erklären und behaupten, daß er Faſanen und Lerchen geſpeiſet.

Pedro de Torellas, den wir oben als Liebesdichter kennen lernten, wußte ein bitteres Schmäh́lied auf die Damen am Schluſſe zu einer Galanterie für ſeine Geliebte zu geſtalten, welche nach Durchleſung der fünfzehn erſten coplas ſehr verwundert darüber geweſen ſeyn mag, daß alles Gift, welches über das ganze Geſchlecht ausgegoſſen worden, nur einen Weihrauch für ſie bedeuten ſolle. Wer, ſo ſagt Torellas, die Frauen mit Liebe verfolgt, verdirbt ſich ſelbſt. Denn ſie verfolgen den, der vor ihnen fliehet und fliehen vor dem, der ihnen folgt. Sie lieben nicht wieder, wenn ſie geliebt werden, noch belohnen ſie Dienſte. Alle ſind unerkenntlich und ſpenden ihre Wohlthaten vom Eigenſinne allein geleitet ꝛc. Der Natur nach ſind ſie Wölfinnen, wenn man ſie erwählt, Aale, wenn man ſie halten will und Igel im Wider-

ſtreben. Nicht achten ſie Tugend oder Hoheit, Verſtand, Güte oder Wiſſenſchaft. Haltet den Gedanken feſt, ihr Liebhaber, ſie halten insgeheim Frieden mit denen, womit ſie öffentlich im Streite erſcheinen. Sie geben ſich den Anſchein, als ſey ihnen unbekannt, was ſie wiſſen; was ſie begehren, zeigen ſie wohl; anſtatt des Vergnügens heucheln ſie Verdruß und Haß gegen das, was ſie lieben. An dem, was ſie feſt glauben, erdichten ſie zu zweifeln ꝛc. Alle ſind von Natur boshaft und argwöhniſch, behalten kein Geheimniß und lügen. Wie der Wind das Blatt entführt, geräth der Abweſende bei ihnen in Vergeſſenheit ꝛc. Im Gefühl ihrer Ohnmacht und im Bewußtſeyn des Mangels aller Herrſchaft, führen ſie, um dennoch zu herrſchen, trügliche Lippen. Zu ſchminken verſtehen ſie ſich und wiſſen durch Geberden zu lügen, um Verrath zu ſpinnen. Ohne Grund ſtehet ihnen Lachen und Weinen zu Gebote und in der Diplomatie ſind ſie außerordentlich bewandert. Bildet euch nicht ein, ſie durch Liebe zu etwas zu bewegen. Wollet ihr, daß ſie etwas thun, ſo laſſet zuvörderſt die Furcht rege werden. Völlig trunken in Verkehrtheit, glauben die Männer an ſie und die meiſten gehen verkauft dahin, ohne ſie zu erkennen. Vergnügen und Vortheil ſind aller ihrer Werke Zweck ꝛc. Würde von der Furcht nicht ihre Bosheit zurückgehalten oder durch Verſtellung bedeckt, dann dürfte kein Menſch vorhanden ſeyn, welcher mit ihnen leben möchte. Wollet ihr an ihnen beſſern, ſo habt ihr ſie zu Feindinnen, dagegen ſind ſie große Freundinnen deſſen, der ihnen zu ſchmeicheln weiß. Aus Begierde gelobt zu werden, ziehen ſie jegliches Lob an ſich, wobei ihnen ſelbſt Verbotenes willkommen iſt. Ein in Zorn entbranntes Weib iſt jeder Bosheit fähig. Die Lüge findet bei ihr eine Beſtätigung, als ob ſie Wahrheit wäre ꝛc. Ein Weib iſt ein Geſchöpf, welches unvollkommen heißen darf und mangelhaft gezeugt. Hierin beſtehen ſeine Fehler und der Mangel ſeiner Vorzüge und da den Frauen dieſe Unvollkommenheit, wo ſie dieſelbe ſehen laſſen, natürlich iſt, ſo ſchließe ich, daß ſie daran nicht ſchuld ſind. Alſo iſt nach des Dichters Meinung der Weiber größerer Theil geartet. Er ſtellt nicht in Abrede, daß auch eine nicht geringe Anzahl beſſer geſinnter ein größeres Lob zu verdienen befliſſen ſind. Indem er ſich zum Schluſſe an die Freundin wendet, verſichert er derſelben, wie ſie allein dem gemeinſamen Looſe entgegen, ein-

zig daſtehe. Sie ſey, behauptet er, diejenige, welche Alles zunichte mache, was ſeine Verſe beſagten. Sie verdiene Lob und Preis und werde es vor allen Uebrigen hiezu bringen.

Mit einer ähnlichen Wendung zog ſich Hernan Meria aus gleicher Verlegenheit, nachdem er auf Geheiß zweier Damen eine poetiſche Zuſammenſtellung der Gebrechen ihres Geſchlechtes unternommen hatte. Er gibt ſich zwar den Anſchein, als ob er ſich ſehr gegen Annahme dieſes mißlichen Auftrages geſträubt habe. Dieſer Verſicherung ſitzt aber der Schelm im Nacken. Denn „aus Furcht vor Hader läßt er doch ſeine Barke in den weiten Ocean hinausfahren.“ Er macht aber auf die Gebrechlichkeit ſeines Schiffleins und die Gefährlichkeit des Fahrwaſſers aufmerkſam, in welchem ſo unzählige Tauſende von Fahrzeugen mit Segeln und Rudern ihren Untergang fanden. Er wagt alſo mit ſeinem geringen Wiſſen und Vermögen den Verſuch, wie gut er Böſes zu ſagen verſtehe. Dabei bedingt er ſich aber ausdrücklich aus, daß ihm ſeine Sünde nicht zugerechnet werde. „Vernehmt, vernehmt alſo, ihr großen Bitterinnen, hört und vernehmt meine Worte, welche auf euern Betrieb gegen euch Uebelthäterinnen ſtreiten.“ Ironiſcher Weiſe bittet er ſie um Entſchuldigung für die eitle Rede, in der er ſie lobte. „Verzeihet Pedro Torrellas, meine gewundenen Zeilen zur Vertheidigung jener; denn ich finde, daß eure Worte über ſie durchaus wahr ſind. Wo ihr dieſelben gefunden, weiß ich nicht. Da ihr klüger ſeyd als Lälius, ſo möget ihr ſie wohl ſelbſt erfunden haben; denn was ihr von ihnen urtheiltet, iſt Wahrheit wie ein Evangelium.“ Meria nennt den Torrellas außerdem einen Propheten, einen Bileam, Johannes oder Elias, dem ohne Gottes beſondere Zulaſſung nicht die Gnade zu Theil geworden ſeyn würde, Verſe zu verfaſſen, in welchen die argen Fehler des andern Geſchlechtes ſo deutlich dargelegt worden. Meria citirt für die Richtigkeit dieſer Anſicht den Horaz und den Corbaccio des Boccaz, den er eine Leuchte der Welt nennt. Er meint, daß auch der ſchreibfertigſte in langen Jahren die Fehler des andern Geſchlechtes nicht auslernen noch ausſchreiben könne. Eine Zählung derſelben räth er nicht anzufangen, weil dieſelbe ihr Ende nimmer erreichen werde. „Du Kraft des Vaters Corbaccio, du Wiſſer des Sohnes Torrellas, verleihet meiner Zunge Fertigkeit, auf daß ſie ohne Umſchweife

das Schlimme herausſage, was ich über die Weiber denke. Verleihe mir, Herr der Welt, volle Sprache der Wahrheit und beredſamen Geiſt ꝛc.“ Nun hebt er ſeine Schmähungen wider die ſchönen Widerſacherinnen an. Er nennt ſie ein leeres Binſenkraut, einen falſchen Flötenton, ein leichtes Blättermachwerk voll menſchlicher Schuld und tadelt ihre queckſilberne Beſchaffenheit. Ihr Sein iſt ihm weſenlos; ſie ſind ein erſtarrender Hauch, eine in Dampf aufgehende Freude, ein eben gereichtes, ſchnell wieder hinweggenommenes Geſchenk. Wer mit ihnen wohl daran iſt, mag Acht haben, daß er ſich nicht einmal hinwegwendet. Denn ſchnell iſt er entſetzt und vergeſſen. Haß und Liebe ſind bei ihnen dicht nebeneinander. Tödten, Verwunden und Heilen geſchiehet bei ihnen aus einem Athem. Wenn ſie ſich verſagen, bieten ſie ſich an. Geben ſie ſich gefangen, ſo ſinnen ſie ſchon wieder aufs Auslöſen. Wenn ſie ſich uns ergeben, verlieren wir ſie; kommen ſie, ſo ſind ſie ſchon wieder auf dem Abzuge. Am meiſten ſind auf der Flucht, welche da bleiben. Niemals ſind ſie ohne Widerſpruch. Der Verdruß iſt ihnen am nächſten, wenn derſelbe am entfernteſten zu liegen ſcheint. Scheel ſehen und freundlich blicken liegen ihnen nebeneinander. Neben Zweifel und Ungewißheit beherbergen ſie vermeſſene Sicherheit. Wild und zahm iſt zugleich ihre Art ꝛc. Bei wem ſie mit ihren Untugenden ihren Zweck erreichen, wer ihren Trug duldet, wer zu ihren Uebelthaten ſchweigt, wer ihre Laſter lobt, mit dem möchten ſie tauſend Jahre leben. Tapfere Rüſtung führen ſie ſchwachen Wagen gegenüber. Bei höflicher Begegnung gebahren ſie ſich unhöflich. Wo ſie ein Band fühlen, machen ſie ſich ans Aufknüpfen. Bei großer Unenthaltſamkeit und Sittenverderbniß ſpielen ſie die Mäßigen und Keuſchen ꝛc. Von Natur furchtſam, macht Zufall ſie kühn, gegen die Natur ſind ſie mitleidig, ihrem Weſen nach neidiſch. Der Zufall beherrſcht ſie. Zur Habſucht geneigt, macht Zufall ſie freigebig. Der Dichter führt noch eine Menge Fälle an, in denen die Weiber eine Tugend zu haben ſcheinen, deren entgegengeſetztes Laſter eigentlich ihre Natur iſt. Ueberhaupt läuft ſein Thema dahin aus, zu zeigen, daß die Weiber ein durchgängiger lebendiger Widerſpruch mit ſich ſelbſt und ihren Umgebungen ſind, und die Verſtellung ihrer Haupteigenſchaft iſt. Vor dem, den ſie fürchten, ſind ſie ſchweigſam und gütig. Allein beobachtet man ſelber

vor ihnen Schweigſamkeit, ſo zwitſchern ſie uns etwas vor trotz den Schwalben ꝛc. Im Verlaufe ſeiner Schmähungen müſſen die Ritterbücher, die Mythologie und alte Geſchichte dem Dichter auch Vorrath zu ſeinem Gifte liefern. Da werden Lancelot und Ginevra, Triſtan und Iſolde, Cleopatra, Medea, Hypermneſtra herangezogen. Dem Dichter wird zuletzt ſelbſt bange, ob er den Streit glücklich hinausführen wird. Er flüchtet deßhalb zu ſeinem Torrellas und Corbaccio, denen er überläßt, weiter zu fechten. Er ſelbſt lenket ein. „Wie im Feuer das feine Gold nicht beſchädigt wird, ſondern gereinigt und zwiſchen Dornenzweigen die Blume ihre funkelnde Pracht und Schönheit nicht einbüßt, ſo thun meine widerwärtigen Reden den Guten keinen Schaden und zwiſchen ſo heilloſen Feuern brennen und beleidigen die Kohlen meiner Verſe nicht.“ Dagegen wünſcht der Dichter, daß ſie die Argen deſto empfindlicher brennen mögen und verſichert ſchließlich ſeinen beiden Auftraggeberinnen, daß das Geſagte und Geſchriebene lediglich nur für ſie ſey.

In dem lebensfrohen Liede Gasajemonos de hucia fordert der gewandte Juan de la Encina, von dem ich weiterhin noch ausführlicher ſprechen muß, wenn ich vom Drama handle, zum Genuſſe der Gegenwart auf, denn die Beſchwerden kommen ſchon, ohne daß wir dieſelben ſuchen. Laſſet uns des Lebens erfreuen und Mühſal vernichten. Wer Vergnügen haben kann, verabſchiede den Schmerz, verabſchiede, verabſchiede ihn. Denn die Beſchwerde kommt, ohne daß wir ſie ſuchen. Vor langer Weile laſſet uns fliehen aus allen Kräften, den Vergänglichkeiten laſſet uns nacheilen und Beſchwerniſſe abſchütteln. Den Vergnügen wollen wir nacheilen, denn die Beſchwerde kommt, ohne daß wir ſie ſuchen. Laſſet uns immer dazu halten, fröhlich zu ſeyn und vergnügt, traurige, ſorgenvolle Gedanken laſſet uns fliehen, nur nach dem Vergnügen laſſet uns immer ſtreben, denn die Beſchwerde kommt, ohne daß wir ſie ſuchen. — Hoy comamos y bebamos, ſo ruft Encina in einem andern Liede. Schmauſen und trinken wir heute. Singen und freuen wir uns! Denn morgen müſſen wir faſten. Zu Ehren des letzten Carnavaltages laſſet uns heute noch einmal weit aufthun, laſſet uns füllen den Wanſt und das Fell tüchtig vollſtopfen. Denn es iſt löbliche Rathsſitte, daß wir uns heute überladen, da wir morgen faſten müſſen. Dem guten Heiligen

muß Ehre widerfahren, denn morgen müſſen wir darben; ſchmauſen und zechen wir daher tüchtig; denn morgen müſſen wir darben; ſchmauſen und zechen wir bis wir berſten, denn morgen geht es ans Faſten.

Auch einige Strophen von den berühmten Disparates des Juan del Encina dürften hier am rechten Orte ſtehen. Ihrer äußern Form nach ſind dieſe Disparates, wovon unten noch einmal die Rede ſeyn muß, zwanzig neunzeilige Strophen in vierfüßigen gereimten Trochäen. Der Anfang dieſer poetiſchen Tollheit lautet alſo: In der Nacht eines Morgens, als es bereits nach Mittage war, ſah ich eine beladene Wolke angepilgert kommen, ingleichen ein Schild mit einem Schwerte in Einſiedlergeſtalt, reitlings auf einer Bank in gezwickeltem Zeuche, das zwar durchaus heil aber doch völlig zerriſſen war. Nicht lange darauf ſah ich einen Nachttopf in Pontificalibus erſcheinen, welcher in einem Schuhe herangeſchleift wurde. Hinter demſelben bemerkte ich eine mit Purzelkraut beladene Katze ſich nahen und ein parce mihi [1]) ohne Windeln, das auf einem großen Gänſerich ritt, um ſtattlicher aufzutreten. In einem Winkel aber erſchien der gute Pater Horneule, der auf einem Stiefelknechte muſicirte und dazu brüllte: Simſon muß ſterben! Auch ein Kyrie Eleiſon erſchien, dem durch ein armſeliges Fratzenkleid die Lenden wohl zuſammengeſchnürt waren, ſo wie eine Elſter und eine Maus, welche in einem weiten Geſchirre einen Tanz aufführten. Eine Sardelle erhob ſich übermüthig mit einem Stocke nach dem „Befreie uns vom Uebel"; ſie war in einen Vorhang eingehüllt. Auf einem Hügel von geſalzenem Fleiſche aber ſah ich einen Topf und einige Strohflaſchen ſich mit einander herumbalgen, welche mit Fleiſchbrühe angefüllt waren und auf einer Steineiche Fiſche fingen. Zu Lande aber ſah ich drei Kürbiſſe angeſchwommen kommen, desgleichen ein Hohlbeil mit einer Säge, welche hinkend hinwegflüchteten; auch ein beatus vir auf einer purpurrothen Eſelin fand ſich ein ꝛc.

Leider gehören die beſten unter den komiſchen Gedichten der ſpaniſchen Poeſie des fünfzehnten Jahrhunderts zu der ſchon einmal erwähnten derben Gattung, welcher ich durch weitere Verbreitung eine nähere Auszeichnung angedeihen zu laſſen, keine Neigung habe. Die vor-

1) Die erſte Lection der Todtenmeſſe.

züglichern derſelben ſind in Romanzenform und in den cancioneros, mit denen ich es hier zunächſt zu thun habe, nicht enthalten, ſo manche Romanze im Style der ritterlichen Zärtlichkeit von namhaften Verfaſſern darin auch Aufnahme gefunden hat. Unter den von mir ſelbſt gefühlten Lücken und Unvollkommenheiten dieſes Buches iſt mir keine unangenehmer, als die mangelhafte Vorſtellung von der ſcherzhaften Poeſie des ſpaniſchen Mittelalters, mit welcher ich beim jetzigen Schluſſe meiner Betrachtungen der ältern cancioneros meine Leſer entlaſſen muß. Zum Glücke kann ich auf eine kleine Nachleſe vertröſten, welche die Geſchichte der dramatiſchen Literatur im vorliegenden Zeitraume darbieten wird.

Dramatiſche Literatur des ſpaniſchen Mittelalters [1]).

Indem ich mich anſchicke, zu dem anziehenden Geſchäfte überzugehen, die Anfänge des ſpaniſchen Theaters zu ſchildern, deſſen ſpätere Reichthümer und glänzende Erfolge ſprüchwörtlich geworden ſind, finde ich es gerathen, den der Hauptſache nach in dieſer Geſchichte verfolgten chronologiſchen Weg zu verlaſſen und dieſen Theil meiner Darſtellung nach der äſthetiſchen Differenz zu behandeln, wobei ich Alles zuſammenfaſſe, was aus der Dramatik des ſpaniſchen Mittelalters uns bisher bekannt geworden, innerhalb dieſes ausgeſchiedenen Tummelplatzes aber wieder die Zeitfolge zur Führerin nehme und bei den Dramatikern, ſo weit es nicht ſchon geſchehen, zugleich nebenher deren übrige Werke kürzlich betrachte. Ich muß um Erlaubniß bitten, etwas weit ausholen und auf ſchon entfernte Zeiten zurück greifen zu dürfen. Dieß bin ich der Wichtigkeit des Gegenſtandes ſchuldig. Wir ſtehen vor dem Zweige der ſpaniſchen Poeſie, worin die Literatur der edeln Nation am höchſten culminirte, worin ſie Epoche machte und die häufig genug verſchwiegene Fundgrube unzähliger ausländiſcher Dramatiker ward. Das Drama hat ſo überwiegend die edelſten Kräfte der Dichtkunſt an ſich gezogen und in ſeine Sphäre vereinigt, daß die fruchtbarſten und namhafteſten Schriftſteller darin ſelbſt in ihren Fehlern als große Dichter glänzen. Die ſpaniſche iſt zugleich die einzige Nation, welche die Poeſie des Chriſtenthumes und zwar in der katholiſchen Form im Drama beibehalten und im kühnen Fluge zu Höhen emporgetragen hat, zu welchen die Muſe anderer Länder als zu unerreichbaren Zielpunkten hinaufſchauet. Das ſpaniſche Drama iſt mithin einzig in ſeiner Art. Es lohnt ſich alſo ganz beſonders, den dunkeln Pfaden nachzugehen, auf denen es ſich zu einer großen literar-geſchichtlichen Erſcheinung entwickelte, und dieſe führen, wie bereits angedeutet, recht weit zurück.

Die innere Nothwendigkeit für die Entſtehung des Dramatiſchen

1) Nichts bedaure ich aufrichtiger, als daß dieſer Theil meines Manuſcriptes bereits in die Druckerei gegeben war, als ich v. Schacks Geſchichte des ſpaniſchen Theaters kennen lernte, welche ich bei Obigem nun nicht mehr benutzen konnte.

liegt, wie schon von Andern bemerkt worden, in der Poesie selbst; sie muß diese Form entwickeln, sobald sie das Epische und Lyrische so weit durchgeführt hat, daß beides in der drastischen Darstellung zu integrirenden Momenten sich aufheben kann. Jene Entwickelung knüpft sich, so weit bekannt, überall an den Cultus. Denn ihre Darstellung sucht Oeffentlichkeit und diese findet sie nur, wenn sie die Religion zu ihrer Grundlage macht, die unter allen in einem Volke vorhandenen Verhältnissen, geistigen Lebenssphären und Veranstaltungen allein diejenige populäre Allgemeinheit hat, welche der Lebensathem ist, durch welchen die dramatische Kunst gedeihet. Auf der andern Seite ist das innere Verhältniß zwischen Cultus und Kunst überhaupt ein Lebensverhältniß. Die innere Versöhnung des Geistes mit sich selbst wird durch den Cultus vermittelt und gibt sich ihren Ausdruck in der Kunst. Dieß erfolgt schon abgesehen von irgend einer positiven Religion. Deßhalb erhält das Gemüth des Künstlers nicht erst nach vollbrachtem Gebete und Opfer die Weihe, das Schöne zu schaffen, sondern in seinem Gemüthe ist diese Weihe etwas Unmittelbares, sie ist die Sache der Genialität und auch ohne äußern Cultus feiert des Künstlers Seele in der Stunde der Begeisterung einen innern, der sein Gemüth mit Seligkeit erfüllt und zum Schaffen befähigt. Der versöhnte Geist will nicht blos das Göttliche denken und wollen, sondern er hat auch das Bedürfniß, dasselbe anzuschauen, um sich ganz darein zu versenken und sich von ihm durchdringen zu lassen. Im Verständnisse des Kunstwerkes empfindet gewissermaßen erst das Gemüth seinen Frieden mit Gott und ist so auch der Einheit mit demselben gewiß. Wie daher nichts mehr in die Weihe der Andacht versetzen kann, als die höhere, heilige Kunst, so ist sie auch ganz unzertrennlich vom wahren Cultus [1]). Sie hilft, da sie sich die Darstellung des Unendlichen in der faßlichen Form des Schönen zur Aufgabe gestellt hat, die Aufgabe der Religion zum Theil mit lösen. Bei dieser fand sie daher auch immer ihre nächste Pflege. Auf jeder Seite einer ächten Kunstgeschichte ist zu lesen, und alle vorhandenen Kunstwerke aller Zeiten und Völker bezeugen es, daß die wahre Heimath der Kunst am Altare ist, daß Alles, was von der Kunst in das gewöhnliche Leben niedergehet, seinem Ursprunge nach dort wurzelt, eine Strahlenbrechung von

1) Worte aus Matthias Schrift: Die Idee der Freiheit.

dort, und als ſolche allein lebendig iſt. Dieſe Wahrheit kommt allerdings in Zeiten abhanden und aus der Erinnerung, in denen eine hochmüthige und glaubensleere Aeſthetik vom Throne der Kunſtkritik herab, die Kunſtgeſchichte von Vornen (a priori) in der Art zu conſtruiren unternimmt, daß die Vergangenheit ihr etwa nur ihre Materialien als unvermeidliche Darbietungen reicht, aus welchen ſie ihren Bau zuſammenſetzt, dabei aber der Entwickelung der Kunſt den Gang anweiſet, den der Theoretiker ihr zu geben für gut findet. Wird aber auch durch ſolches Gebaren die Wahrheit auf einige Zeit vergeſſen und wohl gar beſtritten, ſo muß ſie, je länger zurückgehalten, deſto mächtiger emporſprudeln, gleich dem Quell, den man durch Verſtopfen von ſeiner Grille: hervorfließen zu wollen, zu heilen befleißigt iſt. Die Kunſt hat aber nur ein wahres Leben, wenn ihre göttliche Abkunft und Bedeutung dem Künſtler immer gegenwärtig bleibt. Darum iſt die heilige und religiöſe Kunſt der Gipfelpunkt, der Sonnenheerd, der Frucht ſprießende Kern aller Kunſt. Sie gehet als Dienſtmännin zu Lehen beim höchſten Herrn und iſt im Hauſe der Kunſt die wahre Gebieterin. Die weltlichen Sprößlinge und Fächer haben nur erlaubnißweiſe neben dieſer Meiſterin ihre Fächlein und Zellen angelegt, weil die ihren Vortheil verſtehende Kirche als Bewahrerin und Pflegerin alles Guten und Schönen tolerant genug iſt, alle jene Richtungen der Kunſt gewähren zu laſſen, welche mit ihrer eigenen Aufgabe für die Menſchheit nicht im Widerſpruche ſtehen. So hat denn auch die Wiege der Schauſpielkunſt im Hervorgang aus einem innern Verhältniſſe überall neben dem Altar geſtanden und ihr Patriotismus dieſe ihre Geburtsſtätte zu verſchönern ſich mächtig angetrieben gefühlt. Der heutige proteſtantiſche Cultus, welcher die Vermittelung der inneren Anſchauung des Gemüthes nach Außen faſt überall abweiſet, Anſchaulichkeit und Sinnlichkeit verbannt wiſſen und allein durch das Wort der Predigt, welche ſich ſo leicht zu kahlen Dogmen vereinfacht, wirken will, verkennt bei ſolcher Anſicht durchaus die innerlich nothwendige und hiſtoriſch gerechtfertigte Zuhülfnahme der äſthetiſchen Einwirkung auf das Gemüth und verwiſcht damit das Gepräge des Chriſtenthumes. Denn er trennt, was Gott und Natur vereinigte oder was die Geſchichte als zuſammengehörig offenbaret, und behandelt ſeine Gläubigen ſpiritualiſtiſcher Weiſe als reine Intelligenzen. Er ſchweigt auf die Forderungen der ſinnlichen Natur, ſtatt ſie zu läutern und zu veredeln, gänzlich und weigert ſich hartnäckig, auch in

den unentbehrlichen Aeußerlichkeiten den Widerschein Gottes anzuerkennen und wirken zu lassen. — Bei obiger Bewandtniß der Sache aber wird man es durchaus natürlich finden, daß das Schauspiel, die vollendeteste der Künste, ursprünglich von jeher einen Theil des Gottesdienstes bildete. Sein Inhalt war ein religiöser. In Bildern und Symbolen sollte es dem Menschen das Walten und die Thaten der Götter und sein eigenes räthselhaftes Wesen sowie die Geheimnisse der sichtbaren und unsichtbaren Natur darstellen. Seine Leitung war daher auch eine priesterliche. Spuren dieses Zusammenhanges mit dem Cultus trug das antike Drama auch noch im Grunde der tiefsten Entartung des Heidenthumes. Das Christenthum war, wie gedacht, nicht erschienen, um den künstlerischen Trieb des Menschen, einen unvollkommenern Nebenzweig des religiösen zu unterdrücken. Es wies denselben daher, wo er sich anbot, den festlichen Gottesdienst zu verherrlichen, nirgends zurück und wehrte ihm daher zunächst auch nicht, bei der Ordnung des Gottesdienstes seelenvollen Gesang aus andächtigen Herzen anzustimmen, welcher überall die erste Aeußerung der Kunstregung zu seyn pflegt und sich so gern zum Ausdrucke der Unaussprechlichkeit tiefer Empfindungen hergibt. Hatte doch selbst Christus nach Einsetzung des heiligen Abendmahles mit seinen Jüngern den Lobgesang angestimmt und waren doch schon in den ersten christlichen Gemeinden nach Ausweis der Apostelgeschichte Hymnen und Psalmen gesungen. Mit beredten Worten schildern die Väter der Kirche, die Macht, den Zweck und Nutzen des geistlichen Gesanges. Um den Sinn für den Glauben zu pflegen, sagt Basilius, begleitet die Kirche die Glaubenslehren mit einer angenehmen Melodie, damit wir durch die süße Lieblichkeit des Gehörten, wenn gleich wir den Sinn des Ausgesprochenen nicht fassen, ergriffen werden. Justinus aber schreibt: Der Gesang weckt die Seele zum brennenden Verlangen nach dem, was in den Hymnen besungen wird, stillet die rebellischen, vom Fleische kommenden sinnlichen Gelüste, verscheuchet böse Gedanken, die uns von unsichtbaren Feinden eingeflößt werden, befruchtet die Rede, daß sie empfänglicher werde für himmlische Güter, macht die Kämpfer der Tugend in der Widerwärtigkeit starkmüthig, stählet sie zur Standhaftigkeit und wird ein Heil- und Linderungsmittel für die Frommen wider die Beschwerden dieses Lebens. — Wie viel Thränen, sagt Augustinus, seiner Andacht im

Dome zu Mailand gedenkend, habe ich vergossen bei den Hymnen und heiligen Gesängen, die mit rührender Andacht in deiner heiligen Kirche gesungen wurden, und wie sehr wurde durch ihr Anhören mein Gemüth bewegt. Der Gesang drang lieblich in mein Ohr und die Wahrheit des Gesungenen floß in mein Herz und aus ihm strömte das heilige Gefühl der Andacht." — Wie durch den Gesang die Lehren, so wurden durch zeichnende und bildende Kunst die historischen Momente, auf welchen die Wahrheit des Christenthumes gefestet ist, den Andächtigen während des Gottesdienstes zur Erbauung gegenwärtig erhalten. Ja selbst die Tanzkunst wurde in den Kreis der religiösen Feierlichkeiten gezogen. Der heilige Basilius stellt die Jungfrauen als um den Altar tanzend dar. Natürlich waren diese Tänze keine Galloppaden, Masurkas uud andere Bastarde, wodurch die göttliche Abkunft der Kunst in dem Bereiche, welches das griechische Heidenthum Terpsichoren anwies, aufs Schmählichste verdunkelt und ihrer Berechtigung, ihren Stammbaum bis in jene edele Wurzel hinabzuführen, gewissermaßen verlustig gegangen ist. In den Zeiten, als die hohe Geistlichkeit mit den Bischöfen an der Spitze in der ältesten Christenheit an vorzüglichern Festtagen den feierlichen Kirchentänzen sich anreihete, war das Bewußtseyn noch nicht abhanden gekommen, daß man durch ernste ausdrucksvolle Stellung und passend abgemessene Bewegung Empfindungen und Gedanken auszudrücken vermöge, deren Anwesenheit der Würde des Gottesdienstes entsprach und von derselben gefordert wurde. Vergegenwärtigt man sich, wie die Natur die mimische Kunst zur Verbindung mit der Declamation und dem Gesange hin- und die eigentliche Schauspielkunst hervor-treibt, so wird man inne, wie es von den religiösen Tänzen und Gesängen fast nur eines einzigen Schrittes bedurfte, um die beim Cultus waltenden Empfindungen und Vorstellungen in lebendiger dramatischer Darstellung mit Mienen und Worten äußerlich wieder zu geben. Der historische Christus war mit der von ihm gestifteten Lehre eins, die Erkenntniß seiner Geschichte, daher zugleich eine Erkenntniß der von ihm an die Menschheit überbrachten Religion. Deßhalb ist die christliche Dogmatik so durch und durch mit Geschichte verwachsen, daß sie fast ganz in solche übergehet und der Cultus ist wieder die concrete Dogmatik. Der Ewige, dessen Anbetung im Geist und in der Wahrheit die neue Religion sich zur

Aufgabe geſtellt hatte, war als ein ganz Irdiſches erſchienen. Die lebendige Erinnerung an die Geſchichte dieſes Ereigniſſes, die populäre Grundlage des Glaubens mußte daher der Keim der neueren dramatiſchen Kunſt werden. Die Richtigkeit dieſer Anſicht muß ſelbſt die anſcheinende Caricatur beſtätigen, welcher wir in Rothe's Anfängen der chriſtlichen Kirche I. 42. begegnen, wo es heißt, „daß der Cultus der modernen Kirche beſtimmt ſey, ſich in die Kunſt, wie ſie namentlich im Schauſpiele alle ihre Strahlen vereinige, aufzulöſen." Als nächſtes dramatiſches Erzeugniß des chriſtlichen Cultus erſcheint die Feier der Meſſe, des Mittelpunktes im katholiſchen Gottesdienſte, der noch der einzige war, als die Keime der modernen dramatiſchen Kunſt in der Kirche anſchlugen. Der ganze Hergang bei der Meſſe ſtellt ſich dar als eine dramatiſche Gedächtnißfeier, als eine Wiederholung des größten Weltſchauſpieles, des Leidens und Opfers Chriſti, worin bekanntlich Introitus, Credo, Canon, Ablation, Wandlung, Communion, Dankſagung, Segen als einzelne Theile den Fortgang dieſer großen Opferhandlung darſtellen. Ich ſetze Leſer voraus, welche zur allgemeinen Charakteriſtik des katholiſchen Cultus „Lichterchen, Bilderchen, Knickſe" nicht mehr für ausreichend erachten. Wer ein Buch leſen will, muß erſt die Buchſtaben kennen lernen. Wer das gethan hat und ſo zu einem vollſtändigen Begriffe der Meſſe gelangt iſt, wird, wenn er unbefangenen Urtheils iſt, er mag einer Confeſſion zugethan ſeyn, welcher er wolle, zugeſtehen, daß die Kirche hier ihren ganzen Geiſt erſchöpft hat, um den Gottesdienſt zum Kunſtwerke zu geſtalten. Den Umfang der religiöſen Symbolik, welcher ſich durch das Ganze ziehet, zu erſchöpfen, würde hier nicht am Orte ſeyn. Wer ſich in der Kürze darüber eine Vorſtellung machen will, der mag die treffende, auf wenigen Seiten enthaltene Auseinanderſetzung in Dr. Herbſt's Schrift: die „Kirche und ihre Gegner" nachleſen. Schon das daſelbſt Mitgetheilte dürfte genügend ſeyn, um den Unkundigen mit dem großen, weithin greifenden Sinne dieſes religiöſen Actes einigermaßen vertraut zu machen. Hier wehen, ſagt Herbſt, ſymboliſche Kräfte, hier regt ſich der Geiſt des Herrn im lebensvollen Organismus. So wird die heilige Geſchichte Gebet, das Gebet Geſchichte und das eben iſt der Charakter des wahren, religiöſen Cultus. Hier allein iſt auch ächte Kirchenmuſik möglich, deren Bedeutung über gewöhnlichen Kunſtge-

nuß[1]) weit hinausgehet. Es gilt, die große Realität des Opfertodes Jesu Christi, das Welt gestaltende, Himmel schaffende Erlösungswerk in allen Formen der Sprache, deren Ausdruck das Wort allein nicht erschöpft, in den Moment der Zeit treten lassen. In Handlung, Wort, Ton und Bild zugleich wird hier geredet; in dieser Allseitigkeit der Ausdrucksweisen wird die Kirche selbst zum Kunstwerke und in dieser Objectivität vollkommen sättigend für ihre Bekenner." Die katholische Kirche wird den von s. g. Gebildeten mit Entrüstung oder gelindesten Falles mit Achselzucken ihr gemachten Vorwurf, daß ihre Feierlichkeiten, namentlich die Messe, etwas Schauspielartiges und Theatralisches haben, kaum zurückweisen wollen, sondern nur auf die richtige Bedeutung zu bringen suchen, indem sie darauf hinweiset, daß alle ihre Ceremonieen wirklich veranschaulichende Darstellungen der heiligsten Begebenheiten unserer Religion sind, wodurch ein kirchliches Gemüth so wenig verletzt oder nur gestört wird, daß sich seine Andacht vielmehr dadurch getragen und gehoben fühlt. Man thut der katholischen Kirche Unrecht, wenn man bei der Reflexion über die Mitwirkung der Symbolik und Kunst im Cultus nicht die Vorstellung gegenwärtig hat, daß Christus nach der Ueberzeugung der Katholiken in der Kirche selbst noch fortlebt, und zwar nicht blos wirksam, sondern auch leiblich und persönlich, in leibhafter Gestalt, in der körperlichen Verhüllung des allerheiligsten Sacramentes und in Wiederholung seines ganzen Lebens im heiligen Jahrescyklus der Feste der Kirche und in deren ganzem geschichtlichen Leben. Diese Vorstellung prägt auch den, an sich unwesentlichen Aeußerlichkeiten den Charakter inhaltreicher und sinniger Bedeutsamkeit auf. Alles wird durch sie beziehungsreich und bezeichnend und indem die Kirche die Sinne in Anspruch nimmt und denselben anscheinend eine Schaustellung bietet, will sie eben so sehr die Empfindung erregen, als das Nachdenken beschäftigen.

Bei dieser Anlage und dieser Bedeutung des Cultus ging denn auch Hand in Hand mit den großen Tonwerken christlicher Meister aus dem Gottesdienste die heilige Dramaturgie der mittlern Zeit

---

1) Wozu sie in vielen größeren Städten mittelst jährlich wiederkehrenden Charfreitagsmißbrauches entweihet wird, ohne daß man damit Anderes erreicht, als daß die Passion des Herrn eine weichliche Gefühlsandächtelei durch viele unchristliche Herzen gießt.

hervor. Sie entwickelte ſich immer geſtaltvoller, je nachdem man dem Volke eine dramatiſche Theilnahme an den Feierlichkeiten geſtattete. In dieſem Sinne war die Liturgie der morgenländiſchen Kirche für die Feier der heiligen Nacht und des Dreikönigstages ſchon im fünften und ſechsten Jahrhunderte verfaßt, wobei der Stern der Weiſen erſchien. Aehnliche dramatiſche Vorſtellungen wurden auch in Frankreich ſchon unter den Carolingern an denſelben Feſttagen in den Kirchen celebrirt. Nebenher entſtand auch die Sitte des Auferbauens einer Krippe zu Weihnachten, wie der Heilige von Aſſiſi zuerſt im Felſenthale den umwohnenden Hirten that und die noch an vielen Orten fortdauert. In ähnlicher Weiſe fand jährlich eine Vorſtellung ſtatt, welche die Huldigung der heiligen drei Könige aus Morgenland vor dem Kinde im Stalle zu Bethlehem wiederholte. Carl V. von Frankreich brachte ſo jährlich ſein Opfer vor der Krippe dar; drei Ritter ſchritten ihm dabei mit den Schaalen, welche Geld, Weihrauch und Myrrhen enthielten, vorauf. Die älteſten literariſchen Ueberbleibſel der ſpaniſchen Dramatik werden uns mehrfach auf dieſe Sitte zurückführen und die nähere Ausführung veranſchaulichen. — Neben jenem dramatiſchen Elemente im ordentlichen Gottesdienſte begegnet man ſchon ſehr früh Spuren von eigentlichen geiſtlichen Schauſpielen, die theilweis von Geiſtlichen verfaßt und von ihnen oder unter ihrer Leitung in der Kirche ſelbſt, auf den Kirchhöfen oder in den Klöſtern zur Erbauung und Belehrung der Chriſten aufgeführt wurden. Die fromme Muſe legte deßhalb auch die heilige Sprache der Kirche ab. Sie ließ ſich mit beredter Zunge in der Volksſprache jeder Nation, in der ſolche Darſtellungen ſich hervorthaten, vernehmen und erſchien auch ſonſt im jedesmaligen Landescoſtüm nicht nur in der Kirche, ſondern überall und allezeit vor dem geſammten Volke, namentlich aber an den großen Jubel- und Feſttagen zur Erhöhung und Läuterung ſeiner Freude und an den Tagen tiefſter Bedrängniß und Wehklage, um, gen Himmel zeigend, durch ihre heiligen Bilder vom Leiden und der Verherrlichung Chriſti und ſeiner Kirche die niedergeſchlagenen Gemüther aufzurichten und mit Ergebung, Vertrauen und Muth zu erfüllen. In ihrem ſtets inniger werdenden Verkehre mit der Welt ward auch die heilige Muſe immer weltlicher und leichter geſinnt; neben den heiligen Vorſtellungen ſcheuete ſie ſich nicht, jetzt auch den weltlichen ſich zu widmen; ſie wurde gegen die erſteren allmälig

gleichgültiger; dann machte sie sich, ganz in die Welt hinausgetreten, darüber in Parodieen als Possenreißerin lustig und endlich trat sie allem Heiligen als zuchtlose Apostatin mit teuflischem Hohne und Ingrimme entgegen[1]). — Dieser in Umrissen angedeutete allgemeine Verlauf offenbarte sich auch in concreter Gestaltung in Spanien, wo es indeß nie zu der eben erwähnten Ausartung kam, weil der gesunde christliche Sinn widerstand, den erst der moderne Liberalismus zu bezwingen angefangen. Vemos, sagt Martinez de la Rosa, que en España la memoria mas remota de representaciones dramaticos viene unida con la creencia y el culto religioso asi como habia acontecido en la antigua Grecia y como es natural que suceda siempre en circunstancias parecidas. Die erste bis jetzt bekannte sichere Spur des spanischen Drama findet sich im 24. Gesetze des sechsten Titels der berühmten siete partidas König Alfonso's X., welcher also lautet: „Die Priester sollen keine Possenspiele darstellen, damit die Leute herbeikommen, um diese zu sehen, wie es wohl geschehen ist. Wenn andere Personen es thun, dürfen die Priester nicht hinzukommen, weil dabei viele Derbheiten und Unanständigkeiten vorfallen. Auch sollen dergleichen Stücke nicht mehr in den Kirchen aufgeführt werden; wir befehlen vielmehr, daß man mit Schimpf und Schande diejenigen hinausweisen soll, die dergleichen vornehmen; denn die Kirche Gottes hat die Bestimmung, daß man darin betet und nicht Possenspiele darin aufführt. Unser Herr Christus sprach im Evangelio, daß sein Haus ein Bethaus genannt, nicht aber zu einer Räuberhöhle gemacht werden solle. Doch gibt es Vorstellungen, die den Priestern erlaubt sind, z. B. die Geburt unseres Herrn Christi, in welcher gezeigt wird, wie der Engel zu den Hirten kam und ihnen sagte, daß der Heiland geboren worden, oder die Erscheinung desselben, als die heiligen drei Könige ihn anzubeten kamen, oder die Auferstehung, worin gezeigt wird, wie er gekreuzigt wurde und am dritten Tage wieder auferstand. Sachen wie diese, welche den Menschen ermuntern, Gutes zu thun und Andacht im Glauben zu haben, können sie aufführen, zumal die Leute sich dabei erinnern

1) Bei obiger allgemeinen Schilderung habe ich auf die vortrefflichen, im sechsten Bande von Phillip's und Görres historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland S. 1 flgd. befindlicher Abhandlung des Theaters im Mittelalter, dankbare Rücksicht genommen.

mögen, daß, wie dieß hier dargeſtellt wird, ſich einſt Alles in der Wirklichkeit begab. Dabei muß es aber ordentlich und ſehr andächtig hergehen, auch nur in großen Städten, wo es Erzbiſchöfe oder Biſchöfe gibt und nach deren oder ihrer Stellvertreter Anordnung. Auf Dörfern oder an ſchlechten Orten ſollen die Aufführungen nicht Statt finden, auch nicht um Geld damit zu gewinnen." Aus dieſem Geſetze ergibt ſich, daß es in Caſtilien damals ſchon lange Zeit kirchliche Darſtellungen heiliger Geſchichten gegeben, welche von Geiſtlichen aufgeführt wurden und daß neben denſelben bereits vollſtändige Poſſenſpiele in den Kirchen durch die Geiſtlichen zur Aufführung kamen. Alfonſo wollte durch dieſe Verordnung ohne Zweifel dem ſtrengen Verbote Innocenz III., daß die Geiſtlichen zu Poſſenreißern ſich nicht hergeben ſollten, in Spanien Geltung verſchaffen. Wenn im dreizehnten Jahrhunderte die Mißbräuche bei Aufführung der kirchlichen Dramen ſchon ſo weit gegriffen hatten, ſo wird man in der Annahme nicht weit vom Ziele treffen, daß dergleichen geiſtliche Schauſpiele mindeſtens wohl ſchon im eilften Jahrhundert in der pyrenäiſchen Halbinſel zur Aufführung kamen. Die Geiſtlichen mögen wohl zuerſt auf ziemlich unſchuldige Weiſe dem Einſchleichen des allmählich zu unwürdiger Poſſenreißerei ausgearteten weltlichen Elementes in die kirchlichen Schauſtellungen nachgeſehen haben. Denn es ſtehet feſt und läßt ſich durch eine Menge auch von Moratin allegirter Concilienbeſchlüſſe nachweiſen, daß die aus den Römerzeiten überkommene Luſt und Leidenſchaft für öffentliche Schauſtellungen aller Art, namentlich aber theatraliſche, auch in dem erſten und folgenden Mittelalter in aller Stärke fortdauerte und die Kirche auf alle Weiſe dieſe Schaubegierde, welche unter der Firma Augenluſt ſogar bibliſch mit verboten erachtet werden konnte und wider welche die Kirchenväter (Auguſtinus) ſich ſo energiſch ausgeſprochen, zu zügeln trachten mußte. Da aber die Welt ſich ſtärker zeigen wollte, als das geiſtliche Weſen und der Clerus den Unordnungen, wozu die wilden Schauſtellungen Anlaß gaben, kein Ziel zu ſtecken vermochte, ſo hatte er es für gerathener gefunden, der öffentlichen Neigung nachzugeben, dabei aber Veranſtaltungen zu treffen, daß er der Leitung derſelben ſich bemächtigte, um ſie zu zügeln. Dieß ward dadurch bewirkt, daß man die kirchlichen, nur auf Erbauung abzweckenden Aufführungen mit denjenigen Reizen beſcheiden ausſtattete, welche

das Volk an die öffentlichen Spiele und Schauſtellungen feſſelten. So zog man durch Gewährung ähnlicher Befriedigung die mißleitete und mißbrauchte Schauluſt von den dazu bisher erwählten Stätten ab in die Kirche und unter die Aufſicht der Geiſtlichen. Dieſe Auskunft war beſſer gemeint, als erwogen. Wer eine Bewegung zu beherrſchen zu wollen vermeint, wird in der Regel in ihren Strom hinein- und unaufhaltſam mit fort-geriſſen. Um das Volk zu feſſeln und es die außerkirchlichen Vergnügungen vergeſſen zu laſſen, mußte der in und von der Kirche gebotene Erſatz immer ſtärker mit Welt gewürzt und gepfeffert werden. Der unkirchlichen Einſchiebſel in die geiſtlichen Aufführungen wurden immer mehre. Eine Profanation des Gottesdienſtes und der Tempel des Herrn war davon eine unausbleibliche Folge. Die katholiſche Pracht des Cultus war mit den Freiheiten der Bühne in eine monſtröſe Vereinigung getreten. Die nämlichen Perſonen, welche auf dem Predigtſtuhle das Wort Gottes verkündigten und am Altare das Meßopfer darbrachten, mußten nachher das andächtig geweſene Volk durch Späße und Poſſenreißereien beluſtigen. Nach Ablegung des prieſterlichen Ornates mußten ſie ſich in allerlei lächerliche und unwürdige Verkleidungen ſtecken und in verächtlichen oder lächerlichen Rollen figuriren. In dieſe Scenen (Farßen, deren Handlung aus der heiligen Schrift oder den apokryphiſchen Evangelien entnommen und mit allegoriſchen Figuren ausſtaffirt war) wurden nun die Myſterien der Religion eingewickelt, deren Darſtellung überſinnliche Vorſtellungen und Empfindungen: Ehrerbietung vor der Heiligkeit der Dogmen, vor der Standhaftigkeit der Märtyrer und dem Leben und Wirken des Heilandes, zu erwecken beſtimmt war. Gegen eine ſolche Richtung ſuchten nun Innocenz III. und Alfonſo X. zu reagiren. Doch waren ſie nicht ſo glücklich, den gehofften Erfolg ganz zu erreichen[1]). —

1) Die Menge fand an dieſen ſatyriſchen Buffonerieen einmal Geſchmack und die nichts weniger als allgemein würdige Geiſtlichkeit ihren Vortheil dabei. Um die gänzlich verfallene Disciplin ſeines Clerus zu reformiren, hielt Alfonſo Carillo, Erzbiſchof von Toledo, im Jahr 1473 eine Synode zu Toledo, in deren Beſchlüſſen unter andern folgende Stelle vorkömmt: Weil aber ſowohl in verſchiedenen erzbiſchöflichen und biſchöflichen als auch andern Kirchen unſrer Provinz ſeit Alters her die Sitte eingeriſſen iſt, daß an verſchiedenen Feſttagen, z. B. der Weihnacht, der Heiligen Stephanus und Johannes und der unſchuldigen Kinder, ſo wie

Von dieſen dramatiſchen Aufführungen iſt mir kein Text bekannt geworden, vielleicht auch niemals einer gedruckt. Neben dieſen Dar-

---

bei den erſten Meſſen eines neuen Prieſters während des Gottesdienſtes, Schauſpiele mit Larven, Ungethümen und zuweilen höchſt unanſtändigen und mannigfachen Erdichtungen in den Kirchen aufgeführt werden, wobei Lärmen, ſchändliche Verſe und läſterliche Reden vorfallen, ſo daß der Gottesdienſt und das Volk in ſeiner Andacht geſtört werden, ſo verbieten wir derlei Larven, Spiele, Ungethüme, Spektakel und Gaukeleien, ſo wie das Herſagen ſchändlicher Gedichte und Reden alles Ernſtes und beſtimmen, daß diejenigen Geiſtlichen, welche ſich auf die Beimiſchung ſolcher unehrbaren Spiele in den Gottesdienſt einlaſſen oder ſolche geſtatten, wenn ſie an den gedachten Kirchen Benefizien genießen, um einen Monatsbetrag derſelben geſtraft werden ꝛc. Hierdurch wollen wir aber ehrbare und fromme Darſtellungen, welche das Volk zur Andacht ſtimmen, weder an den gedachten noch an andern Tagen verboten haben." — Der unanſtändige Mißbrauch erhielt ſich aber dennoch fort, ſo daß man, wie Mariana in ſeiner Abhandlung de spectaculis angibt, „in den Tempeln das vorſtellte, was man kaum an den ſchlechteſten und verworfenſten Orten zu thun ſich erlauben würde und das Concil von Toledo im Jahr 1565. die Aufführungen verbieten mußte, die am Feſte der unſchuldigen Kindlein Statt fanden, weil dieſelben durch eine ſchandbare Frechheit der Sprache beſchmutzt waren. Zugleich ward befohlen, daß der Ordinarius die Darſtellungen und Schauſpiele zuvor prüfen und dieſelben nicht während des Gottesdienſtes aufgeführt werden ſollten." Wären ſie doch, ruft Mariana aus, gänzlich aus den Kirchen verbannt; denn, was haben Tanz und Schauſpiele mit der Andacht gemein? Allein man glaubte bis zu einem gewiſſen Grade der überkommenen Gewohnheit und dem Vergnügen des Volkes nachgeben zu müſſen, wobei man aber als Geſetz ausſprach, daß in den Kirchen nur ſolche Aufführungen Statt finden dürften, welche zur Andacht erregen und vom Laſter hinwegziehen." Der Mißbrauch war aber ſo tief eingewurzelt, daß noch 50—60 Jahre nach dem Concile Mariana nur wie ſchüchtern ſeine Stimme gegen derartige Vorſtellungen zu erheben wagte. „Schwer iſt es", ſagt er", dieſe verderbliche Gewohnheit auszurotten, welche ſchon lange Zeit unter dem Beifalle der Menge ſich feſtgewurzelt hat und es drohet ſogar die Gefahr des Anſcheins, als wollten wir durch dieſe Erörterung den Gottesdienſt beeinträchtigen, wobei wir einigen Verdacht der Gottloſigkeit auf uns laden" „Man geſtattet," ſagt er, „daß ſchändliche Weibsbilder die Kirchen betreten und daſelbſt Aufführungen geben; mehr als einmal hat ſich das in dieſen Jahren in der Hauptkirche Spaniens begeben und nach ihrem Vorgange auch in andern des Königreiches, wobei ſolche Sachen dargeſtellt werden, welche das Ohr nicht ohne Schauder vernehmen kann und welche wieder zu erzählen man Schaam und Ab-

ſtellungen, welche die Kirche bot und welche hauptſächlich der Menge zu Statten kamen und auf deren Geſchmack berechnet waren, hatte

---

ſchen fühlt.“ Noch heutzutage werden nach Martinez de la Roſa's Zeugniſſe in einigen kleinen Orten in Spanien die Verkündigung des Engels, die Verehrung der Hirten in Bethlehem, die Paſſion und andere Gegenſtände auf gleiche Weiſe kirchlich dargeſtellt, als es ehedem zu Madrid geſchah: Man erbauet im Chor eine Art von Schaubühne, welche man das Monumento nennt und worauf die Handlung vorgeſtellt wird. Die zahlreich dabei auftretenden Figuranten tragen noch alle das Coſtüm des Mittelalters, wie es beim Urſprunge dieſer Ceremonien Sitte ſeyn mochte. Dort findet man die San-benito, die ſchwarzen Masken, die hohen, ſpitzen Mützen, die nachſchleppenden Röcke, die Gürtel oder vielmehr Panzer von Stricken, kurz das ganze Zubehör einer Proceſſion beim Auto da fe. (Viardot: Studien über Spanien.) — Dieſe kirchlichen Dramen ſind der Urſprung der zahlloſen Stücke der ſpaniſchen Bühne, deren Inhalt der heiligen Schrift entlehnt iſt, welche die erſten Genies der Nation zu Verfaſſern haben und welche noch heute, im Wechſel mit abgeſchmackten Compoſitionen der Art zur Aufführung auf der Bühne gelangen. — Einen gleichen Urſprung haben auch die dramatiſirten Lebensläufe der Heiligen, die bereits im ſechzehnten Jahrhundert ſo gewöhnlich waren, daß, wie Rojas (viage entretenido) ſagt: es bald in Sevilla keinen Dichter mehr gab, der nicht über irgend einen Heiligen eine Comödie geſchrieben. Bei Cervantes waren ſie, wie aus dem Don Quixote erſichtlich, ſehr im Mißcredite. Noch häufiger aber waren die aus den kirchlichen Darſtellungen hervorgegangenen allegoriſchen Dramen, welche unter den Namen autos sacramentales bekannt ſind und zu Ehren des Frohnleichnamsfeſtes aufgeführt wurden, weßhalb Lope de Vega in ſeinem Auto: El nombre de Jesus auf die Frage: Y que son autos? Die Antwort gibt: Comedias a gloria del pan que tan devota celebra esta coronada villa. Dieſe wurden auf den Hauptplätzen der Städte und während der Proceſſion ſelbſt gefeiert. Auch dieſe Gattung ward von den ſublimſten Köpfen cultivirt und ſelbſt von Cervantes nicht verſchmähet. Dann kam die Gattung in ungeſchickte Hände und wurde bis zur Monſtroſität entſtellt, welche die aufgeklärte Zeit Carls III. gern zum Vorwande nahm, die Darſtellung der Autos sacramentales ganz und gar zu verbieten. Aus der mitgetheilten Stelle der siete partidas ergibt ſich, daß den heiligen Darſtellungen auch Farßen juegos de escarnio zur Seite gingen, in welchen viele „Unanſtändigkeiten und Derbheiten“ vorfielen. Das Auftreten darin wird den Prieſtern unterſagt und die Kirche zum Schauplatz denſelben verweigert. Dieſe Stücke flüchteten ſich auf die Bühne, nachdem ſie in der Kirche keine Stätte mehr fanden und gingen in den ſogenannten Entremeses auf, welche unter dieſen Namen ſchon lange die Hoffeſte die Großen hatten verherrlichen helfen, wo ſie von den

ſchon längſt eine Veranſtaltung, die Großen Spaniens gewiſſermaßen dramatiſch zu vergnügen, in dem Inſtitute der Juglares beſtanden. Dieſen Stand bildeten Männer und Frauen, welche aus Muſik, Tanz und komiſcher Pantomime ein Gewerbe machten. Sie zogen im Lande umher und warteten mit ihren Künſten denen auf, die ihrer begehrten und ſie lohnten, vornämlich den Königen und Großen. Der Urſprung dieſes Standes verliert ſich im Dunkel der entfernteſten Jahrhunderte. Die Vereinigung von Muſik, Geſang, Tanz, Geberdenſpiel und charakteriſtiſch darſtellender Mimik iſt dem Menſchen dergeſtalt natürlich, daß alle Nationen und Zeitalter dergleichen nach Maßgabe ihrer Culturſtufen mehr oder minder durch die Kunſt vervollkommnet aufzuweiſen hatten. Die erſte Spur ſpaniſcher Juglares findet ſich in der coronica general, wo bei Gelegenheit der Vermählung der Töchter des Cid mit den Grafen von Carrion angeführt wird, daß zu den in Valencia dieſerhalb veranſtalteten Feierlichkeiten ſich auch Jongleurs eingefunden. Eine gleiche Nachricht findet ſich bei Erwähnung der anderweiten Verheirathung dieſer Damen mit den Infanten von Navarra und Aragonien. Ein Document aus dem Jahre 1136. iſt von einem Jongleur unter ausdrücklicher Bemerkung dieſes Standes als Zeugen unterſchrieben. In der ſpätern Zeit werden ſie faſt in allen Werken erwähnt, Berceo, Juan Lorenzo, der Prinz Juan Manuel, der Erzprieſter von Hita und eine Menge Anderer gedenken dieſer Leute. Zu den Zeiten Alfonſo des Weiſen (X.) bilden die Juglares bereits einen Stand, welcher in mehr als einer Rückſicht des Monarchen Aufmerkſamkeit

---

ſogenannten facedores de escarnio aufgeführt wurden, die dabei durch Abſingen von Romanzen, Poſſenreißereien, Inſtrumentalmuſik und Tanz die königliche Familie und andere vornehme Leute privatim vergnügten. Dieſe Leute gehörten zu den oben genannten Juglares. Aus dieſen Entremeses gingen die nachherigen sainetes hervor, kleine beluſtigende Stücke, welche man gleich jenen in größern Aufführungen einſchob. Die meiſten großen Dramatiker hielten ihre Federn nicht für zu gut, auch zur Veränderung sainetes zu ſchreiben. Sie haben die ganze Zügelloſigkeit der frühern klerikaliſchen Buffonaden beibehalten. Sie beſtehen, ſagt Viardot, aus einem leichten Cannevas, auf welchen einige heitere Scenen geſtickt und einige boshafte Wortſpiele verſtreut ſind. Sie erregen weniger ein anſtändiges Lächeln als eine derbe und ungezügelte Luſtigkeit, aber es iſt ſchwer, ſich dieſer nicht aufs Gerathewohl hinzugeben, wenn der Darſteller nur einigermaßen erträglich iſt.

auf ſich zog. Bedeutſam iſt das bei Gelegenheit der Würdigung von Alfonſos literariſchen Verdienſten in dieſer Geſchichte bereits näher betrachtete Schreiben des provencaliſchen Troubadours Giraud Riquier im Namen der Juglares an dieſen König, ſeinen Gönner, worin er um Abſtellung des Mißbrauches bittet, daß mit jener Benennung alle Troubadours ohne Unterſchied ihres Werthes und Verdienſtes benannt werden und aus deren Anlaß vermuthlich die Unterſchiede zwiſchen den verſchiedenen Klaſſen der Jongleurs wieder feſter beſtimmt wurden, wovon bereits am angeführten Orte die Rede geweſen iſt. Diejenigen unter den Jongleurs (bufones), welche öffentlich für Geld Geſänge, Tänze, Pantomimen und Muſik aufführen, werden in dieſem Geſetzbuche für ehrlos erklärt, worin möglicher Weiſe ein Grund davon gefunden werden kann, daß ſich lange Zeit wenige dem Schauſpielerſtande von Profeſſion widmen wollten. Da das Schauſpiel damals noch eine ganz kirchliche und religiöſe Bedeutung hatte, ſo durfte man auch ſeine Aufführung nicht Leuten anvertrauen, welche das Geſetz infamirte. Sancho IV. hielt dieſer Juglares eine anſehnliche Menge an ſeinem Hofe. Es ward damals ſelten ein Feſt begangen, ohne daß die verſchiedenen Arten von Troubadours daran Theil genommen hätten oder vielmehr ſie machten allein die Würze dieſer Feſte aus, welche ſeit Einführung der gaya ciencia einen ſtärkern poetiſchen Anſtrich erhielten. Dieſe ciencia vereinigte zwar die Freunde der Poeſie, wie auch die derſelben huldigenden Troubadours zu Geſellſchaften, welche gemeinſchaftlich in poetiſchen Wettkämpfen und Disputationen ſich verſuchten, aber doch niemals etwas ſchrieben oder dichteten, was unter die Kategorie eines dramatiſchen Gedichtes ſich begreifen ließ. Es blieben die darſtellenden Verſuche der Troubadours ſtets nur eine Vereinigung der drei Künſte, welche ihre Wiſſenſchaft ausmachten, des Tanzes, der Muſik und der Dichtkunſt, ohne beſtimmte Aufeinanderfolge, ohne Regel, ohne ſceniſche Anordnung. Doch waren dieſe Jongleurs, ſobald ihnen ein etwaniges irgend darſtellbares dramatiſches Erzeugniß von andersher geboten werden konnte, zur Darſtellung deſſelben die geeigneten Perſonen, weßhalb ſie denn wohl auch unzweifelhaft die aus der Kirche verwieſenen juegos de escarnio vor ihren erlauchten Gönnern zu einer dramatiſchen Aufführung brachten. Der Name facedores de escarnio läßt wenigſtens vermuthen, daß es früh genug geſchehen ſeyn mag. Da-

durch hob sich die Achtung vor dem Stande der Juglares wieder etwas. Als im Jahre 1328. bei Gelegenheit der Krönung Alfonsos IV.[1]) von Aragonien, der Infant Don Pedro, Bruder des Königs, und andere Große eine spanische Aufführung mit Sang und Tanz veranstalteten, waren auch verschiedene Juglares dabei, welche verschiedene poetische Compositionen des Prinzen vortrugen. Wären diese Leute noch so verachtet gewesen, als früher, man würde sie wohl nicht an einem Spiele haben Theil nehmen lassen, in welchen sie Genossen der Edelsten im Lande wurden.

Der Todtentanz.

Ums Jahr 1360. dürfte auch, nach Wolfs treffenden Combinationen, die Entstehung der Danza general en que entran todos los estados de gentes zu setzen seyn. Der Verfasser dieses Todtentanzes, welchen man einem ungefähr in der genannten Zeit blühenden Dichter dem Juden Rabbi Don Santo zugeschrieben, weil die Danza in der Bibliothek des Escorial sich in einem Codex mit den consejos y documentos des Juden befindet, ist unbekannt und es ist ein Beweis von Villemains nicht seltener Flüchtigkeit, wenn er, nachdem Sanchez und Moratin dieß längst mit Gründen ausgesprochen, doch den Rabbi Don Santo für den Verfasser des Todtentanzes ausgibt. Es war ihm aber wohl hauptsächlich darum zu thun, den wortspielenden Einfall anzubringen: La singularité de sa fortune est explique par ses noms: il étoit un noble (Don) pour les Espagnols et un Saint (Santo) pour les Juifs. Gleich den Spott- und Narrenspielen ist der Todtentanz eine jener Eigenthümlichkeiten des Mittelalters, deren Bedeutsamkeit wie so viele andere tiefsinnigen Anschauungen der Schlamm, der in die neue Zeit hineinfluthenden Aufklärung dicht überzogen hat, so daß wir sie uns immer erst mühsam wieder enthüllen müssen, um unsere Freude am Tiefsinn der als rohes Mittelalter verlästerten Vorzeit, zu haben. Die Anschauung, daß der Tod mit einem Jeden tanze, welche aus Anlaß der damals herrschenden schnell tödtenden Pest das 13. und

1) Cf. Blas Nasarres Abhandlung von der spanischen Comödie vor dessen Ausgabe der Comedias y entremeses des Cervantes und Velasquez S. 62.

14. Jahrhundert so gern zum Vorwurfe künstlerischer Darstellung machte, ging aus tiefstem Ernste der Einsicht der Bedeutung und Aufgabe des Lebens hervor. Will man nicht die Einsicht, also das bewußte Erkennen, als den Entstehungsmoment jener Vorstellung gelten lassen, so doch sicherlich den treffenden Instinct der Wahrheit. Nur die Freiheit des Bewußtseyns der Ewigkeit des Geistes vermag über den Tod zu lächeln und dessen Vorstellung zum Stoffe künstlerischer Verarbeitung zu nehmen, sich verstatten. Der Tod, der so dem Menschen gegenübertritt, bringt im vergleichenden Hinblicke auf die Vergänglichkeit des Leibes und die ewige Dauer des Geistes, dem treuen Erkenner die Thorheit der hienieden auf Anerkennung pochenden irdischen Bestrebungen zum Bewußtseyn und reißet ihn aus den eiteln und nichtigen Träumen so wie der Vertiefung in die inhaltslosen Interessen empor, welche sonst im leeren Hienieden sich an uns hängen, denn wir erkennen in ihm den strengen und erbarmungslosen Vernichter alles dessen, was unsere Eitelkeit anzog und erfreuete. Im Todtentanze nun vollziehet der Tod dieses alle Erdengröße erwartende Gericht mit unerbittlicher Partheilosigkeit und überraschend schnellem Einbruche des unaufhaltsamen Urtheiles. Jeden stört er, jedem kömmt er noch zu früh, jeder hat Aufschub nothwendig, denn es wird auch nicht Einer gefunden, welcher sich würdig erachten dürfte, so gleich den Tag des Herrn zu schauen und nicht in irgend einem eiteln Beginnen abbrechen müßte. Allein der Tod verträgt keine Einrede, Entschiedenheit ist das Wesen seines Handelns; er ist unabweislich, achtet nicht das Bestehende und ist gleichgültig gegen das Werdende und hat siegreiche Gründe wider alle Entschuldigungen und Aufschubsgesuche. Diese, von Rosenkranz so treffend hervorgehobene Idee liegt denn auch dieser, so weit bekannt, in Spanien einzigen und in Europa ältesten Danza general des Unbekannten zum Grunde. Man hat dieselbe der dialogischen Form wegen unter die Dramen zu setzen beliebt, um der dramatischen Kunst der Castilianer ein recht hohes literarisches Alter zu sichern. Moratin läßt mit dieser Danza die dramatische Literatur beginnen. Allein ein Drama ist dieser Todtentanz so wenig als die ähnlichen Hervorbringungen, von welchen die Geschichte der Poesie anderer Völker zu erzählen weiß. Es ist ein in Octaven de arte mayor geschriebenes Gedicht. Moratin ist der Meinung, daß diese Verse wirklich aufgeführt worden und zweifelt blos, ob sie gesungen oder recitirt worden, ist aber

nicht bedenklich in der Annahme, daß der Vortrag mit Tanz und Spiel abgewechselt. Ob der Tod mit den aufgeforderten Personen wirklich getanzt, darüber spricht er sich nicht aus. Wolf aber äußert die Vermuthung, daß die Todtentänze in mimischen Kirchenaufzügen ihren Ursprung haben möchten. Nach einer kurzen prosaischen Einleitung eröffnet der Tod die Scene mit den Worten: „Ich bin der Tod, stehe allen Geschöpfen mit Gewißheit bevor, welche sind und seyn werden, so lange die Welt währet. Ich rufe und spreche: O Mensch, warum kümmerst du dich so sehr über dieses so kurze und im Augenblicke vorübereilende Leben. Keinen noch so mächtigen und starken Riesen gibt es, der sich vor diesem meinem Bogen zu schützen vermöchte; sterben mußt du, wenn der Schuß meines grausamen Pfeils dich durchdringt." Nach drei fernern Octaven erscheint ein Prediger, welcher Allen die Nothwendigkeit des Todes noch näher zu Gemüthe führt und die Vollbringung guter Werke empfiehlt, um sich geschickt und bereit zu machen zu dem Tanze, welchen der Tod für einen Jeden in petto hat. Dieser erläßt nun seine Aufforderung zu jenem Tanze: „Zum Todtentanze kommt ihr Geborenen Alle und jeden Standes, die ihr in der Welt seyd; wem es nicht beliebt, den werde ich alsbald mit Gewalt und wider Willen hieher kommen lassen; der Pater hat euch schon gepredigt, wie ihr Alle Buße thun müsset. Wer sich das nicht zu Herzen nimmt, der mag sich nachher alle Hoffnung vergehen lassen." — Der Tanz beginnt, indem der Tod seine Blicke auf die Menge wirft. Er ruft zwei Jungfrauen: „Jetzt fordere ich zu diesem meinem Tanze die beiden schönen Jungfrauen, so ihr hier sehet. Sie kamen in der gar übeln Absicht, meine Gesänge zu vernehmen, welche so betrübend sind. Allein es werden ihnen weder Blumen noch Rosen helfen, noch der Putz, den sie sich anzulegen gewohnt sind; vermöchten sie es, sie würden sich gern von mir trennen; allein es ist nicht möglich, sie sind mir verlobt ꝛc." Nachdem die Jungfrauen den Reigen eröffnet, kommen alle Stände vom höchsten bis zum geringsten, der geistliche wie der weltliche, mit ihren Abstufungen in gleicher Art an die Reihe, so daß der Tod in der einen copla die Einladung an seine Tänzer ergehen läßt, dieser aber in der folgenden dem Jammer um sein frühzeitiges Scheiden Luft macht. Die letzte der 71 Octaven enthält die Resignation und die frommen Vorsätze der Sterblichen [1]).

1) Cf. Wolf Beiträge zur Geschichte der castillanischen Nationallitteratur S. 133.

Eben so wenig als durch den Todtentanz ein Fortschritt oder auch nur ein Anfang der dramatischen Kunst bezeichnet werden mag, dürfte dieß mit den Stücken der Fall seyn, die der Großvater des Marquis von Santillana (s. oben dessen Brief), Pedro Gonzalez de Mendoza componirte. Es waren anscheinend dramatische Dichtungen, in welchen die römische Comödie nachgeahmt und denen eine Beizierde von Estribillos und Hirtengesängen hinzugefügt war. Vermuthlich wurden diese Stücke auf Befehl des Königs gefertigt und zum Vergnügen des Hofes privatim dargestellt. So Moratin. Martinez de la Rosa dagegen meint, daß man keine dieser Compositionen eine dramatische nennen könne. Eine öffentliche und literarische Dignität erwarben dieselben jedenfalls sich nie. Diese Eigenschaft irgend einem poetischen Erzeugnisse in dramatischer Form aufzuprägen, vermochte auch König Johanns II. poetischer Hof nicht, obwohl es dort, wie oben gezeigt worden, nicht an Kräften und Neigung fehlte, neue Zweige der Dichtkunst zur Blüthe zu treiben. Die Zeit, wo die Keime einer wirklichen dramatischen Kunst das Licht begrüßen sollten, war noch nicht gekommen, und was die sich selbst nicht klare poetische Fruchtbarkeit dem Aehnliches hervortrieb, war immer noch nicht der ächte Anfang des spanischen Nationaldramas, sondern verirrter Auswuchs anderer Stämme. Das nicht auf die Nachwelt gekommene allegorische Drama des Marquis von Villena, welches 1414. zu Saragossa bei der Krönung Johanns II. zur Aufführung gelangte, gehört zu jenen dramatischen Vorzeichen, die noch nicht das Drama selbst seyn konnten. Gonzalo Garcia de Santa Maria, der Chronist König Ferdinands des Rechtlichen[1]), meldet, daß in diesem Festivitätsstücke die allegorischen Figuren der Gerechtigkeit, der Wahrheit, des Friedens und der Barmherzigkeit aufgetreten sind. Wenn daher auch in den kirchlichen Dramen nicht etwa der Gebrauch allegorischer Personen, wie wahrscheinlich, noch früher Statt gefunden, so erhellt doch schon aus dieser Anführung, daß Cervantes und Andere im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, welche sich die Erfindung des Benutzens solcher Figuren zu dramatischen Zwecken berühmten,

1) Cf. Blas Nasarres Abhandlung von der spanischen Comödie. — Martinez de la Rosa im apendice sobre la comedia und Moratin Origines del Teatro Español.

mit ihrer Ruhmredigkeit an die zweihundert Jahre zu spät kamen. Bouterweks und Sismondis Hypotheſe, daß dieſes Stück Villena's im lemoſiniſchen oder provencaliſchen Dialecte gedichtet geweſen, hat Martinez de la Roſa in einer Note zu ſeiner Abhandlung über die Comödie treffend abgefertigt und gezeigt, daß es nur im caſtilianiſchen Idiome geſchrieben ſeyn konnte.

Die comedieta de Ponza des Marquis von Santillana.

Von einem andern dramatiſch zugeſchnittenen Erzeugniſſe aus der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts haben wir nähere Nachricht. Es iſt des Marquis von Santillana comedieta de Ponza, welche kein Literator erwähnte, bis Martinez de la Roſa dieſelbe durch einen glücklichen Zufall unter den Manuſcripten der Pariſer Bibliothek auffand. Aufgeführt ward dieſe comedieta, welche um das Jahr 1436. zu ſetzen iſt, eben ſo wenig, als ſie nach der Anſicht des Dichters eine ſolche Beſtimmung haben mochte, der in einem Briefe an die Gräfin de Modica y de Cabrera verſichert, daß er vielfachen Bittens ſeiner Freunde ungeachtet, dieſe comedieta noch niemals aus den Händen gegeben habe. Ueber die Benennung comedieta [1]) gibt Santillana ebenfalls Rechenſchaft. Da meines Wiſſens in Deutſchland von dieſem Stücke noch nichts bekannt geworden iſt, ſo werde ich ſchon länger dabei verweilen dürfen. Das Stück beginnt mit einer Anrufung. Der Dichter ſtellt vor, wie er in Schlaf verſunken geweſen, als von einem traurigen Geſpräche und einer kläglichen Rede ſeine Ohren getroffen wurden; ſie waren ſo entſetzend, daß die bloße Erinnerung daran den Dichter zum Mitleiden bewegt. Dem Klange ſich zuwendend, erblickt er vier Damen, deren Aeußeres ihm verrieth, daß er Halbgöttinnen oder mindeſtens Perſonen hohen Standes vor ſich habe. Sie waren ſchwarz gekleidet, drei trugen Kronen und riefen den Tod ſo kläglich, daß er zweifelt, ob die von Ovid geſchilderten Klagen der Gorgonen ſo heftig geweſen. Die drei Damen waren die Königin Mutter, die Königinnen von Na-

1) Moratin meint, man dürfe nach den Gründen dieſes Namens eben ſo wenig fragen, als warum Dante ſein Meiſterwerk eine Comödie genannt.

varra und Aragon und die Infantin Catharina, in Trauer verſetzt durch die Seeſchlacht von Ponza (1435 gegen die Genueſer), in denen die Könige und der Infant Gefangene blieben. Die Königin Mutter wendet ſich an den Dichter Boccaz, den man ſich gegenwärtig denken muß und bittet denſelben, den traurigen Hergang zu beſingen; auch die andern Damen ſprechen ihre Klagen über das Mißgeſchick aus. Boccaz antwortet in zwei italieniſchen Strophen den vier Damen. Es folgt ein Vortrag der Königin Mutter, worin ſie den Ruhm ihrer Familie und ihre erlauchte Abkunft verkündigt und einen ihrer Söhne nach dem andern ſchildert und feiert: Die Könige von Aragon und Navarra, die Infanten Enrique und Pedro, eben ſo ihre Töchter, die Königinnen von Caſtilien und Portugal: „Jene beſitzen die großen Spanien ſammt vielen Gegenden, welche gen Abend belegen, vom Ende des Landes bis zu den Gebirgen, welche die Gallier von unſerm Volke trennen.“ Die alte Königin meldet ſodann verſchiedene Vorzeichen, die ihrem Unglücke voraus gingen. Dann folgt die Erzählung eines Traumes, den ſie gehabt, worin ſie einen Sturm zu beſtehen und in einem kleinen Nachen zu verſinken meinte. „Die aufwartenden Edelleute riſſen die reichen Vorhänge des Bettes auseinander und geben mir zu erkennen, wie ſchon das Licht der Morgenröthe nahe und die Landbauer in die Felder rufe; ich hörte, wie das Gefolge in klagenden Tönen im ganzen Palaſte umherflüſterte; ich begann zu fürchten, bezwang die Schläfrigkeit und fragte ängſtlich, was ſie vor hätten.» Es wurde der Schlaftrunkenen nun der Brief der Königinnen von Portugal und Caſtilien überreicht, in welchem der Ausgang der Schlacht und die Gefangennahme der Könige und des Infanten gemeldet ward. Der Brief wird ſeinem ganzen Inhalte nach mit der Beſchreibung der Schlacht vorgetragen. „Nach Leſung des Briefes fiel ſie zur Erde, der Sprache und Beſinnung beraubt, nicht minder verwundert als die trauernde Dido; bald erhoben auch die andern das kläglichſte Wehegeſchrei, wovon je Meldung geſchehen und wie es nicht gehört wurde, als Lucius fiel noch als Varius beſiegt war.“ Nun kommt das Glück (fortuna) in Frauengeſtalt, um die Leidtragenden zu tröſten. Es erfolgt eine ſehr reizende Beſchreibung des Glückes und der vielen Fürſten, welche es zu Begleitern hat. Es wird ihm eine lange Rede über ſeine Macht in den Mund gelegt, welche alſo endiget: „Wohl ihr, theuren Königinnen, wann ich es geſtattete und Euern Gemahlen die Freiheit gäbe, welche Welt würde dann wohl ihren wilden, küh-

nen Muth aufzuhalten vermögen? Wahrlich schon erseufzte der ganze Osten und alle Völker Galliens und Ungarns; auch die von Mittage klagten gegen mich, sowie die gänzlich besiegten Völker. Inzwischen war ihre Gefangennahme einmal bestimmt und angeordnet; doch kümmert euch der langen Haft wegen und daß die Freiheit versagt werde; hasset und fliehet die Sorge, welche euch also quält, beläſtigt und peinigt; singet Halleluja, denn die Freude nahet und gedenket nicht der vergangenen Zeit. Nicht nur befreiet sollen sie werden und wieder eingesetzt in ihre Herrschaften, sondern große Reiche, Gegenden und Provinzen werden ihnen zufallen, die mir allesammt gehören, die Abkömmlinge eures Geschlechtes werden lange einen großen Theil der Welt besitzen; habt guten Muth, denn dessen bin ich gewiß, Jammer und Klage mögen nun aufhören. Außer Spanien werden ihnen verschiedene Theile der Erde als Erbtheil zufallen, und ihre Thaten werden als Heldenwerke in der Welt gepriesen werden; ihrem Winke und Joche werden unterthan sein die Völker, welche aus den Flüssen Jordan, Euphrat, Ganges und Nil trinken; ihre Fahnen werden siegreich seyn und nimmer überwunden werden. Mit diesen Worten endete die Herrscherin über die Lebenden ihre Rede und die Ausführung ließ nicht lange auf sich warten; denn bald wurden mir die vier Herren frei und froh gegenwärtig, von denen meine Comödie und meine Arbeit singen; wer es bemerken will, bemerke sich ein so großes Wunder, und ihr klugen Zuhörer staunet." „Hier endet der Tractat (tratado), genannt die Comedieta de Ponza." Mit glänzenden Strahlen zwang das Frühroth die Finsterniß hinweg und nöthigte dieselbe, Spanien zu verlassen, so daß mir die große Fürstin und deren Gefährtinnen entschwanden. Wer wollte aber wohl darüber zweifelhaft seyn, ob es mißfällig und entmuthigend gewesen, einen so unglücklichen Fall nochmals in solche Freude sich verwandeln zu sehen. — So schließt diese originale Composition, welcher Moratin nach den etwas verächtlichen Bemerkungen darüber keinen sonderlichen Werth beizulegen scheint. Man darf, wenn man die Epoche ihrer Entstehung in Betracht ziehet, immerhin vor der Erfindung, der dramatischen Form, der Sprache und dem runden, wohlklingenden Versbau einige ästhetische Achtung haben, nicht minder aber vor der einnehmenden und poetischen Wendung, welche der erfindungsreiche Santillana, ohne wider die Geschichte zu verstoßen, dem schweren Unfalle zu geben wußte, der ihm zum Vorwurfe gedient hatte. Die Octaven de

arte mayor Comedieta, worin sie abgefaßt, sind übrigens sehr geläufig. Als im Jahr 1436. König Johann und seine Schwester, die Königin von Aragon, sich in Soria einen Besuch machten, gab es, wie die Chronik dieses Königs besagt, Hoffeste aller Art und dabei komische Actionen. Dasselbe geschah, der Chronik zufolge, zu Briviesca bei Gelegenheit der Uebernahme der Prinzessin Blanca als Braut des Prinzen Heinrich. — Nachdem dieser Prinz als Heinrich IV. nun König geworden war, konnte das dramatische Element, welches den Hoffestivitäten eine geläufige Zugabe geworden war, in den unruhigen Zeiten keine Nahrung finden, obgleich er ein großer Liebhaber der Musik war. — Ins Jahr 1469. würde die angeblich im Hause des Grafen Urraca bei Gelegenheit der Vermählung Ferdinands und Isabellens statt gefundene theatralische Aufführung, deren Existenz auch Moratin (der aber sonst gar nichts Näheres anzugeben weiß) annimmt, wenn gleich er ungewiß ist, ob das Stück noch vorhanden sey, zu setzen seyn, wenn nicht aus den unten bei Juan de la Encina angegebenen Gründen die Aufführung bezweifelt werden müßte.

Dramatische Ausbeute der Liederbücher.

In den alten cancioneros, welche die Poesieen dieses Zeitraumes enthalten, trifft man keine eigentlichen dramatischen Versuche an. Doch dürfen zwei Compositionen nicht unerwähnt bleiben, welche uns in Castillos Liederbuche erhalten sind und von denen eine den Puerto Carrero, die andere den Commendador Escriva zum Verfasser hat. Die dramatische Form, welche die Dichter diesen Erzeugnissen gegeben haben, ist aber nichts weniger als eine nothwendige. Es sind erotische Reflexionen, denen durch zufälligen Anlaß und zur Abwechslung die dialogische Form gegeben ist. Von Handlung, von Scenirung, vom Fortschreiten nach einem Ziele, von Situationen ist darin kaum die Rede. Doch fehlt es denselben keineswegs an dramatischer Lebendigkeit und sie scheinen mir, obgleich bis jetzt übersehen, weit dramaähnlicher als das Gespräch Amors mit einem Alten, von dem weiterhin die Rede seyn muß und als die comedieta de Ponza und Mingo Rebulgo. Dem Gedichte des Puerto Carrero dient zwar eine Begebenheit zur Unterlage.

Allein derſelben fehlt es an allen dramatiſchen Motiven und ſie ſtehet nur etwa da, um dem Gedichte einen Eingang zu geben, das nachher gar keine Notiz weiter von dieſem Anlaſſe nimmt, ſondern denſelben mit der einen auftretenden Perſon ganz und gar fallen läßt, um den Dichter als einen Verliebten von der traurigen Geſtalt erſcheinen zu laſſen. Dem Dialoge liegt folgendes Verhältniß zum Grunde. Der Dichter nahm ſeinen Weg eines Tages durch eine Straße, worin er ſeine Geliebte in einem Fenſter oder auf einem Balcon mit einer Freundin antraf, welche für ihn zugleich eine Vermittlerin war. Letztere hieß Xerez. Er hatte beide nicht bemerkt. Von ſeiner Dame angerufen, begann er mit ihr ein Geſpräch. Im Laufe deſſelben macht ſie mit ihm Scherz und verſtellt ſich vor ihm, wobei ſie ihre Rede an die Freundin richtet. Dieſe einfache Begebenheit iſt der Gegenſtand eines Dialogs, in welchem der Dichter, die Geliebte (eine Schweſter des Lope Oſorio) und Xerez auftreten. Letztere ſpricht nur wenige Worte und der Dialog befindet ſich bald in den Händen beider Hauptperſonen allein. Der Eingang iſt lebendig genug. Sie ſagt: Puerto Carrero! Er: Herrin! Sie: Wohin gehet ihr? Er: Ich weiß nicht, wohin ich gehe, woher ich komme, wo ich mich befinde, und weiß überhaupt von mir jetzt nichts. Sie: Niemals ſah ich euch ſeltener. Er: Es iſt wahr. Allein ihr ſelbſt ſeyd daran Schuld. Denn ſeitdem ich euch kennen lernte, denke ich nicht mehr an mich ſelbſt. Sie: An wen kann, wer an ſich nicht denkt, wohl denken. Er: An euch. Ihr ſeyd unvergeßlich und reißet mich heraus aus meiner Vergeßlichkeit. Um mich ſelbſt lebe ich unbekümmert und Gott will, daß das Andenken an euch mich in ſolche Bekümmerniß verſetzt, daß ich in völliger Vergeßlichkeit lebe. Sie (zu Xerez): Hörſt du Schweſter? Xerez: Ich höre. Sie: Was hältſt du davon? Xerez: Daß er nicht das Böſe verdient, was du ihm ſagſt. Sie: O ſchweige und mache mir keinen Verdruß. Es iſt kein Unwille, wenn ich ihn veranlaſſe zur Büßung des Gethanen noch mehr zu ſagen. Xerez: Du beliebſt zu ſcherzen und wunderſt dich über Jenes? Sie: Mich dauert, euch in dieſem Zuſtande zu ſehen. Xerez: Und mich, was du thuſt. Laß ſehen, weßhalb du mit ihm redeſt, dem du ſo übel willſt. Sie: Du wirſt wenig daraus entnehmen. Auch er verſteht es nicht. Xerez: Willſt du ſehen, wie er ſich die Gelegenheit zu Nutze macht, ſo rufe ihn; ſieh', ob er kommen wird. Sie: Nein, rufe du ihn, damit er ohne Arg heraufkomme. Xerez: Beſſer iſt es, wenn du

ihn läſſeſt, denn es iſt ſündhaft. Er iſt unglücklich genug; das Leid, welches du ihm zugefügt, iſt groß genug. Bringe ihn nicht zur Verzweiflung. Sie: Beunruhige dich nicht, wenn du ihn beunruhigt ſieheſt, denn was ſich in ſeinem Aeußern ausſpricht, iſt mehr Schein. Auch bin ich nicht gefühllos bei ſeinem Kummer. Xerez: Wenn es nur nicht übel mit ihm abläuft! — Die Freundin verheißt der Xerez einen guten Spaß. — Xerez macht Schwierigkeiten. Die Angebetete ruft aber den Liebhaber an, welcher unterdeſſen in Gedanken geſtanden hat, und fordert ihn auf, wenn er zurückkäme, bei ihr einzuſprechen. Er verſichert, wie er für ſie bereits zurückgekehrt und ihrer Befehle gewärtig ſey. Während er heraufkommt, macht die Schelmin ihre Freundin Xerez aufmerkſam darauf, welche Widerſprüche ſie an dem Dichter wahrnehmen würde, wie er beſtändig gehen wolle und doch nicht fortkäme, wie er immer den Tod im Munde führe, ohne ans Sterben zu denken u. ſ. w. Auch der Monolog Puerto Carreros während des Hinaufſteigens auf der Treppe wird mitgetheilt. Er bemerkt wohl, daß ihm eine Schlinge gelegt werden ſoll, denn es iſt ihm unerhört, daß er angerufen worden. Er empfiehlt ſich Gott mit dem Bemerken, wie er dem Rufe nicht habe widerſtehen können, wobei er in jene extravaganten Liebesausbrüche verfällt, welche wir in der Liebesliederpoeſie dieſes Zeitalters bereits haben kennen lernen. Auf ſein Befragen, was die Herrin befehle, erwiedert ſie: daß er übeln Todes ſterben oder ſolcher Art leben möge, daß er vor ſeiner eigenen Frage die Flucht ergreifen müſſe. Auf Puerto Carreros Frage: ob ſie ſeinen baldigen Tod begehre, erfolgt die Antwort: das nicht, aber als Lohn für die Qual, welche er zur Schau trage, ſolle er ganz das Gegentheil von dem, was er ſuche, empfangen. Puerto Carrero erwiedert, wie er bei ihrem Anblicke nur ſein Leiden ſuche, weil er der Nothwendigkeit, ihr zu dienen, nicht widerſtehen könne. Er ſucht ein Leben voll Seufzer, weil er ſie hat kennen lernen. Er ſucht das Ende, ſein Geſchick läßt ihn daſſelbe nicht finden. Er ſucht mehr Schmerz, als er verſchweigt, denn ſein großes Mißgeſchick iſt ins Formloſe gewachſen. Die boshafte Geliebte meint hierauf, daß er wohl thun würde, ein Ende für einen ſo weit ausholenden Anfang zu ſuchen, damit die Zeit ihrer Unterhaltung nicht ungenutzt verſtreiche und er nicht gehen müſſe, wenn es ihm am wenigſten lieb ſey. — Unter verblümten Liebesbetheuerungen verſichert P., daß, wer ohne ſie leben müſſe, ſein ganzes Leben

hindurch sterbe. Das spitzfindige Hin- und Herreden, welches darauf berechnet ist, den guten Puerto Carrero zu ängstigen und zu quälen, wird nun lange genug fortgesetzt, um erkennen zu lassen, daß die beiden Sprecher sehr gewandte Dialektiker in den metaphysischen Regionen der Liebe sind. Legen die Redenden auch nicht gerade, wie das Drama solches erfordert, durch ihre Aussprüche den beiderseitigen Charakter dar, so gewährt doch die Lebendigkeit, womit sie die Gedanken wechseln und dieselben ineinandergreifen lassen, eine Art dramatisches Interesse, welches wir sonst in zahlreichen Dialogen, die nur trockene Gedanken oder eine zerstückelte Abhandlung mit einförmigem Wechsel der Behauptungen, Einwendungen und Beantwortungen liefern, vermissend entbehren. Das Stück ist zu lang, um einen zusammenhängenden Auszug davon geben zu können. Die Art der Behandlung der Liebessachen in der castilianischen Poesie kennen wir ohnehin schon zur Genüge. Auffallend ist die ausgesuchte Grausamkeit, womit die redend eingeführte Geliebte hier den Dichter quält und einer Absurdität nach der andern beschuldigt, so wie die Demuth, mit welcher er alle Sottisen hinnimmt und die Unterwürfigkeit, in der er immer nur ihres Befehles gewärtig ist. Alle seine ernsthaften, lyrisch tief gefühlten Versicherungen gefällt sich die geistreiche Spröde als läppische oder gar lustige Einfälle zu bezeichnen. Wirklich aber auch ist die Spitzfindigkeit der Erotik in den Reden Puerto Carreros aufs Aeußerste getrieben. Nicht selten kommt es zu trefflichen Vergleichungen und Wortspielen ganz in der Art, wie Moreto und Calderon nachher in ihrer Meisterschaft die Fülle hervorbrachten. Freilich ist dabei oft die Bemerkung nicht ungegründet, welche auch Puerto Carrero von seiner Geliebten hören muß: er solle die Bilder und Vergleichungen hinweg lassen und seinem Gefühle den natürlichen Ausdruck geben, denn alles, was er ihr sage, bleibe zwischen den Zeilen stecken. Entweder fehle es ihm bei seinem Gebahren an wirklicher Leidenschaft oder an Verstande. Puerto Carrero betheuert dagegen der Ungläubigen, daß, was sie von ihm sehe und höre, die reine Wahrheit sey. Ueber beides wundere er sich: über sich, daß er so vieles dulde, über sie, daß sie so handle. Ohne euch, fährt er fort, fühle ich mich sterben. Bin ich aber in eurer Gegenwart, so gelange ich nimmer zur Freude und zu einem gedeihlichen Leben. Urtheilet daher, was ich empfinden muß. Mich peinigt das Verlangen, euch zu sehen, sehe ich euch, so verlangt mich, euch zu hören und höre ich euch, so möcht' ich euch

ganz kennen; deßhalb fühle ich eine Nöthigung, euch zu dienen. Ueber dem Dienen wächst abermals mein Verlangen und das Verlangen bringt mich zur Verzweiflung an dem Ruhme, deſſen ich theilhaftig bin, wenn ich mich neben euch erblicke. Ich leide mehr, als ich zu ſagen vermag; die Liebe iſt argwöhniſch, deßhalb bin ich eiferſüchtig, um immer noch feindſeliger wider mich ſelber zu ſeyn. Es iſt mein Mißgeſchick, daß ich ſo ohne Glück geboren ward und ihr mit ſolcher Vollkommenheit, daß die Leidenſchaft unvermeidlich blieb. — Hierauf hat die Grauſame weiter nichts als ein: Ihr redet. — Nein ich wollte nicht, erwiedert Puerto Carrero. — Aber ihr wolltet doch etwas ſagen, iſt ihre Antwort. — Zwiſchen eine andere Liebesbetheuerung wirft ſie die Frage: wo iſt dieſer Handſchuh genähet? — Einer ferneren Verſicherung ſetzt ſie eine Bemerkung über Seide entgegen. Auch frägt ſie bei einer andern liebeswarmen Aeußerung: wem doch dieſer Vers oder Einfall angehöre? — Ein anderes Mal macht ſie den unerſchöpflichen Liebesredner aufmerkſam darauf, daß es ſchon ſpät werde, oder ſie wendet ſich an Xerez mit der Frage: wo ihr Stickmuſter liege? Alsdann erklärt ſie dem Dichter rund heraus, daß er bei aller erheuchelten Leidenſchaft, aller vorgeblichen Klagen meilenweit von ſeinen Redensarten entfernt ſey. — Das iſt dem guten Puerto Carrero doch zu viel und er iſt außer ſich, daß ſie ihm nicht einmal zugeſtehen will, wie er für ſie leidet. Sie macht ihm den Vorwurf, daß er doch ſo friſch ſey, während er ſich ihr als einen beinahe Todten darzuſtellen ſuche. An einer andern Stelle tadelt ſie ihn, daß er Redensarten in die Luft werfe und glaube, daß ihm Verzeihung angedeihen müſſe, wenn er Entſchuldigungsgründe hinſpräche. Sie wirft ihm ſogar vor, daß er Unartigkeiten ſage. Puerto Carrero verſichert, daß es ihm leid ſey, wenn er dieſes gethan habe, und daß er herzliche Reue empfinde, denn er wolle ihr dienen und der Ihrige ſeyn, ſo lange er lebe und in noch größerer Treue als er zu zeigen im Stande ſey. Meine Treue, ſagt er, iſt eure Gefangene, obwohl ſie dort nur den Tod zu erwarten hat. — Wie die maaßloſe Furcht, welche die Menſchen in Stürmen auf dem Meere empfinden, mit dem guten Wetter zu verſchwinden pflegt, und ihre unmäßige Habſucht und der Gefahrkitzel mit der Hoffnung ſie wieder auf's Meer treibt, ohne daß ſie die tauſend Gelübde und Wallfahrten, welche ſie auf der See gelobten, erfüllt haben, alſo erlebt es der Dichter an ſeinen eigenen Vorſätzen und Empfindungen. — Zuletzt ſchickt die Geliebte ihre Anbeter zum Abend-

essen nach Hause, wo ihn seine gute Frau erwartet. Er gehet natürlich in höchster Betrübniß und damit hat der in zierlichen Neunzeilern gereimte, sehr geschickt componirte Dialog sein Ende.

Die zweite an die dramatische Form erinnernde Composition im allgemeinen Liederbuche, welche den Commendador Escriva zum Verfasser hat, nennt sich selbst in der Ueberschrift nur einen Dialog. Das ist sie denn auch, obgleich zwischen den (meistens in Decimen) versificirten Reden der Autor selbst als Erzähler in Prosa auftritt. Sogleich der Eingang ist Erzählung. Von Liebesmühen ermattet, so meldet uns der Dichter, lag er einst in der Nacht schlaflos auf seiner Ruhestätte. Indem er die äußern Augen schloß, um den von der Leidenschaft schwer angegriffenen Körper auszuruhen, behielt er das innere Auge der Phantasie offen. Das Gedächtniß aber erweckte ihn beim Hinblick auf die überstandenen Schmerzen zu neuen. Seine Augen flossen über von zahllosen Thränen. Er redet (in Versen) die Augen an und frägt sie nach des Weinens Grunde. Sie antworten (in Versen), daß sie das Uebel, welches sie ihm zugefügt, nicht anders büßen könnten, als durch Weinen. Der Dichter erzählt (in Prosa), wie er vor Seufzen nicht habe antworten können. Endlich findet er Worte und bittet sie (in Versen), mit dem Weinen einzuhalten, denn das Weinen sey kein Lösegeld für den Gefangenen, den sie verkaufen, ein Tod, der den Dichter schnell tödte, müsse sein und ihr Wunsch seyn. Diese und andere in tiefe Seufzer gehüllte Worte (so fährt Escriva in Prosa erzählend fort), redete seine Zunge als Botin seines Herzens. Er rang mit dem Schlafe, vermochte aber nicht einzuschlummern. Seine quälende Unruhe riß ihn von einem Gedanken zum andern fort. Endlich ermannte er seine durch Seufzer heißer gewordene Stimme und stieß gegen Amor Verwünschungen aus. Er nennt ihn (in Versen) einen lieblosen Grausamen, einen listigen Betrüger, einen diebischen Wolf, welcher an der ihm anvertrauten Heerde zum Verräther geworden. Nachdem er seine Opfer mit den Ketten der Freude zu fesseln verstanden und sie zu seinem Eigenthume gemacht, wären seine Gnaden und Vergünstigungen Schmerz, Noth und Pein. — Kaum hatte Escriva diese Worte ausgesprochen, als er, wie er erzählt, heftig und schnell an seiner Thüre klopfen hörte. Von einer Stimme, so süß, daß sie seine aufgeregten Empfindungen einschläferte, wird auf das poetische Werda? Escriva's geantwortet: Amor, von dem er eben spreche, sey da draußen. In prosaischer Rede drückt der Poet zierlich seine

Bestürzung über diesen unerwarteten Besuch aus und versichert, daß das Höchste, was er von ihm erbitten möge, der Tod seyn werde; anderes erwarte er auch gar nicht, denn zur Freude sey er in seiner Traurigkeit so wenig aufgelegt, daß diese selbst seine Freude seyn müsse. Amor antwortet in einer Decime, daß er nicht gekommen sey, um dem Dichter den Tod zu geben, sondern ihn zu der Erkenntniß zu bringen, daß er einem Todten auch das Leben zu geben vermöge. Den Lebenden könne er freilich auch tödten, den Traurigen erfreuen, dem Bekümmerten Arzenei reichen, den Gefallenen aufheben, dem Verirrten zum Führer dienen. Dagegen hält der Dichter Amorn in Prosa seine Verkehrtheit, seinen Irrthum und seine Unwahrheiten vor, indem er durch seine Verfassung, in die er durch jenen gerathen, ganz das Gegentheil von dem zeige, was er da Alles verheißen. Dann fordert er (in Versen) sein Herz auf, zu bezeugen, wie viele Leiden Amor auf dasselbe mit falschen Sinne gehäuft. Das Herz folgt in zwei Decimen dieser Anweisung. Es muß aber, wie der Dichter erzählend bemerkt, vor Betrübniß seine Rede einstellen, obgleich Amor ermunternde Worte spricht. Der Dichter muß nun selbst seinem Herzen zu Hülfe kommen und fährt fort, dem Liebesgotte seine Grausamkeiten vorzuwerfen. Dieß bewirkte denn so viel, daß Amor, wie Escriva weiter erzählt, die unerbittliche Geliebte in strenger Rede, worin er sich Cupido nennt, sogleich vor sein hohes Tribunal entbieten läßt. Das Gespräch zwischen der Dame und Cupidos Boten wird mitgetheilt. Der Dichter erzählt hierauf, wie er während des Wartens auf die Geliebte um die Zeit des ersten Morgenstrahles auf Amors Geheiß in einer dichten Wolke entrückt, sich mit einem Male auf einem entzückenden farben- und duftreichen, von lieblichen Bergen umschlossenen Gefilde befunden, so daß er im Rausche über alle, durch die Sinnen ihm zugeführten, Lieblichkeiten in süße Selbstvergessenheit versunken sey. Die Beschreibung dieses kleinen Paradieses ist höchst anmuthig. Escriva siehet auf einem Flusse eine Barke, in welche er eintritt, um an das jenseitige lockende Gestade hinüber gebracht zu werden. Als er den schweigenden Fährmann befrägt, wer er sey, erwiedert ihm dieser (in erster Person sprechend), er sey die Sorge und seine Barke das Leiden, ohne welche man über die Untiefe nicht gelangen könne ꝛc. Am andern Ufer angelangt, so erzählt Escriva, habe er sich in der grünen Lieblichkeit irrend umhergetrieben. Es begegnet

ihm ein ſchönes Mägdlein, welches ein ſüßes Lied ſingt, das mitgetheilt und des Inhalts iſt: daß, wer den Weg der Liebe gehet, bald die Freudigkeit einbüßt, wenn Hoffnung ihn nicht führt. Der Dichter ſpricht das Mädchen (in Verſen) um ihren Namen an. Sie gibt ſich als die Hoffnung zu erkennen, die ihm noch unbekannt ſey und dieſe Gefilde ſeyen der Wohnſitz der Liebe, welche der Sänger um Gerechtigkeit bitte für die Leiden, welche die Nichterwiederung ſeiner Liebe ihm zuführe. Der Dichter bittet die Hoffnung, ihn zu führen. Sie übernimmt gern dieſes Amt. Hand in Hand beſteigen beide den vor ihnen liegenden, fröhlich grünenden Hügel, zu welchem ein Zudrang zahlloſen Volkes Statt fand, um welches ſich der Dichter, in der Sehnſucht, Amorn zu ſehen, gar nicht kümmerte. Ein Chor engliſcher Stimmen ward gehört, welche das Gloria Amors in einem ſchönen von Escriva mitgetheilten Liede ſingen. Beide ſinken am Boden auf die Knie und die Hoffnung ſpricht eine Decime, in welcher ſie dem mächtigen, mit hohen Beiwörtern angeredeten Gotte ſeinen Gefangenen vorſtellt, deſſen er ſich erbarmen möge, den die Grauſamkeit tödtet, die Liebe aber lebendig erhält. Auf der ringsum laufenden Tribüne, welche die Knieenden vor ſich hatten, erblickte Escriva, wie er meldet, eine Menge Damen in Gefolge Derjenigen, welche ihm ſo viele Leiden zubereitet hatte. Vor Schrecken wird er blaß und faſt ohnmächtig. Die Schilderung iſt reizend. Die Dame tritt vor und fragt nach Amors Begehr. Amor rückt ihr vor, daß ſie einen ihr in treuer Liebe ergebenen Diener durch Unempfindlichkeit tödte. Die Schöne verlangt Gehör, ehe das Urtheil geſprochen werde. Amor veranlaßt den Dichter zum Reden. Nicht vermag derſelbe, von Leidenſchaft gepreßt, ſeine Klagen vorzubringen. In zwei ſchönen Decimen fordert ihn Amor ermunternd auf, ſeine ſo klare Sache dreiſt vorzubringen. Mit Hülfe ſeiner treuen Führerin ermannt ſich Escriva und bringt die Anklage vor. Die Dame entgegnet, wer ihn genöthigt habe, ſie zu lieben, da ſie ihn doch nicht liebe. In dem hierauf fortgeſetzten Wechſelgeſpräche ſetzt die Dame ihre Sprödigkeit fort und ſchließt damit, dem Dichter die alleinige Schuld an ſeinem Zuſtande beizumeſſen. Dieſer iſt ganz darniedergedrückt, ſo daß die treue Hoffnung für ihn das Wort nehmen und auf Grund der eben gethanen Aeußerungen der Dame deren Anklage bei Amor fortſetzen muß. Die Reden ſeiner ſüßen Genoſſin waren, wie Escriva (in Proſa) erzählt, dem Gott der Liebe

gar angenehm und er neigte ſich ſichtlich dem Dichter zu. Allein bei ſeiner hohen Gerechtigkeit konnte er doch nicht zugeben, daß die Dame allein alle Schuld an dem traurigen Zuſtande trage, in welchem Escriva ſich befand. Er verkündet demnach eine Sentenz dahin, daß er nach Anhörung beider Theile und Erkenntniß der Schmerzen, welche der Kläger erdulden müſſe, die Angeklagte wegen ihrer Härte gegen den vortrefflichſten Liebhaber zu einem bittern, liebeloſen Leben verurtheile. Als der Dichter ſeinen Liebeslohn fordert, ſagt ihm Amor zu, daß die Leidenſchaft ſeinem trauernden Herzen nicht ſchaden ſolle. Damit iſt der Dichter nicht zufrieden, weil er auf Amors Befehl geliebt zu haben verſichert. Er wünſcht, Amor möge, da er hierzu die Macht beſitze, lieber gebieten, daß die Dame ihn liebe, was in der Art geſchehen könne, daß er ihr Mitleid mit ſeinem Zuſtande einflöße. Sie entgegnet hierauf, zu tödten vermöge Amor ſie wohl, aber nicht zu zwingen, wider ihren Willen zu lieben. Amor ſagt: daß, da er ſie nicht zwingen könne, den Dichter zu lieben, er dieſen von der Liebe zu ihr frei machen wolle. Der Dichter ſagt, daß ſeine Liebe bei dem Gedanken, ſie vergeſſen zu ſollen, nur noch ſtärker wachſe. Amor erwiedert, daß ihm alsdann nicht zu helfen ſey und er anderweit lieben müſſe, wenn er von ihm Genüge haben wolle. Der Dichter ziehet vor, in Traurigkeit und Liebe ſein Leben hinzubringen, bis er ſein Grab vor ſich ſehe. Amor verſichert, daß ihm des Dichters Schickſal nahe gehe, daß er aber bei dem Entſchluſſe, von ſeiner Liebe ſich nicht trennen zu wollen, nichts für ihn zu thun im Stande ſey. Escriva beſchließt ſein Gedicht nun mit folgender Erzählung (in Proſa). Mit dem Schmerze, womit die zum Tode Verurtheilten vor ihrem Heimgange die Nachricht ihres bittern Todes verſchlingen, trennte ich mich von Amor und als ich mich, um mich von ihr zu verabſchieden, nach meiner Begleiterin umwandte, bemerkte ich ſie ſchon weit ab von mir auf der Flucht. Ich bemühete mich nicht, ihr zu folgen, denn da mir ein verzweiflungsvolles Leben beſtimmt war, ſo bedurfte ich ihrer Geſellſchaft nicht und während ich dem tiefen Fluſſe meine ermüdeten Schritte zuwendete, um den Ueberreſt meines geringen Lebens zu verzehren, nahm mich die nämliche Wolke, welche mich hieher hinauf geführt hatte, wieder auf; die ſüßen Lieder, welche mich bei meiner Ankunft begrüßten, waren verändert in Grabesgeſänge. In meine Einſamkeit gelangte ich zurück und hoffe unter Thränen

mit äußerſtem Verlangen als freudiges Ende meiner Leiden den verzweifelten Tod, welcher, wie lange ich auch lebe, mich nicht fällen will, ſo daß, weil ich lebe, meine abgemüdete Seele zur Ruhe nicht eingehen kann. — Dieſe Dichtung Escrivas, deren ſprachlicher Zauber man ſich im Deutſchen wieder zu geben vergeblich bemühen würde, gehört nach meinem Gefühle zu den anmuthigſten Gaben der dichtenden Erotik, welche der cancionero general uns aufbehalten hat. Bei aller Leidenſchaft iſt über das Ganze eine ſo beſcheidene, rührende Milde ausgegoſſen und die Beharrlichkeit des unglücklich Liebenden ſo ſchön gezeichnet, daß das pſychologiſche Intereſſe ſich auf eine eben ſo kräftige Art angeſprochen findet, als das äſthetiſche. Mir iſt es auffallend geweſen, wie man die beiden Dichtungen Puerto Carreros und Escrivas bei den bisherigen Muſterungen des alten dramatiſchen Vorrathes der caſtilianiſchen Poeſie ſo wenig hat beachten können, daß kaum auf das Gedicht Escrivas eine flüchtige Rückſicht genommen iſt. Bei alle dem iſt auch in dieſen Compoſitioneu ſo wenig, als in den früherhin erwähnten, das eigentliche Drama ſchon zum Durchbruche gekommen. Sie ſind, wie geſagt, wilde Sprößlinge, welche an Stellen des caſtilianiſchen Parnaſſes hervortrieben, die einmal nicht zur Pflanzſtätte der dramatiſchen Kunſt von der waltenden Muſe auserwählt zu ſeyn ſchienen.

Das Geſpräch: Mingo Rebulgo.

Mit Recht iſt ſchon von mehreren Literatoren bemerkt, daß auch der über Gebühr berühmt gewordene ſatyriſche Dialog: Mingo Rebulgo kein Drama genannt werden könne, eben ſo wenig als die Mimen des Sophron und die dialogiſch gehaltenen Idyllen des Theokryt. Dieſes Paſtoralgeſpräch, womit Etliche die literariſche Geſchichte des ſpaniſchen Drama ganz irrig (da, wie gezeigt, andere dramatiſche Verſuche weit früher waren) haben anfangen wollen, wird einem ſonſt nicht bekannten Dichter, dem Rodrigo Cota zugeſchrieben, welcher nur noch dadurch zu einigem Ruhme gelangt iſt, daß man ihn zum Verfaſſer des erſten Actes der Celeſtina und des derſelben angehängten Geſpräches zwiſchen Amor und einem Alten hat machen wollen. Man weiß nur, daß im fünfzehnten Jahrhundert in oder bei Toledo zwei Anverwandte, Oheim und Neffe, leb-

ten, welche beide den Namen Rodrigo del Cota führten. Der ältere, gemeinhin unter dem Namen des Onkels bekannt, soll den Mingo Rebulgo gedichtet haben. Allem Anscheine nach gehörte dieses Individuum zur Zahl jener Liederdichter oder Stegreifreimer, deren es in Spanien zu jeder Zeit bis auf die Gegenwart gegeben hat, d. h. einer Art Leuten [1]), die durch eine gewisse Fertigkeit im Versemachen, und indem sie sich gewöhnlich des Kunstgriffes bedienten, Verse, von denen sie wußten, sie würden verlangt werden, im Voraus zu verfertigen, der Gegenstand der Bewunderung bei Concursen geworden waren, und die niemals verfehlten, sich beim Schmause einzufinden, wenn ein Priester seine erste Messe gelesen, ein Mönch sein Gelübde abgelegt, oder irgend Jemand seinen academischen Grad erlangt hatte. Er war nicht viel besser als ein gewöhnlicher Jongleur. Ob aber das Gespräch, welches man auch dem Juan de Mena zuschreibt (was ganz ungereimt ist, da Mena vor Heinrichs IV. Regierungsantritt starb), wirklich einen so harmlosen Reimer zum Verfasser hat, muß dahin gestellt bleiben. Unter dem Namen Mingo Rebulgo versteckte sich jedenfalls ein Dichter des fünfzehnten Jahrhunders, um desto freier sich über die Verwaltung, die Trägheit und Unfähigkeit des Königs satyrisch herauszulassen. Man hat auch Fernando del Pulgar (s. unten) als Verfasser genannt. Denn dieser lieferte zu dem Gespräche einen Commentar, welcher das sehr schwierige Gedicht [2]) so klar und leicht verständlich macht, daß man des Schlusses sich nicht erwehren mag, nur der Dichter selbst und kein Anderer habe sich mit solcher Faßlichkeit commentiren können (Sarmiento memorias §. 867—872.). Der Styl ist der aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Redeführer sind der Hirte Mingo Rebulgo [3]) und der Prophet Gil Arribato. Letzterer ist als der Frager hingestellt und Mingo (Domingo) gibt unter satyrischen und allegorischen Bildern Aufschluß über den traurigen Zustand der castilianischen Monarchie. Daß nicht die Herrschaft Johanns II. sondern Heinrichs IV. gemeint ist, liegt am Tage. Denn der Charakter des letztern, seine Neigungen, seine Fehler, seine Schlupfwinkel, sein

1) Siehe Langerhanns Blumenlese S. 55.

2) Cujos vocablos, wie Aldrete S. 184. sagt, tienen necesidad de interprete del mismo tiempo, y sin el pocos oy los entenderan.

3) Mehrere Literatoren, die das Stückchen wohl nie vor Augen hatten, sagen, der Dialog heiße nach dem Namen der beiden sich unterredenden Hirten.

durchaus liederliches Leben und seine scandalöse Leidenschaft zur Hofdame der Königin, der Portugiesin Doña Guiomar de Castro, sind unverkennbar und nach dem Leben in dem Dialoge geschildert. Die Meinung des Dichters ging dahin, einen Propheten oder Wahrsager in Gestalt eines Hirten auftreten zu lassen, welcher die Sorge um seine Heerde aus der Acht läßt und seinen Lüsten und Vergnügungen nachgeht. Dies besagen die 3—10. Stanze. In den vier folgenden zeigt er, wie die vier Cardinaltugenden: Gerechtigkeit, Tapferkeit, Klugheit und Mäßigkeit, welche unter der Gestalt von vier Hirtenhunden abgebildet werden, abhanden gekommen sind. Stanze 14—17. geben zu verstehen, wie inzwischen die Wölfe die Heerde überfallen und dieselbe auseinander jagen. Stanze 17—18. werden die Leiden geschildert, welche auf dem Volke lasten. Arribato bemerkt, daß der üble Zustand des Volkes nicht in der Vernachlässigung des Hirten allein, sondern auch aus seiner eigenen bösen Beschaffenheit zu erklären sey. Er gibt zu verstehen, daß es seiner Sünden wegen einen mangelhaften Herrscher habe und wenn Glaube, Liebe, Hoffnung im Volke walteten, dasselbe an den gegenwärtigen Uebeln nicht leiden würde (St. 19—22.). Es werden einige Zeichen beschrieben, welche Unheil bedeuten und als Krieg, Hunger und Tod ausgedeutet werden (St. 23—27.). In den vier folgenden Stanzen ergeht die Drohung und Aufforderung, zu beten, zu beichten und zu büßen, um die drohenden Leiden abzuwenden (St. 27—32.). In den letzten Stanzen wird das Leben des Mittelstandes gepriesen, weil dasselbe die meiste Sicherheit gewährt. Die Strophen sind neunzeilig und bestehen aus einer Redondilie und Quintilla. Als Probe finde hier die 30. Strophe in Uebersetzung eine Stelle: Aber Revulgo siehe dich vor, daß du nicht auf Nebenwegen gehest. „Du mußt anfertigen eine Brühe von Christenwurzel [1]) und dich vor den Schlangen hüten. Die Brühe muß derb gerührt und recht scharf seyn, daß sie dir in der Nase kribbelt; wer an dieser Brühe schwitzt, wird nicht gefährdet werden.“ — Diese sehr dunkle Rede wird von Pulgar also commentirt: „Der Prophet zeigt hier, wie sich der Beichtende bei der Beichte gehaben muß; er sagt, man solle zu derselben nicht auf Nebenwegen gehen, d. h. dieselbe lauter und wahr ablegen, wie in der vorigen Strophe bereits bemerkt ist. Und weil bei der Beichte die

1) Im Spanischen Ajos, Knoblauch, mußte des Wortspieles wegen mit einem andern Gewächs vertauscht werden.

Reue die Hauptsache ist, sagt er, es soll eine scharfe Brühe von Christwurzel gemacht werden. Christwurzel bedeutet christliche Gesinnung und aus dieser soll die Brühe bereitet werden. Sich vor Schlangen hüten, d. h. vor Versuchungen, Anspielung auf die Schlange, welche unsere Mutter Eva versuchte und weil Reue Zerknirschung bedeutet, so sagt er, die Brühe müsse derb gerührt und scharf seyn. Er will sagen, sie müsse dergestalt gerührt werden, daß sie die Härte der Sünde bezwingt. Daß dir die Nase kribbelt, bedeutet den großen Schmerz der Reue, den man empfinden soll. Wer an dieser Brühe schwitzt, kann nicht gefährdet werden. Hier deutet er ihm die Vollkommenheit des Heilmittels an. Schwitzen heißt mit Reue und Schmerz über die Sünde weinen, die Zerknirschung soll völlig und der Zerknirschte gerettet seyn, wenn er Beichte gethan oder dieselbe thut, sobald er kann." — Es erhellet ohne mein Bemerken, daß der Werth dieser Ekloge etwa nur in ihrem Alter (um 1470.) und darin, daß noch keine frühere bekannt geworden, bestehet. Dasjenige Epoche machende Stück, von dem an die Geschichte der dramatischen Kunst in Spanien datirt werden müßte, ist sie sicherlich nicht und würde das auch selbst dann nicht seyn, wenn sie keine andern dramatischen Versuche zu Vorgängern gehabt hätte.

Juan de la Encina und seine Werke.

Als den ersten wirklichen Dramatiker, wenn auch nicht gerade, wie Böhl de Faber und Wellmann sich vorstellten, als den Vater des spanischen Dramas haben wir ohne Zweifel Juan de la Encina oder del Encina zu betrachten. Wenigstens hat keins der ältern poetischen Producte in dramatischer Form sich einen Namen von literarischem Klange erworben. Wie wenig die frühern Geschichtsschreiber der spanischen Poesie und Beredsamkeit die Werke der von ihnen besprochenen Schriftsteller gekannt haben und wie wenig eigene Kritik daher ihren Urtheilen zu Grunde liegt, ist aus der lange Zeit durch einen dem andern nachgeschriebenen Notiz ersichtlich, daß man Encinas Geburtsjahr nicht wisse. Er selbst hat aber darüber in der poetischen Beschreibung seiner Wallfahrt nach Jerusalem (Tribagia), wie Martinez de la Rosa[1]) und die spanischen

1) In dem apendice zur arte poetica: sobra la Comedia (epoca II.)

Ueberſetzer des Bouterwek[1]) nachweiſen, Auskunft gegeben. Wenn er hier meldet, daß er am 1. Juli 1519., wo er die Pilgerfahrt angetreten, fünfzig Jahre zählte, ſo iſt ſein Geburtsjahr auf 1468—69. zu ſetzen. Hieraus erhellt, wie ſehr der weiſe Blas Naſarre irrte, als er in ſeiner den Comödien des Cervantes vorangeſchickten Geſchichte der ſpaniſchen Bühne erzählte, daß Ferdinand der Katholiſche bei Gelegenheit ſeiner Vermählung mit Iſabellen von ſeinem Gaſtfreunde, dem Grafen v. Ureña, unter andern Zeitvertreiben auch durch theatraliſche Darſtellung eines komiſchen Stückes von Juan de la Encina vergnügt worden. In gleichem Irrthume befindet ſich Luzan, wenn er behauptet, das bei jener Gelegenheit aufgeführte Drama befinde ſich in Encinas Werken. Denn dieſe Vermählung fand im Jahre 1469. Statt. Da dieſelbe bekanntlich insgeheim vollzogen war, ſo würden auch ſchwerlich aus Anlaß derſelben ſo oſtenſible Vergnügungen Statt gefunden haben. Es iſt hier wahrſcheinlich eine Verwechslung mit dem Stücke vorgegangen, welches Encina zur Vermählungsfeier des Sohnes jener Majeſtäten, eines Prinzen Juan, dichtete und aufführte. Encina ward, wie Moratin meldet, zu Salamanca oder in einer nahebei gelegenen Gemeinde geboren. Er betrieb ſeine Studien auch auf dieſer berühmten Hochſchule, deren officieller Protector Gutierre de Toledo, ein Bruder des erſten Herzogs von Alba, ſein beſonderer Gönner ward. Gleicher Gönnerſchaft erfreuete er ſich, als er ſpäter dem Hofe ſich anſchloß, auch Seitens dieſes Herzogs Don Fabrique und ſeiner Gemahlin Iſabel Pimentel. Unter dem Namen: Cancionero veranſtaltete er 1496. die erſte zu Salamanca gedruckte Sammlung ſeiner poetiſchen Werke, die er den katholiſchen Majeſtäten und derem Sohne, ſo wie dem Ehepaare ſeiner herzoglichen Beſchützer und deren Sohne widmete. In vermehrten Ausgaben erſchien dieſe Sammlung 1505. in Burgos, 1509. zu Salamanca, 1512. und 1516 zu Saragoſſa (Folio), 1501. zu Sevilla[2]). Darin befindet ſich die erſt 1521. oder 1528. zu Rom in 8. gedruckte Tribagia natürlich noch nicht. Nicolas Antonio iſt mithin übel berichtet, wenn er (biblioth. Hisp. nova S. 521.) das Cancionero Encinas

---

1) Historia de la Literatura Española. S. 232.

2) Cf. Ebert bibliogr. Lexikon 6696. Die Farsa de Placida y de Vitoriano iſt nach dem Dialogo de las Lenguas S. 149. erſt in Rom verfaßt und daſelbſt, wie Moratin bezeugt, 1514. gedruckt.

als noch ungedruckt angibt. Der vierte Theil des cancionero begreift die dramatiſchen Arbeiten des Dichters. Dieſe wurden von den Durchlauchten, dem Admiral von Caſtilien Fadrique Enriquez, dem Herzoge von Infantado und andern vornehmen Herrn und Damen vom Hofe zur Aufführung gebracht, wobei der Dichter ſich als gewandter Darſteller und durch heitere Laune auszeichnete. Der Anlaß und der Zeitpunkt ſeiner vor 1514. vorgenommenen Ueberſiedelung nach Rom ſind unbekannt. Nur ſo viel weiß man, daß er mehre Jahre in der Weltſtadt weilte und daſelbſt den Studien, namentlich in der Muſik oblag, in welcher er es zu ſolcher Virtuoſität brachte, daß er zu ſeiner Zeit für einen der erſten Tonkünſtler galt. Dieze in ſeinen Anmerkungen zum Velasquez läßt ihn beim Papſte Leo X. Capellmeiſter werden und zur Belohnung für die in dieſem Amte geleiſteten Dienſte in das Priorat zu Leon gelangen. Die Reiſe nach Jeruſalem trat er, nachdem er zum Prieſter geweihet worden, in Geſellſchaft eines Marquis von Tarifa an. Noch im Jahre 1519. war er in Rom wieder einheimiſch und beſang ſeine Wallfahrt mit genaueſter Angabe aller Reiſevorfälle. Späterhin nach Spanien heimgekehrt, ſtarb er, 65 Jahre alt, zu Salamanca, in deſſen Hauptkirche er begraben liegt. Juan de la Encina hatte eine natürliche poetiſche Anlage. Dieß ergibt ſich daraus, daß er, wie in der Vorrede zu der im Jahre 1516. erſchienenen Sammlung ſeiner Gedichte geſagt wird, alle die darin enthaltenen Werke von ſeinem vierzehnten bis zum fünfundzwanzigſten Jahre gedichtet hat. Die hauptſächlichſten ſeiner Werke ſind eine Ueberſetzung der Eklogen Virgils, der Triumph des Ruhmes, verſchiedene (13) dramatiſche Gedichte, welche der Dichter ſelbſt eglogas nannte, die poetiſche Schilderung der Reiſe nach Jeruſalem, die Kunſt der caſtilianiſchen Poeſie, die Ungereimtheiten (Disparates, burleske Witze mit widerſinnigen Contraſten, bei denen der Reiz des Lächerlichen eben im Widerſinne gefunden wird) und verſchiedene ungebundene Poeſieen. Die Werke Encinas waren ſo bei ſeinen Landsleuten in Vergeſſenheit gerathen, daß viele nicht allein von ſeiner Exiſtenz nichts wußten, ſondern ſeinen Namen, der in der weltbekannten Redensart Disparates de Juan de la Encina, womit man etwas ſinnlos und närriſch Zuſammengereimtes bezeichnete fortlebte, für einen erfundenen hielt. Dieſes Schickſal verdankte Encina ſeinen Disparates, von denen oben ein Stück mitgetheilt worden und welche unter ſeinen Werken ſo ſprüchwörtlich wurden,

daß man darüber die andern so wie den Verfasser ganz unbeachtet ließ. Schon Quevedo fand daher in seiner visita de los chistes, worin sein witziger Spott diejenigen durchziehet, welche glauben, daß ein Maure Calainos, ein König Perico, Pero Grutto und andere romanhafte Personen wirklich gelebt haben, kein Bedenken, unter den erdichteten Existenzen gleichsam auch Juan de la Encina mit einzureihen [1]). Nachdem vielleicht auf diese Autorität hin, anderthalb Jahrhunderte an die Wirklichkeit des wackern Dichters kaum ein Mensch mehr geglaubt hatte, fand Pater Sarmiento (Memorias §. 532.), obwohl Velasquez schon vor ihm die Daseynsfrage nicht mehr in Zweifel gestellt, in allem Ernste die Versicherung nöthig, daß „Encina wirklich gelebt habe und ein berühmter castilianischer Poet gewesen, von dessen sehr seltenen Werken er eine Ausgabe selbst gesehen habe." Encinas Abhandlung über die castilianische Poesie ist einer der ältesten Versuche in der Poetik, welche die spanische Literatur aufzuweisen hat. Dieselbe verheißt viel und erfüllt wenig. Der Anfang macht uns auf tiefe Forschungen und gediegene Untersuchungen gefaßt. Eure königl. Hoheit, sagt er in der Zuschrift an den Prinzen Johann, Die ein solches Musterbild im Hinblick auf die Trefflichkeiten und Tugenden ihrer erlauchten Eltern haben, hatten kaum die ersten Anfangsgründe und Unterweisungen hinter Sich, als Sie unter glänzenden Siegesthaten im Schooße der süßen Philosophie Sich Ihre eigene Erziehung gaben, die ausgezeichneten Geister Ihres Reiches begünstigten und dieselben durch ihren eigenen Vorgang zur Wissenschaft anfeuerten. Dieß Alles erwägend, habe ich mich entschlossen, eine castilianische Poetik auszuarbeiten, nach welcher man besser unterscheiden möge, was gut oder übel erfunden (trovado)." Dabei will er zeigen, daß er ein Kunstverständiger und kein ungelehrter Troubadour sey. Nach diesen Ankündigungen erhalten wir jedoch in neun Capiteln nur kurze Betrachtungen und Anweisungen über folgende Gegenstände: 1) Von der Entstehung und dem Ursprunge der castilianischen Poesie und Untersuchung, woher dieselbe ihre Art zu dichten genommen habe, wobei von den Alten und den Italienern die Rede ist. Die Restauration der Poesie unter den Neuern schreibt er mit aufrichti-

1) Die höchst ergötzliche Visita de los chistes befindet sich in der 1821. erschienenen Ausgabe der Obras jocosas de Quevedo tomo II. S. 1—74. S. 26. tritt Juan de la Encina auf und beklagt sich, daß man ihn zum Urheber alles Ungereimten mache.

ger Verläugnung des ſpaniſchen Stolzes dem Dante zu, bemerkt aber dann mit nationaler Selbſtgefälligkeit, daß die Dichtkunſt von jenen ausgehend nach Spanien gelangt und hier weiter ausgebildet ſey, als anderswo. Encina wußte mithin von der eigentlichen Geſchichte der Literatur ſeines Vaterlandes ſo wenig als viele andere ſpaniſche Literaten ſpäterer Zeit. Ja er ſelbſt widerſprach ſeiner Angabe in praxi, indem er trotz ſeiner Berührungen mit dem Auslande als Poet immer Spanier blieb. 2) Vom Unterſchiede der Poeſie und der Kunſt der Troubadouren. 3) Ueber den Unterſchied eines Poeten von einem Reimer (Troubadour). Jener ſoll von dieſem ſo weit unterſchieden ſeyn, als ein kunſtgebildeter Muſikus von einem (Natur?)-Sänger, ein Meßkünſtler von einem Steinhauer oder wie ein Hauptmann von einem gemeinen Soldaten. 4) Vom Haupterforderniſſe zum Verſemachen. 5) Von der Meſſung und Prüfung der Verszeilen und den Arten des Verſemachens. 6) Von den Conſonanzen und Aſſonanzen, ſo wie deren Prüfung. 7) Von den Verſen, Strophen und deren Verſchiedenheit. 8) Von den poetiſchen Farben und Freiheiten, desgleichen einigen Reimzierrathen. 9) Wie man die Strophen leſen und ſchreiben muß. Dieſe magere Angabe genügt ſchon zu der Ueberzeugung, daß uns hier ſtatt der vorausgeſetzten tief angelegten Unterſuchungen nur eine trockene Proſodie geboten wird. So merkwürdig dieſe Abhandlung iſt, ſo wenig enthält ſie von wahrer Kritik und lebendigem Begriffe derſelben. — Virgils Hirtengedichte hat unſer Poet in lieblicher caſtilianiſcher Liederform umgebildet. Sie laſſen ſich anmuthig genug leſen. Der Wohllaut dieſer, ſo wie der übrigen Verſe Encinas verräth das freie muſikaliſche Gefühl des Tonkünſtlers, welches die Befriedigung des harmoniſchen Bedürfniſſes auch dem Dichter zum Geſetze machte. Weniger dürfte dem Leſer der Einfall zuſagen, die Virgil'ſchen Gedanken mittelſt allerhand hineingeſtreuter Anſpielungen auf die glorreichen Unternehmungen des katholiſchen Königspaares umzudeuten, auf deſſen Verherrlichung allein auch der triumpho de la fama berechnet iſt. Die wohllautende Anmuth der Verſification fehlt auch dem in coplas de arte mayor abgefaßten Berichte der Reiſe ins heilige Land nicht. Die caſtilianiſchen Ueberſetzer von Bouterweks ſpaniſcher Literaturgeſchichte haben auf die ſtarke Aehnlichkeit hingewieſen, welche das „admirativo preludio“ zu dieſem Gedichte mit der vortrefflichen Lobrede Don Quixotes auf

das goldene Zeitalter vor den Hirten zeigt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dem Cervantes diese liebliche Einleitung die Idee zu jenem rhetorischen Meisterstücke an die Hand gab. Unter den kleinern lyrischen Gedichten Encinas ist manches ausgezeichnet durch poetische Wahrheit, sanfte Wärme der lyrischen Empfindung und den Hauch der Harmonie, welcher den Rhythmus der gefällig gebaueten und leicht ablaufenden Verse belebt. Letztere Vorzüge, welche die Träger der erstern sind, lassen sich in einer metrischen Uebersetzung schwer wiedergeben und gehen in einer prosaischen wohl ganz verloren, weßhalb man hier, außer der unten befindlichen, ungern gegebenen, Proben davon nichts erwarten wird. Einige Cetrillas Encinas sind von so hinreißender Anmuth und Frische[1]),

1) Z. B. folgendes:

Lieber erwählt
Leid und Betrüben,
Als nicht zu lieben.

Wo man sein achtet,
Süß ist der Tod,
Wo es vergessen,
Leben nur Noth.
Besseres bot
Leid und Betrüben,
Als nicht zu lieben.

Lieblos zu leben
Ist nur Verlust,
Mehr noch als Leben
Lieb' in der Brust.
Eh' sich bewußt
Leids und Betrüben,
Als nicht zu lieben.

Sieg ist das Streben
Liebender nur,
Ruhm zu erwerben
Zeigt es die Spur.
Stärket den Schwur:
Lieber betrüben,
Als nicht zu lieben.

Erst in den Schmerzen
Liebe uns schmeckt,

daß ſie noch jetzt, nachdem die Gattung vierhundert Jahre lang durch zahlreiche Beiträge der beſten Dichter der Nation bereichert worden, von Martinez de la Roſa (annotacion 12. zum vierten Geſang der arte poetica) und den caſtilianiſchen Ueberſetzern Bouterweks (Bd. I. S. 234) zu den Beſten ihrer Art gezählt werden. Es iſt daher befremdlich, daß ſeit den cancioneros des ſechzehnten Jahrhunderts Encinas kleinere Gedichte, ſo viel uns bekannt, in keine der zahlreichen Gedichtſammlungen, die bis zum Anfange unſeres Jahrhunderts erſchienen ſind, aufgenommen worden und ſelbſt Quintana in ſeiner bekannten trefflichen Blumenleſe keine Beiträge von Encina bringt noch deſſen überhaupt in ſeiner einleitenden Geſchichte der Poeſie gedenkt. Böhl de Faber urtheilt in den Anmerkungen zu ſeinem altſpaniſchen Theater wohl nicht unbefangen, wenn er ganz allgemein äußert: „Der ehrliche Encina überhaupt war mehr ein Reimer als ein Dichter.“ Schwerlich wird er den lieblichen Abſchied, den Encina in ſechs neunzeiligen Strophen mit Reimen der Liebe ertheilt und die Entgegnung der letztern in demſelben Versmaaß und Reim unter dieß Urtheil zu befaſſen geneigt ſeyn. Sie beweiſen, daß erotiſches Getändel zu allen Zeiten ſich über die altfränkiſchen Formen erhoben und ſich eine zierliche Eleganz des Ausdruckes zu ſchaffen, auch dieſe ſelbſt durch die Sprachweiſe der Zeit hindurch zu ſtrahlen gewußt hat. Wer läſe nicht gern, wie der Dichter ſich über die Liebe und deren Täuſchungen beklagt, die ihm ſtatt Freuden und Luſt nur Leiden und Schmerz eingetragen und das reizende, dieſen Gegenſätzen ſich anſchließende nochmals in Calderons Style ſo über-

---

Furcht hält im Herzen
Sie nicht verſteckt.
Darum bezweckt:
Lieber betrüben,
Als nicht zu lieben.

Lieb', die nicht leidet,
Glück nicht begehr!
Sehnſucht entſcheidet,
Schmerzt ſie auch ſehr.
Schenkt uns doch mehr
Leid und Betrüben,
Als nicht zu lieben.

ſchwenglich weit getriebenen Aetitheſenſpiel, dem der förmliche Abſchied folgt. Die Entgegnung iſt nicht minder reizend, worin Amor dem Dichter milde Vorwürfe macht, wie er ganz die Stellung gegen ſeinen Gebieter verkenne und zum Verräther werde an ſeinem Wohlthäter und wie es weit mehr dem letztern zukomme, in ſo herausfodernder Art den Frieden zu brechen. Er macht ihn aufmerkſam, wie nur bewährte Treue gegen Amor beglücken und die Abſchiednahme zur Beruhigung nimmer führen könne, indem der Abtrünnige doch wider Willen allezeit Amors Vaſall bleibe und ſeine trotzigen Vorſätze, ihn zu verläugnen, nimmer durchzuführen vermöge. In allem Glanze ihrer Geſchicklichkeit zeigt ſich Encinas Muſe in einer Ueberſetzung des Pſalms: Miserere, worin die Leichtigkeit der Verſification, die Süßigkeit der Laute und die Genauigkeit in der Wiedergabe von Wort und Verſtand einen lieblichen Wetteifer entfalten.

Am bedeutſamſten erſcheint Encina aber in der caſtilianiſchen Literatur als Dramatiker. Seine ſatyriſchen Dialogen und Eklogen in Geſprächsform werden mit Verſchweigung aller bisherigen wirkungslos vorübergegangenen dramatiſchen Verſuche von Mendibil und Silvela (S. 49. Bd. III. ihrer Biblioteca selecta), „die beſcheidene Wiege der dramatiſchen Poeſie" Caſtiliens genannt. Obgleich nur ſeinen hohen Gönnern zugeeignet und vorgeſtellt, denen ſie ſich durch die nämlichen äußern Vorzüge empfahlen, die ſeinen lyriſchen Compoſitionen oben nachgerühmt ſind, wußten ſie doch, wie Moratin ſagt, „ſich den Weg in das Volk zu bahnen, welches ſeitdem zuerſt durch Schauſpieler von Profeſſion kleine dramatiſche Darſtellungen mit drei oder vier Perſonen, in denen die Rollen der Weiber Jünglingen zugetheilt waren, aufführen ſah." Anſcheinend waren Encinas kleine Dramen, welche den Uebergang aus dem ihnen noch zum Grunde liegenden kirchlichen Drama in das weltliche bilden, die erſten, welche öffentlich außer den Kirchen und getrennt von der kirchlichen Feier auf die Bühne kamen. Ihm mag man daher wohl die Ehre zuzuerkennen das Theater aus der Kirche in die Salons verlegt und die ſpaniſche Schauſpielkunſt ſäculariſirt zu haben. Der armſelige Apparat, womit das beſcheidene Publikum ſich damals noch begnügte, war leicht beſchafft und dadurch die Aufführung ſolcher Dramen ſehr leicht gemacht, was ohne Zweifel ihre Verbreitung und das Emporkommen einer weltlichen Büh-

nenkunſt im Anfange am wirkſamſten förderte. Wie gering damals die Anſprüche der Zuſchauer an das Aeußerliche theatraliſcher Aufführungen geweſen ſeyn müſſen, erſehen wir aus der Schilderung, welche der erſt 1549. geborene Cervantes von des „großen Lope de Rueda" Theater gibt, den er als Kind noch ſelbſt hatte debütiren ſehen. Dieß war faſt ein halbes Jahrhundert nach Encinas Blüthenzeit. Da der Zuſtand von des letztern Bühne jedoch begreiflicher wird, wenn ſich darlegt, wie dieſelbe nach immerwährenden Fortſchritten etwa 50 Jahre ſpäter beſchaffen war, ſo wird der Anachronismus einer Schilderung von Lope de Ruedas Theater bei Gelegenheit von Encinas Dramen um ſo mehr Entſchuldigung finden, als Ruedas Dramen jenſeits des uns geſteckten Zieles liegen und daher dieſe Schilderung, wenn ſie für jene Zeit aufgeſpart würde, den Leſern gegenwärtiger Schrift verloren gehen dürfte. „Zur Zeit dieſes berühmten Spaniers, ſagt Cervantes in der Vorrede zu ſeinen eigenen Comödieen, war die ganze Geräthſchaft eines Schauſpieldichters und Theaterdirektors in einem Sacke enthalten und beſtand in vier weißen Schäferpelzen, mit vergoldetem Leder beſetzt, vier falſchen Bärten und Atzeln und vier Schäferſtäben oder mehren oder wenigern. Die Schauſpiele waren nur Unterredungen, wie Eklogen zwiſchen zwei oder drei Schäfern und einer Schäferin; man verſchönerte und verlängerte ſie mit zwei oder drei Zwiſchenſpielen von einer Negerin, Kupplern, Tölpeln und Biscaiern. Derſelbe Lope ſpielte dieſe vier Rollen mit aller Vortrefflichkeit und Wahrheit, die man erdenken kann. Zu jener Zeit gab es keine Couliſſen, keine Gefechte zwiſchen Mauren und Chriſten zu Fuß und zu Pferde; da gab es keine Geſtalt, welche durch die Theaterverſenkung aus dem Mittelpunkte der Erde hervorſtieg oder emporzuſteigen ſchien. Die Bühne beſtand aus vier in ein Viereck geſtellten Bänken, mit vier oder ſechs Brettern darüber, ſo daß ſie ſich vier Hände breit über den Boden erhob. Man ſah keine Engel oder Geiſter auf Wolken vom Himmel herabſteigen; der ganze Zierrath des Theaters war ein alter an Schnüren zu beiden Seiten aufgehängter Teppich; er trennte den Platz der Zuſchauer von der Bühne. Dahinter ſtellte man die Muſiker, welche ohne Guitarre irgend eine alte Romanze ſangen." Wenn ſich bei dieſen mangelhaften Einrichtungen, welche dem Auge ſo wenig boten und der Täuſchung, vermöge deren die Darſtellung den Schein der

Wirklichkeit annehmen soll, so wenig förderlich waren, die schaulustige Menge der ärmlichen Bühne begierig zudrängte, und durch deren dürftige Gaben sich entzückt fühlte, so begreift man leicht, daß hier dem Gedeihen und der Entwickelung dramatischer Kunst ein ganz anderer und zuträglicherer Boden bereitet war, als in der ästhetisch luxuriesen Uebersättigung in Augenlust und Unnatur, welchen gegenüber das Drama heutiges Tages seinen Einfluß und seine Anziehung auf das Publikum äußern soll. Deßhalb sind auch die Momente, in denen von einer Volksbühne die Rede seyn könnte, für lange Zeiten vorüber. Da Encinas dramatische Compositionen den Moment der Umwandlung der theatralischen Kunst aus einer kirchlichen in die weltliche darstellen und diesen Umschlag gewissermaßen vor unsern Augen vollbringen, so ist ein Theil derselben auf Veranlassung kirchlicher Feste gedichtet, aber nicht zur Begleitung der kirchlichen Feier oder als Einschiebsel in dieselbe bestimmt, sondern erheiternder Abwechslung der Privatandachten der Gönner des Dichters, vorzüglich am Weihnachtsfeste gewidmet. Es wurde nämlich zu diesem Feste, wie noch heute sowohl in Spanien als anderer Orten Sitte ist, eine sogenannte Krippe, d. h. eine bildliche oder plastische Darstellung der Geburt Christi und der dieselbe begleitenden Umstände und Ereignisse in den Häusern der Feiernden aufgestellt. Vor diesen Darstellungen[1]) pflegten die Familien ihre Frühmetten zu beten. Aus Encinas Eklogen ergibt sich, daß auch der Herzog von Alba in einem Saale seines Hauses eine solche Aufstellung zum Christfeste besorgen ließ. Der Verrichtung der Gebete schloß sich dann die Aufführung der Eklogen unter musikalischer Begleitung an. Der Name der Eklogen, worunter man nur Hirtengedichte verstand, war insofern ganz zutreffend, als das Auftreten von Hirten bei der Geburt des Herrn durch die evangelischen Berichte gerechtfertigt und die Feier der ersten Weihnacht von Hir-

1) Vielleicht stehen damit die Bescheerungen, welche man den Kindern am Christfeste darbringt, in Verbindung. Diese scheinen aus biblischen Darstellungen hervorgegangen zu seyn. Daher man so häufig den ganzen Apparat der Arche Noah, Adam und Eva, so wie die Thiere des Paradieses ꝛc. und die Ausartungen dieser Darstellungen in Holz geschnitzt oder Blei gegossen oder mit Puppen antrifft. Von da ist man zu Abbildungen weltlicher Gegenstände, namentlich nachdem die ursprüngliche Bedeutung verwischt war, übergegangen.

ten ausgegangen war. Die beiden erſten Eklogen dieſer Art, welche zugleich die einfachſten ſind und deren Aufführung ſetzen Martinez de la Roſa[1]) und Moratin in das Jahr 1492. Böhl de Faber hat dieſelben, wie es ſcheint, als eine Ekloge behandelt und hinter einander abdrucken laſſen, Moratin trennt ſie dagegen in zwei. Beide mögen hierin den ihnen vorliegenden alten Drucken, die mir fehlen, gefolgt ſeyn. Die Verſicherung, daß man den Anſchub des zweiten Stückes an das erſte gar nicht bemerkt, mag einen Hinweis auf die Zuſammenhangloſigkeit dieſer Hirtengeſpräche liefern. Ich werde bei Angabe des Inhalts beide als ein einziges Stück betrachten, weil in dem erſten Theile ohne Hinzunahme des zweiten kaum eine Hindeutung auf ein Weihnachtsſpiel zu finden ſeyn würde. Es treten im erſten Theile die beiden Hirten Johannes und Matthäus auf. Unter dem erſten will der Dichter ſich ſelbſt verſtanden wiſſen und hat ihn auch ohne Zweifel vor ſeinen Gönnern ſelbſt dargeſtellt. Er ſucht ſeine Gebieterin (die Herzogin), um ihr ein Geſchenk zu überreichen, erkennt dieſelbe und bittet ſie, ſeine Gabe anzunehmen. Sie möge nicht fürchten, ſich daran zu übereſſen, denn es ſey überhaupt nichts zum leiblichen Genuſſe. Nach einigen Complimenten an die durchlauchtigſte Frau wird auch deren Gemahl als ein Cäſar, als ein neuer Hektor becomplimentirt und nicht minder ſeinen Tugenden im Frieden Weihrauch geſtreuet. Matthäus, dem Johannes nachgeeilt, tritt nun auf und macht jenen herunter, daß er ſich in den Palaſt der Herrſchaften eingedrängt. Matthäus iſt das perſonificirte Wort der Neider Encinas und derer, welche ihm ſcheel ſehen.

---

1) Auf das Zeugniß 1) des Rojas in deſſen viage entretenido, welcher an einer Stelle ſagt, daß die ſpaniſche Comödie um die Zeit entſtanden ſey, als die Mauren aus Granada vertrieben und die Inquiſition eingeführt worden und an einer andern, daß es in den Tagen geſchehen, wo Columbus die neue Welt entdeckt und Gonſalvo von Cordova Neapel zu erobern begonnen, ſo wie daß die erſten Eklogen der Art von Encina herrührten. 2) Des Chroniſten Rodrigo Mendez de Silva (im Catalogo real de España), welcher wörtlich ſagt: Im Jahre 1492. begannen in Caſtilien Geſellſchaften öffentlich die Comödien des Juan de la Encina, eines Poeten, der Lieblichkeit mit Anmuth und Unterhaltung paarte, aufgeführt zu werden, indem damit die Feſte des Admirals von Caſtilien Don Fadrique Enriquez und des Don Iñigo Lopez de Mendoza, zweiten Herzogs von Infantado, gefeiert wurden. — Böhl de Faber folgt in ſeinem Teatro Español der letztern Angabe.

Er ſucht den Werth ſeiner Werke, die er der Herzogin überreicht, herabzuſetzen. Johannes vertheidigt ſich dagegen und zwar mit einiger Zuverſicht, weil die Gönner ſeine Gaben bereits angenommen haben. In dem Zanke behaupten beide ihre Hirtenrollen, indem ſie deſſen Gegenſtand in ihre ländlichen Verrichtungen hineinſymboliſiren. Johannes verſpricht, im nächſten Mai der Herrſchaft andere Arbeiten vorzulegen, woraus ſie die Ueberzeugung ſchöpfen ſollen, daß nicht allem ſeinem Thun ſolche Ruſticität anklebe als dem bisherigen. Matthäus beruhigt ſich zuletzt. Hier möchte das Ende des erſten Theiles zu ſetzen ſeyn. Nach einigen unbedeutenden Reden geſellen ſich die Hirten Marcus und Lucas den beiden vorigen zu, ſo daß nun jeder Evangeliſt ſeinen Namensvertreter im Weihnachtsſpiele hat, das nun eigentlich erſt beginnt. Die Hinzugekommenen melden dem Johannes und Matthäus „als eine ſehr lange Neuigkeit, welche einer großen Rede bedürfe, daß Gott eben geboren worden, Gott und Menſch zugleich und eine Jungfrau war ſeine Mutter.“ Marcus und Matthäus wollen es gleich gemuthmaßt haben, doch iſt Matthäus ſo beſcheiden, zu geſtehen, daß jener es noch früher gewußt, „der da geſchrieben, daß eine Jungfrau gebären würde.“ Auch Johannes will in langer Hoffnung dieſen Moment „erlauert haben.“ Als den Gegenſtand ſeiner Hoffnung bezeichnet Johannes, „daß Gott, welcher das Wort war, um Fleiſch zu werden, in den Schooß einer Jungfrau herabgekommen.“ Lucas bemerkt, wie ein Regen ſey er herniedergekommen, um dem Uebel der Erbſünde abzuhelfen, das der erſte Vater über uns gebracht, und erzählt die Geſchichte der Heimſuchung und Empfängniß. Matthäus bedauert (wahrſcheinlich mit Hinblick auf den Eingang zum Evangelium ſeines Namensvetters), daß er nicht Zeit habe, die Genealogie Marias und ihres ganzen Stammes zu erzählen, die er wohl kenne. Johannes nennt den Geborenen den Weinſtock, das Leben, die Wahrheit und den Weg und fordert Alle auf, demſelben zu dienen und mit ihm zu bekennen, daß er das göttliche Wort ſey. Marcus und Matthäus thun es und Lucas hinterher ebenfalls mit dem Bemerken, daß ſie es ſo eben von einem Engel vernommen unter großen Schrecken, dem aber eine große Freude gefolgt ſey, da ſie den Geſang der himmliſchen Heerſchaaren ertönen hörten. Er preist den Neugeborenen als einen guten Hirten, der ohne Furcht ſterben wird, um kein Schaaf zu verlieren. Johannes ſagt aus,

daß jener demnächst dem Petrus die Heerde zu weiden überlassen werde, so wie die Schlüssel. Matthäus fordert auf, ihm anzuhangen, da sein Joch sanft und seine Last nicht schwer sey. Lucas empfiehlt demüthig zu seyn, um demnächst erhoben zu werden. Marcus fügt hinzu, daß der Geborene der sey, auf den die Prophezeiungen sich beziehen und für den man Johannes den Täufer gehalten. Diesen habe er in seinem Dorfe einst gesehen, als derselbe in Abrede gestellt, daß er der Verheißene sey und sich für unwürdig erklärt habe, diesem die Schuhriemen aufzulösen. Nachdem Lucas und Marcus noch einige Bestimmungen Johannes des Täufers und Christi berührt, spricht Johannes: Es sey das Brod des Himmels gekommen, das Brod des Lebens und des Trostes und mit fünf Broden werde er mehr Hirten speisen, als ein anderer mit fünf tausend. Lucas fordert nun endlich auf, das Kind in Augenschein zu nehmen und nach Bethlehem zu gehen, wo sie es in Windeln gehüllt finden würden unter Thieren in einem Stalle, den Herrn des Reichthums in ärmster Verfassung, um uns an Armuth zu gewöhnen. Zu zwei und zwei singen sie nun auf Johannes Aufforderung ein Weihnachtslied, als villancico mit dem Refrain Huiho! Huiha! worin die Freude sich ausspricht, daß der Heiland geboren worden, Bethlehem wird gepriesen, da sein Ruhm die Welt durchdringen soll. Maria wird gerühmt als eine Jungfrau von 15 Jahren von lieblichster Geberde, wie nicht eine Hirtin in tausend Gemeinden gefunden werde. Sie wollen sie aufsuchen in Bethlehem:

Schon wallet das Frühroth,
Laßt eilen, es taget,
Maria erfraget,
Die Tochter von Anna,
Sie machte uns froh,
Huiho!
Auf, auf, sie ist nah,
Huiha!
Er, der uns erschaffen,
Heut' Nacht er ersah,
Huiho, Huiha!
Er ist rettend jetzt da!

Dieses älteste bekannte, wirklich aufgeführte noch vorhandene Festspiel ist, wie man siehet, noch ziemlich roh und von Erfindung fast nicht die Rede. Vielmehr scheint der Dichter sich etwas darauf

eingebildet zu haben, in die Reden der vier Hirten eine Art Moſaik aus den Schriften der ihnen gleichnamigen Evangeliſten gebildet und ihnen einzelne Worte derſelben in den Mund gelegt zu haben. Jede Verwickelung iſt bei einer ſolchen Anlage und Tendenz ausgeſchloſſen. Die Verſe ſind wie in den übrigen Dichtungen Encinas wohllautend und zierlich gefügt. Das dritte Weihnachtsſpiel Encinas iſt ſchon lebendiger im Dialog. Böhl de Faber nennt es einen wohlgeſetzten Gevatterſchnack. Welmann findet darin eine artige kleine Idylle; ſo verſchieden iſt das äſthetiſche Wohlgefallen an einerlei Production bei tüchtigen Kunſtkennern. Es wird wohl das Richtige in der Vereinigung beider Anſichten am ſicherſten gewonnen. Vier Hirten kommen in einer Höhle zuſammen, wo ſie ſich bei einem Feuer die Unannehmlichkeit des übeln Wetters, das ſie hineingeſcheucht, ſich vertreiben. Sie ſprechen über die ſchlimme Witterung, die heuer in vielen Regengüſſen ſich Luft macht. Einer iſt in der Stadt geweſen und erzählt, wie es da auch nicht beſſer hergegangen. Wir erfahren dabei, daß man damals am Ende des Jahres 1498. ſich befunden. Zu den Unglücksfällen, welche das große Waſſer herbeigeführt, gehört auch der Tod eines Kirchners, über den man ſich Mittheilungen macht. Einer der Hirten ſchlägt ſcherzhaft dem andern vor, die Nachfolgerſchaft des Verſtorbenen zu übernehmen. Da die lange Weile die Sprechenden ergreift, bringt Juan drei Caſtanienzweige, jeden mit zwanzig Caſtanien zum Vorſchein, womit ſie anfangen Gerade und Ungerade zu ſpielen, wobei allerdings ſchnackiſche Reden fallen. Als ſie dieſes Spieles überdrüſſig, wollen ſie eben ein anderes beginnen. Da erſcheint plötzlich dieſen Hirten, welche ſich in Caſtilien eben über Begebenheiten des Jahres 1498. unterhalten, ein Engel, welcher ſich dahin vernehmen läßt: Sie ſollten ſich nicht fürchten, er künde ihnen große Freude an. Es habe dem Heiland gefallen, in dieſer Nacht in Davids Stadt geboren zu werden. Er fordert die Hirten auf, ihm zu dienen und gibt ihnen die bekannten Zeichen an, wie und wo ſie ihn anzutreffen hätten. Rodrigacho fordert nun ſeine Gefährten auf, ihm nach Bethlehem zu folgen. Miguelejo fordert zur Eile auf, weil der geputzte junge Geck (repicado, der Engel?) die Sache für gewiß gemeldet. Sie ſind ſich jedoch deſſen nicht gewiß, wer da geboren worden und eilen um ſo mehr, der Sache auf den Grund zu kommen, wobei jeder dem Neugeborenen ein ländliches Geſchenk beſtimmt,

in deren Wahl sie einander überbieten. Schließlich mahnt Miguelejo nochmals zur Eile, „bevor es noch stärker regnet.“ — Dieß Stück hat am Ende kein Weihnachtslied. — Kunstvoller als diese ist die von Moratin ins Jahr 1494. gesetzte Composition eines Passionsspieles, welches vor einem Grabmale im Betsaale der herzoglichen Gönner aufgeführt ward. Zwei als Vater und Sohn einander anredende Eremiten treffen auf dem Wege zum heiligen Grabe zusammen. Auf die Frage des jüngern: Wohin des Wegs? ertheilt der ältere die Auskunft, daß Christus, wie man erzähle, gekreuzigt worden. — Christus, unsere Klarheit, unser Herr, entgegnet der junge Eremit, wofür hat er das erleiden müssen? — Für uns, heißt die Antwort, um für unsere Uebelthat genug zu thun. Der Junge bittet, sich dem Alten anschließen zu dürfen, welcher sich beeilt, wo möglich noch den heiligen Leichnam zu sehen und erzählt inzwischen die Marter- und Kreuzigungsgeschichte, so wie das Urtheil des Pilatus, welche der junge Einsiedler mit Fragen mehrfach unterbricht. Seltsam ist es, daß der alte, welcher Anfangs wie nach Hörensagen spricht, sich nachher auf seinen eigenen Augenschein beruft, um dem Gefährten die Erzählung zu bewahrheiten. Nun fällt dem jüngern bei, daß auch er das Erdbeben und die Trauer der Natur wahrgenommen. Inzwischen sind sie weiter gegangen und der alte macht auf ein Monument aufmerksam, welches ihm das Grab Christ zu seyn scheint. Bei demselben tritt ihnen Veronica entgegen, welche sich über ihre späte Ankunft verwundert und in rührender, mütterlicher Weise der Leidensgeschichte noch weiter erwähnt. Die einfache, ungeschminkte Schilderung verfehlt auf ein unbestochenes Gefühl auch heute ihre Wirkung schwerlich. Sie erzählt, wie sie dem todmüden Heiland mit dem Tuche den Schweiß abgetrocknet, und weiset den Abdruck des Schmerzesantlitzes in diesem Tuche vor, welchen sie eine Originalabbildung nennt. Der alte preiset sie glücklich wegen des Besitzes derselben. Ergreifend ist die einfache Schilderung der Verlassenheit des Erlösers bei seinem Tode, bei dem nur Maria und Veronica gegenwärtig gewesen. Der alte Eremit fordert auf, am heiligen Grabe niederzuknieen und im andächtigen Gebete zu weilen. In ihrer Betrübniß erscheint ihnen ein Engel, welcher das Grab preiset, das den Leichnam des Gekreuzigten umschließt, des köstlichsten, aber wenig geachteten Schatzes. Er hält ihm eine Art Schlummerrecitativ und verkündet zum dritten

Tage die demnächstige Auferstehung Christ. Den Beschluß macht ein Villancico als Passionslied, worin angedeutet wird, wie das gegenwärtige Leid sich in Freude verwandeln wird, wenn der Erlöser seinen großen Sieg feiert und welches mit der Aufforderung schließt die Hoffnung auf Christum zu setzen. Diese Composition hat einen durchaus reinen und herzlichen Charakter, den Ausdruck ungeschminkter und liebenswürdiger Frömmigkeit und zeigt einen warmen poetischen Ton. — Wahrscheinlich in demselben Jahre ward die Auferstehungsekloge gefeiert, wie es scheint, in demselben Locale. Es treten Joseph und Magdalena, so wie die Jünger auf, welche nach Emmaus gingen. Der Dialog beginnt mit Josephs Betrachtung des Grabes und schließt mit der Erscheinung eines Engels, der die Freude der Anwesenden durch Bestätigung der Auferstehung vollkommen macht. Es folgt ein Villancico. — Die zwei Fastnachtsspiele Encinas sind aus dem Jahre 1495. In beiden treten die nämlichen Personen, die vier Hirten: Beneito, Bras, Pedruelo und Llorente auf. Erstere klagen über den bevorstehenden Abgang des herzoglichen Gönners in den französischen Krieg. „Die Erörterung einer solchen Zeitung ist der Tod." Sentimental werden die verwaiseten Heerden mit unter die Leidtragenden gezogen. Die Hirten sprechen die loyalsten Wünsche für eine glückliche Reise und einen sieggekrönten Ausgang des Unternehmens aus. Man tröstet sich, daß die Herrin daheim bleibe und spendet auch dieser gebührenden Lobesduft. Pedruelo kömmt inzwischen vom Markte, wo er Hühner verkauft und zum nächsten Sonntagsgerichte Lauch und Sardellen erstanden hat. Dadurch werden Bras und die Zuschauer daran erinnert, daß man sich in der Fastenzeit befindet. Außerdem bringt Pedruelo die Neuigkeit, daß zwischen Spanien und Frankreich Frieden geschlossen sey. Aus Freude über diese Nachricht gelobt Beneito dem Ueberbringer ein jähriges Lamm. Alle drei sind hocherfreuet und vereinigen sich mit dem hinzutretenden Llorente zur Absingung eines Villancico, worin Gott um Frieden und wenn der Krieg unvermeidlich seyn sollte, um Sieg gebeten wird. Von der Festnacht ist in dem Stücke weiter die Rede nicht; welches, wie das Bisherige zeigt, lediglich auf ein Compliment für die Gönnerschaft hinausläuft. Ich finde es bis auf Sprache und Versification von minderm Belang und demselben zu viel Ehre erwiesen, wenn Moratin darin eine Schürzung und Lösung des Kno-

tens gewahr und dadurch geneigt wird, dieſer Compoſition einen beſondern dramatiſchen Werth beizulegen. — Im zweiten Faſtnachtsſpiele treten wieder die eben genannten Hirten auf. Beneito ſitzt in aller Bequemlichkeit ſchmauſend, als Bras mit dem Rufe eintritt: Hinaus mit dem Fleiſchwerk. Beneito nöthigt ihn mitzueſſen. Bras entgegnet, daß er bereits vollſtändig geſättigt ſey, frägt indeß, was es gibt und läßt ſich, da ihm das Genannte behagt, gefallen, am Schmauſen und Zechen Theil zu nehmen. Beide thun ſich gütlich, wie es ihre Herrſchaften zuvor gleichfalls gethan. Beneito meint, alles Gütlichthun werde nicht anſchlagen, da die Faſtenzeit ſie wieder zahm machen werde. Nun gibt er eine poſſirliche Beſchreibung der Faſten, die aber doch der des Erzprieſters von Hita nicht gleich kömmt. Bras iſt in komiſcher Verzweiflung über die trübſelige Ausſicht. Die herzu tretenden Pedruelo und Lloriente werden zum Sitzen aufgefordert. Nach verſchiedenen komiſchen Vexationen muß Pedruelo den mitgebrachten Melkeimer mit friſcher Ziegenmilch zum Beſten geben, an dem ſie alle, derweil er die Runde macht, ſich trefflichſt laben. Sie ſingen gemeinſchaftlich das oben näher erwähnte Villancico, worin ſie ſagen: heute müſſe man ſchmauſen, zechen und ſich freuen, denn morgen werde gefaſtet ꝛc. — Man ſiehet, dieſe Ekloge iſt ein bloßes Geſpräch, dem es jedoch keineswegs an dialogiſcher Lebendigkeit fehlt. In ſeinen übrigen dramatiſchen Productionen hat Encina den Boden der Kirche gänzlich verlaſſen. Die älteſten darunter ſind ein Paar zuſammengehörende Liebesſpiele aus den Jahren 1495—1496, deren eins die Fortſetzung des andern iſt. Das erſte iſt überſchrieben: Vom Ritter, welcher Hirte wird. Die auftretenden Perſonen ſind der Hirte Mingo, die Hirtin Pascuala, andere Hirten und der Ritter. Mingo tritt bei Pascuala an, welche ſich in einem unüberſetzlichen Wortſpiele wundert, daß er am heutigen Sonntage [domingo] nicht bei ſeiner Gattin Menga ſey. Mingo gibt zu verſtehen, daß ein zärtlicher Zug ihn zu ihr treibe. Pascuala gefällt aber nicht, daß er allein zu ihr kömmt. Er ruft Gott zu Zeugen an, daß er Pascuala mehr liebe als ſeine Gattin und dieſelbe ihrerwegen zu verlaſſen bereit ſey, und bietet ihr eine Roſe an. Sie iſt vom Dufte entzückt und nimmt dieſelbe. Er bittet um ein Liebeszeichen. Sie weiſet ihn ab, da ein Ritter zu ihr kommen werde, Mingo aber nur ein Hirte ſey. Der Ritter erſcheint und macht der Pascuala ſchöne Redensarten, welche dem Städter

nicht zu trauen, ſich den Schein gibt, worüber er ſie zu tröſten ſowie zu überreden ſucht, dem Hirten ſeinen Laufpaß zu geben. Mingo warnt, der Ritter ſchmähet, Jener drohet. Beide betheuern der Hirtin ihre Liebe. Der Ritter wirft Mingo ſeine Armuth vor. Dieſer entgegnet, daß nicht die Habe, ſondern Thaten beliebt machen und daß es tauſend kleine Gegenſtände gebe, die dieß bewirkten. Dieſe führt er ausführlich auf. Es ſind Blumen, Früchte, Vögel, unter denen ſelbſt Raben, Dohlen und Krähen nicht fehlen. Der Ritter nennt alles dergleichen bäueriſch. Mingo erſucht den Ritter, es auf Pascualas Entſcheidung ankommen zu laſſen, wen ſie mehr liebe. Der Ritter gehet auf den Vorſchlag ein und Pascuala erklärt ſich zu Gunſten des Ritters, wenn er Hirte werden wolle. Der Ritter iſt es zufrieden und weiſet Mingo ab, bietet ihm aber künftiges hirtenfreundſchaftliches Verhältniß an. Mingo beißt mit möglichſt freundlicher Miene in den ſauern Apfel, ein Hirtenlied als Villancico beſchließt die Handlung. — Im zweiten Stück treten dieſelben Perſonen und zugleich Mingos Frau, Menga, auf. Es iſt überſchrieben: Von den Hirten, welche vornehme Leute werden. Der Ritter erſcheint als Hirte Gil mit Mingo und ſpricht ſeine Unluſt aus, mit Pascuala länger das Hirtenleben fortzuführen, äußert vielmehr ſeine Neigung, mit ihr ins vornehme Leben zurückzukehren. Sie iſt es zufrieden. Mingo frägt ſein Weib, was ſie dazu meine. Sie wünſcht es nachthun zu können, meint aber doch, es ſey ein bedeutender Unterſchied, denn Gil ſey bereits ein Hofmann geweſen, Mingo aber noch nicht. Er, der früher nebenher der Pascuala den Hof gemacht, ſpricht nun ſeiner Frau gegenüber und in Bezug auf dieſelbe den Satz aus, daß Liebe Alles möglich mache. Sie findet es begreiflich, da Gil ſogar aus Liebe Hirte geworden. Mingo wendet ſich alſo mit der Bitte an Gil, ihm zum Vornehmwerden behülflich zu ſeyn. Gil iſt mit dem Vorhaben einverſtanden und gibt zu deſſen Ausführung gute Vorſchläge. Mingo und Frau gehen ſo gelehrig darauf ein, daß Gil ſelbſt erklärt, man werde Mingo für einen vollkommenen Cavalier halten. Auch Menga beſtehet ihre Studien ſehr gut und wird zu Gnaden angenommen. Den Schluß macht unter gemeinſchaftlichem Tanz ein Villancico, worin männiglich gewarnt wird, der Liebe, welche ihn ruft, die Thüren zu verſchließen, ihr vielmehr gehorſam zu ſeyn, denn ſie vermöge Alles, aus Hofleuten wiſſe ſie Hirten, aus Hirten Hofleute zu machen. Nach der Inhaltsangabe zu dieſem

Stück hatte daſſelbe noch eine andere Beſtimmung. Gil tritt im Anfange in den Saal, wo die herzoglichen Durchlauchten ſich befinden und hat Mingo hinter ſich, welcher erſtaunt an der Thüre ſtehen bleibt und nicht einzutreten wagt. Auf Gils Wink faßt er ſich aber ein Herz, tritt ein und überreicht in Encinas Namen den herzoglichen Herrſchaften ein Exemplar ſeiner geſammelten Werke, wobei er verſpricht, nichts anderes zu dichten, als was ſeine Herrſchaft ihm auferlegen würde. Pascuala und Menga werden nun ebenfalls hereingerufen und es erfolgt, nachdem ſie insgeſammt auch die Hirtenkleider mit Hofcoſtume vertauſcht hatten, der obengedachte Geſang und Tanz. In dieſen eingelegten pantomimiſchen und balletartigen Scenen glaube ich die Keime der nachher dem ſpaniſchen Drama ſo eigenthümlich und berühmt gewordenen Intermezzos (Entremeſes) oder Zwiſchenſpiele finden zu dürfen. Von ausgezeichneter Leichtigkeit iſt die Handhabung der Sprache zu dialogiſchen Zwecken in dieſen beiden, ſchon mehr eine fortſchreitende Handlung darſtellenden Dramen. — Das nächſte in der Reihe von Encinas Stücken, welches die Benennung Auto führt und ins Jahr 1496. fällt, iſt eine luſtige Raufſcene. Zwei Hirten, Piernicurto und Johann Paramas, verkaufen ländliche Producte auf dem Markte. Es kommen einige Studenten, welche ihnen in die Haare fallen und noch ſchlimmere Späſſe mit ihnen treiben. In dem Bemühen, ihnen zu entkommen, haben ſich die Landleute getrennt. Johann Paramas hat ſich in das Haus eines Edelmannes geflüchtet. Er erreicht einen Saal (vermuthlich denſelben, in dem die Aufführung Statt fand) und erzählt, was ihm begegnet. Piernicurto nimmt ſeinen Rückzug eben hierher und erzählt, wie alle Verkaufsgegenſtände verloren gegangen ſeyen. Einer der Studenten findet ſich gleichfalls in dem Saale ein. Da er allein iſt, wird er von den Hirten hinausgeworfen. Es kommen noch zwei Hirten hinzu und Johann Paramas ſtimmt ein Villancico an. Zuvörderſt iſt nicht abzuſehen, warum Encina dieſe dialogiſirte Scene ein Auto genannt und dann zu bemerken, daß die Sprache (vielleicht der Gemeinheit der Handlung wegen) auffallend roh und bäuriſch gehalten iſt. — Ein anderes Stück Encina's aus demſelben ſehr fruchtbaren Jahre iſt vor dem Kronprinzen Don Juan aufgeführt worden. Auf die Klagen eines von Amors goldenen Pfeilen übel verwundeten Hirten Pelayo treten die Hirten Bras und Juanillo auf. In einer verbotenen Viehweide hatte ſich Amor erluſtirt, Pelayo aber ihn darüber bedrohet.

Amor ſchoß ab und Pelayo fiel verwundet zu Boden. Ein Ritter kömmt dazu und erhält von den Hirten auf die Frage, was dem Unglückſeligen fehle, die Antwort, daß er am Liebesweh ſieche. Der Ritter gibt ſeine Weisheit zum Beſten und ſagt unter andern zum Hirten: „Sieh und beachte wohl, wie Amors Weiſe alſo beſchaffen, daß unter den tauſend Todesleiden, mit denen er uns heimſucht, das übelſte iſt, daß er uns nicht tödtet. Gott behüte uns vor ſeinem Zorne. Schau, ſchau Amor iſt ſo verblendet und grauſam, daß er wie der ſchlechte Armbruſtſchütze auf die eigenen Leute zielt.“ Ausgezeichnet in dieſem Stücke iſt das Selbſtgeſpräch Amors im verbotenen Gehege, an deſſen Anfange er warnt, daß Niemand wagen möge, es mit ihm aufzunehmen, wenn er nicht allezeit in Aufruhr und Streit mit ihm liegen wolle und welches eine vortreffliche Schilderung ſeiner Macht und ſeines Einfluſſes in den lieblichſten Verſen und Worten enthält. — Ein Liebesthema behandelt auch das folgende, im Jahre 1497 aufgeführte Stück. Fileno, Zambardo und Cardenio, drei Hirten, treten auf. Es wird erzählt, wie Fileno von Liebe zu einem Mädchen Zefira ergriffen iſt. Er wird verſchmähet und theilt nun Zambardo und Cardenio ſeine Bekümmerniſſe mit. Da ſie ihm nicht helfen können, entleibt er ſich ſelber. Seine Freunde erſcheinen, heben ſeinen Leichnam auf und tragen denſelben hinweg, um die Beſtattung zu bewirken. Als Ausnahme von allen übrigen iſt dieſes Stück in versos de arte mayor gedichtet und hat alle bekannten Vorzüge von Encinas Diction und Verſification. In den Klagen Filenos über die Fehler des Weibes iſt viel leidenſchaftlicher Verſtand. Das dreizehnte und letzte Stück Encina's iſt die bereits erwähnte Farße von Placida und Victoriano. Daſſelbe iſt gänzlich verſchollen, weil es aus jetzt unbekannt gewordenen Gründen von der Inquiſiton 1559 verboten worden. Der oben erwähnte unbekannte Verfaſſer des Dialogo de las lenguas (lo que me contenta mas, ſagt er) ziehet es allen übrigen Werken Encinas vor. Die Ausführlichkeit, womit von dieſem Dichter und ſeinen literariſchen Hervorbringungen die Rede geweſen, darf in dem Umſtande eine Entſchuldigung ſuchen, daß er als der erſte angeſehen werden muß, der das ſpaniſche Drama und Theater der Dienſtbarkeit der Kirche entzog, daſſelbe, wie ſchüchtern und verſtohlen auch, in die Welt einführte und dadurch den Grund zum Emporblühen des bei weitem wichtigſten Zweiges der ſpaniſchen Literatur legte.

Gil Vicente's spanische Dramen [1]).

Höchst merkwürdiger Weise, vielleicht nur aus patriotischem Eigensinne, verschweigen die spanischen Literatoren ganz die Verdienste des Portugiesen Gil Vicente (geb. 1480 zu Barcellos † 1557) um das spanische Drama. Selbst Moratin entschließt sich, aber fast wie im Verdruß nur, zur Angabe der Titel von G. Vicente's spanischen Stücken. Neben seinen portugiesischen Arbeiten für die Bühne dichtete nämlich Gil Vicente, dessen Leben der portugiesischen Literaturgeschichte angehört und deßhalb hier nicht weiter berührt wird, zur Abwechslung auch Dramen im castilianischen Idiom, welches damals den Portugiesen sehr geläufig war. Dem Zuschnitte nach glichen die frühesten dieser Stücke denen des Encina; nur daß sich von vornherein eine weit größere Mannichfaltigkeit, ein reicheres dramatisches Leben, eine umfassendere Phantasie und hellerer theatralischer Verstand bekundet. Wie Encina dichtete Gil Vicente, gleich jenem noch theilweise auf kirchlichem Boden stehend, Hirtengespräche zur heiligen Christnacht; allein das Dogma tritt in dieser Feier schon in tieferer Auffassung hervor und belebt das poetische Streben. Doch herrscht in diesen religiösen Stücken eine größere Mannichfaltigkeit und bedeutenderes Geschick der dramatischen Composition. Auch haben die Hirten nicht so ausschließlich von den Rollen Besitz ergriffen. Es treten neben ihnen Personen der verschiedensten Art auf, an denen eine besser individualisirende Charakteristik auffällt. Auch an allegorischen Figuren, deren Menge das Drama der Kirche oft so frostig machte, fehlte es nicht. Obwohl das religiöse Moment und der demselben gewidmete Theil der dramatischen Handlung nur lose an die Hauptaction sich anlehnt, so herrscht doch eine weit reichere Erfindungsgabe in den Stücken, als wir sie bei Encina wahrnehmen. Wie Encina verlegte Vicente aber bald und mit noch größerer Freiheit und Abstreifung des kirchlichen und dogmatischen Elements seine Scenen außerhalb des Gebiets der Legende oder biblischen Geschichte, welche er in mehreren Stücken nur als ein Relief beibehielt. Wenn nun

1) Von dem Aufsatze über Gil Vicente in Prutz literarhistorischem Taschenbuche für 1846. habe ich erst Kunde erhalten, als Obiges schon gesetzt war.

andere ganz reine, in der Sphäre des gewöhnlichen Lebens ſich bewegende ältere Compoſitionen der Art bis jetzt nicht bekannt geworden ſind, indem die dramatiſchen Arbeiten des Torre Naharro mindeſtens ſechzehn Jahre ſpäter bekannt wurden, und Encinas Arbeiten nur Skizzen und Scenen geblieben ſind, ſo darf der wackere Vicente als eigentlicher Urheber des wirklichen modernen National-Luſtſpiels betrachtet werden. In Gil Vicentes Comödien und Autos ſind in geiſtvollen aber rohen Formen die Umriſſe von Lopes Bühne im Keime zu erblicken. Den Geiſtlichen und Poſſenreißern wirkſam entwunden, hörte die dramatiſche Kunſt auf, ein Anhang und ein Beilaß anderer Feierlichkeiten zu ſeyn und trat auf Vicentes Theater mit ſelbſtſtändigen Reizen auf. Komiſche Kraft, reizende Naivität und ſorgloſe Einfalt in den Regeln der Kunſt geſellen ſich mit den abentheuerlichen Ideen einer phantaſievollen Romantik zur unübertrefflichen Miſchung dramatiſcher Compoſitionen. Mythologiſcher und allegoriſcher Apparat iſt in den ſ. g. Tragicomödien nicht geſpart. Es fehlt nicht an den ſeltſamſten Anachronismen und Nebeneinanderſtellungen antiker und moderner, altfränkiſcher und eleganter Gedanken, Sitten und Gebräuche. Obwohl die aneinander gereiheten Scenen (noch nicht in Acte vertheilt) den wechſelnden Verlauf einer Handlung verfolgen und die Schürzung und Löſung eines dramatiſchen Knotens veranſchaulichen, ſo verläugnet ſich doch in dem Mangel eines dramatiſchen Zuſammenhanges und dramatiſcher Entwickelung die Unfertigkeit der Bühnenkunſt nicht, welche noch nicht aus einer Idee herauszuarbeiten verſtand. In bunter Unordnung fliegen wie in einer Laterna Magica die Scenen als geiſtreiche Capriccios hinter einander vorüber, ohne innere Verbindung und motivirten Hervorgang auseinander, wie ohne äußere Ausführung. Die burleske Schilderung von Charakteren des gemeinen Lebens iſt lebendig und friſch, wiewohl ohne feinere Nüancirung. Der eigenthümliche Reiz beſtehet in der Schalkhaftigkeit und Naivität, mit welcher hier Charaktere und Zuſtände aufgefaßt werden. Durch den Carnevalsjubel dieſer Argloſigkeit tönen ſüße lyriſche Anklänge. Unter den 42 dramatiſchen Compoſitionen, welche Gil Vicente nachgelaſſen, befinden ſich acht Stücke ganz in ſpaniſcher Sprache. Die portugieſiſch geſchriebenen Stücke bleiben hier natürlich außer Betracht, obwohl dieſelben viele Einſchiebſel in caſtilianiſcher Sprache enthalten. Unter jenen acht ſind fünf Autos, zwei

Comödien und eine Tragicomödie. Unter den Autos befindet ſich das älteſte von Gil Vicentes Stücken: „Ein Weihnachtsſpiel, das erſte, welches man in Portugal ſahe aufgeführt in Gegenwart des Königs Emanuel, der Königin Beatrix, ſeiner Mutter, und der Herzogin von Braganca, ihrer Tochter, zum Geburtstage des Prinzen Johann (III.) von Portugal am 6. Juni 1502.“ Wellmann nennt dieß Stück den wahren Embryo eines Drama. Die urſprünglich an jenem Tage gemachte Aufführung beſtand in einer Gratulationsanrede eines vorgeſtellter Maßen gewaltſam und unter Fauſtſchlägen in den Königsſaal eingedrungenen Hirten, welche derſelbe an die Anweſenden richtet und worin er verkündigt, daß der neu geborene einſt als Johann III. König von Portugal werden würde. Er verkündigt, daß hinter ihm drein noch dreißig Gefährten folgen werden, Schweinehirten und Kuhhirten, welche für den Prinzen Milch, Eier, Käſe und Früchte bringen. Dieſer kurzen Rede folgt die Bemerkung: „Es treten die Hirten ein und überreichen dem Prinzen die gedachten Geſchenke, und weil dergleichen in Portugal etwas Neues war, gefiel es der Königin dermaßen, daß ſie den Dichter bat, es zur Weihnacht zu wiederholen, weßhalb derſelbe das nachſtehende Auto unter ſechs Hirten verfertigte.“ So war alſo dieſer dramatiſche Verſuch, welcher aus der Kirche in die Welt trat, aus einem Gratulationsgedichte hervorgegangen. Der Hirte Gil tritt auf (erſcheinend mit ſeiner Heerde) und wählt ſich einen abgelegenen Weideplatz, wo er ſich der Welt zu entziehen und durch Geſang zu erfreuen vornimmt. Währerd er ſingt, kommt Bras und frägt nach dem Grunde ſeiner Abſonderung. Gil ſchildert ihm die Annehmlichkeit der Einſamkeit, welche jenem nicht ganz einleuchtet, weßhalb er ihm zuredet, ſich von der Welt nicht abzukehren. Lucas kömmt dazu, indem er Ziegen ſucht, welche ihm, wie er erzählt, verloren gegangen, als er eine Hirtin beim Tanze belauſcht und der Heerde nicht geachtet. Gil findet in dieſem Vorfalle einen Anlaß zum Lobe ſeiner Zurückgezogenheit. Er ſchilt den Lucas, fordert ihn auf, die Ziegen zu ſuchen und dieſelben Gott zu befehlen, der ſie ihn finden laſſen werde. Auch wenn die Wölfe ſie gefreſſen? frägt Lucas etwas gottesläſterlich. Bras räth eine Anhöhe zu erſteigen und laut zu rufen. Da es dunkel wird, gibt ihm Gil einen Brand. Lucas ruft nun eine Menge Hirten, aber nicht der Ziegen wegen, ſondern fordert ſie auf, es ſich bei Gil, der ſie freundlich aufnehmen werde, gefallen zu laſſen. Zwiſchen dem herzugekommenen Sylveſter und den beiden vorigen entſpinnt

ſich nun ein Geſpräch über Sylveſters Verheirathung, die kürzlich bevorſtehet, mit poſſirlichen Einfällen durchwebt, wobei die Mitgift der Braut ausführlich hergerechnet wird. Sodann machen ſie ein Spiel, werden hierauf müde und ſchlafen ein. Während ſie ſchlafen, hört man die Engel ſingen. Gil weckt die übrigen, denn die große Kunde ſey erſchollen, daß die Jungfrau geboren habe, wie die Engel verkündet. Bras meint, es möchten Grillen geſchwirrt haben. Allein Gil bringt mit ſeiner Aufforderung, ſich nach dem bezeichneten Orte auf den Weg zu machen, durch und veranlaßt, daß jeder dem Kinde etwas zur Verehrung mitnehme. In einem gemeinſchaftlichen Geſange ſprechen Alle den Vorſatz aus, den Gang anzutreten. Sie befinden ſich an Ort und Stelle, wundern ſich über die ärmliche Hütte und wie das Kind vor Kälte zittert, deſſen Mutter ſie die mitgebrachten Gaben überreichen, wobei ſie tanzen und ſingen. Gil erſchöpft ſich gegen ſeine Kameraden im Preiſe der Schönheit der Mutter Gottes und ſagt, Salomon habe beim hohen Liede dieſelbe vor Augen gehabt und ſie dabei genannt: columba mea formosa o tota pulchra amica mea. Die übrigen wundern ſich, daß Gil Lateiniſch ſpricht, Dieſer erzählt weiter, wie die Propheten den neu Gebornen vorherverkündigt. Er ſey das Lamm qui tollit peccata. Man wundert ſich von Neuem über Gils Gelehrſamkeit. Er erklärt dieſelbe für ein Wunder Gottes. Das Stück ſchließt mit der Aufforderung des Lucas, einen Freudengeſang anzuſtimmen. Man wird leicht erkennen, wie im Schäfer Gil ſich die ſchöne Herrſchaft des überſinnlichen Prinzipes repräſentirt. — In einem zweiten Weihnachtsſpiele: dem Auto von den Königen aus Morgenland, treten zwei Hirten, ein Einſiedler und ein Ritter auf. Der Hirte Gregorio irrt ſchon dreizehn Tage unter allerlei Mißgeſchick umher, um den vom Engel verkündigten neu Gebornen aufzuſuchen und trifft mit Valeriano zuſammen, dem er ſein Leid klagt. Dieſe weiſet ihn zum Bruder Alberto, welcher ihm Beſcheid ſagen werde. Derſelbe iſt auch ſogleich zur Hand und Gregorio trägt ihm ſein Anliegen vor, wobei er ſowohl des Breviers als des Roſenkranzes erwähnt. Alberto preiſet den Himmel, der einem einfältigen Schäfer eine ſolche Sehnſucht nach dem Heilande ins Herz gegeben und ſchildert den Zuſtand der heiligen Jungfrau. Beide Hirten legen dem Eremiten ſchwierige caſuiſtiſche Fragen vor, z. B. ob es Sünde ſey, wenn man einer Grille, deren Zirpen uns unangenehm iſt, die Beine ausreißt, ob es Sünde ſey, verliebt zu ſeyn? worauf Alberto mit Würde Be-

ſcheid thut. Der Ritter kommt dazu und fragt, wo hier der Weg nach Bethlehem gehe? Valeriano antwortet mit bäuriſchen Witzen, worüber der Ritter, der ſich für einen Araber ausgibt, ſehr ärgerlich wird. Er erzählt, daß er ſich von einer großen Reiſegeſellſchaft verloren, welche einem Sterne nachgezogen. Es ſeyen drei Könige darunter geweſen. Auf die Frage nach dem Sterne gibt der Ritter an, daß er ſehr hell und ein leuchtendes Kind mit einem Kreuze darin zu ſehen ſey. Als Valeriano hört, daß der Ritter ein vornehmer Herr iſt, klagt er ſein früheres Benehmen ſelbſt als brutal an und bittet um Verzeihung, die jener gern gewährt, da ſie ja jedem Todſünder, der da bittet, zu Theil wird. Die drei Könige erſcheinen und ſingen ein Villancico, womit das Stück ſchließt und welches die Freude der Welt über des Herrn Geburt beſchreibt. — Weit ausgeführter und anziehender iſt das Auto von der Sibila Caſandra. Die handelnden Perſonen ſind Caſandra, eine Hirtin mit ihren drei Tanten und Salamon ein Hirt mit ſeinen drei Oheimen. Das Stück beginnt mit einer Erklärung Caſandras, daß ſie ſich nie vermähle und ihre Freiheit aufgeben wolle. Sie weiſet daher auch die nun erfolgenden Werbungen Salamons ab, der ſich vergeblich auf die von den Tanten erhaltenen Zuſagen beruft. Seinen Verdacht einer andern Liebe beſtreitet ſie eben ſo ſehr als ſeine Beſorgniß, daß ſie ihn etwa verachte. Recht artig ſetzt ſie ihm dagegen die Leiden der Verheiratheten auseinander. Er verſpricht es den Geſchilderten nicht nachzuthun. Sie verſichert, ſich durch ſolche Blümchen nicht abwendig machen zu laſſen und beſchreibt die Noth weiter. Als Salamon ſie unangreiflich findet, droht er, ihre Tanten zu Hülfe zu rufen. Während er abweſend iſt, beſtärkt Caſandra ihren Entſchluß in einem Liedchen wider die Ehe. Hernach erſcheinen die Tanten, welche ſich vergeblich abmühen, jene ihrem Anbeter willfährig zu machen. Auf den Rath der Tante Pereſica werden die Ohme Salamons herbeigerufen, welche mit dem Liede: Toll iſt das Mädchen! Wer mag ſie bereden? auftreten. Auch dieſe verſuchen ihre Ueberredungskünſte. Moſes macht geltend, daß die Ehe ein Sacrament und von Gott eingeſetzt ſey, wobei er den Hergang nach der Schöpfung ausführlich erzählt und wie Gott Adam und Eva zur Ehe aufgefordert. Caſandra ſagt, die Ureltern ſeyen von Gott geſchaffene Perſonen geweſen; allein ihre Werber wären des Teufels. Es ergibt ſich nun, daß ſie deßhalb Jungfrau bleiben wolle, weil ſie vernommen, Gott ſolle von einer ſolchen

geboren werden. Hierin wird ſie beſtärkt durch etliche Aeußerungen der Anweſenden, welche gehört, daß die Geburt unter Hirten und in einem Stalle erfolgen ſolle. Die Oheime erklären ſie für verrückt und hoffärtig; indem ſie ihr bemerklich machen, daß die Mutter Gottes nur eine demüthige Jungfrau ſeyn könne. Es gehet nun ein Vorhang auf; man erblickt eine Geburt Chriſti (nacimiento) und vier Engel ſingen. Die Oheime und Tanten apoſtrophiren und adoriren das neugeborene Kind und die göttliche Mutter und auch Caſandra entſchließt ſich zuletzt hiezu und ein Geſang (cancion) zum Lobe der Mutter Gottes beſchließt das Stück, welchem Naivität, ſchalkhafte Laune und niedliche Lieder, wie auch Wellmann bemerkt, etwas Vaudevilleartiges geben. — Weit einfacher iſt das Auto von den vier Jahreszeiten, welches der als Hirt verkleidete Winter mit einem Geſange eröffnet, dem er Klagen über ſein trauriges Leben einwebt, die er beſonders aus dem übrigens ſehr gut geſchilderten Ungemache der Jahreszeit hernimmt. Er nimmt ſich vor, einzuſchlafen, um zu verſuchen, ob er davon warm werde. Nun tritt der Frühling auf, als ein Gärtner gekleidet und ſingt vom Schmelz der blüthenreichen Auen, den lieblichen Tönen des Nachtigallengeſanges und der zur Liebe einladenden Milde der warmen Lüfte. Der Sommer, eine lange, ſchwächliche und kränkliche Geſtalt mit einem Strohhute, ſteigt auf und klagt über Hitze, Durſt, Fieber und lange Weile. Der Frühling ſchilt ihn einen Baſtard, der alles in Stroh verwandle, was er zum Grünen gebracht; der Sommer replicirt: Lenz ſey ein unzuverläſſiger Geſelle, deſſen Blüthen keine Dauer hätten. Dem Herbſte, der inzwiſchen auftritt, wird vom Frühlinge der Sommer als ein Galgengeſicht vorgeſtellt, als er ſich nach den Anweſenden erkundigt, der ihm Alles ausgedörrt habe und Schuld daran ſey, wenn Herbſt nichts mehr zu zeitigen gefunden. Mit großem Prunke und Geräuſche tritt nun Jupiter auf und ſchilt die „Brüder Jahreszeiten," daß ſie der Liebe deſſen vergäßen, der eben geboren worden. Er ſagt: „Laßt uns zu dem Herrn pilgern, der uns geſchaffen hat." Ein nacimiento wird ſichtbar und Jupiter ſagt in frommer Adoration, er komme aus der Höhe, um anzubeten und den Gehorſam aller Creatur darzubringen, in der ganzen runden Welt ſchließe kein einziges ſich hierin aus, Diana und der leuchtende Phöbus, Mars, Mer-

cur, Venus, Juno und der ſtrenge Saturn, alle ſeyen der Anbetung voll, auch Caſtor und Pollux und der ganze Kreis der Plejaden. Der Winter erklärt dem Jeſuskinde, er habe nun einmal die traurige Figur, welche Chriſtus ihm anerſchaffen, gleichwohl bete auch er ihn an. Der Frühling berühmt ſich dagegen ſeiner belebenden Eigenſchaften. Trotz „ſeiner Fieber und Schwächen, ſo wie ſeines traurigen Daſeyns" beugt ſich auch der Sommer und will ſeinen Kummer verſchweigend, Tag und Nacht anbeten." Der Herbſt bringt zum Schluſſe fröhlich „ſeine Früchte und Erndten dar, welche nur ein ſchwacher Tribut in Betracht der Frucht ſind, daß der Herr Fleiſch geworden. — Von der Comedia de Rubena kenne ich nur die durch Böhl de Faber mitgetheilte erſte Scene. Ein Abt in Caſtilien hat eine von ihm ſehr geliebte Tochter, in welche ſich ein bei ihm in Dienſten ſtehender junger Geiſtlicher verliebt. „Die Unterhaltung nahm bei ihr ein Ende, welchem kein Anfang zu wünſchen geweſen wäre." Rubena fühlt die Folgen dieſes Verkehrs. Ihr Geliebter entfliehet. Der Vater iſt ein ſtrenger Mann. Die Arme beweint ihr Unglück für ſich. Das Stück eröffnet mit einer Nachtſcene, worin Rubena ſich von den Geburtswehen ergriffen fühlt. Sie bricht in rührende Klagen aus, deren natürlicher Wahrheitston durch den mit trauerndem Wehklang der Verſe ſeinen Eindruck auf keinen Leſer oder Hörer verfehlen kann. Benita, ihre Dienerin, welcher ſie ſich bisher nicht anzuvertrauen wagte, erwacht von dem Selbſtgeſpräche und frägt, was ihr ſey und was ſie ſchmerze. Rubena gibt vor, daß ſie Würmer habe. Benita aber iſt nicht dumm und macht allerlei Anſpielungen über die Veränderungen, welche ſie ſeit Monaten an ihrer Gebieterin bemerkt. Da dieſe fortfährt, ſich nicht entdecken zu wollen, vielmehr ſie auffordert, eine gewiſſe Genebra, eine Bendicidera (Segenſprecherin, vermuthlich ein altes Weib zum Beſprechen der Schmerzen) zu rufen, ſo erzählt Benita ihr zum Poſſen Anekdoten, was Rubena natürlich ſehr grauſam findet. Die Scene ſchließt mit einem Gebete Rubenas an die Mutter Gottes, welche ſie bittet, ihr trauriges Geſchick ſo verborgen zu halten, wie ſie einſt ſelber ihr göttliches Geheimniß bewahrt. Auch Wellmann ſcheint außer dieſer vortrefflich gelungenen Scene der Rubena nichts geleſen zu haben. — Von der Tragicomödie: Der Triumph des Winters, iſt mir ebenfalls nur

das von Böhl de Faber mitgetheilte Bruchstück bekannt, worin zuerst der Winter auftritt und eine burleske Schilderung von seinem Wesen, seinen Eigenschaften und Wirkungen entwirft. Er nennt sich Johann Zausehaar (de la greña), Holzverwüster, Hagelsäer ꝛc., den Gott der kalten Dünste, den Oberhauptmann des Seegeschicks u. s. w. Der Hirte Brisco Pelayo tritt auf und singt. Dann segnet er für sich den Herbst und den Vater, der denselben erzeugt und spricht übel vom Winter, den wohl Satanas gemacht haben möge, und dem er sonst gar üble Nachrede hält; zwischendurch aber fährt er fort, sich Eins zu singen. Der Winter tritt ihn an und fragt, weßhalb er zu gleicher Zeit klage und singe. Brisco erwiedert, bei dem Winde höre, bei der Kälte verstehe er ihn nicht. Der Winter sagt, er habe wohl keine Ohren? Im Nebel sehe er ihn nicht, erwiedert jener. Wenn er nicht verlobt wäre, möchte er des Teufels werden, deßhalb sage er der Stimme, die sich in seiner Nähe vernehmen lasse, der Winter sey doch nicht so schlimm, daß er nicht etwas Gutes bringe. Der Winter: Du lästerst mich, Hirte, als ob ich die Hölle wäre. Wärst du der Winter, so würde ich dich noch für schlechter halten, erwiedert jener. Der Winter fordert ihn auf, weiter zu singen. Brisco entgegnet, das Singen bedeute nicht bloß Freude, sondern auch Leid, und gibt ihm auf weitere Fragen ganz kurzweilige Antworten, welche dem Winter wohl gefallen. Der Hirte Juan tritt auf und singt. Wider die Kälte singt und springt er, sonst wäre er längst todt niedergefallen. Gegen alle Uebel gibt es Mittel, sagt er, gegen Flöhe die Einsamkeit, gegen Ratten die Katzen, für den Tod das Begraben, gegen Hunger den Schlaf, wider die Kälte das Tanzen. Brisco heißet den lustigen Bruder willkommen. Juan bemerkt, jener habe sein Sommerverdienst besser zu Rathe gehalten und sich dafür einen Winterpelz angeschafft, während er seinen Lohn in Blumen vergeudet und nun keinen Schutz gegen die Kälte habe und macht eine traurige aber doch wohlgemuthe Schilderung seiner Zerrissenheit. Der Winter fordert beide auf, in ihr Dorf zurückzugehen, denn es sey sein Wille, daß man seinen zweiten Triumph auf dem Meere von Guinea erblicke. — Aus dem Auto von den Aerzten theilt Böhl de Faber nur die letzte Scene mit. Ein Geistlicher beichtet hier auf die anmuthigste und leidenschaftlich beredteste Weise

ſeinem Gewiſſensrathe die ſüße Noth ſeiner Liebe und frägt denſelben, was er thun ſolle? Da der Beichtiger vernimmt, daß jener bereits zwei Jahre in Liebe ſchmachtet, meint er, das ſey ja nur ein Tag gegen die Länge der Pein, die er ſelbſt leide. Der Geiſtliche müſſe ſehr ſchwach in ſeinen Schmerzen ſeyn. Er, der Beichtiger, brenne ſchon fünfzehn Jahre, ohne ſich Jemanden entdeckt zu haben. Man müſſe aber nicht glauben, daß ſich Liebe ſo ohne Weiteres wie ein Waffelkuchen genießen laſſe; man könne ohne Dornen nicht zu den Blumen gelangen. Der Geiſtliche bedürfe der Buße nicht, weil er verliebt ſey, denn Gott habe es ſo geordnet. Eva ſey verheißen worden, daß der Mann für ſie Vater und Mutter und das ganze Haus verlaſſen werde. Vorerſt wird dem Liebenden Schweigen auferlegt. Der Beichtiger aber will ſich in den Liebesgarten begeben und dort einen Liederſalat holen, den Gil Vicente angerichtet hat. Es erſcheinen nun vier Sänger und tragen die mit portugieſiſchen Verſen gemiſchte ensalada vor, welche ein muthwilliges Liebeslied iſt. — In der Comödie: Der Wittwer, treten auf: Der Wittwer mit ſeinen Töchtern Paula und Melicia, ein Geiſtlicher, ein Gevatter, Rosbel ein verkleideter Prinz, Gilberto ſein Bruder. Der Wittwer ergießt ſich in lange und bittere Klagen über den Verluſt ſeiner Gattin, die „ſchön war als ein Stern," ein Muſter in jeder Vollkommenheit, ein wahrer Engel des Himmels. Der Geiſtliche findet den großen Schmerz des Wittwers ganz gerechtfertigt, ſucht ihn doch aber zu tröſten und weiſet darauf hin, wie wir alle geboren werden, um zu ſterben. Es ſey Gottes Wille, darum müſſe er die Trauerkleider ablegen, welche ein Vorwurf für Gott wären. Er habe vielmehr Grund, ſich zu freuen, daß die Gattin ſo voll Reue und durch die Beichte beruhigt geſtorben ſey. Der Wittwer findet ſich auch ein wenig getröſtet. Der Gevatter erſcheint und wünſcht ſeine Lage mit der des Wittwers vertauſchen zu können. da er eine böſe Sieben zur Frau hat. Die Vorwürfe und Entgegnungen, welche er über dieſe Betrachtungsweiſe von dem Wittwer und deſſen Töchtern erfährt, weiß er durch eine luſtige Schilderung der ſchlimmen Eigenſchaften ſeines Weibes zurückzuweiſen, welche zu dem Beſten gehört, was die komiſche Muſe in dieſer Art hervorbrachte. Er nennt ſie z. B. eine Schlange, die zu ſeinem Unglücke unſterblich ſeyn muß, er führt aus, wie ſie ihm in

Allem zuwider ist, wie sie lügt, schimpft ꝛc. Der betrübte Wittwer beschließt unter allen diesen Schmähungen einen Gang an das Grab der Gattin, um dort zu beten, was den Unwillen des Gevatters zu neuem Spotte reizt. Melicia und Paula theilen sich nun auf eine ungezwungene Weise ihre Betrübniß über den Tod der Mutter und ihre Verlassenheit mit. Melicia nennt den Tod, Paula das Leben ein Geheimniß, weil das Scheiden gewiß, man aber nie dazu vorbereitet ist. Der verkleidete Rosbel tritt zu den Mädchen. Er gibt sich für einen Sackpfeifenspieler Juan de las Brozas aus und erzählt ihnen eine erdichtete Lebensgeschichte, worüber der Vater zurückkömmt, der mit ihm ein neues Examinatorium anstellt, worin der Prinz einige Antworten à la Eulenspiegel ertheilt, z. B. woher mein Freund? R. Aus meinem Lande. W. Welcher Ort ist der deine? R. Er gehört nicht mir, sondern seinem Herrn, dem ich denselben nicht streitig machen will. Der Wittwer nimmt Rosbel auf ein Jahr in Dienst, den er auch sofort antritt, indem er Holz herbeiträgt, die Ziegen melkt ꝛc., wobei Vater und Töchter sich über die Behendigkeit und das Geschick des neuen Dieners freuen. Rosbel gibt dazwischen auch ein Lied zum Besten. Als er sich mit den Mädchen allein siehet, fragt er sie in einer Weise aus, daß beide erkennen, er sey nicht der, wofür er sich ausgibt. Ich bin einer, der in hellen Flammen lodert, erwiedert er und macht beiden Mädchen eine Liebeserklärung, die er nur sehen und bedienen will, weßhalb er, der Herzogssohn, sich um Lohn verdungen habe. Er habe sie beide seit dem ersten Tage, wo er ihrer ansichtig worden, so geliebt, daß er seinen Tod, wenn er von ihnen ausgehe, für ein Paradies halte. Don Rosbel wolle nicht mehr, wie ihm gebühre, Herr, sondern Sklave seyn. Die Mädchen thun sehr erschrocken; er hat ihnen auferlegt, ihn nicht zu verrathen. In einer Zwischenscene findet der Wittwer abermals Gelegenheit, des Dieners sich zu freuen und entfernt sich zu einem Gange über Land. Paula und Melicia berathschlagen für sich, wie sie sich zu verhalten haben und kommen überein, daß sie Rosbel nicht verrathen wollen. Dieser erscheint und sagt den Schwestern wieder Schmeicheleien und Zärtlichkeiten, indem er versichert, wie alle groben Arbeiten ihm süß werden, da er dieselben für sie thut: Er findet es selbst seltsam, daß ein Gedanke zwei gleichzeitige Liebesneigungen umfaßt. — Inzwi-

ſchen kömmt der Wittwer zurück, der auf dem Lande einen Freier für Paula gefunden und für Melicia eine Ausſicht bekommen hat. Rosbel weint, da er dieß hört und gibt auf des Alten Befragen nach ſeinem Kummer vor, den plötzlichen Tod einer Schweſter erfahren zu haben. Er will die Heerde in ein abgelegenes Thal treiben, damit ſeine Klagen Niemand beläſtigen. Der Alte befiehlt ihm zuvor den Stall auszuweißen. Während der Alte ſich ins Gebet begibt, klagen Rosbel und ſeine Geliebten gemeinſchaftlich. Er beſchwört ſie, in die Anträge der Freier nicht einzugehen. Sie verſichern ihm, weit davon entfernt zu ſeyn, in die Heirath zu willigen. Rosbel macht nun aber die Bemerkung, daß er beide Geliebten zugleich nicht ehelichen könne und ſchlägt daher vor, daß die Mädchen um ihn loſen. Sie finden es zwar ſeltſam, fügen ſich aber. Paula iſt die Glückliche ohne Neid ihrer Schweſter. Rosbel empfindet es als einen andern Tod, denn er intereſſirte ſich für Melicia eben ſo ſtark als für Paula. In dieſem Augenblicke erſcheint ſein Bruder Gilberto, welcher ihn aufzuſuchen in der Welt umherziehet und den Himmel preist, daß er den Vermißten nun aufgefunden, nach dem er überall ſpürte. Rosbel erkundigt ſich nach ſeinen Eltern, deren Traurigkeit Gilberto ſchildert. Sie hatten Heren um Rath gefragt, welche die Antwort ertheilten, daß Rosbel Schweine hüte und zwei junge Mädchen zu Gegnerinnen habe. — Rosbel erzählt nun, wie „dieſe Göttinnen des Lebens, die Königinnen der menſchlichen Kraft“ ihn gefangen genommen. Ihr Kuhhirte zu ſeyn, wäre nichts Schlimmes, „da ſelbſt ihr Schweinhirte ein großer Kaiſer zu ſeyn verdiene.“ Rosbel macht ſeinem Bruder den Vorſchlag, die zweite“ dieſer koſtbaren Waiſen zu freien. Gilbert ſchlägt ein. Der Wittwer kömmt dazu und macht den erkannten großen Herren Vorwürfe, daß ſie in einem Trauerhauſe mit Waiſen ſolche Händel anfangen. Als er aber vernimmt, daß es mit dem verabredeten Heirathen Ernſt ſey, lobt er ſeinen Schöpfer, daß es alſo gekommen und hält es für eine zu ſeinem Troſte gefügte Schickung. Er will zu ſeinen geliebten Freunden eilen und Tanz und Muſik veranſtalten. Während die Mädchen ſich umkleiden, tragen einige Sänger zum Beſchluſſe ein artiges Lied vor. — Wenn der Leſer nach den gelieferten Auszügen aus Encinas und Gil Vicentes Dramen nur unbedeutende,

wenig intereſſirende Compoſitionen in den letztern erkennen ſollte, ſo wird gebeten, ſolches mehr auf die Rechnung des Zergliederers als der Dichter zu ſetzen, welche nicht dafür angeſehen werden können, wenn unter dem Analyſiren der geiſtige Duft und die poetiſche Atmosphäre verſchwunden ſind, welche ſich um die lebenvolle Sprache und den naiven Ton, welchen jene alten Poeten noch in aller Natürlichkeit zu treffen wußten, verbreiten. Das iſt einmal das Mißgeſchick ſolcher Auszüge, die darum eine höchſt undankbare Arbeit ſind. Gleichwohl darf der Literaturhiſtoriker ſich derſelben nicht entziehen, wo es darauf ankömmt, wenig oder gar nicht bekannte Gebiete zugänglich zu machen. Am beſten würde dieß freilich durch Ueberſetzungen geſchehen, für welche indeß nicht die dem Geſchichtſchreiber etwa beiwohnende Sprachenkunde ausreicht, ſondern ein dem Dichter, der überſetzt werden ſoll, homogenes oder wenigſtens analoges Talent erforderlich iſt, ein Erforderniß, welches der bloße Sprachkenner nicht gerade auch immer zu erfüllen im Stande iſt. — Daß die ſämmtlichen ſpaniſchen Stücke des Gil Vicente in kurzzeiligen Verſen abgefaßt ſind, wird kaum beſonders zu bemerken ſeyn. Auffallend bleibt, daß Moratin in ſeinem Catalogo de piezas dramaticas beim Jahre 1532. die Namen der acht ſpaniſchen Stücke des Gil bis auf die Rubena ganz anders angegeben hat, als vorſtehend geſchehen iſt. Er nennt ein Auto: Amadis, eine Tragicomödie: Den Tempel Apolls — eine Comödie: Pilgerfahrt der Beleidigten — eine Comödie: Das Schiff der Liebe — eine Tragicomödie zur Niederkunft der Königin, — eine Tragicomödie: Die Liebesſchmiede und eine Comödie: Der Wald der Täuſchungen. — Da Moratin vom Inhalte dieſer Stücke ſchweigt, ſo iſt nicht zu ermitteln, in wiefern dieſelben etwa unter einem andern Titel mit dem oben abgehandelten einerlei ſind. Der Amadis, welcher 1559. von der Inquiſition verboten ward, befindet ſich jedoch beſtimmt nicht darunter und würde daher ein neuntes Stück bilden. Um das lyriſche Talent Gil Vicentes noch anſchaulicher kennen zu lernen, mögen einige ſeiner Liebeslieder im Originalversmaaße verdeutſcht hier eine Stelle finden:

1.

Der Roſenbuſch.

Von dem Roſenbuſch' o Mutter,
Von dem Buſche komm' ich,
Am Geufer jenes Baches
Schaute ich den Buſch in Knospen,
Von dem Buſche komm' ich;
An den Ufern jenes Fluſſes

Schaute ich den Buſch in Blüthe,
Von dem Buſche komm' ich her,
Da ich ſeh den Buſch in Blüthe
Brach ich ſeufzend mir die Roſen,
Von dem Roſenbuſch, o Mutter,
Von dem Buſche komm ich her.

2.

Schönheit des Mädchens.

Gar zu lieblich iſt das Mädchen,
Wie ſie ſchmuck iſt, iſt ſie ſchön,
Sage nun, mein guter Schiffer,
Der du auf den Schiffen lebteſt,
Ob das Schiff, ob ſeine Segel
Und die Sterne wohl ſo ſchön ſind?
Sage an, mein guter Ritter
Der du dich in Waffen kleideſt,
Ob das Roß und ob die Waffen,
Ob der Kriegeskampf ſo ſchön ſind?
Sage an, mein Hirtenbube,
Der du weideſt deine Heerde,
Ob die Heerde, ob die Thäler,
Ob die Berge wohl ſo ſchön ſind.

3.

Zorn des Mädchens.

Zornig iſt das holde Mädchen,
Wer, o Gott, mag mit ihr reden.
Ins Gebirge geht das Mädchen,
Ihre Heerde will ſie weiden,
Schön iſt ſie, als wie die Blumen,
Doch erzürnt wie Meereswogen.
Zornig iſt das holde Mädchen,
Wer, o Gott, mag mit ihr reden.

Die Tragicomödie: Cöleſtina.

Einſam, aber eine höchſt bedeutende Erſcheinung und ein ſichtlicher Fortſchritt zur dramatiſchen Compoſition ſtehet die, gewiſſermaßen in Handlung geſetzte Liebesgeſchichte des Calliſto und der Melibea da, welche auch den Titel Cöleſtina führt. Die Literaturgeſchichten führen dieſes Erzeugniß der Poeſie als eine Tragikomödie auf, während der Verfaſſer daſſelbe für eine Komödie angeſehen wiſſen will. Er hat dieſen Namen nicht durchſetzen können. Denn, wie er ſelbſt in der Vorrede bemerkt, hätten einige Freunde ſogar verlangt, daß das Stück eine Tragödie genannt werden müſſe, da es einen ſo traurigen Ausgang nehme. Er hat, ſich deßhalb, wie er ſagt, zu einem Mittelwege entſchloſſen und ſeinem Erzeugniſſe den Namen Tragikomödie gegeben. Alle Ausgaben[1]) führen demnach den Titel: „Tragikomödie des Calliſto und der Melibea, welche außer ihrem lieblichen und anmuthigen Style, viele philoſophiſche Sprüche und der erwachſenen Jugend ſehr nothwendige Rathſchläge enthält, die ihr zeigen, welches Truges Dienſtboten und Kupplerinnen voll ſind.“ Eine Komödie mag dieſe poetiſche Hervorbringung allerdings auch in dem Sinne gewiſſermaßen genannt werden können, wie viele ſpätere Bühnenerzeugniſſe der Spanier alſo heißen. Wie dramatiſch auch die Handlung des Stückes von Anfange bis zu Ende fortſchreitet, ſo iſt das Ganze doch eben nur eine dialogiſirte Novelle, weil Alles, was zwiſchen den handelnden Perſonen vorgehet, nur im Dialog vorgetragen wird, ſich aber nicht vor den Augen des Leſers aus innern Motiven und perſonalen thätigen Ingredienzen der Compoſition heraus entwickelt. Allein dieſer Dialog iſt auch ſo bewunderungswürdig, daß er ganze

1) Es ſind über dreißig. Man leſe dieſelben bei Moratin und in Eberts bibliographiſchem Lexicon Nro. 3861 nach.

Legionen frostiger Nachahmungen der alten Komödien, womit nach dem mittelalterlichen Schlummer die wieder erwachende Thalia zu debütiren begann, an dramatischer Lebendigkeit aufwiegt. In der Ver- und Entwickelung der Intrigue ist dieses Stück dem Besten, was die hierin ausgezeichnete spätere Bühne in Spanien lieferte, an die Seite zu setzen. In noch höherm Lichte glänzt das Genie des Verfassers, wenn der Leser dieser Komödie sich den Zustand der dramatischen Literatur bei den übrigen gebildeten Nationen Europas zur Zeit der Entstehung dieses Stückes in der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts vergegenwärtigt und darauf einen vergleichenden Blick wirft. Der etwas jüngere Macchiavelli ist in manchem Betrachte ein dramatischer Geistesverwandter des spanischen Dichters zu nennen. Die Länge des Stückes machte die theatralische Aufführung desselben weniger unmöglich als die monströse Eintheilung in einundzwanzig Acte und der Mangel an eigentlich dramatischer Handlung. Gleichwohl aber sind einige Scenen, namentlich aber diejenigen, welche die Katastrophe herbeiführen und darstellen, in Beziehung auf theatralischen Effect von einer Wirkung, wie sich wenige Bühnendichter rühmen dürfen, hervorgebracht zu haben. Der Contrast zwischen Liebesglück und Liebesleid ist auf eine so bewundernswürdige Art benutzt, daß man in der Gallerie der Tragödien der Liebe die Melibea dreist in der Nähe von Romeo und Julia aufstellen darf. Diese Tragödie ähnelt in vielen Zügen dem 150 Jahre ältern Werke des Spaniers, in welchem sich überhaupt, wie ich näher belegen werde, vielfach eine Anlage zu einem pyrenäischen Shakspeare hervorthut, an dessen Kraftmanier so mancher Witz, so manches Bild und so manche Empfindungsform erinnert. Ich glaube wohl, daß der im oben angeführten Titel ausgedrückte didaktische Zweck dem Verfasser mehr gegolten hat, als die unvergleichliche Darstellung von der Liebe Lust und Leid, welche sich selbst als den Kern des Stückes bleibend geltend zu machen gewußt hat. Allein ich argwöhne weit minder, als beim Erzpriester von Hita, daß beim Vorgeben jener didaktischen Absicht dem Dichter nebenher der Schelm im Nacken gesessen haben mag, denn er ist bis auf die künstliche Verborgenheit, worin er seinen Namen zu hüllen gesucht, im Allgemeinen ein ehrlicher Gesell und kein Spötter, wie der gute Juan Ruiz. Wenn Cervantes, welcher hie-

bei ganz ſicherlich auch des Dichters Didaktik mit vor Augen hat, an der Göttlichkeit der Melibea nichts weiter vermißt, als eine ſchickliche Verdeckung der Menſchlichkeiten, ſo trifft er darin genau die faule Stelle des Werkes: die äſthetiſche Widerlichkeit der übrigens meiſterhaften Schilderung ſchmutziger Unſittlichkeiten, ſehr genau, macht ſich aber ſtillſchweigend ſelbſt ein großes Compliment, indem eine Glanzſeite der Cöleſtina die Morgenröthe derjenigen Manier iſt, in welcher er ſelbſt als Sonne zu glänzen berufen war, als er in ſeinen Muſternovellen das ſociale und das Familienleben ſeiner Zeit ſchilderte. Viele einzelne Stellen in der Cöleſtina würde auch der ſcharfſichtigſte Geiſtesphyſiognom ohne Zweifel zuverſichtlich dem Cervantes zuzuſchreiben ſich veranlaßt finden, wenn ihm dieſelben aus ihren bekannten Umgebungen herausgeriſſen, als Bruchſtücke eines unbekannten Schriftſtellers zur Ermittelung des Verfaſſers vorgelegt würden; ſo ſehr tragen dieſelben das Gepräge von Cervantes literariſchem Character. Aber auch der aller Pedanterie abholde, lebendige und kräftige Dichter der Cöleſtina unterlag zuweilen der allgemeinen Krankheit ſeiner Zeit, der Sucht des Prunkens mit unzeitiger Gelehrſamkeit, welche noch zuletzt bei der hochtragiſchen Kataſtrophe dem Finaleffecte angefröſtelt wird, indem Melibea den beſchloſſenen Selbſtmord mit einer Menge von Beiſpielen aus der Geſchichte zu vertheidigen ſucht. Erfindung, Intereſſe und Wahrheit der Handlung, ſo weit von einer ſolchen in einem faſt nur dialogiſirten Werke die Rede ſeyn kann, gelungene Charakteriſtik, Reinheit und Lieblichkeit des Styles, unvergleichliche Behandlung des Dialoges, Witz, Dialektik, beißender Spott und heiterer Humor, erſchütternde Kataſtrophe und zu dem Allem eine ungemein zierliche Sprache verſchafften dem ſonderbaren Werke bei ſeinem erſten Bekanntwerden als einer bis dahin beiſpielloſen Erſcheinung rauſchenden Beifall, welcher ſelbſt zu fremden Zungen ſich Bahn brach. Unzählige Auflagen erlebte es in Spanien, achtmal ward es in die franzöſiſche, eilfmal in die italieniſche, einmal in die lateiniſche, einmal in die holländiſche und zweimal in die deutſche Sprache[1]) überſetzt. Der lateiniſche Ueberſetzer, unſer be-

1) Die treffliche Ueberſetzung von v. Bülow iſt mir erſt zu Händen gekommen, als ich den obigen Auszug bereits vollendet hatte. Ich würde vielleicht, auf dieſe Ueberſetzung verweiſend, mich haben kürzer faſſen können.

rühmter Landsmann, der Cüſtriner Caspar von Barth gerieth in ſeiner Vorrede in eine, an einem deutſchen Gelehrten des ſiebenzehnten Jahrhunderts ganz befremdende Extaſe. Schon auf dem Titel drückt ſich dieſelbe aus. Er lautet: Pornoboscodidascalus, ein wirklich göttliches Buch, das von einem unbekannten ſpaniſchen Verfaſſer als ein Drama unter dem Titel: Cöleſtina verfertigt iſt und an Lebensregeln, Vorbildern, Darſtellungen und Ermahnungen ſo reich iſt, daß kaum eine andere Sprache dergleichen aufzuweiſen hat, überſetzt von Caspar Barth während ſeines Studiums der caſtilianiſchen Sprache, für deren nahebei vorzüglichſtes Werk in Styl und Weisheit dieſes Buch gehalten wird." In der Vorrede trägt er nun gar kein Bedenken, zu erklären, daß keiner der Poeten des claſſiſchen Alterthums es dem ſpaniſchen Autor zuvorgethan. So ſprach der Mann, welcher bereits im neunten Jahre den Terenz auswendig wußte und ſelbſt Dichter und geſchmackvoller Kenner der römiſchen und griechiſchen Literatur war. — Eine unentbehrliche Fundgrube iſt die Cöleſtina für denjenigen, welcher die Sittengeſchichte des fünfzehnten Jahrhunderts zu ſchildern unternehmen will. Die Fortſchritte, welche Luxus und Sittenverderbniß bereits vor der Entdeckung der neuen Welt gemacht haben, erregen ein betrübendes Erſtaunen, ein freudiges aber die bewunderungswürdige Art, wie ein geiſtvoller Mann, ein Zeitgenoſſe dieſes Treibens, ein Gemälde davon zu liefern verſtand. Wegen ſeiner moraliſchen Zwecke ward dieſer Roman als ein dramatiſches Meiſterſtück angeſehen und fand unzählige Nachahmer. Es folgten einander eine Menge ſolcher dramatiſirten Sündenſpiegel, welche die Jugend vor den Verführungskünſten der Kuppler und Kupplerinnen warnen ſollten und die gemeinſte Wahrheit in ekelhafteſter Blöße proſtituirten, um durch grelle Effecte die Wirkſamkeit der Abſchreckungstheorie darzuthun. Eine Florinea, eine Selvagia, Perſeus und Tibalda, eine Hexe, der Jammer des Schlafes und der Welt, eine Serafina, Hipolita und Andere traten gänzlich in die Fußtapfen der Cöleſtina. Feliciano de Silva, der vom Cervantes bitter verſpottete Verfaſſer des Ritterromanes Floriſel von Nicäa und Carls des V. Hiſtoriograph ließ die Kupplerin Cöleſtina, welche bereits im zwölften Acte des nach ihr genannten Stückes unter den Dolchen von Calliſtos Dienern fiel, wieder auf-

ſtehen als: Celestina resucitada in vierzig Scenen und ein Gaspar Gomez lieferte ſogar eine dritte Cöleſtina. Urrea, ein aragoniſcher Ritter, und Juan Sedeño brachten die alte Cöleſtina in Verſe. Alle dieſe dramatiſchen Schmarotzerpflanzen, welche ſich um den guten Stamm der Cöleſtina wuchernd ſchlingen, ſollen mich um ſo weniger hier aufhalten, als ſie, wenn ihre literaturhiſtoriſche Dignität auch eine beſſere Geltung anſprechen dürfte, der Zeit nach hinter dem Endziele liegen, an welchem die gegenwärtige Geſchichte ſtehen bleiben muß. Die Cöleſtina würde zwar der Zeit ihrer Entſtehung noch, wie es ſcheint, vor Gil Vicente und Encina ihren Platz haben finden müſſen. Allein ich habe ſie hinter denſelben abhandeln zu dürfen geglaubt, weil ich dieß Stück, wenngleich es ſich nur als eine dialogiſirte Novelle einführt, und wenn es auch der Anlage nach vielfach an des Erzprieſters von Hita Geſchichte des Don Melon de la Huerta erinnert, doch als einen weitern Fortſchritt in der dramatiſchen Kunſt betrachte, welche bei Gil Vicente und Encina ſich noch in einer weit geringern Ausbildung zeigt, ſo daß ihre Leiſtungen in ihrem ganzen Auftreten als das Unvollkommenere, Unreifere erſcheinen, welches jener vorausgehen mußte. Die Cöleſtina nimmt eine zu bedeutende Stelle in der ſpaniſchen Literatur ein, als daß der Verſuchung zu widerſtehen iſt, der Frage nach dem Verfaſſer näher nachzugehen und demnächſt einen ziemlich ausführlichen Abriß des Inhaltes mit Proben des Dialoges zu liefern. Das Sicherſte, was über den Verfaſſer zu ermitteln iſt, ergibt das Buch ſelbſt. Der erſte Act, etwa ein Fünftheil des Ganzen, war bereits in der Handſchrift häufig im Umlaufe und bekannt, bevor man das Ganze zu Geſicht bekam. Ueber den Verfaſſer dieſes auch als Bruchſtück höchſt anziehenden Erzeugniſſes war man im Zweifel. Da erſchien das Ganze. In der beſondern Anſprache an einen jungen Freund, womit die erſte vollſtändige Cöleſtina begleitet iſt, äußert der Herausgeber mit Bezug auf den erſten Act Folgendes:

„Ich bemerkte, daß der Verfaſſer demſelben nicht ſeine Firma beigefügt hatte. Es war derſelbe, wie einige ſagen, Juan de Mena und nach Andern Rodrigo Cota. Wer er aber auch ſeyn mag, des dankbarſten Andenkens iſt er werth wegen der geſchickten Erfindung, wegen Einſchaltung vieler Sittenſprüche, die er mit dem

Anſtriche witziger Heiterkeit aufführt; er war ein großer Philoſoph. Da er nun aus Furcht vor böſem Leumunde und ſchädlichen Zungen, die immer leichter bereit ſind, zu tadeln, als im Stande ſelbſt zu erfinden, es gerathen befunden, ſeinen Namen zu verhehlen und zu verſtecken, ſo macht mir keinen Vorwurf daraus, wenn ich aus der Abſicht, die ich ihm beimeſſe, auch den meinigen nicht nenne, ganz vorzüglich, weil ich Rechtsgelehrter bin, das Werk aber, wenn gleich ganz geſcheidt, doch meiner Facultät fremd iſt. Wer es erführe, würde ſagen, daß ich dieſe unerhörte Arbeit nicht, wie doch die Wahrheit iſt, zur Erholung von meiner Hauptbeſchäftigung, durch die ich in meinen eigenen Augen Werth erhalte, unternommen, ſondern mich darauf eingelaſſen, weil ich dem Rechte abwendig geworden. Was man mir übrigens auch nachreden mag, ich werde in einem Wagniß Genugthuung finden, beſonders wenn ich daran denke, daß ich, wie es gewiß iſt, nicht 14 Tage einer Ferienzeit, während meine Collegen ſich auf ihren Landſitzen befanden, auf die Vollendung derſelben verwendet habe. Doch mag es auch länger oder kürzer gewährt haben. Zur völligen Entſchuldigung nicht nur vor euch, ſondern allen denen, die es leſen mögen, biete ich folgende Verſe": dieſe Verſe ſind überſchrieben: „Der Verfaſſer entſchuldigt ſich wegen des durch Schreiben dieſes Werkes begangenen Mißgriffes gegen ſeine Tadler und Krittler." Dieſes Gedicht beſtehet aus eilf achtzeiligen Stanzen. Am Ende des Werkes finden ſich von Alonzo Proaza, dem angeblichen Corrector des Werkes, einige Verſe, deren letzte Octave die Ueberſchrift führt: „Enthülle ein Geheimniß, das der Verfaſſer in den Verſen verſteckte, die er ſeinem Buche voranſetzte." Die letzte Octave ſelbſt lautet aber alſo: „Weder will meine Feder, noch geſtattet es die Billigkeit, daß der Ruhm jenes großen Mannes noch die Ehre, deren er werth oder ſein berühmter Name durch unſern Anlaß mit Vergeſſenheit bedeckt bleibe. Deßhalb wollen wir von jeder Zeile ſeiner eilf Strophen die erſten Buchſtaben, welche auf eine geſchickte Weiſe ſeinen Namen, ſein Vaterland und ſein berühmtes Volk enthüllen, zuſammenſtellen." Lieſt man hiernach die Verſe am Anfang als Akroſtichen, ſo erhält man folgenden Satz: Der Baccalaureus Fernando von Roras hat die Comödie von Calliſto und Melibea vollendet und war geboren im

Flecken Montalban. Aus dem Bisherigen ergibt sich, wie Roxas sich des Werthes seiner Arbeit zuversichtlich gewiß war, aber doch auch den Anstand eines Baccalaureus zu verletzen fürchtete, der über sein Fach nicht hinausgreifen durfte, wenn er sich zur Autorschaft von einem Werke bekannte, das seinem Berufe so fern ablag, wobei er aber doch der Eitelkeit nicht widerstehen konnte, unter der Hand seine Vaterschaft zu dem lieben Kinde an den Mann zu bringen. An diese Mittheilung knüpfte er aber die Vorsicht, daß er sich nur als Vollender eines von einem Andern entworfenen und stückweis ausgeführten Planes darstellte. Er zweifelte dabei nicht, daß die Freunde, welche sich das Werk und mithin sein Verfasser erwerben würden, der verschwiegenen und in Abrede gestellten Schöpfung des Ganzen durch ihn allein, ohne ihn anders als etwa zu seinem Ruhme zu verrathen, auf die Spur kommen würden. Die Ehre, Verfasser der vollständigen Cölestina zu seyn, wird aber nur wohl für den gescheidten Roxas in Anspruch genommen werden dürfen. Moratin meint, ohne auf diese Lösung zu fallen, ganz naiv, daß, da Roxas selbst den Verfasser des ersten Actes nicht habe ermitteln können, solches jetzt wohl ganz unmöglich werden dürfte, zumal weder eine Prosa von Mena noch Cota, die nur Verse hinterlassen, mit der Prosa in der Cölestina verglichen werden könne. Ganz unbefangen macht Moratin die Bemerkung, daß Niemand wer den ersten Act mit den folgenden zwanzig mit schuldiger Sorgfalt vergleiche, ohne die eigene Angabe des Roxas[1]) zweifeln würde, daß das Ganze aus einer Feder hervorgegangen. Diese Meinung wird sich jedem aufdringen, der aufmerksam die Cölestina liest, wie denn auch die Ueberzeugung unausbleiblich ist, daß Erfindung und Styl von Anfang an aus einerlei Quelle fließen. Im ersten Acte ist Alles so verknüpft und eingeleitet, daß die folgenden als das nothwendige Ergebniß, welches dem Verfasser des ersten Actes, als

1) Diese mag denn auch den Verfasser des Dialogo de las lenguas (Origenes de la lengua Español II. S. 165), so wie Velasquez (Origenes S. 98), Mendibil und Silvela (biblioteca selecta III. S. 57, Bouterwek S. 130) und Rosenkranz (allgemeine Geschichte der Poesie III. S. 47) verleitet haben, dem ersten Acte vor seinen Nachfolgern bedeutende Vorzüge zuzugestehen, die doch in der That auch den letztern keineswegs fehlen oder in geringerm Maaße eignen.

er denſelben ſchrieb, ſchon vorſchweben mußte, erſcheinen. Von dem im erſten Acte angelegten Gewebe erhält man erſt einen klaren Begriff, wenn man ſich bis ans Ende hindurch geleſen hat. Eine Stelle des Geſpräches zwiſchen Sempronio und Cöleſtina im dritten Acte ergibt, daß derſelbe, welcher mit den übrigen in vierzehn Tagen gearbeitet worden, während der Belagerung von Granada geſchrieben wurde, alſo gegen das Jahr 1492. Am Ende aber nennt Melibeens Vater, welcher freilich ein alter Mann war, den verliebten Macias ſeinen Zeitgenoſſen. Juan de Mena ſtarb aber ſchon 1456. und der erſte Act müßte, wenn dieſer deſſen Verfaſſer wäre, damals ſchon 30—40 Jahre vorhanden geweſen ſeyn. In dieſem Zeitraume erlebte die caſtilianiſche Proſa ſolche Veränderungen, daß es ſchwer geweſen ſeyn würde, die beiden Stücke in Styl, Sprache und Manier einander ſo ähnlich zu machen, daß ſie wie aus einerlei Guſſe erſcheinen. Daß der erſte Act aber nicht von Mena herrühren könne, hatten ſchon Nicolaus Antonio und ſpäter Sarmiento (Memorias §. 819) lebhaft gefühlt. Die dürre Reflexion der froſtigen Didaktik, welche in Menas Poeſieen vorherrſcht, iſt unmöglich aus demſelben Kopfe hervorgegangen, in welchem der erſte Act der Cöleſtina ausgeboren wurde. Hätte der Luſtigmacher und Stegreifsreimer Rodrigo Cota den erſten Act der Cöleſtina gedichtet, ſo würde unbegreiflich ſeyn, wie das Product dieſes berühmten Allerweltsmannes ſo vergeſſen werden mochte, daß man etliche Luſtern nach ſeinem Tode nicht mehr wußte, wer dieſes Stück, deſſen Ruhm alsbald, nachdem Roſas es von Neuem in die Welt geſendet, ganz Europa erfüllte, angelegt. Abgeſehen hievon, dürfte auch ſchwerlich dieſer Reimer ſich zu der Schreibart der Cöleſtina erhoben haben, welche der Verfaſſer des Dialogo de las lenguas bis auf einige Archaismen für die natürlichſte, geſchickteſte und eleganteſte erklärt, welche in irgend einem caſtilianiſch geſchriebenen Buche angetroffen werden möchte, während Martinez de la Roſa bemerkt, daß die innern und ſprachlichen Trefflichkeiten der Cöleſtina dieſer Compoſition ſofort nach deren Bekanntwerdung großen Ruhm verſchafft hätten [1]). Moratin dagegen ſpricht ſich dahin

1) Invencion, interes, caracteres bien descritos, estilo puro y ameno dialogo natural y facil, chiste y donayre (àunque menos comedido y casto

aus, daß mit geringer Nachhilfe die Cöleſtina zu einem claſſiſchen Meiſterwerke erhoben werden könne, wie deren die ſpaniſche Literatur wenige aufzuweiſen habe. Leon de Amarita, der neueſte Herausgeber der Cöleſtina, rühmt derſelben gleichfalls nach, daß der Verfaſſer ſo gut geſprochen und geſchrieben, als man es nur immer jetzt verſtehe. Dergleichen reimt ſich übel mit den verdächtigen Nachrichten, die uns von Rodrigo Cota aufbewahrt ſind, wonach derſelbe nur als ein gemeiner Poſſenreißer erſcheint [1]), der es wohl nicht zu einem Erzeugniſſe bringen konnte, das der edle Cervantes in vollem Ernſte ein göttliches nannte. Ungemein dramatiſch iſt ſogleich der Anfang. Calliſto, ein junger Mann von altem Geſchlechte, mit allen adelichen Eigenſchaften des Leibes und Geiſtes ausgerüſtet, folgt ſeinem Falken, der ſich verflogen, in einen Garten nach, wo er Melibea findet, eine Jungfrau von hoher Schönheit und Geburt, die Tochter des Pleberio und der Aliſa. Er muß bereits früher in das Fräulein ſich verliebt haben. Denn ſeine erſte Anrede lautet ſchon alſo: Darin erkenne ich die Größe Gottes, daß er der Natur die Macht verlieh, dich mit ſo vollkommener Schönheit zu begaben, und daß er mir, ohne mein Verdienſt die Gnade gewährt, zu deinem Anblicke zu gelangen und zwar an einem ſo paſſenden Orte, wo ich mein geheimes Leid offenbaren kann. Ohne Zweifel und Vergleich größer iſt dieſer Lohn, als der Dienſt, das Opfer, die Andacht und frommen Werke, welche ich, um an dieſen Ort zu gelangen, Gott dargebracht. Wer ſah in dieſem Leben ſchon eines Menſchen Leib ſo beſeligt, als den meinigen? Die glorreichen Heiligen, welche ſich an Gottes Anſchauen erfreuen, empfinden kein

---

que debiera) diccion bellisima, esmaltado de modismos familiares y de sales castizas, mil dotes, en fin, tan *unevas* como agradables, diéron grandisima fama à esa composicion, *apenas nacida.*

1) Doch iſt folgendes Lied von ihm nicht übel:

Dunkler Lichtglanz, blinder Blick,
Todtes Leben, Luſt voll Plage,
Glück, erfüllt von Mißgeſchick,
Trübes Lachen, frohe Klage,
Süße Galle, holde Pein,
Fried' und Krieg in einem Herzen,
Das kannſt Liebe du nur ſeyn,
Mit der Luſt erkauft durch Schmerzen.

größeres Glück, als ich jetzt bei deinem Anblicke. Aber o Trübsal! Darin sind wir unterschieden, daß sie in reiner Herrlichkeit der Furcht überhoben sind, aus ihrer Glückseligkeit herabzufallen, meiner Freude aber die Furcht vor der wilden Qual beigemischt ist, die deine Entfernung mir verursachen wird. — Melibea nimmt diese Ansprache sehr übel, hält dieselbe für einen Angriff auf ihre Tugend und heißt dem Vermessenen sich zu entfernen. Zu Haus gekommen, läßt Calliſto seinen Unmuth an seinem Diener Sempronio durch Gezänk und wirres Gerede aus. Als Calliſto ihn unter Andern zum Teufel gehen heißt, antwortet Sempronio: Ich, meines Bedünkens glaube nicht, daß, wer bei dir bleibt, mit mir gehen wird. Sodann macht er für sich einen meisterhaften Ueberschlag, wie er sich verhalten, wenn Calliſto, wie es den Anschein hat, sich umbringen sollte, kömmt aber endlich doch zu dem Resultat, daß es besser sey, sich seines Herrn anzunehmen. Calliſto fordert die Laute. Sie ist verstimmt. Wie mag, sagt Calliſto, der Verstimmte sie stimmen? Wie soll derjenige den Einklang empfinden, der mit sich selbst so im Mißklange stehet, in dem der Wille der Vernunft nicht gehorsamt? Er fordert seinen Diener auf, das traurigste Lied zu singen, das er kennet. Sempronio singt von Roms Brande unter Nero. Noch größer aber ist Calliſtos Feuer und noch geringer das Mitleiden deren, von der er sprechen will. Mit vortrefflicher Dialektik setzt er dieß dem Sempronio auseinander. Wenn das Fegfeuer so arg sey als der Brand, der ihn verzehrt, so will Calliſto nach seinem Tode lieber unter die unvernünftigen Thiere kommen, als durch jenes Feuer unter die Heiligen. Sempronio nennt das ketzerisch und fragt, ob Calliſto kein Christ sey. Ich bin, entgegnet dieser, ein Melibäer. Melibea bete ich an, an Melibea glaube ich, Melibea liebe ich. Nun weiß Sempronio, wo seinen Herrn der Schuh drückt. Melibea ist groß, sagt er, sie hat in meines Gebieters Herzen keinen Platz, sie gehet ihm sogleich wieder zum Munde heraus. Er verspricht seinen Herrn zu heilen. Vortrefflich ist die Unterredung, worin Sempronio dem Calliſto zu beweisen sucht, daß er sich seine Liebe aus dem Sinne schlagen müsse. Da er die Würde des Mannes der Gebrechlichkeit des schwachen Weibes unterwerfe. Calliſto entgegnet, er erkenne Melibeen für Gott an und glaube nicht, daß ein anderer Herr im Himmel

lebe. Sempronio wirft ihm vor, daß er ärger zu ſündigen gedenke als die Sodomiter, welche ſich doch nur mit Engeln vergingen, während er es mit einem Weſen thun wolle, das er für Gott halte. Verdammt ſeyſt du, ſpricht Calliſto, daß du mich lachen machſt, was ich das ganze Jahr nicht zu thun gedachte. Du gedachteſt alſo dein ganzes Leben lang zu weinen, fragt der Bediente und Calliſto bejahet es, weil er die liebe, welche zu erlangen, er unwürdig ſey. Sempronio ſpottet, daß ſein Herr verzweifle, ein Weib zu erlangen, da doch eine ſolche Menge Weiber, ſelbſt Göttinnen, zu ganz gemeiner Buhlſchaft ſich erniedrigten, was er ſelbſt Calliſtos Großmutter vorwirft. Sempronio citirt zum Beleg eine Menge Schriftſteller. Calliſto frägt: warum ſich denn dieſe am Ende dem Weibe doch unterworfen haben? Sempronio räth, lieber denen zu folgen, welche der Weiber Argliſten beſiegten, als denen, die ſich von denſelben beſiegen ließen. Calliſto verſichert, daß er, je mehr Schwierigkeiten Sempronio ihm mache, um ſo mehr Melibeen liebe. Sempronio rechnet ſeinem Herrn alle Vorzüge her, womit Glück und Natur ihn ausgeſtattet. Calliſto findet, daß Melibea das Alles in noch vollkommnerem Maaße beſitzt und beginnt eine feurige Schilderung von Melibeens Liebreitzen. Haſt du die Fäden feinen Goldes geſehen, dergleichen man in Arabien ſpinnt? Noch ſchöner und an Glanze nicht geringer ſind Melibeens Haare. Ihre Länge erreicht die äußerſte Fußſohle und wenn ſie gekämmt und nach ihrer Art mit dem zarten Bande befeſtigt ſind, ſo iſt weiter nichts nöthig, um die Menſchen in Stein zu verwandeln. Ihre feurigen Augen werfen Strahlen, die langen Wimpern, die feinen, hochgeſchwungenen Brauen, das Ebenmaaß der Naſe, der kleine Mund, die weißen zierlichen Zähne, die ſchön gefärbten und ſchwellenden Lippen, der mehr längliche als runde Umriß des Geſichtes, die glatte und blendende Haut. Ihr Leib beſchämt den Schnee, die Miſchung der Farben wie von ihr eigens ſelbſt gewählt, die kleinen richtig geſtalteten Hände mit ſüßem Fleiſche bekleidet, die ſchlanken Finger, mit den breiten ſchön gefärbten Nägeln, welche ſich darſtellen wie Rubinen zwiſchen Perlen. Jenes Ebenmaaß, das meinen Blicken freilich entzogen blieb, weil die Hülle es bedeckte, halte ich für unvergleichlich ſchöner als dasjenige, welches

Paris an den drei Göttinnen zu beurtheilen hatte. — Sempronio meint, wenn Alles das wahr wäre, so sey Calliſto als Mann doch immer würdiger, weil das Weib nach ihm und nach Geringern begehre, denn der Philoſoph ſage: Wie die Materie nach der Form begehrt, alſo das Weib nach dem Manne. Auch macht er auf die Möglichkeit aufmerkſam, daß Melibea ſeinem Herrn, ſobald er in ihren Beſitz gelangt ſey, verhaßt werden könne, indem er ſie jetzt noch mit verſchönernden Augen anſehe. Er verſpricht aber doch das Verlangen ſeines Herrn zu befriedigen. Calliſto verheißt dem Diener goldene Berge. Er ſchlägt vor, ſich zur Beſeitigung von Melibeens Sprödigkeit der alten Kupplerin Cöleſtina zu bedienen, und gehet dahin ab. Calliſto ruft ihm nach: O allmächtiger, ewiger Gott, der du die Verirrten geleiteſt und die morgenländiſchen Könige mittelſt des vorausgehenden Sternes nach Bethlehem führteſt und zurückbrachteſt in ihr Vaterland, demuthsvoll bitte ich dich, du wolleſt auch meinen Sempronio geleiten, daß meine Qual und Trauer in Freude ſich wandele und ich Unwürdiger verdienen möge, zum erſehnten Ziele zu gelangen. Die folgende Scene ſpielt in Cöleſtinens Hauſe, welche mit Elicia, der Geliebten des Sempronio auftritt. Als dieſer ſich an der Thür meldet, muß Elicia erſt einen andern Liebhaber, Krito, der eben bei ihr iſt, verſtecken, gegen den ſie den Sempronio für ihren Vetter ausgibt. Nichtsdeſtoweniger ſchmähet ſie Sempronio, daß er ſie ſeit drei Tagen nicht beſuchte. Sempronio hört den Verſteckten raſcheln und Cöleſtina macht ihm weiß, es ſey ein Mädchen, das ihr ein dicker Prior anvertrauet. Da er ſie ſehen will, ſtellt Elicia ſich eiferſüchtig und er muß ablaſſen. Er geht mit Cöleſtina. Unterwegs vertrauet er ihr Calliſtos Liebeshandel. Dieſer wird uns im Geſpräche mit einem andern Diener, dem Parmeno, vorgeführt, während Sempronio und Cöleſtina ſchon an der Thüre ſind und Einlaß begehren. Parmeno bemerkt, draußen ſtehe eine alte Hexe. Als Calliſto ihm dieſes Schimpfwort verweiſet, behauptet Parmeno, daß jene ſich dieſes Namens freue. Wenn ſie unter hundert Weibern daherkomme und eines: alte Hexe rufe, wende ſie flugs den Kopf nach dem Rufenden und antworte freundlichſt. Mit ihr gebe Alles ſich ab. Gehe ſie bei Hunden vorüber, ſo erklinge ihr Name in deren

Gebelle, wo Vögel ihr nahe kämen, sängen diese nichts Anderes; zu Schafen gekommen, werde sie von diesen angeblöckt; Pferde und Esel, denen sie nahet, wiehern und schreien sie an: alte Hexe. Die Frösche in den Pfützen quacken nur ihren Namen u. s. w. Auf Callistos Befragen, woher er das Weib kenne, antwortet Parmeno, wie er bei ihr in Diensten gestanden. Er macht eine Schilderung ihres Treibens in einem schlechten abgelegenen Hause. Sie betrieb, sagt er, sechs Gewerbe, war Nätherin, Verkäuferin von Räuchereſſenzen, Schminkeverfertigerin, besserte Jungfernschaften, war Kupplerin und pfuschte nebenher ins Hexenhandwerk. Das Näthereigeschäft führte eine Menge Dienstmägde in ihr Haus, welche der Alten immer etwas mitbrachten, das sie ihrer Herrschaft entwendet hatten. Diese Geschöpfe wurden von ihr an Studenten, junge Weltgeistliche und Speisewirthe überlassen. Sie wußte mit den aufs Strengste Eingesperrten zu verkehren. Allerlei unverdächtige Zeiten, z. B. Stundengebete in der Charwoche, nächtliche Processionen, Frühmetten u. s. w. wußte sie zu benutzen, um die Eingesperrten tief verhüllt in ihr Haus zu bringen, wo sie mit eben so zerknirschten Sündern zusammentrafen, deren Maaß voll war, und welche sich dorthin begaben, um ihre Vergehungen zu beweinen. Sie curirte kleine Kinder, nahm aus einem Hause Wolle an und ließ dieselbe in einem andern spinnen, um nur Vorwand zu haben, in alle hineinzukommen. Besonders unterhielt sie Verbindungen in den Manns- und Frauenklöstern, indem sie Allen Alles war. Diese Schilderung wirft kein sonderliches Licht auf die Reinheit der geselligen, bürgerlichen und Familienverhältnisse damaliger Zeit und ist betrübend, ergötzlich dagegen die Beschreibung der Rüstkammer von Liebestränken und Zaubereien in Cölestinens Hause und in malerischer Anschaulichkeit hingeworfen, bei allem moralischen Ekel, der uns dabei anwandelt. Viele verwaiste und verirrte Mädchen heilte sie aus Menschenliebe. Ein Mädchen, das der französische Gesandte sich hielt, brachte sie dreimal als Jungfer an. Auch hatte sie ein Zimmer, worin sie Liebesschmerzen heilte, oder deren Erfolge herbeiführte, daß man dieselben gern hatte. — Calliſto versichert, er habe genug, dankt dem Parmeno für seine Warnung und bittet ihn, auf Sempronio nicht neidisch zu seyn und die Hilfe nicht zu hindern, die derselbe seinem Herrn bringe, auch überzeugt zu seyn, daß er

Parmenos Warnung nicht geringer halte, als Sempronios That. Calliſto macht dem Parmeno gute Verſprechungen. Cöleſtina und Sempronio haben vor der Thür einen Theil von Parmenos Warnungen gehört. Sempronio meint, das klinge fatal. Cöleſtina heißt ihn ſchweigen. Woher der Eſel gekommen iſt, wird bei meiner Treu auch der Sattel kommen. Sie ſagt, man müſſe mit ihm theilen. Er ſolle ſo zahm werden, daß er aus der Hand freſſe. Calliſto ruft dem Sempronio, der noch draußen wartet, zu; was thuſt du, Schlüſſel meines Lebens? Oeffne. O Parmeno, ſchon da ich ſie erblicke, bin ich geſund und lebendig. Schau, welch' ehrwürdige Perſon, welch ein Ausſehen! Meiſt erkennt man doch den innern Werth ſchon an der Geſichtsbildung. O tugendhaftes Alter, o alt gewordene Tugend! Glorreiche Hoffnung meines erſehnten Zieles. O Ziel meiner köſtlichen Hoffnung. O Heilung meiner Leidenſchaft, Abhilfe meiner Qual, du meine Wiedergeburt, Belebung meines Lebens! Auferſtehung meines Todes! Mich verlangt, dir zu nahen, ich ſehne mich die Hände zu küſſen voll Hilfe für mich; die Unwürdigkeit meiner Perſon geſtattet es nicht. Fortan bete ich den Boden an, den du betrittſt und küſſe ihn aus Verehrung zu dir. — Cöleſtina bemerkt zur Seite gegen Sempronio, von dergleichen könne ſie nicht leben, das ſeyen abgenagte Knochen, Calliſto möge den Mund zu- und den Beutel auf-thun. Laß dich ſtriegeln, lahmer Eſel. Du mußteſt früher aufſtehen. Parmeno dagegen bedauert ſeinen Herrn, daß er den allerälteſten Erdkloß von der Welt anbete, den ſein Fuß je am allerliederlichſten Orte betreten konnte. Calliſto, welcher merkt, was Cöleſtina gelüſtet, geht mit Sempronio ab, um für ſie Geld zu holen. In einer meiſterhaften Scene bearbeitet Cöleſtina den Parmeno für ihre Zwecke. Sie eröffnet ihm zunächſt, wie ſie gehört habe, welche Rathſchläge er ſeinem Herrn wider ſie gegeben. Sie wolle es ihm vergeben; er möge aber bedenken, daß der Mann nothwendigerweiſe das Weib und das Weib den Mann lieben müſſe. Parmeno erwiedert, daß es thöricht ſey, ſeinen Herrn in deſſen albernen Begierden zu ſtärken und legt die edelſten Grundſätze eines getreuen Dieners an den Tag. Er entdeckt ſich Cöleſtinen, welche ihren alten Bekannten und Zögling in ihm wieder erkennt. Sie überhäuft ihn mit Zärtlichkeiten, erinnert ihn, wie ſie allezeit mütterlich um ihn beſorgt geweſen und wie ſie vor Sehnſucht ſich verzehrt, als er ſich entfernt und nun vor Freuden

faſt ſterbe, da ſie ihn wiederfinde. Sie macht darauf aufmerkſam, daß ſie auch jetzt noch ſeine gute Mutter ſeyn wolle. Drum rathe ſie, ſich nicht auf ſeinen Herrn zu verlaſſen, der ein Leutebeſchwatzer ſey und überall nur ſeinen Vortheil ſuche. Er ſolle es lieber mit ihr halten, denn ſie wiſſe einen Schatz, den ihm ſein Vater aufbewahrt, und deſſen Ort derſelbe, ehe er ſtarb, ihr anvertrauet. Parmeno wird zweifelhaft. Er betrachtet Cöleſtinen als ſeine Mutter und doch iſt Calliſto ſein Herr. Er ſchwankt zwiſchen beiden. Die Treue für ſeinen Brodherrn ſcheint endlich zu überwiegen. Meiſterhaft weiß Cöleſtina allen tugendhaften Regungen zu begegnen, die Parmeno zum Vortheile ſeines Herrn ihren Verführungskünſten gegenüber auskramt. Namentlich aber weiß ſie durch wollüſtige Vorſtellungen der Liebesgenüſſe, welche ſie für ihn bereit haben will, die Treue des wackern Dieners zu erſchüttern. Da er immer noch nicht entſchieden ihr zuneigen will, wird ſie gar erboßt und drohet, ſich von Allem loszuſagen. Nun erwägt Parmeno, was ihm Cöleſtina denn eigentlich räth, und da er findet, daß ſolches ganz vortheilhaft und klug ſey, ſtellt er ſich ihr zu Befehl. Köſtlich äußert Cöleſtina ihre Freude. Calliſto erſcheint, händigt Cöleſtinen hundert Goldſtücke ein und entläßt ſie mit der Bitte, ihn nun bald zu berathen.

Im zweiten Acte unterhalten ſich Anfangs Calliſto und Sempronio über das Geſchenk, das erſterer der Cöleſtina gemacht. Sempronio philoſophirt angenehm dialektiſch über das Geben und Empfangen und das Lob der Großmuth und Freigebigkeit. Dem Calliſto wird die Zeit ſchon zu lang und er bittet den Sempronio, zur Cöleſtina zu gehen, um dieſelbe zu treiben. Er empfiehlt ihm, zu bewirken, daß ſie ſchon an des Dieners Anblicke den Kummer, den der Herr erdulde, ſo wie das Feuer ermeſſe, das ihn quäle ꝛc. Sempronio ginge, wie er ſagt, gern, um des Herrn Willen zu thun, er möchte aber auch bleiben, um ſeine Noth zu lindern. Die bedientiſche Dialektik iſt wieder überaus trefflich, namentlich als Sempronio ſeinem Herrn auseinander ſetzt, wie die Einſamkeit für einen Liebenden nicht tauge. Es ſey, ſagt er, eben ſo thöricht, Anlaß zur Betrübniß zu ſuchen, als der Witterung zu trauen. Jener Macias, der Abgott der Liebenden, klage über das Vergeſſen nur, weil er ſelbſt nicht vergaß. Die Betrachtung ihrer ſelbſt iſt die Qual der Liebe, ihre Erholung das Vergeſſen. Um den

Sempronio los zu werden, heißt ihn Calliſto den Parmeno zu rufen, um ihm die Einſamkeit zu verkürzen, welche Sempronio für ſo nachtheilig hält. Parmeno kömmt und meint, die Freigebigkeit ſeines Herrn würde beſſer bei der Melibea als bei Cöleſtina angebracht geweſen ſeyn. Calliſto ſucht ihn von der Nothwendigkeit einer Unterhändlerin zu überführen. Durch Widerſpruch und Warnung vor Fortſetzung des Liebeshandels reizt Parmeno ſeinen Herrn nur um ſo mehr, denſelben fortzuſetzen. Calliſto wird ganz ärgerlich auf ſeinen Diener und meint ironiſch, derſelbe ſehne ſich wohl nach Prügeln. Wenn du wüßteſt, ſagt er, welchen Schmerz ich empfinde, würdeſt du die brennende Wunde, welche mir Cupido's grauſamer Pfeil gemacht hat, mit anderem Waſſer netzen. So viele Hilfe mir Sempronio mit ſeinen Beinen bringt, entzieheſt du mir mit deiner Zunge und leerem Geſchwätze. Unter dem Scheine, treu zu ſeyn, biſt du ein Haufen Schmeicheleien, eine Büchſe voll Bosheiten, die rechte Herberge und Wohnung des Neides ꝛc. Sempronio ſcheute ſich vor ſeinem Weggehen und deinem Bleiben; ich wollte beides alſo haben und erdulde nun die Plage ſeiner Entfernung und deiner Gegenwart; es iſt beſſer allein zu ſeyn, als in ſchlechter Geſellſchaft. Parmeno ſpricht die Hoffnung aus, daß ſein Herr noch erkennen werde, wie ſeine harten Worte beſſer gemeint ſeyen, als Sempronios Schmeichelreden, der nur ſeine Leidenſchaft zu ſchüren beabſichtige. Calliſto heißt Parmeno ſchweigen und ein Pferd vorführen, weil er vor dem Hauſe ſeiner Gebieterin und Göttin vorüberreiten müſſe. Das Pferd wird gebracht. Calliſto reitet ab. Parmeno iſt nun ganz im Reinen, daß ers mit Cöleſtinen und Sempronio halten müſſe, da man in den Verräthern verſtändige Männer und in den treuen Dienern nur Gimpel zu erkennen vermeine. Wenn er Cöleſtinen geglaubt hätte, würde ihn Calliſto nicht gemißhandelt haben. Er entſchließt ſich fortan, gleich den Andern im Trüben zu fiſchen.

Im dritten Acte kommt der Cöleſtinen nachgeſendete Sempronio weit früher bei deren Wohnung an, als ſie ſelbſt. Er wirft ihr vor, daß mit dem Gewinne ihr Eifer verraucht ſey. Als Cöleſtina bemerkt, daß Vorſicht auch für ſie nöthig ſey, fängt er echt bedientenhaft eigennützig darüber zu reflectiren an, ob nicht auch für ihn der Handel verdrießlich ablaufen könne und nimmt ſich vor, wenn es ſchief gehen ſollte, ſich aus dem Staube zu machen, denn

es ſey beſſer den Dienſt, als zu Erhaltung deſſelben das Leben zu verlieren. Calliſto werde ja doch, ehe er ſtürze, ein Zeichen von ſich geben, wie ein Haus, dem Gleiches begegne, woran er ſeine Zeit erkennen möge. Jedoch gibt er ſich der Hoffnung hin, daß ſein Herr zum Ziele gelangen oder ſeine Liebe vergeſſen werde; je länger ſie währe, deſto mehr werde ſie ſich mindern; lange Gewohnheit mildere den Schmerz ꝛc. Man müſſe ſeinen Nutzen wahrnehmen, ſo lange der Handel ſchwebe ꝛc. Cöleſtina iſt ganz damit einverſtanden. Als Sempronio bemerkt, das werde auch nicht der erſte Liebeshandel ſeyn, den ſie fördere, erwiedert ſie: Nein, Gott ſey Dank, nicht viele Jungfern in der Stadt wirſt du geſehen haben, die offenen Laden halten und deren erſte Waare ich nicht zu Markte gebracht hätte. So oft ein Mägdlein geboren wird, trägt Cöleſtina deſſen Namen in ein Regiſter, um ſpäterhin nachzurechnen, wie wenige ihren Netzen entſchlüpft ſind. Cöleſtina erzählt dem Sempronio nun, wie ſie Parmeno gewonnen und wie ſie von deſſen Mutter Claudine, ihrer guten Freundin, die beſten Künſte erlernt. Die Schilderung der Einigkeit, worin ſie mit der Claudine gelebt, und wie gewandt dieſelbe geweſen, iſt ganz vortrefflich. Auf Sempronios Frage: Wie Melibeen beizukommen, erwiedert Cöleſtina, daß kein Wundarzt einen Schaden beim erſten Verbande beurtheilen könne. Doch meint ſie, dieſe Jungfrau ſey nicht die erſte, der ſie das Gackern abgewöhne. Beſonders viel verſpricht ſie ſich von der Nachwirkung der Süßigkeit der erſten Küſſe. Mädchen, welche hiemit einmal angefangen, wünſchen, wenn das Dunkel ihnen günſtig iſt, daß es niemals wieder tage, verwünſchen die Hähne, welche den Morgen anmelden; wenn ſie den Morgenſtern ſehen aufgehen, möchte ihnen die Seele untergehen; wird er hell, dann wird dunkel ihr Herz. Cöleſtina verſichert, wie ſie, ſo alt ſie ſey, noch guten Willen dazu hätte. Sie ergeben ſich der erſten Umarmung, bitten den Bittenden, leiden für den Leidenden, machen ſich zu Dienerinnen deſſen, der ihr Herr war, ſtellen die Befehle ein und laſſen ſich befehlen, durchbrechen Wände, öffnen Fenſter, heucheln Krankheiten, ſchmieren die Thürangeln, damit ſie ihren Dienſt geräuſchlos verrichten u. ſ. w. Cöleſtina entwickelt eine tiefe Kenntniß des weiblichen Herzens und ihren Plan gegen Melibeen. Als Sempronio ſie warnt, ſich nicht zu verrechnen oder gar ſcheeren zu laſſen, ſchilt ſie ihn über ſeine Naſeweisheit und daß ſie ſchon Brod mit

der Rinde gekauet, als Sempronio geboren sey. Während Elicia und Sempronio in die Salbenkammer gehen, um der Alten die bestellten Ingredienzen zu holen, beschwört Cölestina unter Beilegung der gewaltigsten Beinamen und bei den seltsamsten Dingen den Pluto, sich in das Garn zu wickeln, das sie Melibeen verkaufen will und von da aus deren Herz mit heißester Liebe zu Calliſto zu verwunden. Sie drohet dem Höllengotte, seinen abscheulichen Namen mit ihrer rauhen Rede zu zermalmen, wenn er sie im Stiche lassen würde.

Im vierten Acte erscheint Cölestina auf dem Wege nach Melibeens Wohnung. Sie ergibt sich der Erwägung dessen, was Sempronio von dem Gange fürchtet. Nicht wohl erwogene Unternehmungen, sagt sie, laufen gewöhnlich schief ab, wenn sie auch zuweilen einen guten Ausgang nehmen; reifliche Ueberlegung dagegen bleibt niemals ohne gute Frucht. Obgleich ich es ihm verschwiegen habe, so ist es doch möglich, daß, wenn Melibeens Eltern mich auf dieser Schliche ertappen, ich mit nichts Geringerem als mit meinem Leben dafür büßen möchte. Cölestinen wird doch bange ob des Ausganges. Sie wird ungewiß, ob sie den Gang fortsetzen soll: „denn Wagniß drohet offenbare Gefahr, und Feigheit unausbleiblichen Schaden. Ausgezeichnet gelungen ist der Alten das Aus malen der Vorstellung, wie Calliſto sie empfangen werde, wenn sie sich von dem Handel zurückziehe. Endlich findet sie es minder bedenklich, den Pleberio zu beleidigen als den Calliſto zu erzürnen. Vorwärts, sagt sie, will ich, denn die Schande, feige zurück zu bleiben, ist größer als die Strafe, welche mich trifft, wenn ich kühn erfülle, was ich versprach. — Sie hofft selbst auf Fürbitter zur Milderung dieser Strafe. — Alle Vorzeichen gestalten sich günstig oder ich verstehe mich übel auf diese Kunst. Vier Männern bin ich begegnet, drei heißen Hans und zweien sind Hörner aufgesetzt. Das erste Wort, das ich auf der Straße vernahm, betraf Liebeshändel. Ich bin nicht gestolpert wie sonst wohl. Die Steine scheinen zur Seite zu treten, um mir Durchlaß zu gewähren. Die Röcke halten mich nicht auf; ich empfinde keine Müdigkeit vom Gange. Alle grüßen mich, kein Hund hat mich angebellt; kein schwarzer Vogel ist mir zu Gesicht gekommen. — Cölestina trifft vor Pleberios Hause Lucrezien, eine Dienerin Melibeens und Base Elicias. Diese wirft ihr sogleich vor, daß sie wohl mehr als einen bloßen Besuch beabsichtige. Von dem Gespräche wird Melibeens Mutter Alisa herbeigezogen, der Lucrezia die Alte auf eine höchst ergötzliche Art

vorſtellt, wovon der Schluß iſt, daß ihr Name, mit Reſpect zu ſagen: Cöleſtina ſey. Aliſa gefällt dieſer Scherz; ſie läßt die Alte eintreten, welche ihr die großartigſten Schmeicheleien ſagt und Garn anbietet. Aliſa muß ihre kranke Schweſter beſuchen, ſie überläßt Melibeen die weitere Unterhaltung mit Cöleſtina. Dieſe hätte ſich bald durch einen kräftigen Freudenfluch verrathen. Als Aliſa fort iſt, lobt Cöleſtina Melibeens Jugend und hält ihrem eigenen Alter eine Schandrede, ſie nennt es eine Herberge der Krankheiten, eine Niederlage von Grübeleien, einen Freund von Zänkereien, ein beſtändiges Lamento, eine unheilbare Wunde, ein Brandmal der Vergangenheit, eine Qual der Gegenwart, eine traurige Sorge für die Zukunft, eine Nachbarſchaft des Todes, eine Hütte ohne Dach und Fach, in welche es von allen Seiten einregnet. Melibea verweiſet ihr, daß ſie ſchmähe, was doch alle Welt zu erleben wünſche. Cöleſtina antwortet mit einer treffenden Schilderung der Gebrechen des Alters, namentlich wenn Armuth hinzukomme. Als Melibea bemerkt, wie die Reichen doch ein anderes Lied anſtimmten, erfolgt wieder eine höchſt gelungene und lebendige Gegenüberſtellung der Armuth und des Reichthums, worin die Beſchwerden des letzteren ſehr gut geſchildert werden. Gleich trefflich iſt die Auskunft, die ſie gibt, weßhalb ſie, wenn auch die Fröhlichkeit der Jugend preiſend, doch nicht wieder jung zu werden wünſche. Melibea glaubt, Cöleſtinen ſonſt ſchon irgendwo geſehen zu haben, meint aber, ſie müſſe ſich ſehr verändert haben, wozu Lucrezia heimlich lacht. Cöleſtina weiß dieß ſehr gut zu motiviren und will die Geſchichte ihrer Herkunft beginnen. Vermuthlich, um ſich deren Anhörung zu erſparen, verſichert Melibea, wie ſie ſich gefreuet, die Alte wieder geſehen und kennen gelernt zu haben. Auch haſt du mir, fährt ſie fort, durch deine Unterhaltung Vergnügen gemacht. Das Folgende iſt zu trefflich, als daß ich mich ſcheuen ſollte, die ganze Unterhaltung hier aufzunehmen.

Melibea: Nimm dein Geld und gehe mit Gott, denn es ſcheint mir, du müſſeſt noch nicht gegeſſen haben.

Cöleſtina: O Engelsbild, köſtliche Perle, wie du alſo ſprichſt, erfüllet mich Freude, dich wieder zu hören. Weißſt du nicht, was von dem göttlichen Munde gegen jene hölliſchen Verſucher geſagt ward, daß wir nicht allein vom Brode leben. Es iſt dem wirklich alſo, daß nicht bloß das Eſſen das Leben erhält, am wenigſten mich,

die ich gleich mehre Tage lang, ohne an Essen und Trinken zu denken, fremde Aufträge besorge; denn allein darauf ist mein Augenmerk gerichtet, wie ich den Guten gefällig seyn, selbst für sie sterben könne; stets habe ich es so gehalten, daß ich es vorzog, mühsam Andern zu dienen, als mich über eigene Genüge zu freuen. Wenn du mir daher die Erlaubniß ertheilest, will ich dir den veranlassenden Grund meines Kommens sagen, welcher ein anderer ist, als den du bisher vernommen, und zwar ein solcher, dessen Verschweigung, wenn ich vergeblich wieder gehen müßte, uns Allen nachtheilig werden dürfte.

Melibea: Sage, Mutter, deine Anliegen alle, denn ich werde, wofern ich ihnen Abhilfe verschaffen kann, dieses sehr gern thun, wegen der frühern Bekanntschaft und Nachbarschaft, welche gute Menschen einander verbindet.

Cölestina: Meine? Fräulein! Meiner Freunde vielmehr, wie ich gesagt, die meinigen mache ich hinter meinen Thüren ab, ohne daß die Erde es erfährt, indem ich esse, wenn ich etwas habe; denn ungeachtet meiner Armuth fehlte es mir, seitdem ich Wittwe geworden, Gott sey Dank, niemals an einem Dreier zu Brod und an vieren zu Wein; aufzusuchen brauchte ich denselben früherhin freilich nicht, denn überflüssig hatte ich davon daheim in einem Schlauche, einer ward gefüllt, wenn der andere leer war; niemals legte ich mich zu Bette, ohne ein geröstetes Stück Brod in Wein gegessen zu haben, wobei ich zur gesegneten Mahlzeit einige Dutzend Schlücke nahm. Jetzt, wo Alles auf mir allein beruhet, wird er mir in einem irdenen, schlecht gefüllten Töpflein, welches kaum zwei Nößel enthält, zugetragen. Zehnmal des Tages über muß ich zur Strafe meiner Sünden mit meinen grauen Haaren, denselben zu füllen, nach der Schenke gehen; aber ich will nicht Todes versterben, bis ich mich nicht in meiner eigenen Behausung wieder im Besitze eines Schlauches oder einer ansehnlichen Steinkruke befinde, denn in meinem Sinne gibt es nur dieß eine Bedürfniß, wie es auch heißt:

Brod und Wein,
Lassen allein,
Jung, schön und hurtig seyn.

sowie, wo der Mann fehlt, es an Allem fehlt. Was nützet das Rädchen, spinnt ihr nicht das Fädchen? Dieses Alles, Fräulein, kommt

von dem, was ich euch von Anderer Anliegen, nicht von dem meinigen ſprach.

Melibea: Fordere was du willſt; ſey es für wen es wolle!

Cöleſtina: Reizendes, edelbürtiges Fräulein, deine ſüße Sprache und freundliche Geberde nebſt dem Aufwande von Freigebigkeit, welche du gegen mich Alte bezeigeſt, geben mir Muth, es dir zu ſagen. Ich verließ einen zum Tode Kranken, welcher durch ein einziges, aus deinem edlen Munde hervorgehendes Wort, welches in meinen Buſen niedergelegt wird, ſich der Geneſung verſichert hält in Folge der tiefen Verehrung deiner Reize.

Melibea: Ehrſame Alte, ich verſtehe dich nicht, wenn du dein Verlangen nicht verdeutlichen willſt; auf der einen Seite reizeſt du mich zu Aerger und Unwillen und auf der andern machſt du mein Mitleid rege; auf das Wenige, was ich von deiner Rede verſtanden habe, wüßte ich dir keine genügende Antwort zu ertheilen. Ich ſchätze mich beglückt, wenn mein Wort nöthig ſeyn kann zum Heile eines Chriſten; denn wohlthun iſt Gott ähnlich ſeyn, und derjenige, welcher Gutes thut, empfängt daſſelbe um ſo reichlicher wieder, wenn es einem Würdigen zu Theil wird; und derjenige, welcher einem Leidenden Erleichterung gewähren kann und thut es nicht, mordet jenen, deßhalb unterlaß deine Bitte weder aus Blödigkeit noch aus Furcht.

Cöleſtina: Die Furcht verlor ich, Fräulein, da ich deine Schönheit erblickte, denn ich durfte nicht glauben, daß Gott vergeblich ein Antlitz vollkommener malte als das andere, daſſelbe mit mehr Anmuth begnadigte und mit ſchönen Zügen, wenn er es nicht, wie das deinige, zu einem Magazine der Tugenden, des Mitleids, Erbarmens, der Dienerinnen ſeiner Gnadenerweiſe und Spenden machen wollte. Da wir doch aber alle menſchlich ſind, geboren, um zu ſterben und es gewiß iſt, daß Niemand zu ſagen vermag, er ſey nur für ſich ſelbſt geboren, warum ſollten wir nicht an unſern Gaben und unſerer Perſon die Nächſten Theil nehmen laſſen, zumal wenn ſie an verſchwiegener Krankheit darnieder liegen und zwar ſolcher, wo der Anlaß zu Krankheit von da ausging, wo auch die Arznei iſt?

Melibea: Um Gottes Willen, ſage mir ohne weiteres Zögern, wer dieſer Leidende iſt, welchen ein ſo verwirrtes Uebel ergriff, daß ſeine Krankheit und das Heilmittel aus einer Quelle entſpringen.

Cölestina: Wahrscheinlich wirst du, Fräulein, von einem jungen Ritter in dieser Stadt gehört haben, einem Edelmanne von erlauchter Abkunft, welcher Calliſto heißet?

Melibea: Still, still, still, gute Alte, sage nichts ferner, fahre nicht weiter fort. Er ist der Kranke, um dessen Willen du so viele Versprechungen in deiner Bitte thatest? Dessenwegen du gekommen bist, dir selbst den Tod zu suchen? Dessenhalben du so viele Umschweife gemacht hast, unverschämte Ziege? Was fehlet dem Verlorenen, daß er solch ein Leiden empfindet? Von der Verrücktheit wird seine Krankheit herrühren. Was hältst du davon, daß du mich ohne Argwohn der Verrücktheit dieses Narren fandest? Mit welchen Worten machtest du dich an mich? Nicht umsonst heißt es, daß das schädlichste Glied eines schlechten Mannes und Weibes die Zunge ist. Auf den Scheiterhaufen mit dir, falsche Kupplerin, Hexe, Feindin der Ehrbarkeit, Anstifterin geheimer Sünden. Jesus, Jesus, schaffe sie mir hinweg, Lucrezia; ich sterbe; nicht einen Tropfen Blutes hat sie mir im Körper gelassen. Wohl verdient solches und mehr noch, wer solchen Menschen Gehör gibt. Fürwahr, hätte ich nicht meine Unbescholtenheit vor Augen, und möchte ich nicht die Verwegenheit dieses Frechen der Oeffentlichkeit entziehen, ich würde dich, Ruchlose, auf eine Art behandeln, daß du Verstand und Leben zu gleicher Zeit verlieren solltest.

Cölestina (bei Seite): Zu übler Stunde kam ich hieher, wenn meine Beschwörung fehlschlägt. Ei wohlan! Weiß ich doch, wenn ich sagen kann: He Brüder, Alles gehet nun verloren.

Melibea: Du sprichst noch zwischen den Zähnen in meiner Gegenwart, um meinen Verdruß zu vermehren und deine Strafe zu verdoppeln? Du möchtest wohl meine Tugend verdammen, um einem Narren zum Leben zu verhelfen? Mich traurig machen, um ihn zu erfreuen, deinen Vortheil, den Lohn meines Fehltrittes, aus meinem Verderben ziehen, das Haus und die Ehre meines Vaters vernichten und zertrümmern, um die einer verruchten Alten wie du zu erhalten? Denkst du denn, ich hätte deine Schliche nicht bemerkt und deine verdammte Sendung nicht gewittert? Allein ich ertheile dir die Versicherung, daß der Botenlohn, welchen du von hinnen nehmen wirst, dich für immer verhindern wird, Gott zu beleidigen, da er dir den Garaus machen soll. Antworte mir, Verrätherin, wie konntest du dergleichen zu thun, dich unterfangen?

Cöleſtina: Deine Beſorgniß, Fräulein, hält meine Entſchuldigung gefangen; meine Unſchuld gibt mir Muth, doch deine Gegenwart macht wieder mich beſtürzt, da ich dich zürnen ſehe, und was mich am meiſten ſchmerzet und quält, iſt, ſolchen Verdruß ohne irgend einen Anlaß zu erleben. Um Gott, Fräulein, laß mich meine Rede zu Ende bringen. Weder wird er ſchuldbar noch werde ich ſtrafbar ſeyn und du wirſt einſehen, daß Alles eher ein Dienſt Gottes iſt, als unehrbare Schritte, mehr um dem Kranken Geneſung zu gewähren, als um den Arzt an ſeiner Ehre zu kränken. Wenn ich bedenken möchte, Fräulein, wie leicht du aus dem Vorgegangenen Uebles zu argwohnen haben könnteſt, ſo würde deine Erlaubniß nicht hinreichen, um mir Muth zu geben in irgend einer Beziehung von Calliſto noch von irgend einem andern Manne zu reden.

Melibea: Jeſus, laß mich nicht mehr dieſen verrückten Wändeüberſetzer nennen hören, dieſes Nachtgeſpenſt, lang wie ein Storch, dieſe Figur auf einem ſchlecht gemalten Tapetenbilde, wenn ich nicht hier todt niederfallen ſoll. Dieſer iſt es, welcher mich neulich heimſuchte und in aberwitzigen Reden mit mir zu ſprechen begann, indem er ſtark den Verliebten ſpielte. Du magſt ihm ſagen, gute Alte, daß, wenn er ſich gedacht hat, ich wäre ſchon ganz ſein und das Feld ſtehe ihm offen, weil es mir mehr Spaß machte, ſeinen Unſinn anzuhören, als ſeinen Fehltritt zu beſtrafen; ſo wollte ich lieber, daß er für einen Narren gelte, als ſeine Frechheit veröffentlichen. Darum melde ihm auch, daß er ſein Vorhaben fahren laſſe und er werde geſunden, wo nicht, ſo könne es ſeyn, daß er einen Schwatz niemals im Leben ſo theuer erkauft hätte; denn er muß wiſſen, daß nur derjenige beſiegt iſt, welcher ſelbſt es zu ſeyn glaubt; ich ſtehe noch ſicher, er aber iſt ein Prahler. Den Narren iſt es eigen, alle Andern für ihres Gelichters zu halten. Und du packe dich mit deiner eigenen Botſchaft; eine Antwort wirſt du von mir nicht erhalten, darfſt dieſelbe auch nicht erwarten, denn überflüſſig wird derjenige gebeten, der kein Mitleid haben kann. Danke Gott, daß du aus dieſem Strauße ſo frei herausgekommen biſt. Wohl hatte man mir geſagt, was für Eine du ſeyeſt und mich vor deinen Eigenſchaften gewarnt, obgleich ich dich damals noch nicht kannte.

Cöleſtina (bei Seite): Feſter war Troja, und noch andere Widerſpenſtigere habe ich gezähmt; kein Sturm hält lange an.

Melibea: Was ſagſt du, Feindin? Sprich, daß ich dich verſtehen kann; haſt du eine Entſchuldigung, meinen Verdruß zu zerſtreuen, deinem Vergehen und Kühnheit Verzeihung zu erwerben?

Cöleſtina: So lange ich deinen Zorn ſchlucken muß, würde meine Rechtfertigung mir nur ſchädlich ſeyn: Du biſt ſehr beißend, und ich wundre mich nicht; denn junges Blut bedarf geringer Hitze, um überzuwallen.

Melibea: Geringer Hitze! Gering kannſt du ſie nennen, da du am Leben geblieben biſt und deine Verwegenheit nicht haſt betrauern dürfen. Welches Wort konnteſt du wohl für dieſen Menſchen begehren, das mir zum Wohle gereichen dürfte? Antworte, da du einmal ſagſt, du ſeyeſt noch nicht am Ende und werdeſt vielleicht das Vorige wieder gut machen.

Cöleſtina: Ein Gebet an die heilige Apollonia, Fräulein, welches du, wie man ihm einredete, gegen Zahnſchmerzen wiſſen ſollteſt und deine Schnur, von welcher die Rede gehet, daß ſie die Reliquien zu Rom und Jeruſalem berührt habe. Jener Ritter, welchen ich meine, quält ſich und ſtirbt faſt daran. Dadurch wurde mein Kommen veranlaßt. Allein da auf meine Rede deine zornige Antwort erfolgte, ſo mag er ſeinen Schmerz zum Lohne, daß er eine ſo unglückliche Botſchafterin ſich ausſuchte, leiden, denn da deiner großen Tugend das Mitleid gegen mich fehlte, ſo wird mir auch das Waſſer fehlen, wenn er mich zum Meere ſenden ſollte. Du weißſt aber: das Vergnügen der Rache währet nur einen Augenblick und das des Mitleids für immer.

Melibea: Wenn dieſes deine Bitte war, warum legteſt du dieſelbe nicht ſogleich vor? Warum umgabſt du dieſelbe mit ſolchen Worten?

Cöleſtina: Weil, Fräulein, meine lautere Abſicht mich glauben ließ, daß, auf welche Weiſe ich dieſelbe auch darlegen würde, man nichts Böſes argwöhnen werde; wenn die ſchuldige Einleitung fehlte, ſo geſchah dieß, weil die Wahrheit nicht vieler Farben bedarf. Mitleid mit ſeinem Schmerze, Vertrauen auf ſeinen Edelmuth erſtickten in meinem Munde anfangs das Ausſprechen der Veranlaſſung, und da du weißt, Fräulein, daß der Schmerz verwirret und die Verwirrung unſere Sprache irre leitet und verfälſchet, welche ſtets mit dem Verſtande in einiger Verbindung ſeyn ſollte, ſo lege mir ſolches um Gottes Willen nicht zur Laſt, und wenn jener ſich verging, ſo ſchlage es nicht mir zum Schaden aus,

denn ich trage keine andere Schuld, als des Angeſchuldigten Botin geweſen zu ſeyn. Sey nicht der Spinne ähnlich, welche nur an ſchwachen Thieren ihre Kraft ausläßt. Wahrlich, Fräulein, nicht Recht wäre es, wenn ſeine Kühnheit mein Verderben herbeiführen ſollte, obgleich im Betracht ſeiner Verdienſtlichkeit ich mir nichts daraus machen würde, wenn er der Strafbare und ich die Beſtrafte wäre, denn nur Aehnlichen als ihm zu dienen iſt meine Pflicht; davon lebe ich, damit ſchmücke ich mich. Nie war es meine Abſicht, Einem Verdruß zu machen, um einem Andern Freude zu bereiten, obgleich man dir in meiner Abweſenheit Anderes geſagt haben mag. Endlich, Fräulein, ſchadet der Wind der gewiſſen Wahrheit nicht; ich bin in dieſer meiner Sache nur eine und die nämliche; in der ganzen Stadt habe ich wenig Feinde; Allen willfahre ich, wenn ſie mir etwas auftragen, als ob ich zwanzig Füße und eben ſo viele Hände hätte.

Melibea: Darüber wundre ich mich nicht, denn ein einziger vollendeter Böſewicht, ſagt man, reicht hin, ein großes Volk zu verführen. Traun! ſo viele und ſo beſchaffene Loblieder ſind mir auf deine falſche Kunſt geſungen worden, daß ich nicht weiß, ob ich deiner angeblichen Fürbitte Glauben ſchenken kann.

Cöleſtina: Niemals will ich dieſelbe beten, und thue ichs, ſo werde ſie nicht erhört, wenn ich nach tauſend mir angethanen Martern ein anderes Geſtändniß thun ſollte.

Melibea: Mein voriger Unwille hindert mich, über deine Entſchuldigung zu lachen, denn wohl weiß ich, daß weder Schwur noch Folter dich zum Geſtändniß der Wahrheit bringen würden, welche nicht in deiner Hand iſt.

Cöleſtina: Du biſt meine Gebieterin; über dich muß ich ſchweigen; dir habe ich zu gehorſamen, du haſt mir zu befehlen; dein böſes Wort wird der Vorläufer eines Heirathsgeſchenks ſeyn.

Melibea: Wohl verdient hätteſt du ſolches.

Cöleſtina: Habe ich es nicht mit meiner Rede verdient, ſo habe ich es doch nicht durch die Abſicht verloren.

Melibea: Du verſicherſt deine Unwiſſenheit ſo eindringlich, daß du mich glauben macheſt, ſie könne Statt finden. Bei dieſer Zweifel erregenden Entſchuldigung will ich das Urtheil aufſchieben und nicht aus Luſt an einer flüchtigen Auslegung über deine Bitte richten. Sey mir nicht böſe oder verwundert über meine vorige

Empfindlichkeit, denn in deiner Rede kamen zwei Dinge zuſammen, deren jedes hingereicht haben würde, mich um den Verſtand zu bringen, einmal die Nennung des Ritters, welcher ſich erfrechte, mit mir zu reden, und zweitens, daß du ohne weitern Anlaß Antwort für ihn verlangteſt, ſo daß ich nur eine Benachtheiligung meiner Ehre argwohnen konnte. Da nun aber Alles aus guter Willensmeinung herkömmt, ſo empfange wegen des Geſchehenen Verzeihung, denn einigermaßen iſt mein Herz erleichtert, indem es erwägt, daß es ein gottesfürchtiges heiliges Werk iſt, Leidende und Kranke zu heilen.

Cöleſtina: Und ſolch einen Kranken, Fräulein. Bei Gott, wenn du ihn gut kennteſt, würdeſt du ihn nicht für denjenigen halten, wie du ihn in deinem Zorne geſchildert und gezeichnet haſt; bei Gott und meiner Seele, er hat keine Galle: Dank zweitauſendmal; an Freigebigkeit ein Alexander, an Tapferkeit ein Hektor, mit dem Anſtande eines Königs, höflich, fröhlich, niemals beherrſcht ihn Traurigkeit, von edelm Geblüte, wie du weißt, ein trefflicher Lanzenſtecher, ein St. Georg, wenn man ihn gewappnet ſiehet; ſolchen Muth und Stärke beſaß Herkules nicht; ſeine Geſtalt, ſeine Züge, ſein Ebenmaaß, ſeine Freimüthigkeit zu ſchildern würde es einer andern Zunge bedürfen; alles vereint, gleicht er einem Engel des Himmels. Traun, ich behaupte, ſchöner als er war nicht der reizende Narciß, welcher ſich in ſeine eigene Geſtalt verliebte, da er ſich im Waſſer einer Quelle erblickte. Jetzt, Fräulein, hat ihn der Schmerz in einem einzigen Zahne niedergeworfen, der ihn zu quälen nicht abläßt.

Melibea: Und wie alt iſt er?

Cöleſtina: Er mag, Fräulein, drei und zwanzig Jahre ſeyn: Cöleſtina, wie ſie hier iſt, ſah ihn geboren werden und nahm ihn von ſeiner Mutter Füßen auf.

Melibea: Hiernach fragte ich dich eben ſo wenig, als ich ſein Alter zu wiſſen nöthig habe, ſondern nur wie lange es her iſt, daß er an ſeinem Uebel leidet.

Cöleſtina: Acht Tage, Fräulein, allein er ſcheint mitgenommen als wie von einem Jahre. Das beſte Mittel, welches ihm zu Gebote ſtehet, iſt, daß er eine Zyther ergreift und aus ſolcher ſo klagende Geſänge ertönen läßt, daß ich glaube, diejenigen waren nicht beſſer, welche jener Kaiſer und große Muſiker Adrianus über

Trennung der Seele von dem Leibe dichtete, um ohne Schwäche den ſchon nahen Tod zu erleiden; denn wiewohl ich von Muſik wenig verſtehe, ſo ſcheint mirs doch, als ob er die Zyther reden mache. Wenn er aber etwa ſingt, halten die Vögel ihren Flug in der Luft an, um ihn zu hören, wie kaum bei jenem Alten, von dem man ſagt, daß er mit ſeinem Geſange Bäume und Felſen bewegte. Sieh, Fräulein, ob eine arme Alte, wie ich, ſich nicht glücklich ſchätzen ſoll, einem Manne das Leben zu verleihen, welcher ſolche Vollkommenheiten beſitzt. Kein Weib erblickt ihn, ohne Gott zu preiſen, daß er ihn ſo malte; redet er aber vielleicht mit ihr, dann iſt ſie in dem, was er befiehlt, nicht mehr Herrin ihrer ſelbſt. Und da ich nun ſo ſehr, Fräulein, das Recht auf meiner Seite habe, ſo nimm meine Rede und meine auf Heilung hinausgehenden argloſen Schritte wohl auf.

Melibea: O wie leid thut mir mein Mangel an Geduld! Denn da er von nichts weiß, ſo haſt du unſchuldig die Unbilden meiner erzürnten Zunge ertragen. Der dringende Grund indeß, welcher aus deiner verdächtigen Rede ſich herausſtellte, entſchuldigt meinen Fehler. Zum Lohne für dein ſanftes Erdulden will ich deinen Wunſch erfüllen und dir ſogleich die Schnur geben; und weil ich jetzt zum Aufſchreiben des Gebetes keine Zeit habe, da meine Mutter kommen könnte, ſo komm darnach, wenn jene nicht ausreicht, morgen ganz heimlich wieder zu mir.

Lucretia (die Dienerin, bei Seite): Jetzt, jetzt iſt meine Herrſchaft verloren; ſie will, daß Cöleſtina heimlich komme; da iſt ſchon Trug; ſie möchte ihr gern noch mehr, als ſie ſagt, geben.

Melibea: Was ſprichſt du, Lucretia?

Lucretia: Daß ihr nun genug geredet habt, Fräulein, denn es iſt ſpät.

Melibea: Nun denn, Mutter, du brauchſt dem Ritter nicht mitzutheilen, was hier vorging, damit mich derſelbe nicht für grauſam, übereilt oder unverſtändig halte.

Lucretia (bei Seite): Ich rede nichts Unwahres, daß hieraus Unheil entſtehen wird.

Cöleſtina: Ich wundere mich ſehr, Fräulein Melibea, daß du wegen meiner Verſchwiegenheit Zweifel hegſt. Fürchte nichts, denn Alles weiß ich zu dulden und zu verbergen; ich ſehe ja, nur dein großer Argwohn leitete, wie es zu geſchehen pflegt, meine

Reden aus ſchlimmſter Quelle her; mit deiner Schnur gehe ich nun froh hinweg, denn ich ſtelle mir vor, daß ihm ſein Herz die Gnade, welche du uns erwieſen, bereits verkündiget, und daß ich ihn bereits erleichtert finden werde.

Melibea: Ich würde für deinen Kranken, wenn es nöthig ſeyn ſollte, noch mehr thun, zum Lohn für das Erlittene.

Cöleſtina (bei Seite): Es wird mehr nöthig ſeyn, und du wirſt mehr thun, und wenn es dir auch jetzt nicht gefallen ſollte.

Melibea: Was ſprichſt du da von gefallen, Mutter?

Cöleſtina: Ich ſagte bloß, Fräulein, daß wir alle ihm gefallen und dienen müſſen und alle Schuldner bleiben, daß der Lohn am ſicherſten iſt, wenn er am ſchwerſten zu erlangen iſt.

Lucretia (bei Seite): Dieſe Worte ſind der Köder.

Cöleſtina (heimlich zu Lucretia): Höre, Tochter Lucretia, komm in mein Haus, da will ich dir eine Lauge geben, mit der du deine Haare ſchminken kannſt, welche röther ſind denn Gold; ſage es deinem Fräulein nicht; auch will ich dir einige Pulver geben, um dir den Geruch aus deinem Munde zu vertreiben, welcher etwas übel duftet; im ganzen Reiche weiß ſie Niemand als ich zu bereiten, und häßlicher fällt nichts an einem Frauenzimmer auf.

Lucretia: Gott verleihe dir ein gutes Alter; denn alles das iſt mir nöthiger als Eſſen.

Cöleſtina: Was murmelſt du ſo gegen mich, kleine Närrin? Schweig, du weißſt nicht, ob du nicht meiner bedürfen wirſt; veranlaſſe darum nicht deine Herrſchaft zu noch größerem Zorne, als worin ſie ſich bereits befand: Laß mich in Frieden gehen.

Melibea: Was ſagſt du ihr, Mutter?

Cöleſtina: Fräulein, wir haben uns ſchon verſtändigt.

Melibea: Sage mirs, denn es verdrießet mich, wenn man in meiner Gegenwart von einer Sache ſpricht, ohne mich daran Theil nehmen zu laſſen.

Cöleſtina: Sie ſolle dich, Fräulein, an das Gebet erinnern, damit du es aufſchreiben läſſeſt; auch ſolle ſie von mir lernen, in ihrem Zorne Maaß zu halten, worin ich das Sprichwort anwende: Vom Zornigen entferne dich auf kurze Zeit, vom Böſen auf lange. Du, Fräulein, wareſt erzürnt in dem dir aus meinen Worten aufgeſtiegenen Argwohn; keine Feindſchaft! Denn auch wenn ſie die waren, wofür du dieſelben nahmeſt, ſo waren ſie doch an ſich nicht

böſe; denn alle Tage gibt es Männer, welche um ein Frauenzimmer und Frauen, welche für Männer Qualen leiden. Solches wirkt die Natur und die Natur hat Gott alſo geordnet und Gott macht nichts Schlechtes. So war meine Bitte, welcher Art dieſelbe auch geweſen ſeyn möge, an ſich löblich, da ſie einen ſolchen Urſprung hatte und ich bin ſtraflos. Mehre Gründe dafür könnte ich dir anführen, wenn nicht Weitläufigkeit dem Hörer verdrießlich und dem Redenden nachtheilig wäre.

Melibea: In Allem haſt du dich mit gutem Bedacht genommen, ſowohl im wenigen Sprechen während meines Verdruſſes wie im langmüthigen Dulden.

Cöleſtina: Fräulein, ich duldete aus Beſorgniß, daß du beim Reden noch mehr zürnen würdeſt; denn wenn ſich Gewalt zum Zorne geſellt, wirkt er nicht anders als der Blitz, deßhalb ertrug ich deine harte Rede bis ſein Vorrath erſchöpft war.

Melibea: Du kamſt im Auftrage des Ritters.

Cöleſtina: Er verdiente noch mehr, Fräulein, und wenn ich durch meine Bitten eine Kleinigkeit für ihn erlangt habe, ſo ſchade ich ihm nun durch meinen Aufenthalt. Ich will mich daher zu ihm auf den Weg machen, wenn du mir Erlaubniß dazu gibſt.

Melibea: Hätteſt du dieſelbe früher erbeten, du würdeſt ſie mit Freuden erhalten haben. Geh mit Gott, denn dein Kommen hat mir eben ſo wenig Nutzen gebracht als dein Gehen mir nachtheilig werden kann."

Ich meines Theils finde die eben mitgetheilte Scene ſo bewunderungswürdig angelegt und ausgeführt, ſo voll tiefer pſychologiſcher Berechnung und Wirkung neben ungekünſtelter Natur, daß ich glaube, der ebenbürtigen Seitenſtücke dazu werden nicht gerade viele ſeyn.

Der fünfte Act zeigt Cöleſtinen wohl befriedigt und dem Teufel dafür ſehr dankbar geſtimmt auf der Straße im Selbſtgeſpräche. Sempronio begegnet ihr und iſt erſtaunt, ſie ſo ganz ihrer ſelbſt vergeſſend zu finden. Sie hänſelt ſeine Ungeduld auf Neuigkeiten erſt eine Weile umher. Sie fordert ihn auf, ihr zu Calliſto zu folgen, weil ſie ihre Botſchaft entwerthete, wenn ſie davon früher als vor Calliſto plaudere. Dabei rückt ſie mit einem Plane zur Theilung des künftigen Gewinnes heraus, dem Sempronio ſogleich anmerkt, daß er auf ſeine Uebervortheilung berechnet ſey, was er

in einem Seitengeſpräche ausdrückt. Als ſie fragt, was er vor ſich hinbrumme, meint er, er habe ſich über ihre Veränderlichkeit gewundert, da ſie erſt den Handel in die Länge ziehen wollen und nun dem Calliſto Alles auf einmal zu ſagen beabſichtige. Sie entgegnet, daß der Weiſe ſeine Meinung ändere und nur der Thor unbeugſam ſey. Man habe ſich in ſolchen Sachen nur nach Zeit und Umſtänden zu richten. Calliſto werde an einem Tage guter Botſchaft wohl mehr herausrücken als an hunderten, an denen man ſeine Sehnſucht hinzuhalten ſich bemühe. Beide nähern ſich Calliſtos Hauſe, der mit Parmeno ſich unterhält und ſich nicht genug wundern kann, daß Parmeno ſie kommen ſiehet, ohne auf der Stelle hinabzueilen, um ſie einzulaſſen. Er iſt außerordentlich geſpannt und wünſcht das Stückchen Zeit verträumen zu können, bis er den Anfang und das Ende ihrer Rede vernehmen kann. Er gibt dem Parmeno über ſeine Langſamkeit einige derbe Ehrentitel, welche Cöleſtina mit Wohlgefallen draußen vernimmt.

Im ſechsten Act beginnt Calliſto mit der Frage nach dem, was Melibea Cöleſtinen geſagt hat. Sie hält einen weitläuftigen Eingang, zwiſchen dem Sempronio und Parmeno zur Seite ſchimpfen und der Calliſto faſt tödtet, ſo daß er ſagt: Mutter, faſſe dich entweder kurz oder nimm jenen Degen und tödte mich. — Während dieſer Scene halten Parmeno und Sempronio ein köſtliches Seitengeſpräch. Cöleſtina fährt fort, den ungeduldigen Liebhaber mit undeutlichen Redensarten hinzuhalten. Dann aber leitet ſie mit einer meiſterhaften Standrede die Eröffnung beſſerer Ausſichten, als ihr Hörer ſich träumen läßt, ein. Calliſto nöthigt ſie, in ſein Zimmer zum nähern Berichte ihres Ergebniſſes, den ſie zum breiteſten, von Calliſtos Ausrufen unterbrochen, ausdehnt. Als Calliſto den Wunſch äußert, daß er unter ihrem Mantel verborgen die Unterhaltung ſeiner Einzigen angehört haben möchte, erwidert Cöleſtina: Unter meinem Mantel? Da hätten ſie dich durch ein halb Schock Löcher hindurch geſehen, wenn Gott ihn nicht flickt. Cöleſtina gibt eine zwar ans Groteske ſtreifende aber doch treffliche Schilderung vom Ablaufe ihres Gewerbes bei Melibeen, wobei die häufigen Unterbrechungen durch Calliſto, obwohl ſie anſcheinend im Widerſpruche mit ſeiner Ungeduld den Ausgang zu vernehmen ſtehen, von großer pſychologiſcher Wahrheit ſind. Er iſt entzückt von den Hoffnungen, die ihm die Alte allmählich zu eröffnen

weiß und belohnt sie mit reichen Geschenkszusagen, wobei die untereinander flüsternden Bedienten viele Schmähworte anzuhören bekommen über ihren Neid, ihre Theilnahmlosigkeit u. s. w. Vortrefflich ist der Liebesparoxismus geschildert, der den Calliſto ergreift, als Cölestina ihm Melibeens Gürtel einhändigt: O du ungewohnter Gast, ruft er, gesegneter Gürtel, dem die Macht und das Verdienst beiwohnt, den Leib zu umfangen, welchem zu dienen ich nicht würdig bin, o du Bande meiner Leidenschaft, du umschlingest mein Verlangen, sage an, ob du gegenwärtig warst u. s. w. O du mein Ruhm, Umgürter der englischen Hüfte. Ich sehe dich und glaube es nicht. O Gürtel, Gürtel. Warst du mir feindlich? — Cölestina verbittet sich längeres dergleichen Faseln. Er fährt fort, über den Gürtel zu schwärmen. Cölestina äußert, es scheine ihm an dem Gürtel mehr zu liegen, als an dessen Eigenthümerin und bittet ihn nochmals um Beendigung seiner langen Zwischenreden, auch zu bedenken, daß der Gürtel ja gar noch kein Liebespfand sey, sondern ein Mittel zur Stillung seiner Zahnschmerzen, weßhalb er auch andern Tages beim Ausgehen den Kopf verbunden tragen müsse. Nachdem Calliſto noch eine Weile über Melibeens Schönheit in Extase gewesen, beurlaubt sich Cölestina mit der Empfehlung an Calliſto, doch etwas Anderes zu denken. Das bin ich außer Stande, sagt er, Ketzerei wird es seyn, an die nicht mehr zu denken, um derer willen das Leben allein noch Werth für mich hat. Im siebenten Acte erblicken wir Cölestinen, von Parmeno heimgeleitet, auf der Straße. Sie stellt sich entrüstet darüber, daß Parmeno anscheinend wieder von dem angetragenen Bündnisse abtrünnig zu werden scheine. Sie sucht ihn durch anderweite Versicherungen ihre Zuneigung, durch freundschaftlichen Vorwurf, daß er bei der Rückkehr in diese Stadt nicht zuerst ihre Wohnung aufgesucht und daselbst Herberge genommen, wieder zu gewinnen. Sie weist auf Sempronio hin und wie derselbe durch ihre Freundschaft ein rechter Kerl geworden. Er verspricht, es ins Künftige mit Cölestinen zu halten, nur mit Sempronio, sagt er, könne er sich nicht befreunden. Sie sucht ihm von seinem Cameraden eine bessere Meinung beizubringen, wobei sie selbst ihre mütterlichen Gesinnungen für Parmeno sehr hervorzuheben weiß, daß dieser ganz gerührt ihr zufällt und für die arme Seele seines Vaters zu Gott zu beten verspricht, der

ihm einen solchen Vormund hinterlassen, so wie für seiner Mutter Seligkeit, die ihn einer solchen Frau anbefohlen. Bei Erwähnung seiner Mutter ergießt sich Cölestina wieder in zärtliche Aeußerungen über dieselbe und ihr inniges Verhältniß zu ihr, so wie die Dienste, welche sie ihr geleistet. Sie konnte furchtlos bei Nacht von einem Todtenacker zum andern gehen, als wäre es am hellen Tage und die Zuthaten zu unserem Gewerbe zusammenlesen. Bei Tage, erkundschaftete sie, bei Nacht grub sie aus. Weder Christen noch Mohren und Juden hatten in ihren Gräbern Ruhe vor ihr. Die Finsterniß nannte sie die Nebelkappe der Sünder. Auch von ihrer Herrschaft über die Teufel weiß Cölestina viel Rühmliches zu sagen, welche dergestalt unter der Zucht von Parmenos Mutter gestanden, daß sie nimmer eine Lüge zu sagen wagten. Da Parmeno einige bittere Bemerkungen macht, erzählt sie ihm zur Strafe minder Schmeichelhaftes von seiner Mutter, wie sie viermal beigesteckt worden und einmal sogar als Hexe. Diese Erzählung ist mit trefflichen Nebenbemerkungen gespickt. Parmeno findet so wenig Geschmack daran, daß er die Unterhaltung auf andere Gegenstände lenkt, namentlich auf Areusa, deren Besitz ihm die Kupplerin verheißen. Statt aller Antwort führt Cölestina den Parmeno sogleich in Areusa's Wohnung. Cölestina gehet voran und findet das Mädchen im Bette, welches unpäßlich zu seyn vorgibt. Colestina untersucht sie am Leibe durch allerlei Griffe und gibt dabei eine höchst üppige Schilderung ihrer Reize, mit dem Anrathen, einen Nutznießer derselben zu suchen. Denn Areusa versündige sich, wenn sie ihre Jugendblüthe unter Tuch und Linnen verstocken lasse. Areusa sagt, sie habe einen Liebsten, allein Cölestina solle ihrem gegenwärtigen Uebel abhelfen, wobei sie sagt, ihr Schatz sey gestern ins Feld gezogen und sie müsse ihm treu bleiben. Cölestina sagt, es werde ihm nicht schaden, wenn sie sich durch einen andern zu curiren suche. Denn so lange sie keine Kinder habe, werde Areusa ihr jetziges Mutterübel, an dem der Abwesende Schuld sey, behalten. Cölestina weiß Areusas Bedenklichkeiten zu beseitigen, namentlich durch das Beispiel ihrer Muhme, welche ihren Stolz darein setzt, immer einen bei sich zu haben, während der zweite vor der Thür wartet und der dritte in seinem Hause sich nach ihr sehnt. Sie gehört allen Dreien zu gleicher Zeit an, kokettirt mit aller Welt und macht Jedermann

weiß, daß er ihr Geliebter ſey. Vortrefflich geſchildert ſind die Nachtheile der Zahl eins, womit Cöleſtina Areuſen beredet, ſich einen zweiten Liebhaber beizulegen. Doch genug von dieſer Bordellſcene, in welcher natürlich Parmeno am Ende erlangt, was die lüſterne Areuſa ſcheinbar verſagte, während Cöleſtina zu Haus kommt und von Elicien wegen ihres langen Wegbleibens ſcheltend empfangen wird. Elicia macht ihr unter Anführung einer Menge treffender Sprüchwörter Vorwürfe, daß ſie immer noch nicht Ernſt mache mit der verſprochenen Verheirathung. Im Anfange des achten Actes finden wir Parmeno bei Areuſen, der alles Fleißes ungeachtet noch nicht genug geſchehen und die den Parmeno, obwohl es faſt Mittag geworden, ſelbſt immer noch unbefriedigt entläßt. Im beſeligenden Liebesjubel kehret er heim, wo ihn Sempronio wegen ſeines faullenzenden Ausbleibens ſchimpfend empfängt. Parmeno bittet, ihn durch neidiſchen Tadel und gehäſſige Vorwürfe nicht zu verſtimmen. Sempronio hält es nicht ſchwer, zu entdecken, daß Parmeno verliebt iſt und macht es demſelben nun ſcharf zum Vorwurfe, daß er Calliſtos Liebe früher ſo ſehr habe verdammen können. Doch kann er ſich kaum erklären, wie Parmeno ſo ſchnell Areuſens Herr geworden. Er erklärt ihn für ein Glückskind, und iſt ſehr erfreuet, als Parmeno ihn in Cöleſtinens Haus zum Schmauſe einladet, an dem auch Elicia und Areuſa Theil nehmen ſollen. Sie beſprechen ſich, was zu dieſem Schmauſe aus Calliſtos Speiſekammer hingeſendet werden ſoll, der inzwiſchen die Nacht über in Liebesgedanken ſich abgehärmt hat. Sie gehen zu ihm und finden ihn Liebeslieder ſingend, welche in vortrefflichen Redondilien fließen, wobei man nur bedauern kann, daß deren nicht mehr gegeben werden. Als die Diener ihn anredeten, iſt er wie irre und weiß nicht, ob Tag oder Nacht iſt. Als er zur Meſſe läuten hört, beſinnt er ſich auf die Zeit und fordert Kleider, um zur Kirche zu gehen, wo er Gott bitten will, daß er Cöleſtinens Schritte lenke, und wenn er nicht Calliſtos elendes Leben endet, Melibeens Herz für ihn rühre. Sempronio empfiehlt ſeinem Herrn Geduld. Eine alte Eiche werde nicht mit einem Schlage gefällt. Calliſto findet dergleichen Reden unerſprießlich. Wunderlich iſt die Zuſammenſtellung des Chriſtenthums mit dem Parnaſſe in der Aeußerung: Ich gehe allein zur Meſſe und werde erſt heimkehren, wenn du mich abrufſt und meine Freude um ein Geſchenk bitteſt für Cöleſtinens glückliche Wiederkehr;

auch nicht ſpeiſen werde ich bis dahin, wenn auch gleich Phöbus Roſſe gewohnter Weiſe auf den grünen Auen geweidet haben mögen, wohin ſie ſich nach vollbrachtem Tagewerke begeben. Sempronio räth ſeinem Herrn, von dergleichen Dichterkram abzulaſſen, da eine Sprache, welche nicht Allen verſtändlich ſey, ſich nicht gezieme. Der neunte Act ſpielt zuerſt auf der Straße. Parmeno und Sempronio ſind auf dem Wege zu Cöleſtinen, um dort die Mahlzeit einzunehmen. Sie läſtern über die Alte, treten bei ihr ein und werden lebhaft bewillkommnet. Man ſetzt ſich zum Mahle. Cöleſtina als einzeln Sitzende hält ſich an den Weinbecher, dem ſie eine ſtattliche Lobrede hält. Sempronio erinnert ſie, daß es beſſer ſey, ſich über den Liebeshandel ſeines Herrn mit Melibeen zu verſtändigen. Elicia ſchmähet neidiſch gemein über Melibeens Schönheit, die ſie nicht finden will. Noch gemeiner ſchimpft Areuſa auf dieſe angebetete Schönheit. Sempronio beſtreitet dieſe Urtheile und macht geltend, daß Calliſto Melibeen ſchon deßhalb lieben müſſe, weil ſie ein Edelfräulein und ihm ebenbürtig ſey. Areuſa meint, alle Menſchen ſeyen Nachkommen Adams und der Adel thue nichts dazu. Cöleſtina empfiehlt Ruhe beim Eſſen. Elicia verſichert, ſie könne vor Galle keinen Biſſen herunterwürgen, weil Sempronio die ſchandbare Melibea neben ihr noch graziös zu finden ſich unterſtehe. Cöleſtina bringt das Geſpräch wieder auf Calliſto und deſſen verliebten Zuſtand, der ihr Gelegenheit gibt, ſehr treffende Bemerkungen über die Liebe zu machen. Elicia gibt noch einen Ausbruch ihrer Eiferſucht auf Melibeen zum Beſten, als deren Dienerin Lucretia erſcheint. Dieß gibt Areuſen Anlaß, ein Bild der Behandlung zu geben, welche eine ſolche Kammerzofe eines vornehmen Fräuleins erfährt. Dieſe Schilderung iſt vortrefflich und noch heute wahr. Cöleſtina empfängt Lucretien mit einer übertreibenden Beſchreibung der beſſern, aber nicht edlern Zeit, welche ſie vor zwanzig Jahren erlebt, wo ſie eine gewerbreiche Kupplerin geweſen und treffliche Einnahmen genoſſen, namentlich von den geiſtlichen Herrn, denen ſie junge Mädchen gehalten und zugeführt. Sie erkennt dabei aber an, daß es auch viele andächtige und keuſche Geiſtliche gegeben habe. Vorzüglich rühmt ſie die Naturalien, namentlich die Weine, welche ihr das Gewerbe abgeworfen. Da ſie traurig wird über den Vergang ſo ſchöner Zeiten, machen ſich die beiden Liebespaare aus dem Staube, um ihrer Melancholie zu entgehen. Cöleſtina befindet ſich

daher mit Lucretien allein, welche Melibeens Gürtel wieder abholen will und der Alten die Bestellung macht, die junge Dame so bald als möglich zu besuchen, da dieselbe nicht geringes Herzweh empfinde. Der zehnte Act beginnt mit einem Monologe der Melibea in ihrer Wohnung. Sie verwünscht sich, daß sie die Alte angehört und davon nun in Liebe für Calliſto entbrannt sey. Sie fühlt das Bedürfniß, sich ihm zu entdecken, fürchtet aber, daß ihre gestrige schnöde Antwort demselben vielleicht schon Anlaß gegeben, seine Augen auf eine Andere zu werfen. Sie bittet Gott um Geduld und Ausdauer, um ihre Leidenschaft verschweigen und den Glanz der Keuschheit bewahren zu können. Warum ist es, ruft sie, nicht den Frauen gleich den Männern gestattet, ihre heißen Liebesqualen zu bekennen. Cöleſtina und Lucretia kommen. Melibea bittet mit einer gelehrten Notiz die Alte um ein Mittel gegen ihr Uebel, das sie ihr auf vorgelegte Fragen beschreibt als ein Herzweh, welches sie seit der Gemüthsbewegung fühle, worin Cöleſtinens gestrige Bitte für Calliſto sie gesetzt. Meisterhaft foltert, um die Leidenschaft zu erhöhen, Cöleſtina die liebekranke Melibea mit vernünftigen Rathschlägen und Empfehlungen der Gelassenheit, Geduld u. s. w., wozwischen sie immer des Calliſto erwähnt, den Melibea zu verabscheuen und nicht genannt zu wissen sich stellt. Cöleſtina bezeichnet Melibeens Leid als Liebe. Melibea versichert, schon die Erwähnung dieses Wortes versetze sie in Entzücken, Cöleſtina solle es ihr erklären. Diese erwiedert: Liebe sey ein geheimes Feuer, eine angenehme Wunde, ein wohlschmeckendes Gift, eine süße Bitterkeit, ein vergnüglicher Schmerz, eine fröhliche Qual, eine eben so süße als wilde Wunde, ein sanfter Tod. Auch weiß Cöleſtina ein Kraut in der Welt wachsen, das Melibeen von ihrem Weh durchaus befreien wird. Auf Melibeens Bitte um den Namen nennt Cöleſtina den Namen Calliſto, und Melibea fällt in Ohnmacht. Cöleſtina ist außer sich, weil sie wähnt, das Fräulein müsse sterben. Melibea kömmt aber noch zu guter Zeit zu sich und spricht: Gebrochen ist meine Ehrbarkeit, gebrochen meine Sittsamkeit; meine Schaamhaftigkeit ist schwach geworden; allein mir so eigenthümlich und bei mir so heimisch geworden, konnten sie sich nicht so leichthin von meinem Gesichte verabschieden, ohne dessen Farbe, meine Kraft, meine Sprache und einen großen Theil meiner Empfindung auf eine kurze Zeit mit sich zu entführen. Ach meine gute Meisterin,

meine getreue Geheimſchreiberin, was du offenbar erkenneſt, bemühe ich mich vergeblich, dir zu verheimlichen. Viele und abermals viele Tage ſind verfloſſen, ſeit jener edle Ritter zu mir von Liebe ſprach; ſeine Rede war mir eben ſo ärgerlich, wie ſie mir nachher, ſeit du mir wiederum ſeinen Namen ausgeſprochen haſt, lieb geworden iſt. Deine Stacheln haben meine Wunde geſchloſſen; deinem Willen bin ich nachgekommen. Den Beſitz meiner Freiheit haſt du in meinen Gürtel geſchloſſen hinweggetragen. Sein Zahnweh ward meine größte Qual; ſeine Pein ward noch ſtärker die meinige. Ich preiſe und lobe deine vortreffliche Ausdauer, deine kluge Kühnheit, deine freigebige Bemühung, deine beſorgten und getreuen Schritte, dein liebliches Sprechen, dein gutes Wiſſen, deine ungemeſſene Sorglichkeit, deine vortheilhafte Zudringlichkeit; viel verdankt dir jener Herr; ich aber noch mehr; denn nimmer vermochten meine Schmähungen, deine Ausdauer und Anſtrengung zu ſchwächen, du vertrauteſt deiner Verſchlagenheit. Im Gegentheil, wie eine getreue Magd wurdeſt du, je mehr geſcholten, deſto emſiger, ſetzteſt größerer Mißgunſt um ſo größere Anſtrengung entgegen; je ſchlimmer die Anrede, deſto zufriedener dein Geſicht, je zorniger ich, deſto ſanftmüthiger du; mit Hintanſetzung aller Furcht haſt du aus meinem Buſen das hervorgeholt, was ich weder dir noch ſonſt Jemand zu entdecken gedachte." — Nach dieſem Geſtändniſſe bittet Cöleſtina das Fräulein, ihren Handel gänzlich in ihre Hände zu legen. Sie verheißt ihr, ſchon in kommender Nacht den Geliebten zu ſprechen. Lucretia, die wieder eintritt, wird von Melibeen um ſtrenge Verſchwiegenheit gebeten. Lucretia verſichert, ihres Fräuleins geheime Liebe ſchon längſt wahrgenommen zu haben. Melibeens Mutter, welche dazu kommt, wundert ſich, die Alte ſchon wieder zu finden. Cöleſtina gibt vor, die am verkauften Gewichte fehlende Wolle nachgebracht zu haben. Cöleſtina geht. Aliſa, mit ihrer Antwort nicht zufrieden, fragt Melibea nochmals aus, welche antwortet, die Alte habe ihr Sublimat verkaufen wollen. Aliſa warnt vor der alten Kupplerin. Im eilften Act zeigt ſich Cöleſtina auf der Straße. Die Zeit, bis ſie ihre Neuigkeit an den Mann gebracht, währt ihr ſchier zu lange. Dann wird uns Sempronio in der Kirche gezeigt, wie er ſeinen Herrn vom längern, ſo auffälligen Verweilen alldort abbringen will. Cöleſtina tritt zu beiden und ſie gehen alle zuſammen. Unterwegs meldet Cöleſtina dem entzückten Calliſto den Erfolg ihrer

Sendung, der ihr auf Sempronios Anregen eine goldene Kette verehrt, obgleich er kaum seinen Ohren zu trauen vermag. Die Bedienten, welche der Mittheilung beiwohnen, halten selbst die unglaublich klingende Nachricht von Melibeens Liebe für einen Trug der Alten. Cölestina gehet und die Bedienten fürchten, sie werde ihnen den versprochenen Antheil an der Kette zu entziehen suchen. Cölestina wird von Elicia in ihrer Wohnung empfangen. Der zwölfte Act eröffnet sich in Callistos Zimmer, welcher ungeduldig auf Mitternacht harret und sich über die Gleichgültigkeit der Antworten seiner Bedienten auf die Fragen nach der Zeit ärgert. Er legt Sicherheitshalber seinen Brustharnisch an und begibt sich mit Parmeno auf den Weg nach Pleberios Hause. Während Calliſto hier forscht, ob er Melibeen nicht sehen kann, führen seine Bedienten verrätherische Unterhaltung. Calliſto trifft Melibeen mit ihrer Lucretia an der Hausthür. Er versichert, der süße Wohllaut der Stimme, welche ihn dort anredete, mache es ihm gewiß, daß er Melibeen sprechen höre. Melibea gibt nach einer Einleitung an, wie sie nur beabsichtige, ihn vollständig abzufertigen, da sie nicht gewillet sey, ihren guten Ruf auf die Wagschaale böser Zungen zu legen. Calliſto ist außer sich über diesen so ganz anders erwarteten Empfang und läßt die unmuthigsten Aeußerungen über Cölestinen fallen. Melibea bittet ihn, seine rührenden Klagen einzustellen, welche ihr Herz so wenig zu ertragen vermag, als ihre Augen sich verstellen können. Wie er vor Gram weine, daß sie so grausam sey, so weine sie vor Freude, daß er so getreu sey. Sie bestätigt nun Alles, was Cölestina gesagt hat. Calliſto weiß sich vor Freuden kaum zu fassen. Melibea spricht ihre Sehnsucht aus und flehet den Geliebten an, nach seinem Belieben über sie zu verfügen. Sie verwünscht Thüren und Riegel, die sie noch vom Geliebten scheiden. Calliſto wünscht, daß eine ähnliche Flamme, als die in ihm brennende, jene Hindernisse verzehren möge und bittet zu gestatten, daß seine Leute dieselben mit Gewalt beseitigen. Melibea erschrickt über diesen Antrag und verspricht, ihn in der nächsten Nacht über die Gartenmauer zu empfangen. Die schurkischen Bedienten überlegen, wie sie feiglings beim ersten Geräusche sich davon machen und ihren Herrn im Stiche lassen wollen und witzeln über ihren muthmaßlichen Anstand dabei. Es entstehet ein Geräusch und die beiden Schufte machen sich davon. Melibea bemerkt es und macht Calliſto darauf

aufmerksam. Dieser meint, daß seine tapfern Leute wahrscheinlich Jemand entwaffneten und rühmt die Bravheit seiner Bedienten, während diese davon laufen. Sie kommen aber, da sie ihren Schrecken als einen blinden erkennen, und rufen ihren Herrn ab. Pleberio und Frau vernehmen Geräusch und rufen ihrer Tochter, welche antwortet, daß sie durch Lucretien einen Krug Wasser habe besorgen lassen. Zu Haus angelangt, rühmt Calliſto die Bemühungen der alten Cöleſtina, während ſeine Diener ſich in Schilderung der muthigen Stimmung überbieten, welche ſie auf ihrem Wachtpoſten vor Pleberios Hauſe entwickelt haben wollen. Nachdem Calliſto ſich zur Ruhe begeben, eilen Sempronio und Parmeno in Cöleſtinens Behauſung, um ihren Antheil an der goldenen Kette, welche der Alten geſchenkt iſt, in Sicherheit zu bringen. Sie renommiren ihr von gefährlichen Abenteuern, welche ſie beſtanden hätten, wobei ſie ihre Waffen zerbrochen haben wollen, ein Schaden, den ſie durch Empfangnahme ihrer Antheile an Cöleſtinens Gewinn wieder gut zu machen gedenken. Cöleſtina erklärt ihre Zuſage einer ſolchen Antheilnahme für einen Scherz und macht bemerklich, wie ſolche Anerbietungen und freundliche Worte zu nichts verpflichteten. Uebriges ſey das jämmerliche Kettchen, das ſie bei der Zuhauſekunft Elicien eingehändigt, verlegt worden. Sie bittet, zu erwägen, daß ihr gehören müſſe, was Calliſto ihr einhändige, wogegen ſie auch keinen Antheil an dem Wamms verlange, den Calliſto ſeinem Diener geſchenkt. Für dieſe Kleinigkeit habe ſie zweimal ihr Leben zu Gunſten Calliſtos aufs Spiel geſetzt. Doch ſagt Cöleſtina für den Fall, daß ihre Kette ſich wiederfinden möchte, den Dienern ſcharlachene Hoſen zu. Die Bedienten drohen, der Alten Alles zu nehmen, wenn ſie nicht mit ihnen theilen wolle. Cöleſtina verſpricht ihnen friſche Mädchen. Sempronio läßt ſich nicht locken. Nun wird Cöleſtina ärgerlich. Die Kerle werden zudringlich. Cöleſtina drohet, ſich von der Obrigkeit Ruhe verſchaffen zu wollen und macht boshafte Anmerkungen, daß handfeſte Männer ein altes ſchwaches Mütterchen anfallen wollen. Sie wirft ihnen vor, daß ſich Parmeno und Sempronio nicht unterſtanden haben würden, wenn ſie einen Mann bei ihr im Hauſe gewußt hätten. Sie fragen nochmals dringend: ob die Alte mit einem Drittel Gewinnes zufrieden ſeyn wolle, und drohen mit dem Aeußerſten, wenn ſie ſich ferner weigere. Als ſie die Nachbarn um Hilfe ruft, wird ſie von den

Elenden erſtochen; ſie ruft nach einem Beichtiger und ſtirbt mit dem Worte: Das Sacrament! Als Elicia Lärm macht, entſpringen die Mörder durch das Fenſter. Der dreizehnte Act beginnt mit einem Selbſtgeſpräche des glücklichen Calliſto, der nicht an die Wirklichkeit deſſen glauben mag, was ihm in der Nacht begegnete, und zur Beſtätigung ſeine Diener rufen will, welche aber nicht aufgefunden werden können, weßhalb er ſich vorſetzt, bis Mittags zu ſchlafen. Der Bediente Triſtan hält inzwiſchen Wache. Sein Kamerad Soſia kömmt weinend und erzählt den Tod Parmenos und Sempronios, welche man, obwohl nach ihrem Falle aus Cöleſtinens hohem Fenſter, halb zerſchmettert am frühen Morgen kraft eines ſummariſchen Urtheiles ſogleich auf dem Markte geköpft hat. Sie gingen, ſagt er, ohne Beſinnung dahin; der eine aber, als bemerke er, wie ich weinend nach ihm ſah, richtete den ſchweren Blick auf mich und hob die Hände gen Himmel, wie wenn er Gott dankte und mich fragen wollte, ob mich ſein Tod ſchmerze. Zum Zeichen traurigen Abſchiedes ſenkte er ſein Haupt, die Augen mit Thränen erfüllt, indem er mir wohl zu verſtehen gab, daß er mich bis zum Tage des Gerichtes nicht wieder ſehen werde. Als Calliſto den Tod ſeiner Diener vernimmt, wird er in tiefe Traurigkeit verſenkt, noch mehr aber, als er den Tod Cöleſtinens hört, die mit mehr als dreißig Meſſerſtichen im Leibe gefunden iſt. Am meiſten betrübt Calliſto, daß im Publico bekannt geworden, wie eine von ihm geſchenkte goldene Kette der Anlaß zu Cöleſtinens Tode geweſen. Er fürchtet Verrath ſeines Geheimniſſes. Doch geſtehet er ſich, daß alle drei Todte ihr Ende ſich verdient haben. Er will thun, als komme er von Außen, und wenn ers vermag, die Todten rächen, wo nicht, will er ſich mit dem Alibi rein brennen oder ſich närriſch ſtellen, wie ſchon der große Feldherr Ulyſſes gethan, als er den trojaniſchen Kampf vermeiden und ſich ſeiner Gemahlin Penelope erfreuen wollte. Die Scene ſpielt mit Anfang des vierzehnten Actes in Pleberios Garten, wo Melibea, von Lucretia begleitet, ſich über Calliſtos langes Ausbleiben in ſüßer Empfindſamkeit ängſtigt. Als er endlich erſcheint, ſpricht ihre Beſorgniß, daß er von der Mauer herabfallen möchte, ſich nicht minder rührend zärtlich aus. Die Begrüßung iſt reizend: Wenn ich mich, ſagt Melibea, mein Gebieter, in deine Hände überantworte, wenn ich deinen Wünſchen zu willfahren bereit war, ſo ſey mir darum

nicht übler gewogen, wenn ich hingebend bin, ſtatt ſpröde und unbarmherzig zu ſeyn. Verdirb mich nicht um des kurzen, eine ſo geringe Weile vorhaltenden Vergnügens willen; vollbrachte Dinge werden eher getadelt als verbeſſert. Genieße, was ich auch genieße, wenu ich dich ſehe und dir nahe bin. Fordere und nimm das nicht, deſſen Rückgabe, wenn es genommen worden, nicht in deiner Hand ſtehet, hüte dich, Geliebter, zu verletzen, was mit allen Schätzen der Welt nicht wieder hergeſtellt werden kann. Calliſto entgegnet, ſie ſolle nicht fordern, was er nicht zugeſtehen könne; wo ſey auf Erden ein Liebhaber zu ſo etwas Schmählichem fähig. Melibea bittet, daß, wie ſehr auch Calliſtens Zunge nach ſeinem Willen ſpreche, er doch ſeine Hände nicht nach ſeinem Vermögen wolle handeln laſſen. Er möge ſich mit der Liebe erlaubter Frucht begnügen. Ein guter Hirte dürfe ſeine Schaafe wohl ſcheeren, dieſelben aber nicht tödten oder zu Schaden bringen. Calliſto umarmt Melibeen. Dieſe heißt Lucretien ſich entfernen. Calliſto verſichert, er freue ſich der Zeugen ſeiner Seligkeit. Melibea dagegen freuet ſich nicht der Zeugen ihrer Verirrungen. Die beiden wachthaltenden Bedienten machen ihre unfeinen Bemerkungen dazwiſchen. Inzwiſchen hat Calliſto vollbracht, was Melibea vergebens abzulehnen geſucht. Melibea iſt beim Gedanken an ihre rechtſchaffenen Eltern mit Reue und Schmerz erfüllt. Da ſie ſich aber dem Geliebten gänzlich ergeben, ſo kann ſie nicht wieder von demſelben laſſen und bittet ihn, allnächtlich zu dieſer Stelle wieder zurückzukehren. Calliſto gehet. Die Bedienten ermahnen einander zur Verſchwiegenheit. Calliſto begibt ſich zur Ruhe und freuet ſich, wieder erwacht, der Einſamkeit. Er überlegt, was er zur Sühne des an ſeinen Bedienten begangenen Juſtizmordes zu thun habe, der ſeinem Hauſe als ein Brandmal aufgedrückt iſt. Er hadert in Gedanken mit dem Richter, dem ſein Vater und er umſonſt ſo viele Wohlthaten erwieſen. Doch geſtehet er ſich, daß er auch ihn erſt hören müſſe, wenn er nicht ſelbſt begehen will, was er an jenem verdammt. Vor dem Geſetze ſey ja Alles gleich und Romulus habe ſeinen eigenen Bruder getödtet, weil derſelbe das Geſetz übertreten. Calliſto führt ſich dann Alles zu Gemüthe, was den Richter zu ſeinem Verfahren beſtimmen konnte, namentlich, daß durch die ſchnelle Hinrichtung ſeinem Liebeshandel die große Kündlichkeit entzogen worden. Schon um ſeiner ſeligen Erinnerung an die Liebesſeligkeit willen allein kann

er dem Richter nicht zürnen. Er verſinkt ganz in Liebesſchmachten. Leuchtender Phöbus, verkürze deinen gewohnten Weg, ruft er aus. Er wünſcht die Kürze der Wintertage herbei ꝛc. Dieſer ganze Monolog iſt einer der gelungenſten Theile des Stückes. Es iſt ſchwer zu widerſtehen, denſelben ganz mitzutheilen. Inzwiſchen unterhalten ſich Soſia und Triſtan im Vorzimmer, von wo aus ſie Elicien zu Areuſa gehen ſehen. Dieſe erſcheint im fünfzehnten Acte im Zank mit einem ihrer Liebhaber, dem Centurio, dem ſie alle Erweiſe ihrer Liebe und ſeinen Undank vorrückt. Der Zank iſt nicht der allerfeinſte. Elicia, welche draußen denſelben hört, vermuthet daher, daß Areuſa kein allzugroßes Leid über die Nachricht von der Hinrichtung ihrer beiden Liebhaber, die ſie ihr hinterbringen will, empfinden wird. Areuſa ſtellt ſich aber doch ganz rechtſchaffen traurig, als ihr Elicia das Ende der beiden Freunde und der alten Cöleſtina, was auf eine vortreffliche Weiſe geſchiehet, vorträgt. Doch erklärt ſie, als Elicia ſich ganz ungebärdig über den Verluſt der Alten zeigt, daß man ſich in das Unvermeidliche geduldig fügen müſſe. Elicia ſchmähet auf Calliſto und Melibeen als Urheber der drei Todesfälle. Beide fluchen dieſem Liebespaare und beſchließen, ſich an demſelben zu rächen. Areuſa meint, der Raufbold Centurio, mit dem ſie ſich eben gezankt, werde ſich trefflich dazu paſſen, die Ausführung der Rache zu übernehmen. In ihm werde Calliſto keinen ſchlechtern Henker haben, als Cöleſtina am Sempronio hatte. Elicia übernimmt es, den Soſia an ſich zu locken, um Calliſtos Gänge zu Melibeen zu erſpähen. Sie nimmt Areuſens Anerbieten, in deren Wohnung zu ziehen, nicht an, weil ſie glaubt, in Cöleſtinens Hauſe, das ſeinen Ruf nicht verlieren werde, ſich beſſer zu ſtehen, wenn ſie deren Geſchäft fortſetzt. Im ſechzehnten Acte erſcheinen Pleberio und Aliſa im Geſpräch. Pleberio meint, er werde alt und müſſe das Zeitliche beſtellen. Hiezu rechnet er namentlich die Vermählung ſeiner Tochter. Beide Eltern legen derſelben die unvergleichlichſten Vorzüge, namentlich eine unſträfliche Tugend bei (worüber die horchende Lucretia ſpöttelt), und fürchten, es werde an Männern mangeln, welche ihrer würdig ſind. Lucretia macht Melibeen auf jenes Geſpräch der Eltern aufmerkſam. Melibea meint, die Eltern ſeien wohl ihrer Liebe auf der Fährte, weil ſie ihre Verbindung ſo eifrig betreiben. Sie erklärt aber, von Calliſto nicht laſſen zu wollen. Sie will lieber eine vollkommene Liebende

als eine ſchlechte Gattin ſeyn. Sie will, um die Bande der Ehe nicht zu beflecken, keinen Gatten haben und die Beiſpiele einer Menge mythologiſcher Perſonen, die ſie herzählt, nicht nachahmen, die ſich in den Weg des Ehebruches verirrten. Das Leben habe überhaupt nur ſo lange Werth für ſie, als Calliſto ſich ihrer erfreue. — Inzwiſchen frägt Pleberio Aliſen, ob man der Tochter von dem Vermählungsvorhaben Mittheilung machen ſolle. Aliſa meint, das werde die Tochter höchlich erſchrecken, da dieſelbe noch nichts von Männern wiſſe. — Melibea wird durch das ihr geſpendete Lob fleckenloſer Sittſamkeit und Gefügigkeit in der Eltern Willen, das ſie horchend vernimmt, ſo beſchämt, daß ſie Lucretien aufträgt, das Geſpräch derſelben durch ihre Dazwiſchenkunft auf irgend eine Art zu ſtören. — Elicia beginnt in ihrer Wohnung den ſiebenzehnten Act mit dem Bemerken, daß es mit ihrer Trauer ſchlecht gehe. Ihr Haus bleibt unbeſucht. Es gereuet ſie, Areuſens Einladung in deren Hans nicht gefolgt zu ſeyn. Sie meint, der Teufel habe ihr gerathen, um den zu trauern, der wohl, wenn ſie geſtorben wäre, nicht um ſie getrauert, ja wohl gar ſie vielleicht in gleicher Art als Cöleſtinen erſtochen hätte. Sie beſchließt, die Trauer zu beenden und es ſich bei Areuſen, welche klüglicher handele, wohl ſeyn zu laſſen. „Inzwiſchen, ſagt ſie, will ich das Trauerkleid ablegen, die Traurigkeit abthun, die Thränen verabſchieden, deren Fluß ſo im Gange war. Kommt hervor, mein Spiegel und mein Spießglanzpulver; denn meine Augen ſind matt geworden; hervorgehen ſollen meine weißen Hauben, meine wohl gearbeiteten Halskrauſen, meine Freudenkleider. Für dieſe Haare, welche anfingen, ihre Goldfarbe zu verlieren, will ich Lauge bereiten; hernach will ich mein Bette zurüſten; denn Reinlichkeit erfreuet das Herz. Ich werde meine Thür fegen und die Straße ſprengen, damit, wer vorübergehet, gewahr wird, daß mein Schmerz verbannt iſt.“ Elicia gehet zu Areuſen, wo ſie ſich, als Soſia auch erſcheint, hinter einem Schirme verbirgt. Soſia wird von Areuſa mit den zärtlichſten Reden kirre gemacht. Die Art und Weiſe, wie ſie ihm das Geheimniß von Calliſtos Beſuchen bei Melibeen ablocket, indem ſie thut, als ob er es an Andere ausgeplaudert, und ihn nöthigt, ſeine angeblichen Angaben zu berichtigen, iſt ganz vortrefflich und eben ſo ſchön läßt Soſia ſich übertölpeln und verräth ihr die Zeit der nächſten Zuſammenkunft der Liebenden. Soſia gehet und Elicia ruft ihm eine ge-

meine aber treffende Standrede auf seine Dummheit nach. Im achtzehnten Acte erscheinen die beiden Freundinnen in Centurios Wohnung. Areusa stellt sich, als ob sie von Elicien dorthin gezerrt worden, und spielt die Spröde. Centurio vermisset sich, alles Mögliche zu thun, um sie zu besänftigen, nur möge sie ihm nicht zumuthen, Fußpartheien zu machen oder ihr Geld zu geben. Er beschreibt seinen ganzen Hausrath, als: eine Flasche ohne Hals, einen Bratspieß ohne Spitze, sein Bettgestell sind lauter Schilde, seine Matratze eine Schicht zerrissener Panzerhemden, seine Decke ist ein Sack von Segeltuch. Dabei renommirt er gewaltig mit seinen Raufereien und bietet Areusen an, dergleichen über sich zu nehmen, um ihr damit den Beweis seiner Ergebenheit zu führen. Nun rückt Areusa mit dem Verlangen hervor, sie am Calliſto zu rächen. Centurio findet das kinderleicht und frägt nur, ob Calliſto schon seine Beichte gemacht. Er fragt nach Ort und Gelegenheit und Calliſtos Begleitung. Da er erfährt, daß zwei Diener bei diesem sind, meint er, das mache seinen Bratspieß nicht satt. Dabei bemerkt er, wenn sein Degen aussagen könnte, was er thäte, so würde derselbe niemals fertig werden. Wer bevölkert die Friedhöfe besser als er? Wer macht die Wundärzte dieses Landes reich? Wer gibt den Waffenschmieden immerwährende Arbeit. Wer zertrümmert den trefflichsten Brustharnisch? Wer zerbröckelt die barceloniſchen Schilder. Seit zwanzig Jahren ist er mein täglich Brod u. ſ. w. Er legt Areusen ein Regiſter von 770 Todesarten vor, von denen sie für Calliſto eine wählen soll. Elicia bittet, ihn bloß durchzuprügeln. Centurio schwört beim heiligen Leibe in der Litanei, daß sein Arm es nicht mehr in der Gewalt habe, zu prügeln, ohne todt zu schlagen. Areusa meint, man möge das dem Centurio überlassen, es sey billig, daß auch Melibea einmal weine. Als die Mädchen ihn verlassen, kehrt Centurio den Hasenfuß heraus und zeigt in einem Monologe, wie er gar nicht den Muth hat, das Abenteuer zu bestehen. Er sucht nach Entschuldigungen. Endlich beschließt er einen lahmen Kerl zu dingen, welcher Nachts ein großes Waffengeklirr, wie bei einem Aufpfe, veranstalten soll, um einige junge Menschen ins Bockshorn zu jagen. Im neunzehnten Acte erscheinen Sosia und Triſtan. Ersterer erzählt überglücklich seine Erfolge bei Areusa mit aufgeblähetet Eitelkeit. Triſtan warnt ihn und macht ihn aufmerksam, daß die Auszeichnungen, deren ihn die Buhlerin würdige, ihren

beſondern Grund haben müßten und, wenn er ſich nicht irre, dahin gingen, ihm das Geheimniß der nächtlichen Gänge abzulocken. Sofia findet zu ſpät dieſen Verdacht ſehr wahrſcheinlich. Sie ſind nun an Pleberios Garten angelangt. Calliſto befiehlt, die Leiter anzulegen. Er ſteigt hinauf und lauſcht ein wenig. Lucretia und Melibea ſingen abwechſelnd ganz allerliebſte Liedchen. Calliſto wird durch den Inhalt derſelben auch völlig zufrieden geſtellt. Er vermag dem ſehnenden Harren nach dem Geliebten, das ſich darin ausſpricht, nicht länger zu widerſtehen. Die Süßigkeit von Melibeens Engelsſtimme ſchmilzt ſein Herz. O meine Herrin, mein ganzes Glück, wo könnte ein Frauenbild geboren ſeyn, welches dein Verdienſt dir entziehen dürfte? O überraſchender, entzückender Wohllaut!..

Melibea: O liebliche Verrätherei, o ſüßer Ueberfall, biſt du es, mein Gebieter, meine Seele? Biſt du es? Ich vermag es nicht zu glauben. Wo wareſt du, leuchtende Sonne? Wo hatteſt du deinen Glanz vor mir hinverborgen? Haſt du mich ſchon länger belauſcht? Warum ließeſt du mich mit meiner magern Schwanenſtimme Worte ohne Sinn in die Luft werfen? Der ganze Garten freuet ſich deiner Ankunft. Schaue den Mond, wie hell er uns leuchtet; ſchaue die Wolken, wie ſie eilen; vernimm das Rauſchen dieſes Springbrunnens, wie ſüß ſein Murmeln! Lauſche den hohen Cypreſſen, wie ihre Zweige einander küſſen durch Vermittelung eines ſanften Windes, der ſie bewegt. Schau ihre friedlichen Schatten, wie dunkel ſie ſich rüſten, unſere Luſt zu verhüllen. Lucretia, was hörſt du, Freundin? Biſt du närriſch worden vor Freuden? Laß ihn mir, zerdrück' ihn mir nicht, beläſtige nicht mit deinen ſchweren Armen ſeine Glieder; laß mich genießen, was mein iſt, nimm meine Luſt nicht in Beſchlag."

Calliſto ſteigt in den Garten hinab und die Liebenden ſchwelgen in einer wollüſtigen Scene, welche leider etwas zu materiell gehalten, um ein würdiges Seitenſtück zu der berühmten Balconſcene in Romeo und Julia abzugeben, indem namentlich auch Lucretiens witzelnder Commentar dazu höchſt widerlich iſt. Inzwiſchen kommen Traſo und andere von Centurio angeſtiftete Raufer, um das der Elicia und Areuſa gegebene Verſprechen zu löſen und fangen mit Calliſtos Dienern Händel an. Auf den Lärm beeilt ſich der Minneglückliche, die Leiter hinabzuſteigen, obgleich ihm Triſtan zuruft,

daß der Lärm vorüber ist. Ein Fehltritt bringt ihn zu Fall; auf den Steinen zerschmettert, gibt er seinen Geist auf. Sosia und Tristan jammern. „Ach ich Unglückliche, ruft Melibea, als sie das hört, was ist das? Welch schreckliches Ereigniß kann da zu meinen Ohren kommen? Lucretia, hilf mir auf die Wand, ich muß mein Leid sehen, wo nicht, so werde ich mit meinem Geschrei meines Vaters Haus in Trümmern stürzen!" Als sie an dem Unglücke nicht länger zweifeln kann, weil Sosia von draußen das Geschehene gräßlich bestätigt, überläßt sie sich maaßlosem Schmerze und wird erschöpft in ihr Zimmer geführt, während die Diener die Leiche ihres jungen Herrn hinwegtragen. Zwanzigster Act. Lucretia ruft an der Thür von Pleberios Schlafkammer und bittet ihn, seiner Tochter zu Hilfe zu eilen. Er erhebt sich und sucht die Tochter mit aller väterlichen Zärtlichkeit zu trösten. Die Scene ist sehr schön. Sage mir, spricht er, was dich quält? —

Melibea: Eine tödtliche Wunde mitten durchs Herz, welche mir nicht gestattet zu sprechen; sie gleichet nicht andern Verletzungen; um sie zu heilen, muß das Herz selbst herausgenommen werden, denn sie befindet sich im verborgensten Theile desselben.

Pleberio: Frühzeitig gelangtest du zu den schmerzlichen Empfindungen des Alters; alle Jugend ist sonst nur Freude und Lust und Feindin des Schmerzes. Erhebe dich, gehen wir die frischen Lüfte des Flusses zu genießen und du wirst heiterer werden; bei deiner Mutter wird dein Schmerz Linderung finden. Siehe an, für dein Uebel ist nichts nachtheiliger, als wenn du die Freude fliehest.

Melibea: Gehen wir wohin du befiehlst, laß uns, Herr, auf den hohen Söller steigen, von wo man die reizende Aussicht auf die Schiffe genießt; vielleicht mildert sich mein Schmerz.

Pleberio: Steigen wir also hinauf! Lucretia begleite uns.

Melibea: Aber, wenn es dir gefällt, mein Vater, so laß irgend ein Saiteninstrument hinaufbringen, damit mein Kummer durch Spiel und Gesang verscheucht werde.

Pleberio: Das soll sogleich geschehen, meine Tochter, ich gehe, es anzuordnen (geht).

Melibea: Es ist hoch hinauf, meine Freundin Lucretia; schon thut mirs leid, meines Vaters Gesellschaft verlassen zu haben; gehe hinab zu ihm und sage ihm, er möge am Fuße dieses Thurmes auf

mich warten, ich habe ihm ein Wort mitzutheilen, das ich vergaß, und das er meiner Mutter sagen soll.

Lucretia: Ich gehe, Gebieterin.

Melibea (allein): Von Allen bin ich nun verlassen; schicklich hat sich mir die Gelegenheit zum Sterben dargeboten. Einigen Trost gewährt mir die Ueberzeugung, daß mein geliebter, theurer Calliſto und ich nun bald vereinigt seyn werden. Ich will die Thür abschließen, damit Niemand im Stande sey, mich an meinem Tode zu verhindern, noch mein Abscheiden hintertreibe. Den Weg, welchen ich in kurzer Zeit zu demjenigen heute am Tage gelangen kann, der mich letzte Nacht heimsuchte, soll mir Niemand vertreten."

Die schöne Ausführung dieser Scene wird nun auf eine häßliche Weise, vom Bemühen des Dichters unterbrochen, durch Melibeens Mund eine ganz unzeitige Gelehrsamkeit vortragen zu lassen, mit welcher sie durch zahlreiche Beispiele aus der Geschichte ihre That zu belegen und zu vertheidigen sucht. Dagegen ist die Rede, welche Melibea nach dieser historischen Expectoration vom Thurme herab an ihren Vater hält, von ausgezeichneter Schönheit: Vernimm, alter Vater, meine letzten Worte; nimmst du dieselben, wie ich hoffe, richtig auf, so wirst du meinen Fehltritt verzeihen. Deine Augen und Ohren sind Zeugen des schmerzlichen Leides, in welches die ganze Stadt versetzt ist; wohl vernimmst du den Schall der Glocken, das Wehklagen der Leute, das Heulen der Hunde und der Waffen Getön — von dem Allem war ich die Ursache; ich bringe wohl den größern Theil der städtischen Ritterschaft in das Trauerkleid und leidtragendes Gewand; ich machte viele Dienende herrenlos; ich brachte verschämte Arme um viele Spenden und Almosen; ich gab die Veranlassung, daß die Todten den vollkommensten Mann, der mit Vorzügen geboren ward, zu ihrem Genossen erhielten; ich entzog den Lebenden das Bild ritterlichen Anstandes, geschmackvoller Erfindungen, in Putz und Stickerei, Rede, Gang, höflichen Wesen und Tugend; ich bin die Ursache, daß die Erde vor der Zeit den edelsten Leib und die frischeste Jugendblüthe aufnimmt, welche in unserer Zeit die Welt hervorgebracht hatte; und da dich der Klang meiner unerhörten Verbrechen mit Entsetzen erfüllen wird, will ich dich über den Vorgang näher aufklären. Viele Tage sind vorübergegangen, mein Vater, seit ein Ritter, Namens Calliſto, nach meiner Liebe schmerzlich verlangte; auch dir war er wohl bekannt; auch

ſeine Eltern kannteſt du und den Adel ſeines Geſchlechtes; ſeine Trefflichkeit und ſeine Tugenden war Allen offenbar. So groß war ſeiner Liebe Kummer und ſo gering die Möglichkeit, mich zu ſprechen, daß er ſeine Leidenſchaft einem liſtigen und verſchlagenen Weibe, Namens Cöleſtina, vertraute. Dieſe kam, von ihm geſendet, zu mir und erweckte die geheime Liebe in meiner Bruſt. Ihr entdeckte ich, was ich meiner geliebten Mutter verbarg. Sie fand Mittel, ihm meine Liebe zu gewinnen und veranſtaltete, daß ſein und mein Verlangen erfüllt wurden. Liebte er mich ſehr, ſo trog er ſich nicht in mir, denn er gewann die traurige Zuſtimmung zu der ſüßen und unheilvollen Ausführung ſeiner Wünſche. Von Liebe zu ihm beſiegt, verſtattete ich ihm Zutritt in deinem Hauſe; er überſtieg auf Leitern die Wände deines Gartens, er überſtieg das Bollwerk meines keuſchen Vorſatzes; ich verlor meine Jungfräulichkeit. Dieſes entzückenden Verbrechens der Liebe erfreueten wir uns faſt einen Monat lang. Auch in verwichener Nacht war er, wie gewöhnlich, gekommen; ſchon wollte er heimkehren; es ſchien, als ob das veränderliche Geſchick es nach ſeiner regelloſen Weiſe gefügt und geordnet; die Wände waren hoch, die Nacht dunkel, die Leiter ſchwach, die Diener, welche er bei ſich hatte, aber in dieſer Art von Dienſten nicht gewandt. Um ein Gezänk, welches von ſeinen Dienern in der Straße herübertönte, zu beobachten, ſtieg er eilend die Leiter hinab, bei der großen Haſt, die er hatte, achtete er nicht recht auf ſeine Tritte, ſetzte ſeinen Fuß fehl und ſtürzte herab. In Folge des traurigen Sturzes ſpritzte ſein verborgenſtes Hirn auf den Steinen und an den Wänden umher. Die Parzen zerſchnitten ſeinen Faden, ſie ſchnitten, ohne daß er ſein Leben beichten konnte; ſie zerſchnitten zugleich meine Hoffnung und meinen Ruhm, meine Geſellſchaft. Welche Grauſamkeit, mein Vater, würde es ſeyn, wenn ich ſorgenfrei leben wollte, da er beim Sturze ſeinen Tod fand. Sein Tod fordert den meinigen; er fordert mich auf und ich muß ohne Zögern folgen; er zeigt mir, wie auch ich, um ihm in Allem zu folgen, mich hinabſtürzen muß; es ſoll von mir nicht heißen: Geſtorben und vergeſſen, und ſo will ich ihm denn im Tode genug thun, da ichs im Leben nicht vermochte. O Calliſto, mein Geliebter und Gebieter; erwarte mich; ich komme; bleibe ſtehen, wenn du mich erwarteſt; beſchuldige mich nicht der Zögerung, weil ich meinem alten Vater dieſe letzte Rechenſchaft ablege; denn noch weit

Mehres ſchulde ich ihm. Ach, mein geliebter Vater; ich bitte dich, wenn du mich in dem abgelaufenen, qualvollen Leben lieb gehabt haſt, daß wir ein gemeinſames Grab erhalten und unſere Todtenfeier zugleich Statt finden mag. Vor meinem erſehnten Ende hätte ich dir gerne einige tröſtende Worte geſagt, die ich aus den alten Büchern geſchöpft und entnommen habe, die du mich, um meinen Geiſt aufzuklären, leſen ließeſt; in der großen Beſtürzung ſind ſie aber meinem beſchädigten Gedächtniſſe verloren gegangen. Ich ſehe deine mich ſo ſehr ſchmerzenden Thränen über dein gefurchtes Antlitz rinnen. Grüße mir meine theure und geliebte Mutter; von dir mag ſie ausführlich die Urſache meines Todes erfahren; ſehr lieb iſt es mir, ſie nicht gegenwärtig zu ſehen. Ergreife, alter Vater, deines Alters Gaben, denn in langen Tagen läßt langer Kummer ſich erdulden; empfange deines hohen Alters Lohn; empfange drüben deine geliebte Tochter. Mein eigenes Leiden ſchmerzt mich, mehr noch das deine, am ſtärkſten meiner geliebten Mutter Schmerz. Gott ſey mit dir und mit ihr; ihm befehle ich meine Seele, nimm du dich des Leichnams an, der hier herabſtürzt! (ſie ſtürzt ſich vom Thurm.)

Der einundzwanzigſte Act iſt mit dem Jammer Pleberios und ſeiner Gemahlin angefüllt, der jener die traurige Geſchichte erzählt und den gänzlich zerſchmetterten Leichnam der Tochter weiſet. — Die Erzählung iſt muſterhaft, leider nur durch eingeflochtene Gelehrſamkeit verunziert; der väterliche Schmerz tief und wahr dargeſtellt und ſchließt mit einer drohenden Verwünſchung der Liebe.

Schon dieſer Auszug und die demſelben eingeſtreueten Bruchſtücke dürften darthun, daß die monſtröſe Compoſition jedenfalls eine geniale und in Betracht aller dramatiſchen Requiſite weit über Encinas und Gil Vicentes Dramen zu ſetzen iſt. Moratin ſagt in dieſer Beziehung: „In einer vortrefflichen caſtilianiſchen Proſa geſchrieben, mit einer regelmäßigen Fabel ausgeſtattet, in angemeſſenem Wechſel wahrſcheinlicher und anziehender Situationen, mit lebhaften Characteren und Empfindungen, das treue Gemälde nationaler Sitten und mit einem Dialoge, der eine Fülle der Komik und des Witzes in ſich trägt, ward dieſe dramatiſche Novelle ein Gegenſtand des Studiums Aller, die im ſechzehnten Jahrhundert für die Bühne dichteten.“ Viardot in ſeinen ſpaniſchen Studien aber äußert ſich dahin: das eigenthümliche Verdienſt dieſer wahr-

haft urſprünglichen Arbeit beförderte aber das Theater außerordentlich, indem dieſes Werk ein wahrhaftes Muſter dramatiſcher Sprache darbot.

Die drei genannten Dichter zuſammengenommen und verbunden veranſchaulichen aber ſehr deutlich die Grundzüge, deren Ausbildung ſich in der glänzenden Nationalbühne des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſo reich und üppig entfaltete. Es durfte darum dieſen dreien ſchon ein größerer Raum in dieſer Geſchichte zugeſtanden werden, als andern vielleicht durch Talente ebenbürtigen oder ſelbſt vorzüglichern Namen, welche aber nicht eine ſolche Epoche zu machen berufen waren. Der Cöleſtina habe ich vorzüglich gern die Aufmerkſamkeit des Laſters zugewendet, weil ſie in Deutſchland wenig bekannt und aus den Literaturgeſchichten, die ihrer erwähnen, weder ihrem Werthe noch ihrem Inhalte nach nur ungefähr erkannt werden mag. Auffallend wenig iſt aber der poetiſche Gehalt dieſer merkwürdigen Production bisher gewürdigt. Außer Langerhanns Blumenleſe iſt mir kein Buch zu Geſicht gekommen, welches in das richtige Verſtändniß dieſer Erſcheinung einleitete. Langerhanns hat aber die äſthetiſche Unbill und Acht, welche auf der Cöleſtina ruheten, auf das Glänzendſte gehoben. —

Als Anhang iſt zu einigen Ausgaben der Cöleſtina ein Geſpräch Amors mit einem Alten geliefert, ein merkwürdiges Denkmal des Reichthums und der Lieblichkeit der caſtilianiſchen Sprache um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Daſſelbe beſtehet aus neunzeiligen, kurzverſigen coplas, welche an Anmuth und ſprachlichem Liebreiz kaum ihres Gleichen haben und in jedem Betracht eine Friſche und Bewegung offenbaren, die man jener Zeit kaum zutrauet. Abwechſelnd dem Rodrigo Cota und dem Verfaſſer des Mingo Rebulgo zugeſchrieben, ſucht dieſe Production noch heute ihrem Vater, dem ſie bis auf einen gewiſſen Punkt alle Ehre macht. Der Alte, mit welchem Amor das belobte Geſpräch führt, hat längſt von allen Liebeshändeln Abſchied genommen. Allegoriſch wird dieſes Verhältniß dargeſtellt unter der Zurückgezogenheit in einem abgeſtorbenen und vertrockneten Garten, in welchem das Luſtſchloß der Freude in Trümmern liegt und der Alte hinter verſchloſſener Thüre in einer kleinen Hütte hauſet. Hier erhält der Liebemüde einen unvermutheten Beſuch Amors und

ſeiner Diener. Verwundert weiſet der Alte auf ſeine Lage und Umgebungen, welche für einen ſolchen Beſuch ſich nicht ſchicken. Er ſetzet ſeinem Gaſte mit harter Rede zu und weiſet denſelben auf anderes Gebiet, wo ihm beſſere Eroberungen offen ſtehen. Amor, ein ſchlauer Diplomat, weiß aber dem Alten das Unbequeme und die Freudenloſigkeit ſeiner Lage ſo beredſam zu ſchildern und die auch ihm noch in Ausſicht ſtehenden Freuden der Liebe ſo reich und ſo ſüß vorzuſtellen, dabei aber ſeine Bereitwilligkeit, ihm die letztere zu verſchaffen, ſo einnehmend und verbindlich darzuthun, daß der Alte von den ſüßen Verſprechungen hingeriſſen, ſich dem Liebesgotte von Neuem ergibt. Dieſer umarmt ihn und der Alte fühlt neue Liebeskraft und Gluth durch ſeine Adern rinnen. Amor erinnert höhniſch, daß der Alte nun ſeine keuſchen Vorſätze ausführen möge, wobei er ihn boshaft auf die ihm bevorſtehenden Liebesleiden aufmerkſam macht. Der Alte ſchreiet: pater peccavi, daß er dem Sieger widerſtanden und bittet um ſchonende Behandlung. Wer die Beachtung des ſittlichen Gefühles bei äſthetiſchen Genüſſen als eine Chimäre zu betrachten ſich gewöhnt hat, und in jenen Genüſſen durch die Verletzung dieſes Gefühles nicht geſtört wird, mag an einzelnen Stellen dieſes Dialoges eine kräftige Unzucht vielleicht gar herausſtreichen können. Ohne die Auslaſſungen anzudeuten, liefert Ochoa in ſeinen Piezas dramaticas anteriores a Lope de Vega dieſes poetiſche Stück ſehr verſtümmelt.

Geſchichte der ſchönen Proſa dieſes Zeitraumes.

Mit der Ueberſchau, die ich den mir zugänglichen Ueberreſten der dramatiſchen Kunſt der Spanier aus dem Mittelalter, vielleicht etwas zu ausführlich für meinen Zweck, gewidmet, ſchließt ſich die Anſicht, welche ich von der Poeſie des Johanneiſchen Zeitalters und der unmittelbar darauf folgenden Zeit zu geben mir vorgeſetzt hatte. So freigebig ich mit den Auszügen und Ueberſetzungen von Bruchſtücken geweſen, ſo wenig genüge ich mir in der vorausſetzlichen Wahrſcheinlichkeit, dadurch ein deutlicheres und vollſtändigeres Bild der caſtilianiſchen Poeſie dieſes Zeitabſchnittes geliefert zu haben, als meine Vorgänger in dieſem Gebiete der Geſchichtſchreibung. Um eine annähernde Wahrheit in dieſem Bilde zu erkennen, würde eine metriſche Behandlung der mitgetheilten Proben erforderlich ſeyn. Eine bloß ſtoffliche Uebertragung iſt, wie die Schlegel und die romantiſche Schule hinreichend dargethan, bei den Meiſterwerken der Poeſie des Südens durchaus ungenügend. Denn hier müſſen Form und Inhalt als etwas Untrennbares aufgefaßt und wiedergegeben werden. Allein dazu gehört, wie ſchon einmal angedeutet worden, eigene dichteriſche Anlage, welche von einem Literaturhiſtoriker nicht erwartet werden kann. Faſt fürchte ich ſchon zu kühn geweſen zu ſeyn, daß ich mich in einigen Ausnahmefällen zum metriſchen Ueberſetzer aufgeworfen. Allein ich konnte den Aerger nicht ertragen, die zum Theil ſo lieblichen und jedes poetiſche Gefühl anſprechende caſtilianiſchen Dichtungen immerfort in eine mir ſelbſt ſo wenig zuſagende deutſche Proſa zu verwandeln. Dieſer Verdruß hat mich denn ab und zu in das metriſche Gehege getrieben, welches nach meiner Ueberzeugung niemand betreten ſollte, welcher nicht ſelbſt ein Sänger iſt. Denn es iſt wahrlich mit der, wenn auch noch ſo wörtlichen, verſificirten Wiedergabe der Gedanken und Empfindungen eines fremdſprachigen Sängers, deſſen Gedicht noch

keineswegs übertragen. Die poetiſche Weihe kann meiner Ueberzeugung zufolge einer Verdeutſchung ausländiſcher Dichtwerke nur der auch ſelbſtſtändig ſchaffende Dichtergenius aufdrücken.

Die Beſorgniß, in gleicher Art als bei der Poeſie die Vorſtellung meiner Leſer über die Hervorbringungen der ſpaniſchen Literatur unzulänglich zu laſſen, habe ich nun zwar bei der Proſa, an deren Betrachtung ich nun gehe, weniger. Allein hier tritt eine andere faſt nach größere Schwierigkeit ein. Die Erzeugniſſe der Proſa, namentlich der hiſtoriſchen, haben in der Regel einen ſo großen Umfang, daß ich vom Inhalte nur eine verhältnißmäßig weit dürftigere Kunde geben kann, als von dem Geiſte und Inhalte der Dichterwerke, welche in ihrer geringern Ausdehnung eine weit vollſtändigere Ausbeutung geſtatteten. Die Auszüge und die überſetzten Bruchſtücke, welche ich von den caſtilianiſchen Proſaiſten des Mittelalters liefere, müſſen daher weit kürzer gefaßt werden, als ich dieſelben bei der Poeſie geben konnte. Dennoch aber muß ich befürchten, hier doch zu weitläuftig geworden zu ſeyn, weil die Verſuchung, dieſe und jene Bemerkung oder Schilderung, welche mir frappant oder charakteriſtiſch erſchienen, mit aufzunehmen, mich allezeit weiter geführt hat, als es mein Vorſatz war, wenn ich einen Schriftſteller zuerſt ins Auge faßte. Da die Geſchichte der Proſa des ſpaniſchen Mittelalters, wie ſchon bemerkt, nur eine Zugabe zu der Geſchichte der gleichzeitigen Dichtkunſt iſt, ſo kann der Erzählung ihrer Schickſale und der Betrachtung ihrer Erzeugniſſe noch weit weniger eine organiſche Geſtaltung gegeben werden als die Poeſie erfuhr, und ich ſehe mich zu dem Geſtändniſſe veranlaßt, daß ich außer dem Zufalle der Chronologie und der nöthigen Sonderung der verſchiedenen Species der ſchönen Proſa ziemlich principienlos in der Anordnung verfahren bin, weil ich bei der Zuſammenſtellung von ſo heterogenen, in keinem geiſtigen, innerlichen Zuſammenhange ſtehenden, literariſchen Erſcheinungen darauf verzichtete, einen Pragmatismus zu finden, welcher einen andern, als erzwungenen organiſchen Halt und Zuſammenhang in die Darſtellung zu bringen im Stande geweſen wäre. Dafür muß denn das Endergebniß, welches für mich und wie ich hoffe für jeden Unbefangenen aus der Betrachtung der Literatur des ſpaniſchen Mittelalters hervorgegangen iſt, wie es in der Schlußüberſicht ausgeſprochen worden, dienen.

Nachdem ich zuvor eine bemerkenswerthe Biographie näher ins Auge gefaßt, werde ich zunächst mehrere bedeutende Prosaisten in ihren Gesammtleistungen meinen Lesern vorführen.

Biographische Arbeit des Gutierre Diez de Games.

Einen sehr werthvollen Beitrag zur Geschichte seiner Zeit liefert Gutierre Diez de Games, welcher die Fahne des tapfern Kriegers Grafen Pedro Niño de Buelna trug und nachmals dessen Lebensbeschreibung verfaßte, in welcher viele Züge aus der castilianischen Geschichte während eines halben Jahrhunderts aufgenommen sind. Außer demjenigen, was er in dieser Biographie von seiner eigenen Person meldet, ist vom Leben des Gutierre Diez de Games nichts weiter bekannt geworden. Er nennt sich einen Altersgenossen des Grafen, der 1379 geboren war. Mit dem Jahre 1446 schließt die Lebensgeschichte dieses seines Gönners. Er muß daher bis in die letzten Jahre der Regierung Johanns II. gelebt haben. Er war von Geburt ein Castilianer und zuverlässiger Vasalle seines Herrn. „Ich war einer von denen, sagt er, die ihm getreulich folgten. Ich hatte mein Päckchen Arbeit bei ihm und machte mit ihm die Gefahren und Abenteuer seiner Zeit durch. Mir war seine Fahne anvertraut; ich wahrte dieselbe an den Orten, wo es Noth that und ging mit ihm gen Morgen und Abend zu Schiffe. Alles, was hier geschrieben stehet, sahe ich selber, außerdem aber noch eine Menge anderer Ritterstreiche, Großthaten und Krafthandlungen, deren Erzählung zu weitläufig seyn würde.“ Einige dieser gewaltigen Thaten seines edeln Herrn waren nach des Bannerträgers Versicherung so groß, daß ohne Gottes besondern Beistand ein Menschenleib dieselben nicht würde haben vollbringen können; denn einige Waffenstückchen führte er ganz allein aus, die sonst wohl hundert Mann nicht hätten vollbringen können. Den wackern Thaten, welche Pedro Niño bei Pool und auf der Insel Jersey verrichtete, wohnte Gutierre persönlich bei. Der Graf lohnte die Treue seines Fahnenträgers durch ein Legat in seinem Testamente, welches zugleich verordnet, daß die Biographie nach des Grafen Tode in den Händen seiner Gemahlin verbleiben solle. Gutierre muß nach diesem Testamente noch an der Lebensbeschreibung gearbeitet haben. Denn er

meldet auch den Tod dieser Gemahlin seines Gönners. Augenscheinlich hatte Gutierre eine gute Erziehung genossen; er scheint des Lateinischen wohl kundig gewesen zu seyn und hatte mit Aufmerksamkeit die Bibel und einige Werke der Moralphilosophie gelesen. Bei aller Gothik der Anlage und des Baues ist sein Styl so gebildet, bestimmt und klar, wie er nur immer zu seiner Zeit gefunden werden kann. Seine Erzählung ist leicht und natürlich ohne jemals trivial zu werden. Durch eingemischte Reflexionen hat er ein unverkennbares Bedürfniß nach Pragmatik befriedigen wollen. Stellenweis ist diese Biographie mit besonderer Eleganz und Lebendigkeit geschrieben. Es stehet dem Verfasser überall, wo er dessen bedarf, ein kräftiger rhetorischer Ausdruck zu Gebote, so wie ihn Naivität und Derbheit, deren er sich bei geeigneter Veranlassung wohl befleißigt, nicht übel kleiden. Ohne diese Naivität und jene gothische Anwandlungen würde man kaum errathen, daß man in diesem trefflichen Biographen einen Rittersmann aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert vor sich hat. Einfluß der Lectüre von Ritterbüchern auf Stoff und Behandlung sind unverkennbar. Nicht unwahrscheinlich ist, daß Gutierre sich in der Vorstellung gefallen haben mag, in seinem Helden den Kraftmännern der Ritterromane einen Mann der Wirklichkeit gegenüber zu stellen und die Phantastik jener durch seine Thatsächlichkeiten zu beschämen. Im Namen der heiligen Dreieinigkeit und der Jungfrau Maria beginnt er sein Buch und raisonnirt auf eine ungemein anziehende Art über Wesen und Zweck der Ritterschaft, so wie über die Rittertugenden. Als die vier vornehmsten Ritter betrachtet der gute Fahnenjunker die Könige: Salomon, Alexander den Großen, Nebucadnezar und Julius Cäsar. Ueber die Namen einer Menge anderer Ritter alter und neuer Zeit hinweg kömmt er endlich auf seinen Helden. Nachdem er viele Rittergeschichten gelesen und angehört[1]), ist ihm das Verlangen geworden, einen Ritter anzutreffen, so glücklich und tapfer, daß er niemals einem Feinde unterlegen. Er hat denselben gefunden in der Person des Pedro Niño, welcher überall und allezeit, wo er im Kampfe aufgetreten, Sieger geblieben, weßhalb Gutierre ihn würdig befunden, seine Geschichte zu erzählen. Er hat dieselbe in drei Bücher abgetheilt. Nachdem Gutierre aus einer alten Familienchronik des

1) Daraus gehet hervor, daß im ersten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts diese Lectüre schon ziemlich verbreitet gewesen seyn muß.

Don Pedro Fernandez Niño, eines Großvaters seines Helden, einige die spanische Geschichte betreffende Nachrichten beigebracht, gibt er Nachricht von diesem Großvater und den Eltern des Pedro Niño, welche aus edlem Geschlechte stammten. Dieser ward 1379 geboren. Seine Mutter Doña Ines Laso ward die Amme König Heinrichs III., welchem Juan Niño, ihr Gemahl, sich anfangs widersetzte weil er sein Geschlecht für solchen Dienst zu edel fand. Zehn Jahre alt, ward Pedro Niño einem weisen und gelehrten Manne zur Erziehung übergeben. In einer zusammenhängenden, diesem Manne in den Mund gelegten Rede, werden die Grundsätze mit einem ausführlichen Vortrage dargelegt, nach welchen der Erzieher bei der Unterweisung seines Zöglings handelte. Ungeachtet der pathetischen Wendungen und gesuchten Gleichnisse, in denen die vorgetragenen Lehren eindringlich gemacht werden sollen, und wobei die Schöpfung der Welt und der Engel mit erzählt wird, ist diese Rede doch in ihrer treuherzigen Würde, ihrem moralischen Ernste und ihrer religiösen Tiefe ein liebenswürdiges Denkmal der Rhetorik des wackern Fahnenträgers, und ein erfreulicher Beweis der Vorhandenheit sittlicher Tiefe in Leuten vom wilden Kriegshandwerke. In den also entwickelten Grundsätzen ward Pedro Niño vier Jahre lang erzogen. König Heinrich, nur anderthalb Jahre jünger als sein Milchbruder, war demselben sehr gewogen. Fünfzehn Jahre alt führte Pedro Niño zum ersten Male auf einem nach Asturien unternommenen Feldzuge die Waffen mit großem Erfolge. In Sevilla, wohin er mit seinem Könige hiernächst sich begab, stürzte er sich einem wilden Schweine nach in den Guadalquivir und erlegte dasselbe im Strome, sowie er auch durch Geistesgegenwart und körperliche Gewandtheit seinem Könige und andern, mit denen er nach jener That in einem Nachen den Strom befuhr, das Leben rettete. Auch bei einem Stiergefechte zeichnete er sich vor Allen aus. Nach Ausbruche des Kriegs mit Portugal folgte Niño dem castilianischen Connetable Davalos und legte in der Feldschlacht wie im Zweikampfe so ausgezeichnete Proben von Heldenmuth und Tapferkeit ab, daß Gutierre selbst die Bitte an seine Leser gerechtfertigt findet, sich nicht zu verwundern, daß ein so junger Ritter in so kurzer Zeit solche große Dinge ausgerichtet. Er zeigt aber, wie ein weiser Mann aus Italia der Mutter des Ritters bereits, da er noch ein junger Bursch gewesen, seine künftige Größe in Ritterthaten geweissagt. Auch in Turniren und Kampfspielen ist der junge Niño

ausgezeichnet. Die Schilderung seiner äußern Persönlichkeit, welche Gutierre im zwölften Capitel gibt, ist sehr anziehend. Nicht minder vortheilhaft erscheint er nach der Schilderung seiner geistigen Eigenschaften, welche das folgende Capitel enthält. Pedro Niño vermählt sich mit Donna Constanze de Guevara, einer jungen Wittwe und Schwägerin des Connetable Davalos, welche ihm nach fünfjähriger Ehe stirbt. Diese Gelegenheit benutzt Gutierre, um eine Abhandlung über die Liebe und ihre Grade einzuflechten, zu deren Belege die Geschichten Alexanders des Großen und der Königin Thalestris, Pentheſileas und Hektors, Didos und Aeneens weitläufigst vorgetragen werden. Aus der Mythologie führt uns Gutierre wieder in den portugieſiſchen Krieg zur Belagerung von Alcantara, bei welcher Niño verwundet wird (1397). Als er fünfundzwanzig Jahre alt geworden, hielt ihn der König, wie Gutierre im Anfange seines zweiten Buches meldet, zu eigenen Unternehmungen tüchtig. In seinem Auftrage unternimmt der tapfere Vasall mit auserleſener Mannschaft und auf trefflichen Schiffen einen Kreuzzug wider die das Mittelmeer beunruhigenden Corsaren. Die ersten Fahrten an der spaniſchen Küste und denen der Barbarei bieten nichts Bemerkenswerthes dar. Im Hafen von Marseille trifft er endlich zwei vom Papst Benedict, welcher in jener Stadt eben anwesend war, unterhaltene Corsaren. Niño verfolgte dieselben anfangs. Als aber der Papst ihm eine Botschaft und seinen Segen sandte, auch ihn einladen ließ, durfte er seine Absicht auf die Seeräuber nicht fortsetzen, sondern war genöthigt, gute Mienen zum bösen Spiele zu machen und sich die Freundlichkeiten des Papstes gefallen zu lassen, über welchen die Corsaren entkamen. Diese ganze Beschreibung ist ungemein lebendig und treffend. Niño läßt die Beute aber nicht so leicht fahren „und machte sich davon, gleich dem Adler, welcher den Fang aufsucht, auf welchen er Appetit hat.“ Er bestehet mit Unerschrockenheit einen recht malerisch beschriebenen Sturm und durchsucht die Häfen von Corsica und der benachbarten Inseln, ohne die Seeräuber anzutreffen. In einem Hafen von Sardinien fand er endlich Corsarenschiffe, denen er aber auf Fürbitte der Eingebornen nichts zu leide that, sondern sich begnügte, ein gekapertes Handelsschiff aus Sevilla zurückzuerobern. An der Insel Gemol nimmt er ein tuneser Corsarenschiff. Im Hafen von Tunis sprang Niño in der

Dunkelheit des Morgens ganz allein auf das feindliche Admiralschiff hinüber mit solcher Kraft, daß von dem Ruck sein eigenes Schiff zurückgestoßen ward und er sich mit einem Male ganz allein unter den Feinden am Borde des Maurenschiffes befand. Die Seinen hörten seinen Ruf nicht. Er mußte sich daher allein helfen. Leichen nach allen Seiten häufend drang er bis mitten auf das Verdeck vor und erlegte selbst den feindlichen Admiral. Die Mauren waren mit Tagesanbruch erstaunt, es nur mit einem Mann zu thun zu haben. Er hielt aber, obwohl vielfach verwundet, Stand, bis die Seinen Gelegenheit fanden, ihm beizuspringen und um das feindliche Schiff, das er allein erobert, in Sicherheit zu bringen. Das letztere gelang nicht sogleich, denn die feindliche Galeere lag am Lande und viele Tausende waren dort, dieselbe zu schützen. Es war ein Wunder, daß Niño mit den Seinen ihre Galeeren wieder erreichten, um dieselbe von den Mauren, welche sie fast auf das Land gezogen hatten, zu befreien. Gleichwohl brachten Niños Leute die feindliche Galeere in ihre Gewalt und zündeten mehrere feindliche Schiffe an. Der König von Tunis bietet den Castilianern Geschenke an und macht verbindliche Anerbietungen, welche Niño nicht annehmen zu können versichert, aber durch einen friedlichen Abzug erwiedert. Tunis wird beschrieben und die Rückfahrt nach Cartagena angetreten. Auf einem zweiten Zuge nach der Barbarei, der weniger anziehend ist, macht Niño gleich gute Geschäfte und zeichnet sich aus durch seine Großthaten und Gutierre gibt ihm das Zeugniß, daß er hierin Christi Worte: ein Beispiel gebe ich Euch, thut, wie ihr mich thun sehet, befolgt und den Seinen stets als nachahmungswürdiges Beispiel vorangegangen. Auch ein ergebenes Gottvertrauen und eine Schickung in unangenehme Fügungen, deren mehrere über ihn kommen, rühmt der Biograph seinem Helden nach. Viele Fahrlichkeiten überstanden die Castilianer und langten endlich wieder glücklich in Cartagena an. Eine Pfeilschußwunde am Fuße, welche Niño in einem Treffen erhalten, war so schlimm geworden, daß die Chirurgen in Sevilla zur Abnahme des Beins schreiten wollten. Er gab dies jedoch nicht zu und ließ sich nun, ohne die geringste Klage vernehmen zu lassen, furchtbar brennen. Doch genaß er und behielt seinen Fuß. Nach Castilien heimgekehrt, hat der gute Ritter kaum noch Zeit, dem berühmten Turniere von Tordesillas beizu-

wohnen, welches zur Feier der Geburt des nachmaligen Königs Johann veranſtaltet war. Er mußte mit drei Galeeren unverzüglich dem Könige von Frankreich wider die Engländer zu Hülfe ziehen. Nachdem er einen fürchterlichen Sturm ausgehalten, landet er mit dem franzöſiſchen Befehlshaber in Cornwallis. Es werden einige Städte eingenommen und das Treffen von Pool wird geliefert, wobei der tapfere Bannerträger auch beſcheidentlich ſeiner Selbſt erwähnt. Der Graf dringt ſogar bis London auf der Themſe vor. Den Winter über bringt er (1406) in Paris zu am Hofe des geiſtesſchwachen Carl VI. Als man ihm den Sold für ſeine Leute vorenthält, gehet er in die Rathsverſammlung und ſpricht ſo nachdrückliche derbe Worte, daß man ihn ſofort befriedigt. Es wird ein Stückchen aus der franzöſiſchen Geſchichte zum Beſten gegeben. Bei einem Turniere beweiſet Niño, aber zum Schrecken einer Menge überwundener Ritter, daß er es nicht allein an Worten hat. Als er den ganzen Tag über Alle niedergeworfen, die es mit ihm aufzunehmen gewagt, ließ er Fackeln bringen, um Licht bei fortgeſetztem Kampfe zu haben. Pedro Niño wird der Löwe des Tages im ritterlichen Paris und hat nun, um ſeinen Ritterthaten den gehörigen Schluß zu geben, eine Liebſchaft mit der ſchönen Dame Girafontaine. In Rouen weilend, erhält er einen Brief aus Paris von ſechs Rittern, welche ihn auffordern, der Siebente zu ſeyn in einem Strauße gegen einen Ritter Ponce en Perellos, welcher den Sechſen zum Trotz eine weiße Dame als Abzeichen führe, welches er ſelb andern Sechſen verfechten wolle. Graf Niño nimmt mit großer Beſcheidenheit in einem eben ſo charakteriſtiſchen Briefe den Strauß höflichſt an. Der König vermittelt aber den Streit, Niño fährt mit ſeinen Schiffen wieder ab. Es entſtehet eine Sonnenfinſterniß, ſeine Leute erſchrecken, er hält ihnen eine kräftige Rede, worin er ſagt, daß ſie als gläubige und gottesfürchtige Chriſten vor ſolchen Zeichen nicht zu erſchrecken brauchten. Sie ſollten ſich auf Gott verlaſſen, dieſer ſchaffe Alles und wiſſe was er mache. Dann erklärt er ihnen den Hergang der Sonnenfinſterniß ganz anſchaulich dahin, daß die Sonne am Himmel in einer weit größeren Höhe ihren Stand habe als der Mond, und wenn dieſer nun vor die Sonne trete, ſolche mit ſeiner Scheibe bedecke und verfinſtere. Dieſe Rede iſt ein kleines Meiſterſtück. Sie wirkte auch nach Wunſch. Gutierre ſchließt aber ſeinerſeits eine fromme Nutzanwendung daran: dieſe bringt

er auch zu Gunſten der Mäßigkeit an, als eine Abtheilung Engländer ſich am Lande im Weine übernommen hatten und im Schlafe überfallen wurden. Die Fahrt gehet nun nach Flandern, wo der Verfaſſer bei Erwähnung einer Windſtille eine ausführlichere Vergleichung zwiſchen dem Winde und Glücke anſtellt, welche nicht übel ausgefallen iſt, wobei zuletzt die Vernunft als Rednerin auftritt und ſehr verſtändige Worte der Beſänftigung hören läſſet. Glück und Wind ſtanden übrigens diesmal in enger Beziehung: denn der Mangel an Wind brachte den tapferen Anführer um das Glück, eine reiche engliſche Flotille zu kapern, welche eine engliſche Königstochter mit ihrer Ausſteuer an Bord hatte, die einem Grafen von Holland beſtimmt waren. Niño benutzt nach dieſer üblen Erfahrung an der franzöſiſchen Küſte die Gelegenheit und macht einen Ueberfall auf die Inſel Jerſey, wobei er an die Seinigen eine muthvolle Rede hält, wie er ſich überhaupt durch martialiſche Wohlredenheit auszeichnet. Die Schlacht lieſt ſich wie ein Streit aus einem Ritterroman, ſo blühend iſt die Darſtellung. Der wackere Gutierre vergißt ſogar die dritte Perſon nicht und führt ſich ſelbſt redend als Theilnehmer des Kampfes mit ein. Der Sieg der Caſtilianer, denen ſich Bretagner und andere Bewohner der franzöſiſchen Küſte angeſchloſſen, iſt entſcheidend. Niño verfolgt denſelben und fängt an zu brennen und zu plündern, „daß es zum Erbarmen war, um ſo mehr, da die Gegner Chriſten ſind.“ Es folgen eine Reihe Unterredungen mit den Abgeſandten der Inſel, welche um Frieden bitten. Dieſe ſind höchſt treffend und lebendig gegeben. Bei dieſer Gelegenheit erzählt Gutierre die Geſchichte der Schlacht am Salado, worin König Alfonſo die Mauren beſiegte. Mit guter Beute beladen ſegeln die Caſtilianer nach Breſt. Von hier kehren ſie nach Spanien zurück, wobei ſie heftige Stürme beſtehen müſſen. Sie laufen aber glücklich zu Santander ein. Pedro Niño kömmt an den Hof und erhält vom Könige Heinrich den Ritterſchlag. Der König ſtarb bald darauf (1407). Der Infant Fernando, welcher die Vormundſchaft über Johann II. übernahm, ließ ſich mit den Mauren in einen Krieg ein. Pedro Niño begleitet ihn und verrichtet in den Kämpfen wider die Ungläubigen auſſerordentliche Heldenthaten, würdig in einem Ritterromane eine Stelle einzunehmen, wozu ſich auch die lebendige Erzählung gar ſehr eig-

net. Der dritte Theil beginnt mit der Vermählung von Johanns II. Schweſter Conſtanze mit einem portugieſiſchen Prinzen und andern Familiengeſchichten. Graf Niño fuhr fort durch ritterliche Tugenden ſich auszuzeichnen und damit namentlich bei Hoffeſten zu glänzen. In einem Kampfſpiele, das auf einem Platze abgehalten wurde, nach welchem die Fenſter der Prinzeſſin Beatrix (der Tochter des Infanten Johann) hinausſahen, beſiegte Pedro Niño einen Ritter. Die angenehmen Bemerkungen, welche Beatrix, eine Zuſchauerin des Straußes, zu Gunſten des tapfern Grafen hatte fallen laſſen, kamen dieſem zu Ohren, und da ſich ohnehin ſein Liebesverſtändniß mit der Dame Girafontaine gelöſet, ſo beſchloß er dieſer, Beatrix ſeine Liebe zuzuwenden. Obgleich er ſie verlobt wußte, ließ er ſie bitten, zu genehmigen, daß er ihr Ritter ſeyn dürfe, da er auf den Umſtand, daß ihr Verlobter ungleich von Alter und von ihr nicht geliebt ſey, einige Hoffnung bauete. Wie die Prinzeſſin anfangs ſpröde thut, wie die Lobeserhebungen, welche ihre Damen dem Ritter zollen, ihre Neigung auf ihn wenden, wie er endlich ſelbſt Gelegenheit findet, ſich mit ihr zu verſtändigen und wie er die Genehmigung des Infanten Fernando durch deſſen Beichtvater herbeizuführen ſucht, iſt höchſt anmuthig und zugleich treuherzig beſchrieben. Er fand unerwarteten Widerſtand und konnte ſeine Geliebte lange Zeit nur mit eigener Gefahr ſehen. Der Infant ſetzt ihn eines Nachts darüber zu Rede, ob er mit Beatrix verlobt ſey wie er ſich rühme. Das Ritters Antwort iſt eben ſo mannhaft als ritterlich. Mit Noth entkommt er, weil er Feinde hat. Beatrix bejahet die gleiche an ſie gerichtete Frage und verharret in ihrer Treue gegen Pedro, obwohl ihr eröffnet wird, daß ſie nicht deſſen Gemahlin werden könne, und ihrer andere Vermählungen warteten. Obgleich die Königin ſich des Liebespaares annimmt, vermag ſie nicht, den höhern Widerſtand, der ſeiner Vereinigung entgegengeſtellt wird, zu beſeitigen. Vergeblich wird Beatrix vom Infanten zu Gunſten ſeines Sohnes bearbeitet. Sie bleibt ſtandhaft und wird nach Urueña in Verwahrſam gebracht, weil man eine Entführung durch ihren Liebhaber fürchtet, welcher inzwiſchen, weil er ſich in Spanien nicht für ſicher halten darf, nach Bayonne gegangen iſt. Die Furcht, einen ſo braven Ritter zu verlieren, beſiegt endlich den Widerſtand des Infanten und er gibt dem edeln Pedro ſeine Beatrix

zur Gemahlin. Dieß geſchah 1410[1]). Als Fernando König von Aragonien geworden war, erwies er dem Niño große Ehren. Die beſten aber konnte er ihm nicht ertheilen, weil er zu bald ſtarb (1418). Der Biograph vergleicht die Lage ſeines Helden und die alſo zu Waſſer gewordenen Hoffnungen deſſelben mit einem anziehend vorgetragenen Stückchen aus der Geſchichte Alexanders des Großen. „Als König Fernando ſtarb, erſtarb die Furcht und erkrankte die Gerechtigkeit im größten Theile Spaniens.“ Der König Johann ergab ſich ſeinem Günſtlinge Hurtado de Mendoza. Niño ließ ſich von den aragoniſchen Infanten, welche über den König zu herrſchen ſich bemüheten, bewegen, die Verbindung des Königs mit Mendoza durch des letztern Feſtnehmung auflöſen zu helfen. Bei den nachherigen Zerwürfniſſen veruneinigte ſich Pedro Niño auf einige Jahre mit ſeinem Könige, ward aber (1426) dann wieder ſein getreuer Vaſall. Bei den 1428 zu Valladolid abgehaltenen Turnieren und Feſten ſpielte Pedro Niño eine bedeutende Rolle; obwohl er über fünfzig Jahre alt war, brach er mehr Lanzen und hielt mehr Angriffe aus als irgend ein Anderer. Auch in den Kriegen gegen die Aragonier leiſtet Pedro ſeinem Könige weſentliche Dienſte durch ſeine Tapferkeit. Daſſelbe geſchah in dem Kriege wider die Mauren, worin der König dem tapfern Anführer (1431) die Grafenwürde ertheilt. Ein beſonderes Capitel gibt Auskunft über die Kinder des Grafen und deren Schickſale, namentlich des tapfern Don Juan de Portugal el Niño. Der alte Graf Niño legte das Waffenhandwerk nieder, in welchem ihn niemals das mindeſte Unglück betroffen hatte. Später betrat er auf Geheiß ſeines Königs noch einmal den Kampfplatz. Jener ſchenkte dem Grafen auch, als andern Große, ihn in einer Art Gefangenſchaft hielten, ſein Vertrauen und bediente ſich ſeines Rathes in dieſen Nöthen. Die Erzählung des treuen Bannerträgers ſchließt mit dem Jahre 1446, in welchem der Graf, ſein Herr, die geliebte Gemahlin Beatrix in einem Alter von 60 Jahren verlor. „Ihr Graf und guter Freund wurde überaus traurig und über ihren Tod ſehr betrübt, und wird es ſein ganzes Leben hindurch bleiben.“

Doch ſcheint er ſeinem zweiten Teſtamente vom 6. Januar 1454

1) Der Dichter Villaſandino hat dieſe Liebe durch vier Canciones zu verherrlichen geſucht.

zufolge nach dem Tode der Beatrix noch eine Frau genommen zu haben, weil er darin „der Gräfin Donna Juana, seiner Gemahlin" ein Vermächtniß ausſetzt. Des Gutierre Diez de Games wird darin jedoch nicht weiter gedacht. Vielleicht war dieſer inzwiſchen ſelbſt verſtorben.

Cibda Reals Briefſammlung.

Wichtiger als dieſe noch ganz ritterlich gehaltene Biographie, ihres großen äſthetiſchen Werthes unbeſchadet, ſind für die Geſchichte der ſpaniſchen Literatur die literariſchen Erzeugniſſe, mit welchen Cibda Real, Fernan Perez de Guzman und Hernando del Pulgar die Proſa ihres Vaterlandes bereicherten. Obgleich die Chronologie, welche für Ausfüllung der zwiſchen dem Leben dieſer drei Männer Statt findenden Zeitlücken genugſame Einſchiebſel anzugeben weiß, eine andere Behandlung erfordern dürfte, ſo nehme ich doch dieſe Schriftſteller nach und miteinander in Betracht, weil ſie in einer gewiſſen, weiterhin von ſelbſt klar werdenden Beziehung mit einander ſtehen, welche mich abhält, die Zuſammenſtellung mit jenen Einſchiebſeln zu unterbrechen.

Wenn ich auch nicht gerade die beiden Briefe Alexanders des Großen an ſeine Mutter, welche Lorenzo Segura de Aſtorga, wie oben gezeigt worden, ihrer proſaiſchen Form ungeachtet ſeiner Alexandreis einverleibte, oder die Briefe Santillanas und Gomez Manriques, die ich oben erwähnte, als Beweiſe einer frühen Cultur des caſtilianiſchen Briefſtyles geltend machen will, ſo iſt doch Bouterweks Verſicherung: daß Fernando del Pulgar der älteſte Meiſter in dieſem Style und überhaupt der erſte Schriftſteller geweſen, der ſeinen Briefſtyl als Staats- und Geſchäftsmann in einer neuern Sprache mit rhetoriſchem Talente nach dem Cicero und Plinius gebildet, auch durch die Hinweiſung auf den centon epistolario des Baccalaureus Fernan Gomez de Cibda Real widerlegt. Jene Angabe meines verehrten Lehrers iſt um ſo auffälliger, als ich ſtark vermuthe, daß der 1775 mit den generaciones y semblanzas des Fernan Perez de Guzman und den claros varones de Castilla ſo wie den letras des Fernando de Pulgar zuſammen herausgegebene centon epistolario in dem mir jetzt vorliegenden Exemplare bereits zu der Zeit auf der Göttinger Univerſitätsbibliothek

vorhanden war, als Bouterwek ſeine Geſchichte ſchrieb. Dieſer centon epistolario (Briefſammlung), welcher durch den frühern Editor Eugenio de Llaguna y Amirola nochmals herausgegeben, 1790 in neuem Abdruck erſchienen ſeyn ſoll, iſt dreißig Jahre älter als Pulgars Briefe. Ich bezweifle auch nicht, daß ſchon vorher der Briefſtyl von Caſtilianern mit Geſchmack ausgebildet iſt und fürchte nur, daß die Beweiſe für dieſe Vermuthung gleich ſo vielen andern handſchriftlichen Schätzen Spaniens in den unglücklichen Zeitverhältniſſen verloren gegangen ſind. Der Baccalaureus Cibda Real iſt uns weder durch Erwähnung bei ſeinen Zeitgenoſſen noch aus Nachrichten der folgenden Jahrhunderte bekannt. Nur die in der zuerſt 1499 in Burgos gedruckten Briefſammlung zerſtreuten Notizen über ſeine Perſönlichkeit gewähren uns über ihn einigen Aufſchluß. Aus der Sitte der Zeit, welche einen Mann nach dem Namen ſeines Geburtsortes benannte, dürfte zu folgern ſeyn, daß unſer Briefſteller aus Ciudad Real gebürtig war. Sein Vater und Bruder (vielleicht gleich ihm Aerzte) dienten verſchiedenen großen Herrn bei Hofe. Fernan Gomez ward 1388 geboren. Pedro Lopez de Ayala, ein Sohn des gleichnamigen Dichters und Geſchichtſchreibers, hob ihn aus der Taufe. In dieſem zufälligen Umſtande wollten der Herausgeber des centon epistolario von 1785 und Capmany in ſeinem teatro den Beweis finden, daß der Täufling auch am Hofe geboren ſey. Ich muß bekennen, daß dieſer Beweis mir äußerſt ſchwach vorkömmt. König Johann II. war noch ein Kind, da Fernan Gomez, damals 24 Jahre alt, als Leibarzt in ſeine Dienſte trat. Durch die Zwiſtigkeiten und Zerwürfniſſe des Hofes half den gewandten Baccalaureus ſeine muntre Laune. Obwohl bald mit der einen, bald mit der andern Partei unzufrieden, wußte er ſich doch beider Vertrauen zu erhalten. Doch ſcheint er es immer ſtärker mit der Partei Alvaro de Lunas gehalten zu haben, vielleicht weil dieſe ihm feſteren Fuß im Palaſte ſicherte. Mit den wiſſenſchaftlichen und dichteriſchen Notabilitäten ſeiner Zeit, namentlich Juan de Mena, unterhielt er Freundſchaft und Briefwechſel. Mena pflegte ihm ſeine Werke, namentlich Stücke aus den Trecientas und der Chronik mitzutheilen, um dieſelben dem Könige vorzuleſen, deſſen Vertrauter er bis an ſeinen Tod blieb.

1) Er nennt denſelben einen guten Mann und makelloſen Chriſten.

Neben dem König leiſtete er auch einigen Prälaten ärztliche Dienſte, welche ihn dafür beſoldeten. Vom Könige hatte er etwa im Jahre 1445 ein beſtändiges Einkommen von 30,000 Maravedis erhalten. Er beklagt deſſen Tod ſehr. Im 105. und letzten ſeiner Briefe ſagt er: „Der gute, hohe, edle und gerechte König Johann, unſer Herr, iſt todt. Ich Armer, der ich noch nicht volle vierundzwanzig Jahre zählte, als ich in den Dienſt ſeiner Majeſtät trat, bin nun in ſeinem Palaſte, in ſeinem Zimmer möchte ich ſagen, in ſeines Bettes Nähe achtundſechzig Jahre alt geworden.“ Dem Sohne ſeines Leibarztes hatte der König vor ſeinem Verſcheiden noch das lebenslängliche Alcaldenamt zu Ciudad Real übertragen und Cibda Real äußert in dem gedachten Briefe, daß er ſeinen Sohn an dieſen Ort begleiten wolle, weil er ſich für zu alt erachte, um beim Könige Heinrich neue Dienſte zu nehmen. Ob er ſeinen Entſchluß ausgeführt und wann er geſtorben, habe ich nicht ermitteln können. Aus der Vorrede zur erſten Ausgabe von Cibda Reals Briefſammlung erfahren wir, daß er noch weit mehr Briefconcepte hinterlaſſen [1]). Der Herausgeber hat aber viele nicht aufgenommen, weil dieſelben unbedeutende Angelegenheiten betrafen, über welche ſich der wackere Leibarzt gegen ſeinen Bruder und geringere Perſonen ausſprach. Der Herausgeber der Ausgabe von 1775 führt [2]) verſchiedene Gründe an, welche es ihm glaublich machen, daß die mit der Jahreszahl 1499 verſehene Ausgabe des centon epistolario erſt nach 1600 erſchienen ſey. Dieſe Gründe ſind lediglich aus der Aeußerlichkeit der Erſcheinung hergenommen. Wenn jedoch hieraus der Verdacht auch nur andeutungsweiſe hergeleitet werden möchte, daß auch die Abfaſſung der Briefe einer mindeſtens 150 Jahre ſpäteren Zeit angehöre, ſo iſt ganz überſehen, daß die Kenntniß des menſchlichen Herzens und hiſtoriſcher Charaktere, welche die Briefe des Baccalaureus Fernan Gomez offenbaren, nur aus der angeſchaueten Wirklichkeit und dem Verkehr mit leibenden und le-

1) Es iſt eine beklagenswerthe Verkehrtheit der Herausgeber mehrerer Schriften des ſpaniſchen Mittelalters, daß ſie uns, wo nicht gar ganze Stücke, doch Bruchſtücke jener Schriften vorenthalten, weil dieſelben nur von Angelegenheiten des häuslichen Lebens handelten, während jedem Liebhaber der Culturgeſchichte gerade ſolche Nachrichten höchſt erwünſcht ſeyn müßten.

2) Wahrſcheinlich durch Niclas Antonios Verdächtigkeitserklärung veranlaßt.

benden Perſonen gewonnen werden können und daß der ſpätere Verfaſſer, wenn er ein ſolches Talent beſeſſen, die Vergangenheit als Gegenwart anzuſchauen und zu ſchildern, wie Cibda Real es überall zu Tage legt, daſſelbe ohne Zweifel zu einer glänzendern Lucubration als dieſer beſcheidenen Briefſammlung angewendet haben würde. Wäre dem erſten, vermeintlich um 1600 aufgetretenen Herausgeber darum zu thun geweſen, den in ſo täuſchender Sprache und Styl des fünfzehnten Jahrhunderts vor uns hintretenden Briefen in aller Weiſe das Gepräge dieſer Zeit zu geben, ſo würde dazu am nächſten die Ueberſchrift eines jeden Briefes mit Ort und Datum geführt haben. Allein dieſe Angaben, welche dem Herausgeber ſehr wenig Mühe gemacht haben würden, fehlen überall und Cibda Real gibt im fünfundvierzigſten Briefe den Grund dafür dahin an, daß er nicht wiſſe, von wannen er ſeine meiſt unterwegs geſchriebenen Briefe abſenden werde. Dieſe Briefe beweiſen, daß Johann II. ſeinen Leibarzt auch zu wichtigern Dingen gebrauchte. Er kam dadurch in perſönliche Beziehungen zu den bedeutenden Leuten ſeiner Zeit namentlich bei Hofe Seine brieflichen Mittheilungen an dieſelben geben daher ſchätzenswerthe Beiträge zur Zeitgeſchichte, namentlich der geheimen. Die Charaktere, mit welchen der Baccalaureus in nähere Berührung trat, erſcheinen hier wortgetreu nach der Natur gezeichnet und ihre Abſichten und Leidenſchaften legen ſich in dieſen Briefen klar zu Tage, der königliche Leibarzt hatte ſich nicht, worauf viele ſeiner Standesgenoſſen ihr Studium leider heute noch beſchränken, mit der Kenntniß des leiblichen Menſchen begnügt, ſondern hauptſächlich den innern Menſchen kennen zu lernen auf höchſt erfolgreichſte Art ſich bemühet. Deßhalb decken uns auch ſeine Briefe die Beweggründe auf, nach denen die Großen ſeiner Zeit zu handeln pflegten. Dieſe werfen häufig ein überraſchendes Licht auf Begebenheiten, welche aus den Chroniken aus Johanns II. Zeitalter nur ihrer Aeußerlichkeit nach bekannt geworden ſind. Neben dieſem Vorzuge ziert Ciuda Reals Briefe ein anmuthiger Styl, eine ſichere Beſtimmtheit des Ausdrucks, eine beredte Kürze anſchaulicher, dabei zwangloſer Beſchreibung, überall ein unverkennbares Streben nach äſthetiſcher Cultur des Briefſtyles. Die bedeutendern Briefe ſind folgende: Nr. 1. worin die Geburt und Taufe des nachmaligen Königs Heinrich IV. beſchrieben wird. Nr. 3. Nachricht über die 1425 erfolgte Ausgleichung der Zwiſtigkeiten mit Aragonien mit einem in muntern Bilde lebendigen

Schluſſe. Nr. 4. Befreiung des aragoniſchen Infanten Heinrich. Nr. 6 und 7. Reiſeberichte, wobei merkwürdig der Ausdruck: por arte de Don Enrique de Villena, welcher hier Zauberei bedeuten ſoll, und den allgemeinen Ruf der Zauberei beweiſen hilft, worin der Marquis zu ſeiner Zeit ſtand. Nr. 8 und 10. Durch einen vertrauten „reitenden Mönch" an die Addreſſe befördert geben Nachricht über die in auch Nr. 12 erwähnten Intriguen, welche wider Alvaro de Luna geſponnen werden. Nr. 11. Intereſſante mediciniſche Vorſchriften. Nr. 13 und 14. Anziehende Aufſchlüſſe über die Verbannung Alvaro de Lunas im Jahre 1427. Nr. 16. Beſchreibung glänzender Hoffeſte zur Feier der Verlobung der Infantin Eleonore mit dem portugieſiſchen Infanten. Komiſch iſt die von einer Hofdame an den auf einem Hofballe anweſenden Erzbiſchof von Liſſabon ergangene Aufforderung zu einem Tanze, welcher die Ehre mit dem Bemerken ablehnt, daß, wenn er gewußt, eine ſo ſchöne Dame wolle ihn zum Tanze führen, er ein minder langes Kleid angelegt haben würde. Nr. 17. Den Feſten der Eintracht folgen ſchon wieder drohende Anzeigen neuer Zerwürfniſſe. In Nr. 20. meldet Cibda Real dem Poeten Mena wie die segunda orden de Mercurio aus den Trecientas dem Könige gar wohl gefallen, ſo daß er ſie auf Reiſen und Jagden zum Leſen bei ſich führe. Verſuche der Hofſchranzen, dem Dichter einige Ausdrücke übelwollend auszulegen. Vorſchläge des Königs zu Verbeſſerungen in Mena's Verſen. Nr. 21. enthält die Notiz, daß Ayala junior den Baccalaureus über die Taufe gehalten. Aus Nr. 23. gehet hervor, daß im Jahre 1429 Mena an der Chronik Johanns II. noch nicht arbeitete. Nr. 24. Mediciniſche Vorſchriften und Hofnachrichten für Don Alonzo de Cartagena. Nr. 27. Eine bei Hofe vorgekommene Liebesgeſchichte. Nr. 31. Anmuthige Schilderung von Reiſeabenteuern. In Briefe 33. gibt Cibda Real dem Könige Johann II. Nachrichten über kriegeriſche Vorfälle an der portugieſiſchen Gränze, in deren Nähe er ſich eben befindet, mit luſtigen Bemerkungen über ein Maulthier, welches ihm Pedro Maurique geſchenkt, wobei er auf das bereits erwähnte Schimpflied Juan de Mena's in Betreff des Maulthieres anſpielt, welches dieſer vom Erzprieſter von Mojados erkauft hatte. Im 36. Briefe an Juan de Mena ſcherzt er mit dieſem ſelbſt über die beiden Maulthiere und ſtellt die muntere Hypotheſe auf, daß ſeins das nämliche ſey, welches durch Mena's Lied ſchon ſo berühmt geworden war. Cibda Real ſendet dem

Dichter ein von ihm ſelbſt verfaßtes ſcherzhaftes Gedicht, einen Dialog zwiſchen Leib und Schenkeln, worin beide ſich die Leiden klagen, welche das Reiten des vermaledeieten Thieres ihnen verurſacht. Dieſes kleine Gedicht berechtigt zu dem Bedauern, daß andere der Art, und mit munterm Witze ausgeſtattete Poeſieen, welche Cibda Real hinterlaſſen hat, verloren gegangen ſind. Cibda Real bittet den „gelehrten" Mena, das Gedicht dem Könige und dem Adelantado Manrique, von dem er das Thier geſchenkt erhalten, vorzuleſen. Am Schluſſe des friſchen Schimpfliedes vereinigen ſich die beiden Sprechenden zur Bitte an den König, daß er den Adelantado beſtrafen möge für die Schuld, welche er an ihren Leiden trage. Nr. 37. enthält einen langen Bericht an den König über kriegeriſche Vorfälle nach der Einnahme von Trurillo, in deſſen Nähe ſich der Leibarzt befand. In Nr. 28. kömmt das unglückliche Maulthier von Neuem zur Sprache. Nr. 40. enthält den Bericht an den König über den Erfolg einer Cur, welche Cibda Real am Infanten Pedro verſucht, zu welchem der König ihn geſendet hatte. Cibda Reals Briefe beweiſen überhaupt, daß ſein königlicher Herr in ſeines Leibarztes mediciniſche Fähigkeiten ein großes Vertrauen geſetzt, indem er ihn öfter an Perſonen ſendete, welche in bedenklichem Krankheitszuſtande ſich befanden. Nr. 41. enthält die lebendige Schilderung eines recht anſchaulich gemachten Stückes aus den Händeln, welche König Johann II. mit den aragoneſiſchen Infanten hatte. Nr. 44. betrifft die nämliche Staatsaffaire. Die bereits angedeutete Stelle des 45. Briefes über die Art, wie Cibda Real ſeine Briefe ſchrieb und abfertigte, iſt in Bezug auf die Art der Correſpondenzbeförderung im ſechzehnten Jahrhundert intereſſant und lautet alſo: Euer ꝛc. wiſſen nicht, von wo ich Ihnen ſchreibe; denn mehrere meiner Briefe benennen nicht den Ort, an welchem ſie geſchrieben ſind; ich weiß auch nicht einmal den Ort, von wo aus ich Ihnen dieſelben zuſenden werde; denn ich ſchreibe, wo ich Gelegenheit dazu finde und der Ort der Abſendung richtet ſich nach dem Umſtande, wenn und von wo der König oder ſein Vortragender ihre Fußgänger nach hierhin oder dorthin ausſenden." Im Verfolg erzählt Cibda Real den Tod des Herzogs von Arſona. In Nr. 47. (vom Jahre 1430) gibt der Briefſteller dem Dichter Mena Nachricht, daß dem König die Ausführung des dritten Kreiſes in ſeinem Labyrinthe wohl gefalle und eben ſo die Form des Commentars, worin er Johanns Geſchichte zu ſchreiben angefangen.

Er bittet im Namen des Königs um Ueberſendung einiger Capitel. Im 49. Briefe ſendet Ciuda Real dem Mena einen hiſtoriſchen Beitrag zu ſeiner Chronik und verſichert wiederholt, wie ſehr dem Könige der dritte Kreis gefallen und er das Buch ſeinem Gebetbuche faſt gleich achte und eben ſo häufig zur Hand nehme. Nr. 51. enthält die ausführliche Beſchreibung der Schlacht von Figueroas oder Higueruela (im Juni 1431), welche Johann II. gegen die Mauren gewann und die Meldung von der Verhaftung des Fernan Perez de Guzman und des Comthurs Juan de Vera. Nr. 55. enthält die Beſchreibung einer feurigen Himmelserſcheinung mit Hypotheſen über deren Entſtehungsweiſe, welche die Kindheit der Naturkunde damaliger Zeit erkennen laſſen. Nr. 57. gibt Nachrichten über die Verhaftung des Grafen Luna. Nr. 58. berichtet über den Tod Diego de Ribera's, des Adelantado von Andaluſien. Nr. 66. iſt bereits in der Lebensbeſchreibung des Marquis von Villena von mir benutzt und überſetzt. Nr. 67. gibt vom Könige befohlene Mittheilungen über eine Schlacht mit den Mauren an Juan de Mena zur Benutzung bei ſeiner Chronik. Nr. 69. enthält die bereits aus Mena's Labyrinthe bekannte Geſchichte vom Untergange des tapfern Grafen Niebla. In Nr. 74. und 76. macht Cibda Real dem „Chroniſten" Juan de Mena Mittheilung über mehre wunderbare Himmelserſcheinungen. Im letzten Briefe bezeugt er den großen Wohlgefallen des Königs an der Poeſie und den Verſen, welche des Dr. Caſtillo Bruder bei Gelegenheit der Verlobung des Prinzen verfaßt hatte. Merkwürdig für die Geſchichte Alvaro de Lunas iſt der 78. Brief, worin ein Abſagungsſchreiben mehrer ſeiner bisherigen Anhänger enthalten iſt, in welchem dieſelben auf die von dem Condeſtable gezogenen Gehälter verzichten und deren fernere Annahme für unverträglich mit ihren Pflichten gegen den König erklären, dabei aber zugleich ausſprechen, daß ſie nicht dem Condeſtable ſelbſt, ſondern denen, die ihn verführt, die Schuld beimeſſen, wenn die Regierung nicht zum Vortheile der Großen, der Ritter und des Volkes ausſchlägt. Nr. 79. iſt ein ſehr gelungenes Schreiben an den Grafen Ledesma, den Cibda Real und ſein Bruder längere Zeit bedient hatten. Es wird ihm der Rath gegeben, ſich von den ſchlechten Dienern des Königs loszumachen. Dieſer Brief iſt in jeder Beziehung eines der beſten Stücke in der Sammlung und legt das Intereſſe deutlich zu Tage, welches Cibda Real an der Perſon ſeines Königs nahm. Dieſelbe

Anhänglichkeit ſpricht ſich auch in Nr. 83. aus, worin er die Aſſecuration von Tordeſillas als eine dem König angethane Schmach bezeichnet und in Nr. 82 worin er den Pedro Alvarez Oſorio empfiehlt, ſich von der Partei der mißvergnügten Großen loszumachen. In Nr. 89. gibt Cibda Real dem Erzbiſchofe von Toledo (im Jahre 1441) Nachricht von dem wider Alvar de Luna ergangenen Spruche auf Verbannung vom Hofe. In Nr. 92. gibt der Briefſteller dem Juan de Mena Nachricht über den Sieg von Olmedo, den der König von Caſtilien über den von Navarra gewonnen hat. Er macht die Bemerkung, daß, da der Sieg wider Chriſten erfochten worden, derſelbe doch nur für eine Niederlage erachtet werden könne. Die folgenden Briefe ſchildern die Folgen dieſer Schlacht, und Nr. 94. gibt einen Zug von der Großmuth des Königs Johann zum Beſten. In Nr. 97. iſt von der Jahresrente die Rede, welche der König ſeinem Leibarzte zugeſichert hatte. Der 103. Brief gibt ausführlichere Auskunft über die Gefangenſchaft Alvar de Lunas, welche ſeinem Tode vorausging. Er konnte ſich dieſen wohl als in Ausſicht geſtellt denken, als die ihm zugeſendeten Mönche ihm vorhielten, „daß die Welt einem Herrn gleiche, welcher denen, die ihm dienten, ſchlechten Lohn gebe, während der gute und chriſtliche Menſch ſolchen von Gott nehmen müſſe, welcher der iſt, der deſto mehr gibt, je mehr der Empfänger hat und zuletzt ein Paradies ſchenkt, das kein Ende hat.“ Auf Alvaro's Anfrage: ob es mit ihm zum Tode gehe, entgegnete der Mönch, daß wir alle, ſo lange wir leben, dem Tode entgegen gehen und daß ein Gefangener dem Tode näher ſey, als ein bereits Gerichteter. Alvaro antwortete: bis der Tod gewiß ſey, fürchte man ſich vor demſelben; wenn derſelbe aber erſt in gewiſſer Ausſicht ſtehe, ſey der Tod für einen Chriſten nicht mehr ſo ſchmerzhaft, er ſey bereit denſelben zu erleiden, ſobald der König es wollen werde. Durch einige Buben, welche ſich laute Schmähungen erlaubten, wurde der Condeſtable beunruhigt. Cibda Real hält ſich überzeugt, daß ohne die beſtändigen Machinationen der Königin Johann trotz des bereits gefällten Todesurtheils ſeinen Günſtling wieder in Freiheit geſetzt haben würde. Der König verlangte von ſeinem Leibarzte, daß er nach dem Gefangenen ſehen ſollte. Cibda Real lehnte den Auftrag ab, weil er von Luna Wohlthaten genoſſen und er ſehr betrübt ſey, dieſelben nicht erwiedern zu können, ſo wie ihm auch das Herz faſt vor Bedauern breche, daß

es mit einem ſo ausgezeichnet und hochgeſtellt geweſenen Herrn ſo weit habe kommen müſſen. Der König entband hierauf ſeinen Arzt von dem ertheilten Auftrage. Alvaro beichtete mit Andacht und empfing den Leib des Herrn. Wohl vorbereitet zum Tode, wie der tugendhafte Bruder Alonſo de Eſpina verſichert, ward er aufs Schaffot gebracht. Vor ihm her ward eine Schrift verleſen, alſo lautend: Dieſes Gericht läßt der König, unſer Herr, über den grauſamen Tyrannen, welcher ſich der königlichen Krone angemaßet, zur Strafe ſeiner Uebelthaten ergehen, indem er ihn dafür enthaupten läßt. Bruder Eſpina meldet, daß, ſo oft der Herold dieß verkündigte, der Ordensmeiſter mit ergebenem und ſtandhaftem Sinne hinzuſetzte: ich verdiene Schlimmeres! Auf dem Schaffote angelangt, bewies er dem Kreuze, welches auf einem ſchwarzen Laken ſich befand, ſeine Verehrung. Er beſah einen eiſernen Haken, der ſich am Pfahle befand und ſagte von Neuem: Ich verdiene Schlimmeres. Dann ging er auf dem Schaffote umher, anſcheinend im Zweifel darüber, ob er das Volk anreden ſolle oder nicht. Vom Daumen zog er einen Ring, womit er ſeine Geheimbriefe zu verſiegeln pflegte und übergab denſelben einem ſeiner Pagen Namens Morales mit den Worten: nimm das letzte Geſchenk, das ich dir zu geben im Stande bin. Der junge Menſch weinte ſo heftig, daß eine Menge von den Leuten, welche auf dem Platze anweſend waren, in lautes Klagen ausbrachen. Jener rief den Barraſa, einen Diener des Prinzen, den er zur Seite ſtehen ſah und ſprach: ſage meinem Herrn, dem Prinzen, er möge diejenigen, welche ihm treu gedient, beſſer lohnen, als der König, mein Herr, es mir gelohnt hat. Die Mönche ſagten ihm, er möge an's künftige Leben denken und ſich von den Angelegenheiten des gegenwärtigen losmachen. Don Alvaro entgegnete, daß er hierüber ſeine Seele nicht vernachläſſige und in demſelben Glauben ſterbe, als die heiligen Märtyrer. Der Henker wollte ihm mit einer Schnur die Handgelenke zuſammenbinden. Don Alvaro langte ein Band aus der Taſche, welches er dem Henker zu jenem Behufe zuſtellte. Er fragte auch, ob der Haken dazu dienen ſollte, ſein Haupt darauf zu ſtecken. Als es bejahet ward, ſprach er: nach der Enthauptung ſind Haupt und Leib ein Nichts. Dann legte er ſich die Kleidung zurecht, entblößte den Hals und ſtreckte ſich auf dem Tuche, das über das Schaffot gebreitet war, nieder. Der Henker zerſchnitt ihm zuvor mit großer

Gewandtheit die Luftröhre, um ihn schnell zu tödten und den Schmerz zu ersparen. Sodann hieb er ihm den obern Theil des Genickes vollends ab; und damit nichts an dem fehlte, was den Elendesten widerfährt, so wurde ein Almosen gesammelt, um ihn zu beerdigen. Nachdem eine gute Summe Geldes zusammengekommen war, ward er drei Tage darauf nach der Einsiedelei außerhalb der Stadt transportirt, wo die Uebelthäter eingescharrt werden. So endete dieser vom Glücke so hoch erhobene und so tief gestürzte Ritter seine Tage. Ein Kammerdiener des Königs, welcher es wissen kann, sagt aus, daß jener zweimal seinen Speisemeister Solis rief, um ihm ein verschlossenes Schreiben zur Behändigung an Diego de Estuñiga noch vor der Enthauptung des Condestable zu übergeben, eben so oft aber ihm dieses Schreiben wieder abnahm, indem er ihm die Worte: „laß, laß es nur" zurief. Zuletzt warf er sich aufs Lager. Man meldete Seiner Hoheit die erfolgte Enthauptung Don Alvaros nicht eher als nach der Mahlzeit. Ich fühle mich von diesem Ereignisse so schmerzlich bewegt, daß ich nicht weiß, wie ich es verbergen soll; lasse ich es sichtbar werden, so ist es eine Beleidigung für die Gerechtigkeit, welche der König beobachtet und für die Güte Seiner Hoheit; denn ich kann als wahr versichern, daß wenn der König noch nicht heilig ist, er eine starke Anlage zur Heiligkeit hat ꝛc." Im Nr. 104. spricht Cibda Real die Besorgniß aus, daß die Hinrichtung des mächtigen Günstlings die gehofften Erfolge gar nicht haben werden. Im 105. und letzten Briefe meldet der getreue Leibarzt den aus Gram über das grausame Ende seines Günstlings herbeigeführten Tod des Königs und schildert seine eigenen trüben Aussichten. Der Trost, welcher mir bleibt, ist der, daß des Königs Ende ein christliches und an seinen Schöpfer gläubiges war. Drei Stunden, ehe er den Geist aufgab, sprach er zu mir: „Baccalaureus Cibda Real, wäre ich doch der Sohn eines Handwerkers und Mönch in einem Kloster aber nicht König in Castilien gewesen. Er bat Alle um Verzeihung, wenn er ihnen etwas Leides zugefügt haben sollte und mich bat er, daß ich das Gleiche an diejenigen ausrichten möge, die er nicht selbst habe bitten können." Nachdem er gemeldet, daß er sich nach des Königs Tode in ein einsames Gemach zurückgezogen, versichert Cibda Real, wie er am Leben einen solchen Ueberdruß habe, daß, wie andere den Tod fürchten, er der

Beſorgniß lebe, nicht hinweg kommen zu können. Bei der Königin, die er beſuchte, hat er Alles in dem Maaße einſam und verödet gefunden, als ſich die Paläſte des Admirals und Grafen von Benavente bevölkert hatten. Mit dem bereits oben erwähnten Vorhaben, ſich vom Hofe zurückzuziehen und ſeinen Sohn nach Ciudad Real zu begleiten, ſchließt dieſe Briefſammlung, in welcher ein friſches Leben, wie nur die Anregung des Augenblickes, welcher die Feder zu einem Briefe in die Hand gibt, hervorzutreiben pflegt, ſich hindurch ziehet, ein Beweis mehr, daß dieſe Briefe urſprünglich und zur angeblichen Zeit wirklich geſchrieben ſind. In dem Manuſcripte, welches der Herausgeber immer el protocollo del Bachiller nennt, hat der Herausgeber auch einige Gedichte gefunden und mit abdrucken laſſen, ohne jedoch für gewiß verſichern zu können, ob ſie von dem Baccalaureus herrühren, noch zu welchem Ende mehrere derſelben verfaßt ſind. Sie ſind alle komiſcher Natur und athmen einen muntern lebendigen Sinn; doch ſind ihrer zu wenige und die Süjets zu unbedeutend, um daraus einen ſichern Schluß auf die poetiſche Ader des treuen Leibarztes machen zu können. Doch beſtätigen ſie immerhin Niclas Antonios Urtheil, welcher mit Rückſicht auf die Beſchäftigung Cibda Reals mit der Poeſie die Bemerkung macht: cujus et ipse haud expers fuit. Pater Sarmiento (§. 813) hat ſchon keine Poeſieen des ehrlichen Mannes zu ſehen bekommen. Es iſt daher nicht wahrſcheinlich, daß dergleichen noch zu Tage gefördert werden möchten.

Fernan Perez de Guzmans proſaiſche Schriften.

In gleicher Art als die Briefſammlung Ciudad Reals zu ihrer Zeit eine neue und originale Erſcheinung in der caſtilianiſchen Literatur war, erſcheinen auch die ſchon erwähnten generaciones y semblanzas des Fernan Perez de Guzman als eine weſentliche und wirkliche Bereicherung der caſtilianiſchen Proſa. Der vollſtändige Titel lautet: Generaciones y semblanzas y obras de los excelentes Reyes de España Don Enrique III. y Don Juan II. de los venerables Perlados, y notables Caballeros que en los tiempos de estes Reyes fueron. Schon die Vorrede beweiſet, daß es dem Verfaſſer Bedürfniß war, von der zu ſeiner Zeit noch gewöhnlichen Art der Geſchichtſchreibung abzuweichen. Häufig, ſagt er,

wird die Glaubwürdigkeit von Geschichtsbüchern verdächtigt. Dieß hat neben andern Ursachen einen doppelten Grund. Einmal gefallen sich die Verfasser mehr darin, seltsame und außerordentliche Dinge zu melden als wahrhafte und zuverlässige, was Fernan Perez scharf kritisirend mit einem neuerlichen Beispiele belegt. Wenn ein Gerichtsschreiber, sagt er, wegen Fälschung eines geringen Geldbetrages in einem Contracte schwere Strafe erleiden muß, warum dürfte dem Geschichtschreiber eine Verfälschung der Thatsachen ungestraft nachgesehen werden, da sie die Leute, welche es sich rechtschaffen sauer werden ließen, Ruhm zu erwerben, um die wohlverdiente Frucht ihrer Bemühungen verkürzen. Den zweiten Grund des Mangels an Glaubwürdigkeit von Historien findet Fernan Perez in dem Umstande, daß die Verfasser auf Geheiß hoher Herren schreiben, denen zu gefallen sie die Wahrheit wenden und drehen. Fernan Perez stellt drei Haupterforderniſſe für einen guten Geschichtschreiber auf: 1) er muß gescheut und einsichtig und in der Cultur der Sprache so weit vorgeschritten sein, daß er einen edeln und schönen Styl zu schreiben vermag, denn eine angenehme Form ziert und ehrt den Stoff; 2) er muß Augenzeuge der geschilderten Hauptbegebenheiten seyn. So weit er dieß nicht vermag, muß er wenigstens so gescheut seyn, daß er diejenigen Personen zu finden weiß, welche als Augen- und Ohrenzeugen ihm glaubwürdigen Bericht abstatten. Er führt hier die Evangelisten als Beispiele an; 3) der Geschichtschreiber darf sein Werk nicht zu den Lebzeiten derer veröffentlichen, auf deren Geheiß er schrieb, damit keinerlei Rücksicht ihm die Feder fesseln. Nachdem er die Nachtheile des Mangels einer Geschichte an Glaubwürdigkeit weiter geschildert und darauf hingewiesen, daß dem Alvar Garcia de Santa Maria, einem wahrheitsliebenden Manne, die übertragene Arbeit einer Chronik abgenommen und andern Händen [1]) übergeben worden, zu deren Verläßlichkeit Fernan Perez kein allzugroßes Vertrauen hat, sagt er, wie er besorge, daß die gegenwärtige Geschichte von Castilien mangelhaft seyn möge, weil man das Wahre zu sagen sich scheue oder den Herrschern zu gefallen strebe. Deßhalb hat er die Form und Art einer Geschichte, die er auch bei gutem Willen nicht zu schreiben verstände, und, wenn er's verstände, doch wegen Mangel gehöriger Kenntniß noch nicht

1) Vermuthlich dem Juan de Mena.

vermöchte, verlaſſen, und ſich vorgenommen, in Art eines Regiſters oder Memorials Nachrichten von den Königen ſeiner Zeit und deren Familie zu geben, ſowie ihre Portraits und Charaktere zu ſchildern, wovon die Nachrichten über die bedeutendern Perſönlichkeiten in ihren Umgebungen unzertrennlich ſind. Von dieſem Vorhaben ſey die Erzählung mancher Zeitereigniſſe nicht wohl auszuſchließen. Er hat ſich hiebei, wie er ſagt, den Guido Columna zum Muſter genommen, welcher nach Dares und Dictys die trojaniſchen Begebenheiten beſchrieben hatte. Dieſer Vorrede folgen nun in 33 Capiteln biographiſche Nachrichten von Heinrich III. und ſeiner Gemahlin Catharina, dem Infanten, nachherigen König von Aragon: Fernando und den gleichzeitigen Prinzen und Großen, als: dem guten Connetable von Caſtilien (Ruy Lopez Davalos), dem Admiral von Caſtilien (König Pedros Bruder, Alonſo Enriquez), Pedro Lopez von Ayala, dem Juſticia-Mayor Lopez de Eſtuñiga, dem Admiral Hurtado de Mendoza, Gonzalo Nuñez de Guzman, dem Erzbiſchofe Juan Garcia Manrique, dem Oberkammerherrn Juan de Velasco, dem Erzbiſchofe Pedro de Tenorio, dem Grafen von Niebla Juan Alonzo de Guzman, Gomez Manrique (nicht der Dichter), dem Ordensmeiſter von Santiago Lorenzo Suarez de Figueroa, von Juan Gonzalez de Avellaneda, von Parafan de Ribera, vom Marſchall Garci Gonzalez de Herrera, Juan Hurtado de Mendoza, Diego Hernandez de Cordova, Alvar Perez Oſorio, Pero Suarez Quiñones und Diego Hernandez de Quiñones, Pedro Manrique, vom Grafen von Caſtro Diego Gomez de Sandoval, vom Biſchofe Pablo von Burgos, dem Erzbiſchofe Lope de Mendoza, vom Marquis von Villena, vom Erzbiſchofe Gutierre von Sevilla, dem Fernan Alonzo de Nobles nebſt Eleonora Lopez und Fernan Lopez de Saldaña, vom Grafen Pedro von Traſtamara, vom Cardinal Pedro de Frias. König Johann II. und Alvar de Luna beſchließen den Reigen. Einige dieſer Capitel, namentlich von der Königin Catharina, vom Admirale Alonſo Enriquez, Gomez Manrique, Gonzalez Avelleneda, Ribera, Hurtado de Mendoza, vom Erzbiſchofe Gutierre ſind nur magere Nachrichten, an welchen die gleichſam von ſelbſt anweſende Natürlichkeit und Einfachheit weiter kein beſonderes Lob verdient. Dagegen ſind andere ſeiner Helden beſſer und reichlicher ausgeſtattet, und es werden hin und wieder Anſätze zu bequemer und behaglicher Ausführlichkeit ſichtbar. Doch

wagt er in seiner Vorliebe für kräftige Gedrängtheit sich derselben nie weiter hinzugeben. Gewissenhaft beschreibt Fernan Perez bei den meisten seiner Helden die Gesichtszüge, weßhalb er seine Arbeit mit doppeltem Rechte Portraits nennen konnte. Erscheint die Kunst seines geistigen Portraitirens gleich der des äußern auch immerhin etwas dürftig, so fühlt sich leicht das sehr empfehlende Bedürfniß heraus, durch Individualisirung seiner historischen Gestalten das ton- und charakterlose Erzählen des bloßen Chronikenstyles zu überwinden. Ich nehme Bezug auf die bereits mitgetheilte Schilderung seines mütterlichen Oheims Ayala, welche sein Streben nach gewissenhafter Unpartheilichkeit und historischer Treue offenbaret, und führe hier als zweites Beispiel das Bild an, welches Guzman von Fernan Alonso de Robles, einem Günstlinge Johanns II., entworfen hat: „Ein Mann von dunkler und niederer Herkunft. Er war von mittler Größe, stark von Leibe, seine Hautfarbe citronengelb, sein Gesicht klein und verstört. Er besaß eine große Wohlredenheit und scharfe Einsicht; er neigte mehr zur Grausamkeit und Bosheit, als zu Adel und sanfter Sitte; er sonderte sich gern vom Umgange; er redete viel, jedoch sehr vorsichtig. Im Fordern war er sehr kühn und anmaßend, denn es ist ein eigenthümlicher Fehler der Emporkömmlinge, sich nicht in Gränzen und Schranken halten zu können. In Folge der Gunst und des Ansehens, welches er bei der Königin Catharina behauptete, huldigten ihm nicht nur alle Großen des Reiches, sondern es läßt sich sogar sagen, daß sie ihm gehorsamten; kein geringer Schimpf für Castilien, daß die großen Prälaten und Ritter, deren Vorfahren glänzenden und edeln Königen den Zaum angelegt hatten, (indem sie ihre regellosen Willkühren mit braver und gerechter Kühnheit zum Nutzen und Vortheile des Reiches und zur Bewahrung eigener Freiheiten beschränkten), einem Menschen von so geringem Stande wie diesem, so sehr sich unterwarfen.“ Wer erkennt in diesen Worten nicht das gekränkte Ehrgefühl des ahnenstolzen spanischen Granden, welchem der Günstling schon wegen seiner niedern Abkunft nicht angenehm war? Aehnliche Regungen verspürte der Herr von Batres über das Glück des Günstlings Luna. Ich setze seine Bemerkungen darüber hieher und füge noch andere Betrachtungen bei, um das Gegenbild von der Schilderung Cibda Reals zu gewinnen und zu zeigen, wie geheimer selbstsüchtiger Aerger doch auch die Unpartheilichkeit des wackern Guz-

man erschüttern konnte: „So groß und absonderlich war das Vertrauen, welches der König dem Connetable zuwandte, und so ansehnlich und ausschreitend des letztern Macht, daß man kaum einen König oder Fürsten kennen dürfte, welcher in seinem eigenen Reiche so gefürchtet und dem so gehorsamt worden, als jenem in Castilien, wie auch wohl schwerlich Jemand freier regiert und geherrscht haben dürfte. So sehr dehnte sich seine Macht aus und so sehr schrumpfte die des Königs ein, daß sich wegen der wichtigsten Reichsangelegenheit und der geringfügigsten Gunst nur sehr wenige an den König wendeten und demselben Bitte oder Dank vortrugen; sondern daß man seine Bitten und seinen Dank nur an den Connetable richtete. Zwei sehr wunderbare Punkte sind hier zu berücksichtigen, erstens: wie ein König, welcher im Allgemeinen Einsicht in alle Dinge besaß, so gänzlich nachlässig und abständig in der Verwaltung seines Reiches seyn konnte, ohne daß ihn die Klugheit und die Erfahrung der vielen Drangsale, die er unter den Empörungen und Aufruhrsbewegungen in seinem Reiche erlitten, oder die Warnungen und Erinnerungen der Großen, der Ritter und der Geistlichen, welche ihn darüber ansprachen, aufgerüttelt hätten, oder wie (was noch mehr ist) die natürliche Regsamkeit in ihm so wenig Kraft und Nachdruck besaß, daß er sich durchaus ohne Widerstreben dem Gebote und Rathe des Connetable mit nachgiebigerm Gehorsam fügte, als jemals ein folgsamer Sohn seinem Vater, oder ein gehorsamer Klostergeistlicher seinem Abte oder Prior. Zweitens: daß ein Edelmann ohne Familie, von so ärmlichem Anfange, in einem so großen Reiche, worin sich so viele und mächtige Edelleute befanden, und zur Zeit eines Königs, der so wenig Gehorsam oder Furcht fand, zu einer so außerordentlichen Macht gelangte. Gesetzt, wir wollten auch annehmen, daß solches kraft königlichen Uebertrags geschah, wie konnte er auf einen Andern übertragen, was er selbst nicht besaß? Und wie kann der Stellvertreter Gehorsam erlangen, wenn solcher dem Vertretenen nicht gewährt wird? — Am Mittwoch in der Octave des Osterfestes war, kraft einer neuen Fügung unsers Herrn, der Tag, welcher der Auferstehung gewidmet seyn sollte, der Leidenstag des genannten Connetable. — Zu großer Verwunderung und Allen Leuten im Lande fast unglaublich, gebot der König dem Alvaro de Zuñiga, welcher nachmals Graf von Plasencia war und Alles an sich nahm, was er fand, jenen zu verhaften. Bei seiner

Abreiſe von Burgos nahm er ihn mit nach Valladolid und ließ ihn zu Portillo in Feſſeln ſchlagen und in einen hölzernen Käfig ſtecken. Was können wir hier anders thun, als ohne weitere Deutung die dunkeln Gerichte Gottes fürchten und befolgen, da ein König, welcher 47 Jahre lang ſo äußerſt geduldig und folgſam daß er nicht einmal das Geſicht wider ihn verzog, in der Gewalt dieſes Connetable ſich befand, jetzt auf einmal denſelben mit ſo großer Strenge fahen und in Ketten legen läſſet? Ferner iſt zu bemerken, daß die königlichen Prinzen: der (nachmalige) König von Navarra und der Infant Heinrich in Uebereinſtimmung mit ſämmtlichen Großen des Reiches häufig bemüht geweſen waren, jenen vom Könige zu entfernen und zu verderben, aber nicht allein dieſe Abſicht nicht erreichten, ſondern daß faſt Alle bei dieſem Unternehmen zu Grunde gingen, vielleicht weil nicht gute Abſicht, ſondern eigenſüchtiger Vortheil ſie leitete. Wenn man aber anderer Seits ſagen wollte, der König habe die Sache ins Werk gerichtet, ſo würde der Anſchein darwider ſeyn; denn nach des Connetable Tode verharrte der König in gleicher Abſpannung und Läſſigkeit als zuvor, und verrichtete keine Handlung des Nachdrucks und der Mannhaftigkeit, in welcher er mehr Manns erſchienen wäre als vorher. Es übrigt alſo nur der Glaube, daß hier Gottes Werk geſchah, welcher der Schrift zufolge allein große Wunder verrichtet. — Von Portillo wurde Alvaro nach Valladolid gebracht, wo ihm öffentlich in förmlichem Gericht auf dem Markte der Kopf abgeſchlagen ward. Er ſchickte ſich, wie man erzählt, mehr zu muthiger als fromm ergebener Duldung des Todes an; denn die Handlungen und Worte, welche an jenem Tage von ihm ausgingen, verrathen mehr Ruhmſucht als Andacht." — Mit vieler Vorliebe ausgearbeitet ſind die Nachrichten, welche Fernan Perez de Guzman über Heinrich III. und den Infanten Ferdinand, den Regenten von Caſtilien bei Johanns II. Unmündigkeit und nachmaligen König von Aragonien mittheilt, indem er nach ſeiner Art viel Pragmatiſches hineinverwebt hat, wodurch er ſeine reiche Welterfahrung und die Reife ſeines Urtheils in Angelegenheiten des Weltverlaufes offenbart. Den Lebensabriß des Nuñez de Guzman hat Fernan Perez zu einigen Excurſen benutzt, welche ſeine gelehrten Kenntniſſe in der jüdiſchen Archäologie darthun. In dem Capitel Alvar Perez de Oſorio werden Ableitungen des

Namens Oſorio auf eine die Kindheit der etymologiſchen Studien der damaligen Zeit bekundende Art verſucht. — Ueber den Biſchof Paul von Burgos, den Vater des Dichters Cartagena, gibt Fernan Perez noch einige nähere Nachrichten, als ich oben mittheilen konnte. Er war, wie es hier heißt, ein Eingeborner von Burgos, ein Hebräer aus altem Geſchlechte. Durch Gottes Gnade und die Erkenntniß der Wahrheit, welche er hatte, ward er bekehrt; ſchon vor ſeiner Bekehrung war er ein großer Gelehrter in beiderlei Rechten. Später ſetzte er ſeine Studien fort. Am Hofe des Papſtes zu Avignon galt er für einen großen Prediger. Zuerſt war er Archidiacon in Treviño, ſpäter Biſchof von Cartagena und zuletzt Biſchof von Burgos und Großkanzler von Caſtilien. Bei König Heinrich III. ſtand er in hohem Anſehen und Liebe; ſeine Erfahrung, ſeine Klugheit und Verſchwiegenheit hatten ihn jedem Könige und Fürſten beliebt gemacht. Der König ernannte ihn auch zu einem ſeiner Teſtamentsvollſtrecker. Nachmals galt er bei Papſt Benedict XIII. ſehr viel. — Bei Gelegenheit eines Buches, welches der Biſchof von Burgos über die Prüfung der heiligen Schriften verfaßt und worin er mit nachdrücklichen Gründen beweiſet, daß der Meſſias wirklich gekommen und wahrhafter Menſch und Gott geweſen, und nebenher die Meinung Etlicher, welche ohne Unterſchied durchaus diejenigen verwerfen, welche zu jener Zeit erſt zum Chriſtenthume bekehrt worden, indem man ſie für keine Chriſten und ihre Bekehrung weder für gut noch nützlich hielt, zu widerlegen ſucht, macht Perez Guzman folgende Bemerkung: Ich aber habe alle Achtung vor der Meinung derer, welche ſich ſo entſchieden und unbeſchränkt ausſprechen und zweifle nicht, daß die Angehörigen eines Volkes, deren ganzes Geſchlecht in jenem Geſetze lebte, geboren und erzogen ward, und namentlich diejenigen, welche darin alt geworden und durch Gewalt ohne anderes Zureden und Ueberzeugen dem neuen Geſetze zugeführt ſind, nicht ſo treue und katholiſche Chriſten ſeyn können, als die in dieſem Glauben Geborenen und durch Schriftgelehrte und Schriften Unterwieſenen und Unterrichteten. Denn ſogar die Schüler unſeres Erlöſers, welche ſeine heiligen Reden vernahmen und, was noch mehr iſt, ſeine großen Wunder und wunderbaren Handlungen ſahen, verließen Ihn bei alle dem zur Zeit ſeiner Leiden und zweifelten kleingläubig an ſeiner Auferſtehung, bis ſie vom heiligen Geiſte im Glauben beſtätigt

wurden. Aber auch ſelbſt hiernach wurden, bis ſie ſich noch mehr im Glauben geſtärkt hatten, auf Befehl der Apoſtel die neu Bekehrten zu Ceremonien des alten Geſetzes genöthigt. Aus allen dieſen Gründen ſollte es mich nicht wundern, wenn es Einige, beſonders Weiber und ungebildete und dumme Männer geben ſollte, welche nichts vom Glauben verſtehen und keine katholiſchen Chriſten ſind; denn der Kenntnißreiche und wiſſenſchaftlich Gebildete iſt leichter für die Erkenntniß der Wahrheit zu gewinnen, als der Unwiſſende, welcher den Glauben nur hat, weil er denſelben vom Vater ererbte, und nicht weil derſelbe andere Gründe für ſich hat. Dieß glaube ich indeß nicht von Allen ſo allgemein, vielmehr meine ich, daß einige gute und fromme Perſonen ſich unter ihnen befinden, und dazu veranlaſſen mich folgende Gründe: 1) weil ich der Taufe heiliges Waſſer für ſo wirkſam halte, daß es auf ſo Viele nicht ohne einige Frucht verſprengt ſeyn kann; 2) weil ich unter ihnen einige gute Ordensgeiſtliche kannte und kenne, welche in ihren Uebungen ſchonungslos und ſtark ihren Eigenwillen bändigen; 3) weil ich Etliche ſowohl bei Gründung von Klöſtern als der Reformation einiger in verſchiedenen Klöſtern ausgearteten und liederlich gewordenen Orden mit Anſtrengung und Aufopferung des Ihrigen habe arbeiten ſehen. Noch Andere ſehe ich, wie dieſen Biſchof und ſeinen ehrenwerthen Sohn Don Alonſo, den Biſchof von Burgos, welche einige für unſern Glauben höchſt nützliche Schriften verfaßten. Wenn Etliche ſagen, ſie verfaßten dieſe Werke aus Furcht vor den Königen und Prälaten, um in deren Augen angenehmer zu werden und mehr bei ihnen zu gelten, ſo antworte ich ihnen, daß um unſerer Sünden Willen heutzutage weder die Strenge und der Eifer des Geſetzes noch des Glaubens ſo groß ſind, daß ſie bewogen werden könnten, in jener Furcht oder Hoffnung alſo zu handeln; denn durch Geſchenke und Gaben gewinnt man heute die Herzen der Könige und Prälaten mehr als durch Tugenden und Frömmigkeit, deßhalb muß man meines Erachtens nicht eine ganze Nation ſo durchaus und ausnahmelos verdammen. Ich läugne dabei nicht, daß junge Pflanzen oder zarte Schößlinge größerer Mühe, Sorgfalt und Aufſicht bedürfen, um wohl begoſſen und gepflegt zu werden. Ja ich ſage ſelbſt noch mehr, daß die Kinder der erſt Bekehrten von ihren Eltern geſondert werden müſſen, denn in den Herzen zarter

Kinder machen die Vorschriften und Rathschläge der Eltern einen tiefen Eindruck." — Die Angabe, daß die Nachkommen der neu Bekehrten zuverlässigere Christen würden, belegt Fernan Perez durch den Hinweis auf den Umstand, daß die Nachkommen der seit König Rodrigos Niederlage zum Muhamedanismus abgefallenen Christen jetzt deren ärgste Feinde seyen. Spanien ist mit ihnen eben so zahlreich bevölkert als mit Mauren ꝛc. Nach dieser langen Abschweifung meldet Fernan Perez de Guzman nur noch kurz, daß der Bischof Paul, 85 Jahre alt, im Jahre 1435 gestorben sey und zwei als Gelehrte berühmt gewordene Söhne hinterlassen habe. — Fernan Perez, der bei seiner Stellung im positiven Glauben dem rationalistischen Schimmer, welcher in so vielen hellen Köpfen seiner Zeit aufdämmerte und dem auch der wackere Cibda Real sich in Etwas zugewandt, in seiner vergänglichen Natur erkannte, war weit minder von dem berühmten Marquis von Villena erbauet als dessen ähnlich gesinnte Geistesgenossen. Villena war nach Fernan Perez Angabe ein Urenkel des Infanten Peter von Aragonien und ein Sohn von Heinrichs II. natürlicher Tochter Johanna. „Er war klein und wohl beleibt. Seine Hautfarbe war weiß, die Farbe des Gesichts roth. Man beobachtete früh an ihm eine natürliche Anlage zu Wissenschaften und Künsten, weniger zum Ritterwesen und zu Verwaltungs- und Rechtsgeschäften. Obgleich er in erstern keinen Lehrer hatte, auch Niemand ihn zum Lernen anhielt, der Marquis, sein Großvater, welcher einen Ritter aus ihm bilden wollte, es ihm vielmehr untersagte, so legte er sich doch bereits in seiner Kindheit, wo andere Kinder mit Gewalt zur Schule genöthigt zu werden pflegen, sich wider den Willen Aller auf's Lernen. Sein Geist war so eindringend und scharf, daß er leicht jede Kunst und Wissenschaft faßte, welcher er sich ergab. Es gewann also wohl den Anschein, daß ihn die Natur dazu bestimmt hatte. Fürwahr, die Natur hat eine große Gewalt und ihr, ohne Gottes besondere Gnade zu widerstehen, ist hart und schwierig. Andererseits war Don Enrique nicht nur für das Ritterwesen, sondern auch für die Geschäfte der Welt und die Verwaltung seines Hauses und Vermögens so ungeschickt und untauglich, daß man sich darüber wundern mußte. Und weil er sich unter andern Künsten und Wissenschaften hauptsächlich der Astrologie ergeben, sagten Einige spottend, er wisse sehr gut Bescheid am Himmel, aber wenig auf der

Erde. Bei dieſer Vorliebe für Studien beſchränkte er ſich aber nicht auf rühmliche und katholiſche Wiſſenſchaften, ſondern ließ ſich zu den verworfenen und leichtfertigen Künſten der Wahrſagerei, Traum- und Zeichendeuterei herab, welche weder einem königlichen Prinzen, noch minder aber einem katholiſchen Chriſten geziemen. Deßhalb ſtand er auch bei den Königen ſeiner Zeit in geringer Achtung und in Geringſchätzung bei den Rittern. Gleichwohl war er ein geſchickter Poet, ein großer Geſchichtsforſcher, und hatte ſich tief in andere Wiſſenſchaften hineingearbeitet. Er konnte mehrere Sprachen reden, aß ſtark und hatte einen großen Hang zur Weiberliebe. Er ſtarb zu Madrid, 50 Jahre alt, am 15. December 1434. Er iſt im (Franciscaner)-Kloſter dieſer Stadt, nahe am Hauptaltare auf der Epiſtelſeite begraben." — Unter allen Männern, welche er portraitirte, hält Fernan Perez ſich am längſten bei König Johann II. auf [1]). Er ſchildert denſelben als groß von Körper und ſtark von Gliedern. Dabei hatte er jedoch weder einen guten Wuchs noch große Stärke; ſein Geſicht war angenehm, weiß und roth und ziemlich groß, ſeine Schultern hoch, die Sprache ruhig und gemeſſen. — Was er ſprach, war verſtändig und gedacht. Er wußte auch die Fähigkeiten Anderer wohl zu beurtheilen, hörte gern geſcheute Männer reden und merkte ſich, was dieſelben ſprachen; er verſtand und ſprach lateiniſch und las ſehr gut; ihm gefielen Bücher und Geſchichten ſehr; er hörte gern gereimte Reden vortragen und erkannte leicht deren Fehler; Scherz- und Witzreden vernahm und ſagte er gern und gut. Mit dem Waidwerke beſchäftigte er ſich eifrig und wußte alle Künſte deſſelben. Auf die Muſik verſtand er ſich und ſang und ſpielte gut. Er turnirte mit Geſchick und war im Lanzenrennen geſchickt. War er mit allen dieſen perſönlichen Vorzügen reich ausgeſtattet, ſo fehlten ihm die wirklichen

---

1) Die vom Vorredner der Chronik Johanns II. aufgeſtellte Meinung, daß die beiden letzten Capitel der generaciones y semblanzas (Johann II. und Alvaro de Luna) nicht von Fernan Perez herrühren ſollten, hat Joſeph Miguel de Flores in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe der Chronik Alvaro de Lunas hinreichend ſchon durch äußere Gründe widerlegt, ohne auf die innern Gründe Gewicht zu legen, wonach in dieſen beiden Capiteln Fernan Perez de Guzman Auffaſſungs-, Sinnes- und Darſtellungs-Weiſe ganz unverhüllt und charakteriſtiſch ſich darlegt. Dagegen ſind in der Chronik Johanns II. offenbar interpolirte Nachrichten über Alvaro de Luna.

und nothwendigen Königstugenden sehr ꝛc. Nicht eine Stunde lang hatte er Lust, sich mit Regierungsgeschäften zu befassen. Obgleich unter seiner Regierung Unruhen und Empörungen zusammengedrängt waren, wie sie vorher in 200 Jahren nicht vorgekommen, so hatte er doch so wenig Empfänglichkeit und Theilnahme für Regierungsgeschäfte, daß er sich dabei nur Vergnügungen hingab. Alle Erinnerungen fruchteten nichts. — Das Gemälde der Unordnung in den Regierungsgeschäften, welches Fernan Perez entwirft, ist anschaulich und wahr, eben so die Darstellung des Einflusses, welchen Alvaro de Luna auf den König sich zu verschaffen gewußt, und der so weit ging, daß, obgleich der König jung und feurig und seine Gemahlin schön und lebhaft waren, der König doch sich dem Umgange seiner so gut als anderer Frauen entzog, wenn der Günstling es wollte, wie sehr er auch sonst dem andern Geschlechte ergeben seyn mochte. — Die Gründe, wie es gekommen, daß der König noch ein Jahr vor seinem Tode dem Günstlinge abwendig geworden, trägt Guzman also vor: sey es nun, daß, wie man glaubt, er nach Gottes Willen angeregt und aufgestachelt wurde, oder, daß der Connetable ihn stärker beherrschte und beschränkte, als sonst jemals, und ihm nichts von dem, was er wünschte, zu thun verstattete, da ihn beständig Personen umgaben, ohne welche er weder etwas thun noch reden konnte; ja man sagt, in seiner Bedienung und der Besetzung seines Tisches sey er so arm und dürftig gehalten, daß Alle darüber sprachen, auch war ihm nicht immer gestattet, mit der Königin, seiner zweiten Gemahlin, ehelich zusammenzukommen; waren nun dieses die Gründe, oder, wie noch glaublicher, war, wie St. Augustin sagt, die Bosheit des Amoriters erfüllt, und konnte oder durfte die göttliche Gerechtigkeit seine Tyrannei und Herrschaftsanmaßung nicht länger dulden noch leiden ꝛc. Nicht minder ausführlich hat Fernan Perez im letzten Capitel seiner generaciones y semblanzas den allmächtigen Günstling selbst behandelt. Doch führt er neben der niedrigen Herkunft der Mutter [1]) mit einiger Gefälligkeit das Alter und den Ruhm

1) Diese wird wieder problematisch durch die Nachrichten, welche Josef Pellicer in seinen Nachrichten über das Haus Sarmiento de Villamayor mittheilt, wonach Alvaros Mutter, die zweite Gemahlin seines Vaters Juan Martinez, eine Theresa Albornoz gewesen, mithin einem alten an-

der Familie deſſelben an, aus welcher auch Papſt Benedict XIII., ein naher Anverwandter Alvaro's, hervorgegangen war. Auch läßt er ſeinen angenehmen perſönlichen Eigenſchaften alle Anerkennung widerfahren, obgleich er ihm Heuchelei und Verſtellung vorwirft. Daß Alvaro klein von Körper geweſen, dürfte vielleicht manchem Leſer unerwartet kommen. Wenn er auch, was Alvaro Gutes that und förderte, unpartheiiſch anzuerkennen ſcheint, ſo weiß Perez de Guzman dieſem gegenüber wieder ſo manches Ueble, das er verſchuldete, anzuführen, daß ſich die Waage des Urtheiles doch nie zum Vortheile des Connetable neigt. Er wußte ſein jährliches Einkommen durch Cumulation vieler Aemter auf 100,000 Doblas (eine Goldmünze) zu bringen. Man hielt dafür, daß ſein Vermögen größer ſey, als dasjenige aller andern Granden und Prälaten zuſammengenommen. Alle umliegenden Beſitzungen brachte er durch Kauf oder Tauſch an ſich, und ſo wuchs und breitete ſich ſein Vermögen aus wie die Peſt, welche von einem benachbarten Orte zum andern vordringt." — Die Würden der Kirche wußte er in ſeine Verwandtſchaft zu bringen. — Eben ſo begierig, als er nach Habe ſich zeigte, war er's nach Ehre. Als ein Verwandter dieß ihm vorhielt, erwiederte er mit Chriſti Worten: Quidquid venerit ad me, non ejiciam foras. Fernan Perez verſichert, wie es ihm Freude machen würde, wenn er glauben könne, daß Alvaro, wie geſagt werde, der natürlichen Grauſamkeit des Königs öfters den Zügel angelegt und unnöthige Hinrichtungen verhindert habe. Vortrefflich iſt das Gemälde der Unruhen und Umtriebe, welche Johanns Hof in Bewegung ſetzten und meiſtentheils zum Sturze des Günſtlings angezettelt waren, wobei richtig herausgefühlt wird, wie allenthalben Privatleidenſchaft der Hebel aller Bewegungen, namentlich gegen den Günſtling, war. Die beiden Capitel, welche König Johann und Alvar de Luna behandeln, ſind wie die längſten, ſo die am Beſten gelungenen des ganzen Buches und athmen einen edlen hiſtoriſchen Sinn und Geiſt. Dieſen hat Fernan Perez auch ſeiner Chronik

---

geſehenen Geſchlechte angehört hat. Der Herausgeber der cronica des Alvaro de Luna hält die Angabe von der Niedrigkeit der Abkunft Alvaros für eine von den vielen gehäſſigen Erfindungen, womit die Feinde des beneideten Günſtlings denſelben herabzuſetzen befliſſen geweſen.

einzuhauchen gewußt, auf welche ich hier nicht näher eingehen kann. Dieſe iſt aber in Form und Ausführung den generaciones und semblanzas weit nachzuſtellen, welche auch in ſtyliſtiſcher Hinſicht die Chronik in aller Weiſe übertreffen, was ſchon die ſelbſtſtändigere Bearbeitung des Stoffes in den generaciones bedingte. Sowohl die Chronik als die hiſtoriſchen Abbildungen der Zeitgenoſſen ſind für ihre Zeit bedeutende Werke. In kurzen und kräftigen Zügen zeichnet er die Portraits für ſeine Gallerie wenigſtens mit der Abſicht, ſie dem Leſer lebenvoll und bedeutſam entgegentreten zu laſſen. Seine Proſa ſtrebt in kräftiger Gedrängtheit bewußter Claſſicität glücklich entgegen. Nerv und Nachdruck beſeelen die Natürlichkeit des ungekünſtelten Ausdruckes. Die einfache mittelalterliche Schreibart läßt ſchon die Würde und Stärke ahnden, deren die caſtilianiſche Sprache ſich nachher ſo ſehr erfreuete. Beſonders hervorgehoben wird von Capmany die Freiheit ſeiner durchaus angenehmen Schreibart von Latinismen. Einen bleibenden Werth ſuchte der adliche Fernan Perez ſeiner Betrachtung durch die Eröffnung desjenigen Hintergrundes zu geben, welcher die wahre Erkenntniß aller Geſchichte bedingt. Das Walten der göttlichen Weltregierung im Verlaufe des Völker- und Privatlebens zu erlauſchen, iſt ihm ein ernſthaftes Bedürfniß. Nur die philoſophiſche Beſchränktheit ſeines Zeitalters, welches die glänzenden Speculationen ſo vieler eminenten Köpfe, welche unter der Schmach des Namens der Scholaſtiker der Welt jetzt gewiſſermaßen entzogen ſind, nicht zu populariſiren und ins Leben einzuführen verſtand, verhinderte auch ihn, einen umfaſſendern Standpunkt zu gewinnen und das Reich Gottes mit unbefangenem Blicke zu überſchauen. Anerkennenswerth bleibt es aber immer, daß Fernan Perez inſtinctmäßig die Nothwendigkeit eines göttlichen Mittelpunktes in der Geſchichte fühlte, ohne welchen aller Zuſammenhang aus denſelben und der Schlüſſel für's Ganze verloren gehet. Gelang es ihm auch nicht, dieſen richtig nachzuweiſen, ſo war ihm doch das Bewußtſeyn lebendig, daß ohne die Vorausſetzung jenes Mittelpunktes die Weltgeſchichte eine ausgangsloſe Wüſte, ein reſultatloſes Aggregat von Zufälligkeiten, ein zuſammenhangloſer Schutthaufen von Thatſachen ſeyn würde. Fernan Perez hiſtoriſche Kritik iſt, ſo weit nicht Standesvorurtheil Befangenheit hervorruft, richtig und geſund. Die Verarbeitung

fremden Stoffes hat er mit Geſchick unternommen. Denn heller Blick und reife Ueberlegung laſſen ihn umſichtig auswählen und angemeſſen ordnen. Seine Anſichten von hiſtoriſcher Treue und Prüfung älterer Nachrichten und Ueberlieferungen ſind auch nach Wachlers Urtheile ſehr geläutert. Gewiſſenhaft, unparteiiſch (ſo weit er's vermag) und ſcharfſinnig ſind daher ſeine meiſt treffenden Urtheile. Wenn auch ſeine moraliſchen und politiſchen Maximen, welche zu ſeiner Zeit ſicherlich ſehr tiefſinnig gefunden wurden, jetzt einer gleichen Anerkennung ſich nicht mehr erfreuen dürfen, ſo ſind dieſelben doch auch heute noch Zeugen ſeiner ſchon gerühmten gelehrten Kenntniſſe, ſeiner reichen Welterfahrung ſo wie der Tüchtigkeit ſeiner Geſinnung. Dieſe ſetzt man als durchweg rein um ſo lieber voraus, als aus Fernan Perez Leben nicht wie beim Prinzen Juan Manuel, Züge bekannt ſind, welche an der Uebereinſtimmung ſeines Charakters mit den moraliſchen Grundſätzen, deren Verkündigung er übernommen, zweifeln ließen. Für die ſententiöſe Biographie gab er mit ſeinen Skizzen vom Hofe in Spanien den Ton an. Es war bei ihm auf einen ſpaniſchen Theophraſt angelegt. Welchen Rang ihm auch die hiſtoriſche Aeſthetik am Parnaſſe ſeines Vaterlandes anweiſen mag, eine beſonnene und der Geſchichte kundige Kritik muß ſeine Verdienſte als proſaiſcher Schriftſteller, weil er ſelbſtſtändiger und eigenthümlicher in dieſer Richtung ſich entwickelte, zugeſtehen.

Proſa des Hurnando del Pulgar.

In Fernan Perez de Guzmans und Cibda Reals literariſche Fußtapfen zugleich trat Ferdinands und Iſabellens Chronograph Hernando del Pulgar, deſſen Lebensbeſchreibung des Marquis von Santillana ich bereits am gehörigen Orte mitgetheilt habe. Der Beziehung zu ſeinen Vordermännern opfere ich den chronologiſchen Zuſammenhang, welcher die Betrachtung der Chronik Alvaro de Lunas und der Geſchichte Diego de Valeras erfordern würde. Hernando oder Fernando de Pulgar, Geheimſchreiber und Rath der katholiſchen Majeſtäten, war aus dem Königreiche Toledo gebürtig. Man ſtreitet darüber, ob er aus der Stadt Toledo oder dem Flecken Pulgar herſtammt und letzterm ſeinen Namen verdankt. Etliche, unter ihnen der berühmte Hiſtoriker Argote de Molina haben ihn,

in Nichtbeachtung der Verschiedenheit des Vornamens, mit dem granadischen Helden und Alcayden Hernan Perez de Pulgar verwechselt, dessen Lebensgeschichte im Jahre 1834 der damalige Premierminister Martinez de la Rosa mit der bescheidenen Benennung bosquejo historico herausgegeben. Ich kenne diese Biographie leider nicht und weiß daher nicht anzugeben, ob Rosa in seinen Forschungen auch auf eine Identität beider Personen gestoßen ist, gegen welche vorläufig der Umstand angeführt werden kann, daß unser Pulgar von dem Hernan Perez de Pulgar im dritten Capitel des dritten Theiles seiner Chronik so spricht, wie er nicht wohl von sich selbst sprechen würde und daß der Alcayde damals jung und ein Kriegsheld war, während der Historiograph sich als einen alten Mann schildert und nirgends ersichtlich ist, daß er jemals mit dem Waffenhandwerk sich befaßte, indem er sich überall als einen Herrn von der Feder einführt. Der Stand seiner Eltern, seine Erziehung und seine Studien sind unbekannt. Er selbst sagt in der Zueignung seines claros varones an die Königin Isabella nur, daß er von frühester Zeit an am Hofe ihres Vaters (Johanns II.), so wie nachmals ihres Bruders Heinrich gelebt habe. Aus einem Briefe gehet hervor, daß Heinrich sich seiner als Unterhändler zur Stiftung eines friedlichen Verhältnisses mit dem Erzbischofe von Toledo bediente, wobei seine mannichfachen Bemühungen ohne Erfolg blieben. Wahrscheinlich ist es, daß Pulgar von ihrer Thronbesteigung an auch den katholischen Majestäten als Geheimschreiber diente. In einem Briefe an seine Tochter erwähnt er einer Anwesenheit zu Paris, um der ihm dort bekannt gewordenen Mittheilung eines Carmeliters zu gedenken, deren er auch in der Einleitung zu den claros varones Meldung thut. Den Zeitpunkt dieser Reise kennen wir nicht. Nach einer andern Aeußerung scheint es ihm am Hofe Isabellens sehr wohl ergangen zu seyn. Er zog sich später in seine Häuslichkeit, vermuthlich zu Toledo, zurück. Aus derselben ward er durch Berufung als Historiograph im Jahre 1482 wieder an den Hof gezogen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er den Hof auf dessen Reisen allenthalben hin begleitete, um überall Augen- und Ohrenzeuge der Begebenheiten zu seyn, deren Beschreibung sein Amt ihm auferlegte. So ward er Zeuge mehrer Belagerungen. Er war damals schon bejahrt; denn in seinen zum Theil weit früher geschriebenen Briefen stellt er sich als einen alten Mann dar. Seine Gattin, gleichfalls schon hoch in den Jahren, lebte noch, als

er den erwähnten Brief an seine Tochter schrieb, welche zwölf Jahr alt in ein Kloster getreten war. Mit seiner Chronik kam er bis zur Einnahme von Granade. Es ist zu vermuthen, daß Pulgar bald nach dieser Zeit gestorben ist. Außer der Chronik hinterließ Pulgar einen schwer verständlichen Commentar zu dem anderwärts in dieser Geschichte besprochenen satyrischen Schäferspiele: Mingo Revulgo, woraus der Irrthum entstand, daß er Verfasser des Stückes selbst sey [1]). Niclas Antonio will in der Bibliothek eines Marquis von Agropoli eine von Pulgar verfaßte Chronik König Heinrichs IV. gesehen haben und meldet von einer Geschichte der maurischen Könige Granadas von Pulgar, welche in der Bücherei eines Marquis von Estepa vorhanden gewesen. Beide Manuscripte scheinen verkommen zu seyn. Von einer Auslegung des Vaterunsers, die er verfaßt, gibt Pulgar selbst im mehrerwähnten Briefe an seine Tochter Kunde und nach dem Zeugnisse des Lucius Marinäus Siculus schrieb er eine große Menge vortrefflicher Werke, von welchen meines Wissens nichts auf die Nachwelt gekommen ist. Eine historia del gran Capitan (gedruckt 1584 zu Alcala), welche Pulgar zum Verfasser haben soll, ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Ich muß aber bemerken, daß der gran capitan seinen vorgeblichen Biographen um zwanzig Jahre überlebt hat. Auch die Chronik Ferdinands und Isabellens (Zaragoza 1567 und Valladolid 1780 gedruckt) ist mir nicht zugänglich gewesen. Antonius von Lobeija hat dieselbe in ungefälliges Latein umgearbeitet [2]). Die erste Ausgabe der Claros varones erschien im Jahre 1500 nebst den 32 Brie-

---

1) Der Herausgeber der Amsterdamer lateinischen Ausgabe der epistolae sagt: Henrici IV. vecordiam, procerum artes, reipublicae universae factationem pastoritio quidem sed eleganti carmine, suppresso nomine ad vitandam invidiam deploravit lingua vulgari, ecclogae forma, satyrae amaritudine, Dominici et Aegidii Pastorum inter se colloquentium de Reipublicae status afflictis sermonibus nomine dato inquit Mariana anno 1472 scripsit.

2) Der in voriger Note genannte Uebersetzer sagt: Scripsit quoque jussu Ferdinandi et Isabellae *Hispanico sermone* historiam seu potius Chronicon sed ita male elaboratum ut rumorum et nuntiorum Farrago quaedam solummodo videatur. Illud Chronicon bello Granatensi terminatur nec Autbuzcoani belli meminit. Hieraus folgert der Uebersetzer, daß Pulgar schon 1486 gestorben sey. Nach Brinkmeiers Abriß S. 127 ist das Verhältniß zwischen der lateinischen und spanischen Bearbeitung von Pulgars Chronik noch keineswegs ganz aufgeklärt.

fen. Spätere erfolgten Alcala 1428, Zamora 1543, Valladolid 1545, Antwerpen 1632, Amſterdam 1670, Madrid 1747 und 1775 (zuſammengedruckt mit Cibda Reals Briefen und Fernan Perez de Guzmans generaciones y semblanzas). — In den claros varones de Castilla, welche er der Königin Iſabella zugeeignet, gibt uns Pulgar vierundzwanzig Biographieen von ihm perſönlich bekannt geweſenen Großen und Prälaten. Seinen caſtilianiſchen Patriotismus bekundet er nicht nur in der Zueignung, ſondern auch in der Schlußrede an ſeine Königin, indem er mit großem Nachdrucke eine Aeußerung Fernan Perez de Guzmans wiederholt, wonach als Erforderniß einer tüchtigen und wahren Geſchichte aufgeſtellt wird, daß die Ritter darin Caſtilianer und die Berichterſtatter ihrer Thaten Römer ſeyn müßten. Auf die nicht eben erhebliche Zueignung, worin er die Sparſamkeit der Chroniken mit biographiſchen Nachrichten über die berühmten Männer des Landes als einen Beweggrund zur Abfaſſung ſeines Buches anführt, folgt die Biographie König Heinrichs IV., deſſen Schwächen er gerade heraus meldet, ohne aber die Augen ſeinen guten Eigenſchaften zu verſchließen. Naiv iſt die Meldung ſeines ehelichen Unvermögens. Im Allgemeinen erſcheint der König noch in einem ziemlich günſtigen Lichte. Den unglücklichen Ausgang ſeiner Regierung ſiehet Pulgar als ein göttliches Strafgericht für den Ungehorſam an, den Heinrich gegen ſeinen Vater gezeigt; ihm ward daher von ſeinen Untergebenen in gleicher Art Wiedervergeltung angethan, und es erfolgte eine Auflöſung aller Bande und ſicherſtehend geglaubten Verhältniſſe. Schon in dieſer Biographie offenbart ſich Pulgars beſonnene unpartheiiſche Umſicht und gerade, aber doch milde Unbefangenheit. Im Portraitiren der äußeren Perſönlichkeit zeigt er ſich als einen glücklichen Schüler des von ihm ſehr verehrten Fernan Perez de Guzman. Im zweiten Titel gibt Pulgar biographiſche Nachrichten über den Admiral Don Fadrique. Mit Vergnügen lieſt man folgende, bei Gelegenheit ſeiner vom Admiral muthig ertragenen Verſtoßung aus dem Vaterlande und dem Beſitze aller ſeiner Güter, angeſtellte Betrachtung darin, welche den chriſtlichen Standpunkt des Verfaſſers bezeichnet: der Ritter ertrug ſein Mißgeſchick mit gleichgültiger Miene und keine Macht des Schickſals vermochte die Stärke ſeines Herzens zu brechen. Die römiſchen Geſchichtſchreiber rühmen Cato deßhalb als einen Mann von großem Muthe, weil derſelbe ſich den Tod gab, da er den Sieg ſeines Gegners Cäſar nicht ertragen

konnte. Ich weiß aber fürwahr nicht, welch' größere Grausamkeit Cäsar ihm anthun konnte, als die er sich selbst zufügte. Denn im Widerstreit mit der Natur und dem allgemeinen Triebe der Menschen vollzog er an eigener Person das, was Alle an einer fremden zu thun verabscheuen. Seinen Tod rühmt man mit der Redensart, daß er für die Freiheit gestorben. Ich vermag aber in der That nicht einzusehen, welche Freiheit ein todter Mensch selbst haben oder andern mittheilen kann. Wie trifftiger Anlaß daher auch vorhanden seyn mag, sein Leben zu preisen, so wenigen Grund finde ich, seinen Tod zu loben: Denn wenn Jemand vor der Zeit das höchst enge und natürliche Band löset, welches die Seele mit dem Leibe zusammenhält, aus Furcht, daß ein anderer es thun werde, so ist das ein mehr zu verabscheuendes als zu lobendes Beginnen. Der Schiffer gibt sich nicht den Tod um dem Schicksale zu entgehen, sondern läßt sich von diesem tödten, und der Belagerte legt nicht tödtende Hand an sich selber aus Besorgniß vor der Knechtschaft des Belagerers. Alle erhält die Hoffnung aufrecht, welche dem Cato keine Stütze gewährte. Hatte dieser nur Muth, die Güter des Glückes sich gefallen zu lassen, nicht aber dessen Uebel, so können wir mit weit größerem Rechte den Admiral loben; jener erschien in seinem Tode so schwach, daß er seine böse Zeit nicht zu ertragen vermochte, dieser aber zeigte im Leben solche Stärke, daß er die Hoffnung behielt, sein Glück wieder zu erlangen, obwohl er sich verstoßen und besiegt und seinen Feind glücklich und als Sieger erblickte; denn denjenigen nennt man einen großherzigen Mann, welcher, indem er das Mißgeschick zu ertragen weiß, auch das Glück wieder zu suchen verstehet. Und wenn der eine die Sünde verwarf, so verwarf der andere dasjenige, was ihm unvernünftig schien. Auch müssen wir erwägen, daß, wenn wir Gottes Gerichte nicht begreifen können, wir noch weniger dieselben tadeln dürfen; denn seine Geheimnisse sind uns ebenso unbekannt als die Zwecke, welche seine Vorsehung durch die Handlungen der Menschen zu erreichen sich vorgesetzt hat. Deßhalb wird derjenige, welcher seinen Zorn zu zügeln im Stande ist und die Dinge, welche erträglich sind, zu dulden vermag und standhaft darin ausharret, ohne Zweifel ein sichereres Leben führen und sich nicht den gefährlichen Schlägen des Schicksales aussetzen. Man darf trotz derselben den Admiral glücklich preisen, weil seine Blutsverwandten

und Freunde ihm zugethan und seine Diener und Mannen ihm treu blieben, da sie in Erinnerung verschiedener Wohlthaten, welche sie von ihm empfangen hatten, ihm so gut zu Hülfe kamen, als sie vermochten und solches noch mehr gethan haben würden, wenn sie es im Stande gewesen wären ꝛc. — Der dritte Titel handelt vom Grafen von Haro. Ihn hatte ebenfalls die Schule des Mißgeschicks geläutert und er Gott, wie man sagt, darin erkennen lernen. Er war ein gerechter Mann und führte die ihm übertragenen Verwaltungen mit Unpartheilichkeit und Rechtschaffenheit. Auch hier sucht Pulgar den vaterländischen Helden durch den Gegensatz berühmter römischer Beispiele zu heben. Die Geschichtschreiber, sagt er, loben den römischen Consul Brutus, daß er seine Söhne tödtete, weil sie zum Nachtheile von Roms öffentlichem Wohle den König Tarquinius zurückzuführen trachteten; es heißt, daß übertriebene Begierde nach Lob die natürliche Liebe besiegte; Virgilius nennt die Geschichte einen unglücklichen Fall; ist er dieß, so weiß ich nicht, wie ein Unglück gelobt werden darf oder wie ein Lob für etwas, das der Natur widerstreitet und der Vernunft entgegen ist, gespendet werden darf. Wir dürfen wohl glauben, daß der Consul, wofern er im Zorne handelte, übel that und, wenn mit Ueberlegung, noch übler; dagegen lesen wir von vielen castilianischen Machthabern, daß sie keineswegs ihre Kinder tödteten, vielmehr ihre Leidenschaften mäßigten und Land und Leute wohl zu regieren verstanden. So verwaltete dieser edle Graf, welchen nicht die Begierde beherrschte, Ruhm in diesem Leben zu erndten, sondern der die Anfechtung überwand, um die Herrlichkeit des andern zu erlangen, den Staat so trefflich, daß er den Lohn gewann, welchen wahre Tugend zu gewähren pflegt ꝛc.. Im vierten Titel folgt die schon bekannte Biographie des Marquis von Santillana und im fünften die Biographie des Fernan Alvarez de Toledo, eines tapfern Kriegshelden, dessen muthige Thaten Pulgar mit Vorliebe erzählt. Unter Titel sechs ist der Ordensmeister von Santiago, Juan de Pacheco abgehandelt. Treffend nennt ihn Pulgar, um ihn als einen Mann zu bezeichnen, welchen Nebendinge nicht aufhielten und welcher immer auf die Hauptsache losging hombre esencial. — Der Graf Rodrigo de Villandrando ist Gegenstand des siebenten Titels. Er erbot sich im Vertrauen auf seine Kraft und Tapferkeit, so oft gegenüberstehende Heere zur Vermeidung eines

Treffens die Entscheidung einer Sache auf Zweikampf ankommen lassen wollten, allezeit zu einem solchen und hatte in der Regel in dergleichen Sträußen Glück, wodurch er zwar sehr berühmt ward, sich aber den Neid und Haß der Leute zuzog. Interessant ist sein Verhalten gegen den englischen Feldherrn Talbot, welcher, als Feind ihm gegenüberstehend, seine Bekanntschaft auf friedlichem Wege zu machen wünschte. Im achten Titel behandelt Pulgar den Grafen von Cifuentes, welchen Johann II. als seinen Gesandten auf das Concil zu Basel schickte, wo er mit großem Glücke und Erfolge seinen Machtgeber repräsentirte und dessen Gerechtsame wahrte. So schob er, als bei einer gewissen Gelegenheit der Gesandte des Königs von England sich den Vortritt anmaßte, diesen mit persönlichem Angriff zur Seite, ein Auftritt, welcher großes Aufsehen erregte, aber den castilianischen Gesandten ungemeines Ansehen verschaffte. Vielleicht war er das Vorbild, welches dem Dichter von Besser vorschwebte, als er, Gesandter des großen Churfürsten von Brandenburg am Londoner Hofe, bei einer vom Könige bewilligten Audienz den venetianischen Gesandten in gleicher Weise hinter sich rückte. Dem Dichter Cartagena, welcher der castilianischen Gesandtschaft angehörte, gab dieser Vorfall Anlaß zu seiner gepriesenen Abhandlung über den Vorrang der Könige Castiliens vor denen von England. — Der neunte Titel ist dem Herzoge von Infantazgo, ältestem Sohne des Marquis von Santillana gewidmet, einem Manne, welcher sich durch eine beharrliche Standhaftigkeit auszeichnete und eine solche Gewissenhaftigkeit besaß, daß er sich aus Besorgniß, ein gegebenes Wort nicht halten zu können, in viele Verhandlungen gar nicht einließ. Im zehnten Titel begegnen wir dem Grafen Alva de Liste, einem minder bedeutenden und kürzer als die Vorigen behandelten Manne. Auch vom Grafen Placencia ist im elften Titel nicht viel gesagt. Von Kriegslust und Gehorsam gegen seinen König bewogen, ließ er sich in einer Sänfte in die Schlacht tragen. Titel XII. hat den Grafen Medina-Celi zum Gegenstande, welcher nicht gerade zu den bedeutenderen Persönlichkeiten gehörte. Der Ordensmeister von Santiago Rodrigo Manrique Graf von Paredes, Bruder und Vater der beiden Dichter Gomez und Jorge Manrique ist im dreizehnten Titel von Pulgar behandelt, ein tapferer Kriegsheld und bewährt in den

Kriegen mit den Mauren. Allein erſtieg er die Mauer der belagerten Stadt Huesca und nöthigte dadurch die Seinigen, ihm nachzufolgen. Im vierzehnten Titel unterbricht Pulgar ſeine biographiſche Gallerie mit einer an die Königin Iſabella gerichteten, das Bisherige recapitulirenden Betrachtung, worin er ſagt, daß die Caſtilianer noch eine Menge Beiſpiele berühmter Männer, welche den gefeierten Griechen und Römern an die Seite zu ſetzen, aufzuweiſen hätten. In der bereits bekannten Art gloſſirt Pulgar ungläubig über den geprieſenen Heldenmuth Mucius Scävolas, dem er das heldenmüthige Benehmen eines caſtilianiſchen Ritters Pedro Farardo entgegen ſtellt, ſo wie die ſchon oben erwähnte Vertheidigung der Brücke von Orvigo durch den Ritter Suero de Quiñones, von dem noch einmal die Rede wird ſeyn müſſen. Der fünfzehnte Titel gilt dem Garcilaſo de la Vega, welchen er dem Römer Horatius Cocles und deſſen That gegenüberſtellt. Don Juan de Sayavedra wirft für den fünfzehnten Titel wenig ab. Rodrigo de Narvaez füllt den ſechzehnten Titel. Er zeichnete ſich in den Kriegen wider die Mauren ungemein aus. Dieſe werden gezeichnet als kriegeriſche, verſchlagene und in den Künſten des Krieges ſehr gewandte Leute, ſtarke und grauſame Menſchen. Wiederum kömmt Pulgar auf ſein Lieblingsthema, daß ſeine vaterländiſchen Helden den römiſchen und griechiſchen bei Weitem vorzuziehen, wofür er eine Menge Beiſpiele anführt. Er meint, er müſſe nun auch etliche berühmt gewordene geiſtliche Würdenträger in Betrachtung ziehen, weßhalb im achtzehnten Titel der Cardinal von San Sixto uns vorgeführt wird, welcher aus einer bekehrten Judenfamilie abſtammt und als Theologe ſo gelehrt und anſehnlich war, daß man ſeines Rathes von allen Seiten begehrte. Der Titel XIX. bringt uns den Cardinal Angelo, welcher der caſtiliſchen Geſandtſchaft an das Concil zu Baſel beigegeben war und, je mehr er die Ehren floh, um zu ſo höhern Kirchenwürden ſich erhoben ſah. Durch eine unerhörte Uneigennützigkeit und Anſpruchsloſigkeit zeichnete er ſich vor andern hohen Würdenträgern, welche in äußerem Glanze ſich gefielen, vortheilhafteſt aus. Auch zu einer Geſandtſchaft nach Deutſchland ward er vom Papſte verwendet, wo er den böhmiſchen Huſſiten den Text leſen mußte. Im zwanzigſten Titel begegnen wir der prachtumgebenen Geſtalt des Erzbiſchofs Alonzo Carillo von Toledo, eines Abkömmlings

aus portugieſiſchem Königsblute, der im Kriege und der Alchymie beſſer bewandert war als in ſeinem Berufe. Nicht minder an die Welt hingegeben hatte der im einundzwanzigſten Titel geſchilderte Erzbiſchof Alfonſo de Fonſeca ſeine ſonſt ſo bedeutende Perſönlichkeit. Ein ächter Kirchenfürſt dagegen erſcheint der im zweiundzwanzigſten Titel behandelte Biſchof von Burgos Alfonſo de Santa Maria, den ich als Dichter unter dem Namen Cartagena meinen Leſern nach Anleitung der von Pulgar gegebenen Nachrichten bereits bekannt gemacht habe. Ebenſo wie er ſtammte aus einem bekehrten Judengeſchlechte der Biſchof Francisco von Coria, auf den Pulgar im dreiundzwanzigſten Titel zu ſprechen kömmt. Er war ein mächtiger Prediger und gar gelehrter Herr. Sein Leben war untadelhaft und eine Reihe guter und trefflicher Handlungen. Seine Gabe der Beredſamkeit hatte für ihn mehre Miſſionen an auswärtige Höfe zur Folge, womit der Papſt ihn beehrte. Alle Welthändel, in die er ſich hineingezogen ſah, vermochten ihn nicht abzuführen von der ſteten Verfolgung ſeiner höhern geiſtlichen und religiöſen Zwecke. Es war ihm die Würde eines Cardinals zugedacht, als er, 55 Jahre alt, ſtarb. „Jungfräulich, wie er er von ihr gekommen, kehrte er in die Erde zurück.“ Von niederer Herkunft war Alfonſo Biſchof von Avila, welchen Pulgar im vierundzwanzigſten Titel behandelt. Er war ein bedeutender Theolog und Philoſoph, ein Ausbund aller Wiſſenſchaften ſeiner Zeit und hinterließ eine Menge theologiſcher Schriften. Der letzte von Pulgars claros varones iſt Tello Biſchof von Cordova, in welchen uns das Bild eines liebevollen mildthätigen Kirchenfürſten vorgeſtellt wird, welcher es ſich zur Aufgabe gemacht, ſein Leben in Werken der Barmherzigkeit beſtehen zu laſſen. Jährlich kaufte er eine Anzahl Chriſten aus mauriſcher Knechtſchaft los. — Dieſe Biographieen charakteriſiren ihren Verfaſſer als einen Mann von hoher Geiſtesbildung, ſicherm pſychologiſchen Blicke und ruhiger Auffaſſung des ganzen Verlaufes eines Menſchenlebens, in welchem er den rothen Faden mit Scharfſinn aufzufinden und in ſeinem Verlauf offen zu legen verſtehet. Er charakteriſirt deßhalb treffend und mit beſonnener Sicherheit und ſpricht mit einnehmender Feinheit und immer würdevoll. Seiner Freimüthigkeit iſt nirgends Bitterkeit beigemiſcht und ſeine Wahrheit hat nirgends etwas Verletzendes oder ſcharfen Anſtrich. Schmeichelei

und Schmähſucht liegen ihm gleich fern; ſeine Urtheile gehen aus ehrenfeſter Geſinnung hervor; ſie ſind kräftig und voll Geiſt. Eben ſo geiſtreich iſt ſein Styl, welcher lebendig und gedrängt iſt, ohne gekniffene Manier. Er hat etwas Großes und Durcharbeitetes. Ueberflüſſigen Reflexionen und Redensarten iſt er Feind. Behende und anmuthig bewegt ſich ſeine Rede, welche ebenſowohl das Gute zu ſchmücken als das Böſe zu entblößen verſtehet. Mit einzelnen leichten Zügen entwirft er vollendete Bilder. Kein Schriftſteller ſeiner Zeit hat ſich über bedenkliche Gegenſtände mit einer ſo würdigen Zartheit ausgeſprochen als er. Eine beſondere Kunſt entwickelt er in der Aufſtellung von Contraſten, mit denen er ins rechte Licht zu ſtellen weiß, was ihm deutlicher zu machen Bedürfniß iſt. Seine Sprache hat eine überraſchende Eleganz; gleiche Vorzüge tragen ſeine zweiunddreißig Briefe zur Schau, welche auch eine Menge Züge mittheilen, die als anziehende Beiträge zur Zeitgeſchichte anzuſehen ſind. Im erſten ſucht er bei ſeinem Arzte Hülfe wider die Leiden des Alters, gegen welche er vergeblich in Ciceros de senectute Troſt geſucht. Er gibt dem römiſchen Schönredner einige verblümte Zurechtweiſungen und ſtellt den römiſchen Beiſpielen einige aus dem alten Teſtamente gegenüber, welche er weit beſſer als Muſter der Ergebenheit und Geduld glaubt gebrauchen zu können. Das Ende ſeiner Betrachtungen iſt, daß er ſich nicht klar zu machen weiß, wie Cicero das Alter habe loben können. Im zweiten Briefe ſchreibt Pulgar einem vom Hofe verbannten Herrn beruhigende Worte, empfiehlt ihm ſeine Abgeſchiedenheit zum Inſichgehen anzuwenden und ſeine Vergangenheit im Lichte der Religion zu betrachten. Dabei gibt er folgende ſchöne Auslegung der Geſchichte vom blutflüſſigen Weibe: Matthäus erzählt in ſeinem Evangelio von einem Weibe, dem es trotz der großen Menge, unter welcher ſich unſer Heiland befand, gelang, ſeines Kleides Saum zu berühren und dadurch von einem Blutfluſſe, an welchem ſie litt, geheilt zu werden. Er meldet, unſer Herr habe eine Kraft von ſich gehen gefühlt, womit die Kranke geheilt ward. Vor der Menge faſt außer Stande, die Füße zur Erde zu ſetzen, fragte er: wer hat mich angerührt? Ich glaube, Herr, daß unter der Menge die Kirche verſtanden iſt, welche angefüllt iſt mit Leuten, die auf den Knieen liegen; gleichwohl berühren wir nicht mit wahrer Zerknirſchung den Saum unſeres Herrn, damit demſelben die Kraft ſeiner

Barmherzigkeit entſtröme um uns von unſerm Blute zu heilen, d. h. den Sünden, wie jener guten Frau widerfuhr, denn, thäten wir gleich ihr, wir würden auch gleich ihr geſunden. Laſſet uns alſo in Zerknirſchung den Gewandsſaum unſeres Herrn berühren und ſeine mitleidige Seele wird uns Hülfe ſpenden; berühren wir ihn in Liebe, ſo wird er unſern Schmerz heilen; laſſet uns ihn unter Thränen berühren und nicht zweifeln, daß ers uns vergelten wird durch Mitleid, Hülfe, Freude und Alles, was uns Noth thun dürfte." — Die erbauliche Betrachtung gehet noch weiter. Der dritte Brief (1475.) iſt an den Erzbiſchof von Toledo gerichtet, dem er aufrichtige Vorwürfe darüber macht, daß er die Unruhen in Caſtilien genährt und unterhalten, ſo wie er ihn als einen politiſchen Wetterhahn wegen ſeiner Veränderlichkeit übel anläſſet. Unter Hinweis auf weltliche und heilige Beiſpiele ermahnt er ihn zu einem ruhigen, verſöhnlichen Verhalten. Er bittet ihn des unglücklichen Landes wegen um Erbarmen. Merkwürdig bleibt, abgeſehen von dem kräftigen Inhalte, dieſe pulgarſche Parabaſe an den Primas der ſpaniſchen Geiſtlichkeit immer und ein lebendiger Beweis, wie es dieſe am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in der Unterjochung der Laien und eigener Herrſchaft doch lange noch nicht ſo weit gebracht hatte, als man ſich gewöhnlich einbildet. Nr. 4. iſt ein Troſtbrief an einen kranken Freund, einen Ritter zu Toledo (1478.), welcher mit einer Verwünſchung der Nichtigkeit ſinnlicher Vergnügungen endigt. Im fünften Briefe entſchuldigt er gegen den Biſchof von Osma (1476.) die Königin Iſabella gegen Vorwürfe, welche in einem Briefe dieſes Prälaten ausgeſprochen waren. Der ſechſte Brief enthält neun Invectiven gegen den Erzbiſchof von Toledo und iſt an einen von deſſen Untergebenen gerichtet. Er macht ihm auch hier zum Vorwurfe, daß er ſtatt mit gelehrten Leuten ſeine Perſon mit Waffen und Kriegern umgebe. Nr. 7. iſt ein ausführliches Schreiben an den König von Portugal über den demſelben gemachten Antrag, die Krone von Caſtilien anzunehmen. Vor allen Dingen empfiehlt er Gott anzurufen und denſelben um Weisheit und Erleuchtung in ſo ſchwieriger Lage anzuflehen. Sodann beſpricht er den zweifelhaften Rechtspunkt und macht den König auf die Privatabſichten derer aufmerkſam, welche ihm den Antrag geſtellt haben. Er weiſet ihn auf die Unruhen hin, welche die Annahme des Antrages nothwendig erregen mußte. Sodann erinnert er,

daß in Johanns Tochter Isabella eine eben so berechtigte Bewerberin aufgestanden sey. Er weiset hin auf die natürliche Unverträglichkeit der Castilianer und Portugiesen. Aus der Geschichte Jerobeams und Rehabeams ziehet er für den vorliegenden Fall Verhaltungsregeln. Das Ganze läuft, wie leicht begreiflich, auf den Rath einer Ablehnung des Antrages hinaus. Der achte Brief ist an den in portugiesischer Gefangenschaft gehaltenen Bischof von Tuy gerichtet, den er scherzhaft und verweisend einige Wahrheiten unter die Nase reibt. Der neunte Brief an den Doctor von Talavera, worin er die Geburt eines Prinzen meldet, und der zehnte an Don Enrique, den Oheim des Königs sind nicht erheblichen Inhaltes. Im elften Briefe an die Königin beschwert sich Pulgar über die Menge des Geschichtsstoffes, welchen ihre thatenreiche Regierung ihm zuführt. Der zwölfte an den Canonicus Pedro in Sevilla gerichtete Brief enthält freundschaftliche Zurechtweisungen und Mittheilung verschiedener Nachrichten und Aeußerungen. Nr. 13. ist an den Connetable gerichtet, den er über seine Klagen wegen der Mühsale und Gefahren, die er zu erdulden hat, mit philosophischen Gründen zu beruhigen sucht. Der vierzehnte, an einen Freund in Toledo gerichtete Brief enthält sehr verständige Betrachtungen über den vermeintlichen oder wirklichen Werth einer adeligen Herkunft bei Leuten, welche im Staate etwas gelten, womit Pulgar aber manche aristokratische Ansichten angreift. Im fünfzehnten Briefe schreibt er mit wenigen Worten dem Cardinal Mendoza einen Beileidsbrief aus Anlaß des Todes von dessen Bruder, dem Herzoge von Infantado, dessen Leben in den claros varones mit aufgenommen worden. „Ich bin keiner von denen, welche sich unterfangen mit Worten eine noch nicht ausgetragene Trauer hinwegzunehmen, und die Zeit um ihren Dienst betrügen, welche durch Zeitigung die Trauer zu Ende führt. Ich weiß keinen andern Trost anzubieten, als daß der sich sehr leicht über eines Andern Tod trösten wird, welcher stündlich an seinen eigenen denkt. Im sechszehnten Briefe haranguirt Pulgar die Königin über die für die Stadt Sevilla im Jahr 1477 bewilligte allgemeine Amnestie. Nachdem er ein Gemälde der grauenhaften Zustände und Unordnungen, welche dieser Amnestie vorausgingen, entworfen, preiset er die Gnade der Königin und weiset nach, wie diese das Erforderniß einer christlichen Regierung ist. Der Brief ist ein anschaulicher

Beitrag zur Geſchichte des unglücklichen Regiments, das Heinrich IV. handhabte, deſſen Gerechtigkeit eben ſo ſchlaff, als der Ungehorſam ſeiner Unterthanen groß war, ſo daß überall die Privatwillkür zu verbotenen Aeußerungen ungeſtrafte Gelegenheit fand. Den an des Königs Oheim Heinrich gerichteten ſiebzehnten Brief will ich, da derſelbe einer der kürzern iſt, um eine Probe von Pulgars Epiſtolographie zu geben, ganz mittheilen: Mein hoher und edler Herr. Euer Gnaden gebieten, ich ſolle ſchreiben, aber nur keinen Troſtbrief. Gern genüge ich der Aufforderung. Denn weder wüßte ich Euch Troſt zu ſchreiben, noch möchtet Ihr deſſen bedürfen. Ueberlaſſen wir dieſes Amt Gott, welcher der wahre Tröſter iſt und nach der Noth Erquickung gibt und hinter den Thränen ſein Erbarmen ausgießet. Ich, mein edler Herr, hatte meinem Briefe nicht geboten, Euch den mindeſten Troſt zuzuſprechen. Hätte ich denſelben wieder in meinen Händen, ſo würde ich veranſtalten, daß er ein anderes Mal nichts anderes melde, als was ihm aufgetragen worden. Was ich ihm an Euer Gnaden auszurichten aufgetragen, war, daß, wenn Eure Wunden tüchtig wären, Ihr damit zufrieden ſeyn möchtet, weil ſie die Male des Ritterſtandes ſind, welchem Ihr Euch gewidmet habt. Ich weiß nicht, wie mein Brief ſo närriſch ſeyn konnte, Euch Tröſtungen zu überbringen, welche ich ihm nicht aufgetragen hatte; denn wenn ich Eure Perſon, Euer Geblüt, Euren Stand, Eure Wunde und die Gelegenheit, bei welcher Ihr dieſelbe erhalten, in Betracht ziehe, ſo iſt mehr Anlaß zur Freude als zur Trauer oder zum Schreiben von Troſtbriefen vorhanden. Geſetzt aber auch, Fernando de Pulgar wäre ſo unbeſcheiden, ſich herauszunehmen an den Herrn Heinrich Troſtſchreiben abzufertigen, ſo iſt zwiſchen hier und dort ſo weiter Zwiſchenraum, daß Ihr beim Empfange ſchon wieder geſundet geweſen ſeyn würdet und die Wunden, ſelbſt wenn Ihr dieſelben hättet einſalzen mögen, doch verdorben geweſen ſeyn dürften. Fürwahr, Herr, der Troſt, welcher nicht im Umſchlage eines Heilmittels ankömmt, iſt keinen Heller werth; deßhalb ſorge ich auch nicht für Troſt, wo ich keine Hilfe weiß. Ich, Herr, bin der Meinung, daß es dem Menſchen eine beſſere Erholung iſt, ſein eigenes Leiden zu erzählen als fremden Troſt anzuhören, wenn ihm derſelbe nicht augenblickliche Hülfe bringt oder zukünftige verheißt. Euer Gnaden ſagen, daß Ihre Schmerzen den Verſchuldungen gegenüber, welche ſie vor Gott

haben, gering erſcheinen. Seyd überzeugt Herr, daß ein ſolches Wort nur aus dem Munde eines guten Herzens kommen konnte, denn ihr werdet finden, daß der Schmerz, wie er die Uebelthäter zur Verzweiflung bringt, den Guten zur Reue veranlaßt. Dieſes Wort wird Euern Herzen zu einer größeren Zierde gereichen als die Wunde an Eurem Fuße." Nr. 13. enthält freundſchaftliche Vorwürfe an den Prior del Paſo, daß er Pulgars Briefe ſo ſparſam beantworte. Nr. 19. eine Beileidsäußerung an den in Granada gefangen gehaltenen Grafen Cifuentes. Der zwanzigſte an den Grafen Tendilla geſchriebene Brief enthält Reflexionen von keinem erheblichen Belange. Nr. 21 iſt an einen geheimen Freund gerichtet als Antwort auf einen an den Cardinal gelangten Brief, welcher Schmähungen auf Pulgar enthalten hatte und dieſem Nachts vor die Thür geworfen war. Anlaß dazu hatte ein Schreiben Pulgars an den Cardinal gegeben, worin er das Verfahren der Königin und der Inquiſition wider die Ketzer zu Sevilla gemißbilligt haben ſollte. Dieſer Brief Pulgars iſt ein kleines Meiſterſtück. Er erſcheint darin höchſt achtungswerth. Die Anſchuldigung weiſet er ab, iſt aber bereit, ſogleich das Urtheil, deſſen er bezüchtigt iſt, abzugeben, wenn die Königin dazu Anlaß herbeiführe, deſſen leichte Möglichkeit er zugibt, wodurch er indirect ſeine Meinung über die Inquiſition ausſpricht. Wäre er nicht zu ausführlich, ſo würde ich den Brief ganz mittheilen. Nr. 22. ein Höflichkeitsbrief an Gabriel de Mendoza. Unter allen Briefen Pulgars iſt der dreiundzwanzigſte der längſte, welcher an ſeine Tochter, eine Kloſterfrau, gerichtet iſt, nach langem Schweigen, ein langer Erguß. Er ſchildert, wie Vater und Mutter bei der Trennung von dem zarten Kinde von Schmerz übermannt erſt langſam in dem Bewußtſeyn ſich zurecht fanden, daß ſie in ihren Mauern des Paradieſes Frieden genieße. Er führt philoſophiſche Troſtgründe auf, weßhalb er zu dem Beruf, wozu natürliche Anlage ſie geſchickt machte, ſeinen Beifall gegeben. Er ſucht ihr die Vorzüge ihres Standes und ihrer Lage durch Gegenüberſtellung der Schattenſeiten anderer Verhältniſſe (z. B. des Eheſtandes), in welche ſie hätte treten können, auseinander zu ſetzen. Die Nachtheile des Lebens in der Welt ſchildert er meiſtens mit des heiligen Auguſtins Worten, welche er trefflich ins Spaniſche überſetzt hat. Pulgar preiſet ſeine Tochter, daß ihr beſchieden worden, ſtatt des Looſes der unruhigen Martha

den Frieden Mariens zu genießen. Dann führt er ihr zu Gemüthe, wie sie nicht klagen dürfe, daß ihr in ihrer Absperrung die Dinge der Welt zu sehen versagt worden, da sie eine Menge Gegenstände nun nicht kennen lerne, welche an sich häßlich, auch nur nachtheilige Folgen einbringen könnten. Zur Erläuterung gebraucht er geistreich gestellte Gleichnisse und Fabeln. „Sagst du, so fährt er fort, du seyest eingeschlossen, so diene dir zur Antwort: daß alle züchtigen Weiber es auch sind. Drückt dich der Gehorsam, so bedenke, daß er von Gott Allen auferlegt worden. Für die Entbehrung eines Gatten, hast du die Freiheit von den Schmerzen des Gebärens. Erfreuen dich keine Kinder, so darfst du um ihren Tod nicht trauern und andere Sorgen um sie Dir ersparen. Umgibt dich kein aufwartendes Gesinde, so hast du es auch nicht zu unterhalten. Entbehrst du des Umganges mit deines Gleichen, so hast du auch nicht zu leiden vom Neide Uebelwollender. Vermagst du nicht zu thun und zu sagen, was du willst, so brauchst Du Dir auch nicht sagen und thun zu lassen, was andere möchten." — Vier Dinge allezeit vor Augen zu haben, empfiehlt Pulgar seinem Nönnchen: 1) Fest und unverbrüchlich zu halten über dem katholischen Glauben unseres Heilandes und Erlösers Jesu Christi, wie ihn die heilige Mutterkirche lehrt und festhält; denn niemand kann ohne den Glauben Heil erlangen; 2) demüthig zu seyn und bescheiden (dabei erläutert er Christi Worte: glückselig die Armen am Geiste) — diesen Satz führt er mit theologischem Geschicke näher aus; 3) christliche Liebe gegen Andere zu üben. Auch dieser Satz wird durch Beweisstellen aus der Bibel belegt; 4) recht fleißig zu beten und dabei des Vaters und der Mutter zu gedenken. Durch Gebete könne sie den Eltern vergelten, was diese an ihr gethan. Er gibt ihr Verhaltungsregeln für das Beten und sendet ihr zu besserem Erfolge die spanische Uebersetzung von des heiligen Augustin Exposition des Vaterunsers. Nr. 24. ist Antwort auf die Bitte eines unbekannten Freundes, welcher Pulgar gebeten hatte, ihm in der Ehesache eines Vetters beirathig zu seyn, worin er sagt, daß Verliebte für Rath sehr unempfänglich seyen und sich als einen guten Kenner verliebter Stimmungen darstellt. „Wenn der Verliebte einen gleichen Eifer für Gott und göttliche Dinge hätte, wie für die Geliebte, so würde er sofort mit Haut und Leib ins Paradies fahren." Bei

alle dem war der Vetter nach zweijähriger Ehe in unverſöhnliche Zwiſtigkeiten mit ſeiner früher ſo angebeteten Gattin gerathen, wogegen ein anderer Vetter, welchen ſeine Frau mit Widerwillen genommen, es doch hinterher zu einer höchſt glücklichen Ehe gebracht hatte. Im fünfundzwanzigſten Briefe gibt Pulgar dem Biſchof von Coria Nachricht über Kriegshändel oder politiſche Angelegenheiten aus dem Jahre 1473. Der ſechsundzwanzigſte Brief iſt an den Secretär der Königin Fernan Alvarez gerichtet. Er ſtichelt auf den kriegeriſchen Eifer der katholiſchen Majeſtäten, den er ein wenig widerchriſtlich zu finden, nicht umhin kann. Nr. 27. iſt ein halb ſcherzhaftes Schreiben an den Capellmeiſter des Königs von Portugal, welcher ihn mehrmals um briefliche Zuſchriften erſucht hatte und den er nun abſpeist. Im achtundzwanzigſten Briefe theilt er dem Prior von Paſo Neuigkeiten vom portugieſiſchen Hofe (1484) mit, welche aber nicht günſtig für den König von Portugal lauten. Nr. 29. iſt unbedeutenden Inhaltes, bezeugt aber die Unluſt, womit Pulgar dem Rufe als Chronograph an den Hof folgte. Gleichgültigern Inhalts iſt auch der dreißigſte Brief an einen Portocarrero, welcher in portugieſiſcher Gefangenſchaft gelebt zu haben ſcheint und dem das Erlernen der portugieſiſchen Sprache ſehr ſchwer wurde. In einem Briefe (Nr. 31.) an den Cardinal von Spanien gehet er bitter ſpottend über ein Verdict her, worin verordnet war, daß keine Fremden in Guipuzcoa ſich aufhalten und niederlaſſen ſollten. In Nr. 32. tröſtet Pulgar den Don Enrique, einen Herrn von königlicher Abkunft, über den Verluſt von Zahara an die Mauren, weil er bei dieſer Stadt, welche er befehligte, ſich kriegeriſchen Ruhm erworben, obwohl ihm die Stadt verloren gegangen. Obwohl Pulgar in ſeinen Briefen mit den Urtheilen über hiſtoriſche Perſonen und Ereigniſſe ſeiner Zeit unverholener herausgehet, als in den claros varones, ſo ziert ihn doch auch hier allezeit eine ſo einnehmende Beſonnenheit wie Ruhe. Seine philoſophiſchen und theologiſchen Reflexionen ſind auch noch heute keineswegs gemein. Von pſychologiſchem Scharfblicke und gediegener Beobachtung geben die Briefe für Pulgar ein faſt noch beſſeres Zeugniß ab, als ſeine Biographieen berühmter Caſtilianer. Die Sprache empfiehlt ſich auch hier durch natürliche Anmuth und geiſtreiche Eleganz und Präciſion. Seine Beleſenheit in den Alten tritt noch ſchärfer hervor, als in den Biographieen. Der eben ſo treff-

lich geſinnte als talentvolle Pulgar kann nach allen dieſem mit Recht ein würdiger Nachfolger des wackern Cibda Real und des edeln Fernan Perez de Guzman in der Cultur der caſtilianiſchen Proſa genannt werden. Wie er der Zeit nach ſpäter, ſo iſt er auch als ein in den Richtungen ſeiner beiden Vorgänger wirklich Fortgeſchrittener zu betrachten.

Chronik Alvaro's de Luna.

Von Pulgar muß ich einen chronologiſchen Rückſchritt in die Zeiten Johanns II. thun, um nachzuholen, was über die Chronik Alvaro de Lunas in dieſer Geſchichte beizubringen iſt. Dieſer Anachronismus hat ſeinen guten Grund in der Abſicht, den Panegyricus erſt dann an die Reihe treten zu laſſen, wenn die unbefangenern hiſtoriſchen Zeugniſſe abgehört ſeyn würden. Jene Chronik ward im Jahre 1546 von einem gleichnamigen Urenkel des ſo unglücklich abgetretenen Günſtlings zu Mailand herausgegeben, wo ein gewiſſer Antonio de Caſtellano den Druck beſorgte. Der Herausgeber war Unterbefehlshaber der ſpaniſchen Beſatzung in der Feſtung von Mailand. Wer dieſe Chronik geſchrieben, vermag ich nicht anzugeben. Joſeph Pellicer in ſeinem Informe del Origen y sucesion de la Casa de Sarmiento und dem Memorial por la Grandeza de los Condes de Miranda bezeichnet als Verfaſſer dieſer Chronik mehrmals, allein ohne alle Angabe von Gründen, einen Don Antonio de Caſtellanos. Der neuere Herausgeber der Chronik, Joſeph Miguel de Flores, befürchtet, daß Pellicer den vorhin angegebenen Namen des Druckers mit dem des Verfaſſers verwechſelt haben möge. Barreiros meldet in ſeiner Chorographie, daß ein Diener des Connetable Verfaſſer der Chronik geweſen. Die beſondere Vorliebe, die Ausführlichkeit, womit er die äußerliche Erſcheinung, die Worte und Eigenthümlichkeiten ſeines Helden ſchildert, deuten auf eine naheſtehende und von dem Connetable abhängige Perſönlichkeit. Daß er ſich fortwährend in der Umgebung Alvaros befunden, gehet aus ſeiner Verſicherung hervor, den Connetable könne Niemand, als wer Augenzeuge ſeiner Thaten geweſen, richtig ſchildern. Wenn man den Accent betrachtet, der auf die Treue eines Ritters Chacon gelegt wird, welcher zu den vertraute-

ſten aus dem Gefolge des Connetable gehörte, ſo könnte man ſich verſucht fühlen, auf dieſen Chacon die Vermuthung wegen der Verfaſſerſchaft ruhen zu laſſen. Der Verfaſſer begann ſein Werk, wie er ſelbſt andeutet, bald nach dem Tode ſeines Helden, denn er erwähnt darin des Erzbiſchofs Don Rodrigo de Luna als eines noch Lebenden. Dieſer ſtarb aber erſt 1460. Ihrer hiſtoriſchen Ausdehnung nach kann dieſe Chronik füglich eine Chronik König Johanns II. genannt werden, da ſie alle merkwürdigen Vorgänge der Regierung dieſes Königs begreift, welche ja von Anfang bis faſt zu Ende mit geringen Unterbrechungen unter der Leitung Alvaro de Lunas ſtand. Ein genauer Chronologe iſt der unbekannte Verfaſſer, dem es mehr um anſchauliche und gut ſtyliſirte Darſtellung, als detaillirte hiſtoriſche Kritik zu thun war, nicht. Die Chronik vernachläſſigt ſogar das chronologiſche Moment nicht ſelten und kann in Anſehung der Daten, welcher einer weitgehenden Verificirung unterliegen dürften, nur mit Vorſicht gebraucht werden. Sein behagliches Ergehen in politiſchen und moraliſchen Reflexionen, welchen er ſo häufig ſich ergibt, läſſet bald erkennen, daß ihm *inneres Weſen* und Bedeutung hiſtoriſcher Daten über deren äußere Feſtſtellung ging und er keinen Anſpruch macht, als ein gründlicher Forſcher genannt zu werden. Sollte dieß etwa der Grund ſein, weßhalb der verdiente Wachler in ſeiner Geſchichte der hiſtoriſchen Forſchung und Kunſt dieſes ſonſt ſo ausgezeichnete Werk ganz überging? Linguiſtiſch auffallend iſt der Umſtand, daß dieſe Chronik mehr als irgend ein anderes Sprachdenkmal jener Zeit, den Einfluß des nach Spanien herüberwirkenden franzöſiſchen Romanzo erkennen läßt, indem ſie eine Menge Wörter darbietet, welche der Form und Bedeutung nach ganz franzöſiſch ſind. Dieſe Erſcheinung bezeugt thatſächlich meine bei Schilderung des Einfluſſes der Troubadourspoeſie auf die caſtilianiſche ausgeſprochene Behauptung eines ſehr lebendigen und die gegenſeitige Nationalität ſtark berührenden Verkehres, welcher, wenn auch nicht über die ſchwer zu paſſirenden Pyrenäen, doch auf dem Waſſerwege zwiſchen den ſpaniſchen und franzöſiſchen Küſtenländern des Mittelmeeres Statt fand und ſeine ſprachlichen Einflüſſe, für welche das weniger gebildete ſpaniſche Romance empfänglicher ſeyn mußte, weit ins Binnenland hinein erſtreckte. Die Kriege mit den Mauren zogen, nachdem die Kreuzzüge den Strom der ritterlichen Kräfte nicht mehr

nach dem Morgenlande leiteten, eine Menge französischer Ritter in die Kampfgefilde Spaniens, wo noch mancher Strauß in alter Ritterart ausgefochten werden konnte und dem tapfern Kämpen Ruhm und Gewinn eintrug. Aus Dankbarkeit ließen die französischen Helden Klang und Worte der Muttersprache zu späterer Erinnerung an den ehemals, trotz der Pyrenäenscheide bestandenen Verkehr der Nachbarvölker zurück. Vom Geiste und der Manier der merkwürdigen Chronik Alvar de Lunas, welchem ich eine ausführlichere Aufmerksamkeit zu widmen nicht widerstehen kann, gibt sogleich die Vorrede eine deutliche Vorstellung, welche ich daher mittheile: Unter andern reichlichen Früchten, welche Spanien einst hervorbrachte, war nach meinem Befinden die köstlichste das Hervorbringen und Großziehen höchst tugendhafter, angesehener und zum Herrschen geschaffener, zum Regieren erleuchteter, zum Kriege abgehärteter und tapferer Männer. Einige unter ihnen erstiegen den Gipfel der Herrschaft, andere den leuchtenden Stuhl der Wissenschaft. Viele andere aber erwarben sich durch Siege des Triumphes glänzende Krone. Wenn wir aber in unserer Zeit die Augen voll gerechter Ehrerbietung solcher Betrachtung zuwenden, dann zeigt sich nicht nur in Spanien, sondern auch bei allen übrigen Nationen ein solcher Mangel und eine Leere an ähnlichen Männern, daß, wenn auch Etliche im Gewande irgend einer Tugend glänzen, ihnen Vieles von demjenigen fehlt und versagt ist, ohne welches das vollkommene Geschenk jener Tugend doch nackt und ohne sonderliche Reize erscheint. Es ist damit wie mit der Verschiedenheit der Landesbeschaffenheit; denn ein Land hat Ueberfluß an Früchten und doch ein schlechtes Brodkorn; ist ein Reichthum an Heerden vorhanden, so ist das Gelände hoch belegen und felsig, ein rauher Aufenthalt und zu menschlichem Aufenthalt nicht angenehm. Andere findet man, welche bei überflüssiger Fruchtbarkeit in nothwendigen Gegenständen von veränderlichem und kaltem Klima sind oder unerträglich wegen übermäßiger Hitze. Eben solche Verschiedenheiten und Vollkommenheitsmängel machen ein Menschenzeitalter fehler- und mangelhaft. Wenn einige Menschen einige Frucht und einigen Tugendglanz von sich geben, um einen guten Anfang erwarten zu lassen, so zeigen sie sich matt und unreif zur Vollendung; sind sie vielleicht kräftig und tapfer, so ist ihre Rede hart und uneben, sie sind felsenrauh durch Uebermuth oder emporragend in

unmäßigen Dünkel. Besitzen sie vielleicht Tapferkeit und Klugheit, so fehlt ihnen das Geschick zu deren Anwendung oder Gewicht in der Ausführung oder Würde und Weisheit des Wirkens und Sanftmuth in der Unterhaltung. Diese Dinge sind nun so nothwendiger, als die großen Fürsten und Würdenträger, je mehr sie eine hohe Stelle einnehmen, desto weiterhin bemerkbar werden, so daß, wenn sie einerseits hell und leuchtend dastehen, auf der andern Seite Schatten und Dunkel an ihnen sichtbar wird. Darin bestehet die Schwierigkeit, es in der Tugend zu völliger Vollendung zu bringen. Wenn aber nun an unsern prächtigen, höchst tugendhaften und glückseligen Don Alvaro de Luna, Ordensmeister von Santiago und Connetable von Castilien, kündlicher Weise so viele tugendhafte Seiten glänzen und eine solche Menge ausgezeichneter Thaten seinen Namen eben so feiern, als alle jene Dinge zusammen, und eins mit dem andern in vollkommenem Vereine glänzend an ihm haftet, warum sollen wir ihm als Zeit- und Landesgenossen den Ruhm versagen, welchen wir mit guter Absicht den Dahingeschiedenen und Auswärtigen zollen? Wer möchte aber wohl, wenn die Frucht seiner großen und reifen Klugheit erkannt und empfunden wird, noch zu den Catonen hinuntersteigen, um bei ihnen Klugheit zu suchen und wer könnte unter seiner nie besiegten Fahne, Anführerschaft und Leitung gestanden haben und noch hingehen, um die Scipionen und Metellen um Muster der Hochherzigkeit zu bitten. Welcher Feind kann ihn gesehen und die Streiche seines Schwertes empfunden haben, aber noch die Wildheit des rauhen Mannes, welcher Scäva hieß, fürchten? Wer wird noch am Könige Masinissa einen zum Ertragen von Mühsalen geschickten Körper rühmen oder eine durch ritterliche Uebungen nicht zu bezwingende Ausdauer, wenn er mit ihm Rittermühen und beständige Kriegsarbeiten getheilt hat? ꝛc. So stellen sich uns in dem verehrten Meister so viele wahrhafte Bilder der Tugend dar, als ob die Ueberbleibsel der Güte von vielen Abgeschiedenen in ihm und für ihn allein aufbewahrt worden. Denn wer kann noch übel berathen seyn, wenn er ein Vorbild an seiner weisen Klugheit nimmt? Wer mag noch veränderlich seyn, wenn er seine so feste Beständigkeit vor Augen hat? Wer darf noch eine weibische Feigheit begehen, wenn er seine kraftvolle Großherzigkeit betrachtet? Wer kann sich vergehen und abfallen, wenn er in den hellen Spiegel seiner höchst wahren

und reinen Ergebenheit gegen ſeinen König hineingeſchauet ꝛc. Wenn Etliche ſich bewogen gefunden, die Thaten der Abgeſchiedenen zu ſchreiben, ſo wurden einige dazu veranlaßt durch die Liebe, welche ſie zu den tugendhaften Handlungen jener hegten, andere durch das Vergnügen, das ihnen die Beſchäftigung mit großen, ritterlichen Thaten gewährte, andere durch das Vorhaben die ausgeſuchten Handlungen der Abgeſchiedenen als Muſter und Lehre den Nachkommen aufzubewahren, und andere endlich durch die Abſicht, ſich ſelbſt auf eine zierliche Weiſe zu loben, indem ſie das Leben und die Handlungen auserwählter Menſchen beſchrieben. Warum ſoll denn nun meiner ungeübten Hand Gelegenheit und Erlaubniß verſagt werden, Etwas über das ſo überaus tugendhafte Leben des edeln und berühmten Ordensmeiſters zu ſchreiben? Den Schlaf von meinem entſchlummerten Geiſte hinwegzutreiben habe ich ſo vielen und großen Anlaß in der Tugend unſeres einzigen tugendhaften Meiſters, wie manche andere Schriftſteller an der Rückſicht auf Viele, welche vor uns lebten, zuſammengenommen haben konnten. Um ſo mehr, als ich glaube, daß ſeine ausgezeichneten Thaten mir nicht allein Kräfte leihen werden, um zu reden, ſondern mir ſolche ſelbſt reichlich ſchenken und verbürgen dürften. Deßhalb habe ich aus beſagten und andern vielen noch zu ſagenden Gründen mir vorgeſetzt, im gegenwärtigen Werke einige der bemerkenswertheſten Thaten und Begegniſſe des geprieſenen Meiſters zu beſchreiben, obwohl ich nicht bezweifle, daß ſeine leuchtenden Handlungen und berühmten Thaten, ſo wie der Hergang ſeines löblichen Lebens weit ſorgfältiger durch andere geſcheitere und beredtere Autoren, wie die Verfaſſer der Geſchichten der heiligen Väter, Kaiſer und chriſtlichen Könige, ſo wie der ungläubigen Mauren und Barbaren, welche zu ihrer Zeit regiert haben und noch regieren, hätten geſchildert werden mögen. Was in ähnlichen Geſchichten aufgezeichnet worden, iſt mehr den Nachkommen zum Vorbilde als den Lebenden zur Lehre geſchrieben, weßhalb es auch in der Gegenwart nicht zur Oeffentlichkeit gebracht wird. Auch ſollen einige ſpaniſche Landsleute und viele Auswärtige, welche mich täglich mit Briefen nicht wenig angehen und nöthigen, indem ſie eine zuverläſſige und wahrhaftige, ordentlich niedergeſchriebene Auskunft über das tugendhafte Leben unſeres prächtigen Meiſters verlangen, durch mich, was ſie ſo ſehr zu vernehmen

wünschen, auch in verschiedener Art hören, nun in zuverlässiger und deutlicher Wahrheit klärlich erkennen ꝛc. Indem ich nun das gegenwärtige Werk anzutreten im Begriffe bin, rufe ich, da du, o Wahrheit, eine der vornehmsten Tugenden bist, welche in unserm vortrefflichen Meister Wohnung nahmen, dich allein an und bitte, daß du meine Hand geschickt machst, meinen Geist erleuchtest und mein Gedächtniß erfüllest, damit ich das begonnene Werk mit deinem köstlichen Namen bestätigen und besiegeln kann." — Schon diese Einleitung läßt erkennen, wie wenig von Sismondis Urtheile zu halten, welcher versichert, die spanische Prosa habe bis zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sehr geringe Fortschritte gemacht, es seien aus diesem Zeitraume eine kleine Anzahl von Schriftstellern übrig, besonders Chronikenschreiber, deren Schreibart aber immer schwerfällig und langweilig sey. Wie enthusiastisch er auch bemühet ist, den Feinden gegenüber, welche den Connetable ins Verderben stürzten, dessen Andenken mit Ehren zu überhäufen und die Feinde in gehässigem Lichte erscheinen zu lassen, so sehr ist es ihm doch wirklicher Ernst um die mit voller Seele angerufene Wahrheit. Wie leidenschaflich er auch seinem Gönner oder Herrn zugethan seyn mag, nirgends ist ein offenes oder versteckes Bemühen sichtbar, die Wahrheit zu verhehlen, sondern er schildert die Begebenheiten ohne Rückhalt, wie er dieselben mit Augen gesehen und bei glücklichem Ausdrucke mit Treue und Genauigkeit. Der über das Ganze ausgebreitete und durch das Ganze lebendige apologetische Eifer für seinen Helden beseelt die Erzählung auf eine Weise, wie sich dessen keine der andern theilnahmloser geschriebenen Chroniken rühmen darf. In dem nicht schmächtigen und ziemlich eng gedruckten Quartbande, welchen die Chronik füllt, ist keine Seite enthalten, von welcher sich sagen ließe, daß dieselbe langweilig geschrieben wäre. Fernan Perez de Guzmans und Pulgars einfache und gedrungene Ausdrucksweise sucht man freilich in dieser bunten und wortreichen Chronik, welche einen Gedanken häufig in drei, vier auf einander gehäuften synonymen Wörtern zu Tage fördert, vergebens. Allein selbst der declamatorische Pomp, dem sich der Chronist hingibt, entfaltet einen Reichthum an beredter Beweglichkeit des Sprachflusses, welcher in sich den Frost der Declamation erstickt und da er selten ohne rhetorische Würde auftritt, über die ganze Darstellung einen wohlthuenden Glanz ausbreitet. Der mittelalter-

liche Anſtrich, welchen eine nüchterne Kritik mit dem Ausdrucke gothiſch, der einen Tadel bezeichnen ſollte, ausdrücken zu müſſen glaubte, und welcher in ritterlichen Umſtändlichkeiten ſich gefällt, muß nicht als ein Fehler der Darſtellung, ſondern als ein nicht genug zu ſchätzender Abdruck des Zeitalters betrachtet werden. Derſelbe bezeichnet uns beſſer den Standpunkt der zwiſchen Rohheit und Bildung ſchwankenden Zeit als jede noch ſo genaue Schilderung, weil er das Gepräge derſelben uns unmittelbar vors Auge ſtellt. Seines Stoffes und der Behandlung deſſelben iſt der Verfaſſer durchaus Meiſter. Deßhalb iſt er in der Darſtellung ſicher und in der Sprache vollkommen gewandt. Feinere Kenner des ſpaniſchen Idioms, z. B. der Doctor Cerda, haben dieß Werk längſt in die Reihe derjenigen geſtellt, worin die Sprache mit vorzüglicher Reinheit und Eleganz gehandhabt worden. Das Sentenzen- und Reflexionsweſen, in welchem die Chronik ſich ganz vorzüglich gefällt und deſſen Breite unſerer Zeit als eine abgetragene Gewöhnlichkeit ſich darſtellt, muß nicht nach dem Fortſchritte, den die pragmatiſche Geſchichtsbehandlung in unſerem Jahrhundert gemacht hat, ſondern nach dem Maaßſtabe des Mittelalters bemeſſen werden, vor welchen es natürlich ungleich beſſer beſtehen wird. Dem Herausgeber Flores wäre es faſt begegnet, daß er dem Triumphe des aufgeklärten Jahrhunderts dieſe Reflexionen zum Opfer gebracht und die ſchöne Chronik durch deren Hinweglaſſung verſtümmelt hätte, „allein in Erwägung, daß ſie dem Leſer nützlich werden könnten und daß er ſich durch Ueberſpringen der Mühe ſie zu leſen entheben kann, hat man dieſe Proben der Bildung und des Eifers, welche der Verfaſſer gibt, beibehalten wollen. Man läßt ſich ja auch die Reden gefallen, welche in den Geſchichtsbüchern Griechenlands, Roms und Spaniens Königen und Feldherrn in den Mund gelegt werden, wie unwahrſcheinlich und überflüſſig auch manche derſelben ſeyn mögen.“ Die hauptſächlichſte Sorgfalt hat der Biograph auf die Ausmalung des Perſönlichen ſeines Helden verwendet, die er uns durch eine zahlloſe Menge kleiner Züge anſchaulich zu machen weiß. Neben der Nachricht, daß derſelbe nach Ritterart ein begeiſterter Verehrer der Frauen geweſen, erfahren wir, daß er auch mit Erfolg in der Dichtkunſt ſich verſuchte. Leider ſind außer einigen Bruchſtücken die Poeſieen des Connetable abhanden gekommen. Der Anfang eines Spottgedichtes gegen den

Infanten Heinrich, welcher bei der Einnahme von Toledo eine kupferne Bildsäule, die Alvar de Luna in einer Capelle hatte aufstellen lassen, zerstörte, erweckt eine nicht ungünstige Meinung über das poetische Geschick des merkwürdigen Mannes. Die Chronik ist in 128 Titel abgetheilt, deren Inhalt ich, obwohl ich einen möglichst vollständigen Auszug des Ganzen liefere, hier nicht einzeln angeben kann. Nach der Chronikenart jener Zeit beginnt auch diese mit Angabe der Vorfahren des Connetable und ihrer Uebersiedelung aus Aragon nach Castilien. Bei aller Umständlichkeit dieser Nachrichten erfahren wir nicht, wer Alvaros Mutter gewesen. Er scheint diese eben so früh als seinen Vater verloren zu haben. Denn er ward im Hause seines väterlichen Ohms Juan Martinez de Luna erzogen. Schon früh entwickelte er bedeutende Anlagen. Denn zehn Jahre alt wußte er bereits alles Das, was andere Kinder dieses Alters um diese Zeit zu lernen erst anfangen: lesen, schreiben, reiten, zierlich reden. Früh entschied er sich zur Wahl des Ritterstandes und ward zu dem Ende 1408 an den Hof geschickt, wo er sich durch gefälliges einnehmendes Betragen aller Herzen gewann und nach zwei Jahren zum Pagen des Königs angenommen ward. So wenig äußerliche Ereignisse die nächsten drei Jahre in Alvaros Leben darbieten, so stark wußte der Page den jungen König an sich zu fesseln, so daß er ihm schon jetzt unentbehrlich ward. Es ward sogar ein gewisser magischer Einfluß bemerkbar, indem Alvaros bloßes persönliches Erscheinen in einigen Krankenzimmern auf die Preßhaften und Schmerzleidenden einen lindernden und bessernden Einfluß übte. Die Mittel, mit denen Alvaro seinen Aufwand bei Hofe bestritt, gewährten ihm seine Oheime, namentlich der Erzbischof Don Pedro. Als dieser gestorben war, hatte es den Anschein, als würde in den Finanzen Alvaros ein Bankbruch sich hervorthun. Seine Ernennung zum königlichen Speisemeister wendete dieses Unglück ab. Sein Ansehen stieg immer höher und erregte Neid. Die Neider wußten ihn durch eine Gesandtschaft nach Aragon vom Hofe zu entfernen. Der Chronist gefällt sich in der Schilderung des zärtlichen Abschiedes, den der König von seinem Speisemeister bei dieser Gelegenheit nahm. Eben so lebendig ist die Freude seiner Anverwandten, welche Alvaro bei dieser Gelegenheit in Aragonien sah, und unter denen sich auch sein Vetter, Papst Benedict XIII. befand. Der

König vermag es nicht lange ohne seinen Günstling auszuhalten. Derselbe wird zurückberufen. Seine Ankunft erfüllt den ganzen Hof mit Freude. Eine feindliche Partei bei Hofe suchte ihn durch Anerbietungen aller Art in ihr Netz zu ziehen. Seinem Könige treu, widerstand er allen Anfechtungen solcher Art. Allgemein ward Alvaro ein Gegenstand der Wünsche heirathsfähiger Hoffräuleins. Geschickt wußte er auch den von dieser Seite gelegten Schlingen zu entgehen und die Meinung zu verbreiten, daß er unvermählt bleiben wolle. Allein die Zuneigung einer Hofdame Ines de Torres war doch zu bedeutend und ihre und die Eifersucht eines ihrer Anbeter hätte den Speisemeister doch in Verwickelungen bringen können, wenn nicht offene Erklärungen den um ihn sich schürzenden Knoten zerhauen hätten. Diese Hofintriguen sind vortrefflich geschildert. Eine Glanzpartie der Schilderungen ist das achte Capitel, worin die unwiderstehliche Anmuth des Betragens dargestellt ist, womit Alvaro die Liebe seines Königs und die Gunst der Frauen zu gewinnen wußte. Mit dramatischem Leben wird uns ein Hofturnier vorgeführt, welches durch eine gefährliche Verwundung für den Helden des Chronisten einen übeln Ausgang nahm, wobei sich aber die allgemeine Theilnahme und Liebe um so unverholener aussprach. Schon jetzt ward bemerkbar, wie Alvaros Einfluß einen herrschenden Charakter gewann. War er vom Hofe fern, so zeigten sich an demselben Parteiungen und Zerwürfnisse, denen seine persönliche Anwesenheit allemal zu begegnen wußte. Im zehnten Capitel ist der Handstreich des Infanten Heinrich von Aragon geschildert, welcher den König Johann in seine Gewalt brachte. Er ward nächtlich, während Alvaro zu seinen Füßen schlief, überfallen. Da Alvaro gewahr wurde, daß mit offenem Widerstande nichts auszurichten war, ergab er sich mit dem stillen Vorsatze in das Unvermeidliche, zu gelegener Zeit die Befreiung seines königlichen Herrn herbeizuführen, was ihm denn auch endlich, wie im nächsten Capitel gemeldet wird, gelang, wobei er noch Gelegenheit hatte, dem Könige seine Treue durch Ablehnung der Versuchungen zum Abfalle, die der Infant ihm nahe legte, zu erweisen. Ebenso widerstand er den Einflüsterungen des Königs von Navarra. Der König erkannte diese Treue durch Verleihung von Würden (namentlich der Grafenwürde) und Ländereien an, und wiederholte solche Gnadenerweise auch späterhin.

Bei Gelegenheit seiner Erhebung zum Connetable 1423 suchte der neue Würdenträger durch prächtige Feste, die er seinem Könige gab, die Wiedervergeltung zu üben. Im Laufe der nun folgenden politischen und kriegerischen Begebenheiten legt der Chronist seinem Helden auch Reden in den Mund, welche mit großem Geschicke benutzt sind, um die trockene Erzählung von Motiven sich zu ersparen. So z. B. redete der Connetable, als es seinen Feinden, namentlich den aragonischen Brüdern gelungen war, seine Entfernung vom Hofe durchzusetzen, den König, welcher sich seinem Abgange zu widersetzen suchte, also an: „Mein hoher Herr! Wer vermöchte mir's abzuläugnen, daß mein Abgang von euerm edeln Hofe, den der König von Navarra, der Infant und ihr Anhang so sehr betreiben, mir schwer und hart zu ertragen wird? Und wenn ein lange fortgesetzter Umgang und Verkehr im Stande sind, Verwandtschaft und Liebe nicht nur bei Menschen, sondern allen lebenden Wesen zu steigern, wie sollte nicht der Umgang und die beständige Nähe von Euer königlichen Hoheit, so wie die großen Gnaden- und Güteerweise, die Ihr, o Herr, mit hochherziger königlicher Gesinnung mir habt zukommen lassen, solches um so mehr bewirkt haben? Undankbar würde ich mich gegen so große Wohlthaten erweisen, wenn die Entfernung von Euerm Hofe und Hause mir nicht schwer und schmerzlich zu ertragen würde. Hätte ich von meinem fernern Aufenthalte an Euerm Hofe und in der Nähe Euerer königlichen Person keinen andern Nachtheil zu besorgen, als die Gefahr, welcher meine Person und Habe sich ausgesetzt finden, so würde ich wahrlich mich jetzt nicht davon trennen, und es sollte denen, welche um meine Abreise so bemühet sind, nicht gelingen, mich so leicht zu entfernen, so groß und mächtig sie auch seyn mögen. Da ich aber die Berücksichtigung der Vortheile Eurer Krone und der Interessen Eures Dienstes und Reiches, meinem Gute und Leben bei weitem vorziehe, jenen aber, welche auf meinen Abgang so sehr dringen, die Angabe und Versicherung machen, daß Euer Dienst und das öffentliche Wohl Eurer Reiche durch mein Verbleiben in Eurer Nähe wahrscheinlich gefährdet werden, so wird es, damit ich die Wahrheit dieser Angaben selbst kennen lerne und darüber urtheilen könne, nothwendig, daß ich mich von Euerm Hause und Hofe trenne. Denn in meiner Abwesenheit muß man die Nachtheile, welche meine Gegenwart mit sich führt, besser

erkennen. Sollte ich finden, daß meine Entfernung von Euerm Hause und Hofe für Euern Dienst und Eure Reiche wohlthätig wäre, so soll mir nichts erwünschter seyn als das Andere, was Euch ersprießlich seyn wird, wenn auch meine Abwesenheit aus Euer Hoheit königlicher Gegenwart mir zu großem Kummer und Verdrusse gereichen sollte."

Natürlich war diese kluge Rede, welche anscheinend die Neider des Connetable so zart schonte, nicht geeignet, den König für dieselben einzunehmen, welcher vielmehr mit ganzem Herzen an seinem Diener hängen blieb. Die Zerwürfnisse und Verwirrungen nahmen nach Abgange des Connetable bei Hofe und im Lande nur überhand. Mit großem Verlangen forderte der König seinen Günstling zur Rückkehr auf, welcher sich durch ablehnende Antworten nur noch begehrter zu machen wußte, aber doch zuletzt nachgab. Dies veranlaßt unsern Chronisten zu einer triumphirenden Apostrophe an diese neidischen Feinde; der feierliche Einzug Alvaros bei Hofe wird zu einem Feste. Alvaro trifft heilsame Einrichtungen, wobei seine Absicht dahin ging, den König mit seinen Widersachern gründlich auszusöhnen. Unter dem Vorwande eines verwandtschaftlichen Besuches näherten sich die Könige von Navarra und Aragon den castilischen Gränzen. Alvaro erhielt den Auftrag, diesen Besuch zu verhindern, wobei sich fand, daß der berühmte Marquis von Santillana mit jenen Herren unter einer Decke spielte. Alvaro fand für gut, die Herren eine Strecke nach Castilien hineinkommen zu lassen, wo er ihnen bald in Schlachtordnung gegenüber sich befindet und eine Rede nach Art der bei den alten Historikern beliebten an sein Heer hält. Der dazu kommende Cardinal Foix war bemühet, die Schlacht zu verhindern. Es wäre ihm nicht gelungen, wenn nicht in eiligen Tagereisen die Königin von Aragon, Johanns II. Schwester, sich herbeigemacht und durch ihre Dazwischenkunft eine friedliche Vereinbarung vermittelt hätte, in Folge deren die feindlichen Heere jedes in seine Heimath zurückkehrten. Diese und die folgenden Ereignisse, bei denen Aragon neue Feindseligkeiten schmiedete, nebst der Gefangenschaft des Herzogs von Arjona und den Einfällen in Aragonien, sind mit gewandter Darstellung ohne die fast unvermeidlich scheinende lange Weile geschildert. Bei diesen Gelegenheiten ward Alvaro de Luna auf sein Anerbieten zum Grenzfeldherrn gegen Navarra und Aragon in großen Gnaden abschläg-

lich beſchieden und feierte ſo ſelbſt in ablehnenden Beſcheiden Triumphe. Ich beabſichtige nicht, dem Verfolg der Mißhelligkeiten zwiſchen den Infanten und dem Könige von Caſtilien, nach Anleitung der Chronik, welche denſelben ſehr verſtändlich und klar entwickelt, nachzugehen und kann mich nur auf Hervorheben des Hauptſächlichern beſchränken. Höchſt gelungen iſt die Schilderung eines Handſtreiches, den der Connetable gegen einen Baccalaureus ausführte, den der Infant als Alcayden von Trurillo zurückgelaſſen hatte. Im Verlaufe einer vor den Thoren der Feſtung veranſtalteten Zuſammenkunft beider, in welche der Connetable den Baccalaureus auf die Seite des Königs von Caſtilien zu ziehen ſuchte, legte Alvaro, worauf er hinterliſtiger Weiſe ſchon vorbereitet war, Hand an den Alcayden, beide rangen mit einander und fielen zu Boden. Alvaro, obgleich klein und ſchmächtig, wußte doch ſeinen gewaltigen Gegner ſo lange feſtzuhalten, bis die Seinigen herzueilten und denſelben in ihre Gewalt brachten. So kam Trurillo ohne Schwertſtreich in Alvaros Hände. Dieſen nach unſern Begriffen eben nicht rühmlichen Kniff des Connetable findet der Chroniſt bewundrungswürdig und weiß denſelben als Meiſterſtück der Klugheit und Kühnheit gar nicht genug zu rühmen. Mit einer ungemeinen Ausführlichkeit und dem ſichtlich apologetiſchen Zwecke, den Connetable als einen hochherzig tapfern Mann zu ſchildern, ſind die Anſtalten und Verabredungen beſchrieben, welche zu einem Zweikampfe zwiſchen den Infanten Pedro und Heinrich einerſeits und dem Connetable und dem Grafen von Benavente anderſeits getroffen waren. Es wurde aus demſelben nichts und der Connetable hatte nur Gelegenheit ſeinen Muth durch Vorſchläge und Anerbietungen zu bewähren, welche keine Annahme fanden. Die erſte Gemahlin des Connetable, von der bisher kaum die Rede geweſen, ſtarb. Er vermählte ſich wieder mit der Tochter des Grafen von Benavente. Um aus der Nähe ſeiner feindſeligen Neider hinwegzukommen, unternahm Alvaro mit Genehmhaltung des Königs einen Zug gen Granada. Sein Chroniſt benutzt dieſe Gelegenheit, um gegen jene Neider loszuziehen. Das Sengen, Brennen und Beutemachen des Connetable im Königreiche Granada füllt in der Schilderung ein ganzes Capitel. Der König kam ihm nachgezogen und ſetzte mit ihm den Krieg wider die Mauren fort, in welchem der Connetable wieder Anlaß fand, verſchiedene Reden zu halten. Der Sieg bleibt

auf Seiten der Caſtilianer. Doch wird in ihren Reihen ein verrätheriſcher Plan geſchmiedet, den Connetable zu ermorden, welcher noch glücklich vereitelt ward, indem die Rädelsführer feſtgenommen werden. Heimgekehrt, veranſtaltete Alvaro ein prächtiges Turnier; ſeinen neugeborenen Sohn hoben König und Königin aus der Taufe. Auch mit der Jungfrau von Orleans trat der Connetable durch Geſandtſchaft und Hilfſendungen in Beziehungen. Die Kämpfe und kriegeriſchen Händel, welche ſich in Caſtilien unabläſſig drängten, gaben dem Connetable zu vielen glänzenden Thaten auszeichnende Gelegenheit. Die glänzendſte Waffenthat blieb aber die im Mai 1445 gelieferte Schlacht von Olmedo, welcher unſer Chroniſt eine weitläuftige Beſchreibung widmet. Er theilt eine Muth, Kriegesluſt und Loyalität athmende Rede mit, welche der Connetable vor der Schlacht gehalten haben ſoll, und welche wie mit elektriſchem Feuer in die Herzen ſeiner Zuhörer fiel. Intereſſant iſt die Beſchreibung des mannichfachen Waffenwerkes, das in die Schlacht geführt ward. Die Getödteten und Verwundeten werden namentlich aufgeführt. Als einen glücklichen und klugen Streich meldet der Chroniſt von dem berühmten Suarez de Quiñones, von dem noch einmal die Rede ſeyn muß und ſchon war, folgendes: „Er war von einem Reitersmanne aus des Connetable Schaaren gefangen genommen. Reitersmann, ſprach er, ich bin übel verwundet und bitte euch, daß ihr mir die Pickelhaube vom Kopfe nehmt, denn ſie macht mich todt. Der Reiſige, welcher ihm glaubte, gab ihm das Schwert, das er in der Hand hatte, ſo lange zu halten, bis er ihn entwaffnet haben würde; Pero Suarez aber erſah die Gelegenheit und führte auf den Reiter mit deſſen Schwerte einen mächtigen Hieb über das Geſicht, wovon derſelbe ganz verblüfft ward; er ſelbſt aber gab ſeinem Pferde die Sporn, floh ſo ſchnell er vermochte und rettete ſich dies Mal.“ — Der Connetable erhielt einen Lanzenſtoß in die Hüfte. Deßhalb ward der nach der Schlacht beliebte Kriegsrath in ſeinem Zelte abgehalten, wobei er ſich ſo ſehr bezwang, daß man die üble Beſchaffenheit ſeiner Wunde nicht ahndete. Der Infant Heinrich hatte eine nicht ſehr bedeutende Wunde an der Hand, welche zwar oberflächlich heilte, aber durch Hinzutritt anderer Umſtände tödtlich ward und ihm das Leben koſtete. „Wohl ward der Tod des Infanten für unbegreiflich und ſeltſam erachtet, weil er durch eine ſo geringfügige Wunde veran-

laßt worden war. Viele meinten, Gott habe ſich auf eine wunderbare Weiſe an dem Infanten erweiſen wollen, der Ungerechtigkeit wegen, welche in ſeinen Forderungen und deren Verfolgung ſich kund gegeben. Und obwohl der König durch kein äußeres Zeichen zu erkennen gab, daß ihm der Todesfall genehm ſey, ſo erkannte er doch in dem Vorgange Gottes Führung." Das durch Heinrichs Tod erledigte Großmeiſterthum des Ritterordens von Santiago, die wichtigſte und reichſte Präbende, wußte der König ſeinem bewährten Connetable zuzuwenden. Der Chroniſt theilt die bei der Uebertragung zwiſchen dem Könige und dem neuen Würdenträger gewechſelten Reden mit. Um den Förmlichkeiten zu genügen, erfolgte denn auch hinterher die Wahl Seitens der Ordensritter, welche nebſt der Beſtätigung des Papſtes ausführlich beſchrieben wird. Bei der Belagerung von Atienza durch den König und den Großmeiſter hält ſich der Chroniſt lange auf, indem er alle Beſonderheiten des Verlaufes meldet, wobei man nicht genug die anſchauliche, lebendige Art ſeiner Beſchreibungen bewundern kann, welche die lange Weile, die ſonſt dergleichen Details immer anklebt, ſo geſchickt fern zu halten weiß. Eines Tages verfolgte der Großmeiſter in der Hitze des Gefechtes, nur von vier Reitern begleitet, die Feinde bis in die Stadt, wo er einen Steinregen zu beſtehen hatte. Der Muth, den er in dieſer Gefahr entwickelte, wird mit wärmſtem Enthuſiasmus vom Chroniſten geprieſen. Bei dieſer Gelegenheit gibt derſelbe ein Bild von der äußern Erſcheinung ſeines Helden. „Sein Körper war klein aber ſehr gewandt und ſeine ganze Lebenszeit hindurch zierlich in Wuchs und von feinen, manierlichen Formen; die Augen waren munter und allezeit lebhaft; ſein Blick war ruhig; ſeine Augen ruheten länger auf einem Gegenſtande als andere es zu thun pflegen. Sein Geſicht trug immer den Ausdruck des Muthes und der Munterkeit, ſein Mund war etwas groß, die Naſe gerade, mit ziemlich großen Oeffnungen, die Stirn breit; ſchon früh ward er kahl, ohne ſich darüber zu härmen; er liebte Lachen und Scherz und war ein wenig langſam im Sprechen; er war voll Leben, blieb aber immer mager und ſchlank, ſo daß er nur Nerv und Knochen zu ſeyn ſchien; ſeine Manieren waren von Jugend auf ebenmäßig und ſanft; allezeit liebte und ehrte er gar ſehr der Frauen Geſchlecht; er war ſtark verliebt, hielt ſeine Liebſchaften aber immer ſehr geheim; er dich-

iete sehr frische und feine Liebeslieder und offenbarte in seinen Gedichten auch oft andere wichtige Geheimnisse. Immer kleidete er sich gut; alles, was er trug, stand ihm wohl an zum Kriege, zur Jagd, zum Turnier; immer erschien er Allen wohl gekleidet. Er war selbst sehr erfindungsreich und hatte an Erfindungen und Aufführungen bei Festen, Turnieren und im Kriege großes Gefallen; scharfsinnig deutete er in seinen Erfindungen immer seine Absichten an. Er war ein namhafter Reiter und saß in allen Sätteln recht, dabei zeigte er sich als einen tüchtigen Bogenschützen und gab sich viele Mühe, gute und behende Pferde zu haben; er fand ein Vergnügen darin, seine Waffen immer untersuchen und ausbessern zu lassen und sie rein und scharf zu halten. Im Kampfe war er über die Maßen beherzt und muthig, so daß er sich häufig an gefährdete Stellen begab; unter den Waffen hatte er große Ausdauer und war im Kriege ungemein thätig. Zu allen Zeiten redete er mit großer Ehrerbietung und Feierlichkeit mit seinem Könige. Er war ein starker Jäger und arbeitete viel im Waidwerke und zwar allezeit, wenn seine übrigen Geschäfte es zuließen; er war darin besser bewandert, als jeder Andere; über Armbrustschießen unterhielt er sich gern und im Armbrustspiel wäre es ein großes Wunder gewesen, jemand zu finden, der ihn übertroffen hätte. Gescheute und besonnene Leute gefielen ihm; er zog dieselben an sich und schenkte ihnen großes Vertrauen; leichtfertige und Schwätzer waren ein Gegenstand seines Spottes; er machte ihnen ein freundliches Gesicht, verachtete aber ihr Treiben." — Inzwischen dauerte die Belagerung (mit anziehenden Details) fort, bis endlich die Noth die Belagerten zur Uebergabe nöthigte. Das Leben des Großmeisters verlief unter beständigen Bewegungen. Dafür hatte er denn auch einmal die Freude, in Escalona seinen König mit dessen Gemahlin zu bewirthen und ihnen zu Ehren prachtvolle Feste zu geben. Die Beschreibung dieser Feste ist eben so unterhaltend als für den Forscher der Cultur- und Sittengeschichte belehrend. Ich denke daher dem Leser nicht mißfällig zu werden, wenn ich diese Schilderung nach dem 74. Titel der Chronik hier folgen lasse. Der Besuch, welchen der König seinem Lieblinge machte, fand gegen Weihnachten des Jahres 1448 Statt. Er war dem Großmeister angemeldet. Die Chronik erzählt nun also:

An dem Tage, wo, wie er wußte, der König kommen ſollte, zog der Großmeiſter mit allen Rittern und Edelleuten, ſo bei ihm waren, demſelben entgegen. Einige von ihnen waren zur Jagd gekleidet und geputzt, andere gingen in reichſter Galla. Vor dem Großmeiſter her zog eine große Schaar Jäger, einige zu Pferd, andere zu Fuß mit ihren Windſpielen und Koppelhunden, ferner eine zahlreiche Geſellſchaft Armbruſtſchützen und des Jagdweſens kundiger Männer, dann ſeine Spielleute mit Paucken und Trompeten. Der Großmeiſter war ſo ausgezogen, daß er an dem Orte, wo die Jagd gehalten werden ſollte, anlangte, bevor der König erſchien. Der Großmeiſter hatte auch ſeinem Geſchwader und den Leuten, welche das Wild aufzuſcheuchen beſtimmt waren, bereits ihren Ort angewieſen. Das Gefolge des Königs näherte ſich und der Großmeiſter verließ mit ſeinen Leuten das Jagdrevier, um den König und die Königin zu empfangen und näherte ſich dem Könige und alsdann der Königin mit großer Ehrerbietung, um denſelben die Hände zu küſſen. Und den König erfreuete es ſehr, den Großmeiſter zu ſehen, und der Erzbiſchof nebſt den übrigen Rittern, welche mit dem Könige kamen, näherten ſich dem Großmeiſter, um denſelben zu begrüßen und anzureden und fanden Alle ein großes Gefallen aneinander. Der Meiſter ſagte dem Könige, wie er hier eine Jagd veranſtaltet habe, ob es ihm gefalle, daß dieſelbe beginne? Dem Könige war es ſehr angenehm. Die Königin mit ihren Ehrendamen und Fräulein ſtiegen auf die Gerüſte, welche der Meiſter hatte aufrichten laſſen, um von da der Jagd zuzuſchauen. Der König und der Meiſter nebſt den übrigen Rittern begaben ſich zu ihren Geſchwadern und hielten die Jagd, erlegten vieles Wild und fanden großes Vergnügen, nicht minder die Königin mit ihren Damen und Fräulein, welche ſich auf einer Stelle befanden, wo ſie Alles ſehr wohl ſehen konnten. Hierauf ritten ſie weiter und begaben ſich ſehr vergnügt nach dem Städtlein Escalona und der König, die Königin und der Meiſter ſtiegen in der Burg ab. Einige Portugieſen, welche mit der Königin gekommen waren und dies Gebäude noch nicht geſehen hatten, wunderten ſich ſehr, als ſie den ſo feſten, prachtvollen und ritterlichen Eingang deſſelben erblickten, denn an der großen Eingangspforte befanden ſich viele Köpfe von Bären und Ebern und anderm Wilde und mitten auf dem Pförtlein im

Thorwege war eine sehr große Löwenhaut mit den Tatzen und weißen Zähnen, welche viele und große Wunden hatte, angenagelt. Und diese Löwenhaut hatte ein maurischer König von jenseits des Meeres dem Großmeister von San Jago unter andern Geschenken, welche er ihm verehrte, gesendet und dabei durch seine Gesandten zu wissen thun lassen, daß dieser Löwe in einem Theile von Afrika großen Schaden angerichtet hätte und der größeste gewesen sey, den er jemals gesehen habe; und zur Erinnerung dessen, so wie dem Könige, welcher sie gesendet hatte, zu Ehren, hatte der Großmeister befohlen, dieselbe an der Eingangspforte seines Hauses zu befestigen. Als sie in das Haus getreten waren, fanden sie dasselbe schön verziert mit französischen Tapeten und andern Tapeten aus Gold und Seide und sehr wohl versehen mit allen Sachen, welche erforderlich waren; alle Zimmer und Säle strömten süßen Wohlgeruch aus. Die Tafeln waren in Bereitschaft und alles zu deren Bedienung Erforderliche darauf und zwischen den übrigen Tischen führten einige Stufen zu einer erhöheten Tafel hinauf. Der Himmel und die Seitenbehänge derselben waren mit den reichsten, auf die neueste Art verfertigten Goldstoffen bedeckt. An dieser Tafel sollten der König und die Königin speisen und der König befahl, daß allda an seiner Tafel auch der Erzbischof von Toledo und Donna Beatriz, Tochter des Königs Don Dionis, des Königs Tante, welche die Königin begleitete, speisen sollten. Die andern Damen und Fräulein speiseten auf Anordnung des Meisters an den übrigen niederen Tischen in folgender Art: ein Ritter und neben demselben ein Fräulein, dann ein zweiter Ritter und ein zweites Fräulein, die nach der Aufeinanderfolge des Ranges gesetzt waren. Die Credenztische, auf welchen die Trinkgeschirre standen, befanden sich auf der andern Seite des Saales, es waren darauf viele Absätze mit verschiedenem Geschirr von Silber und Golde bedeckt; da gab es zahlreiche Schaalen von Gold mit vielen köstlichen Steinen, Präsentirteller und Krüge und Becher von Gold und Silber mit feinem Schmelz und künstlicher Arbeit belegt. Dem Könige ward an diesem Tage mit einer goldenen Trinkschaale aufgewartet, in deren Deckel viele Steine von großem Werthe und vollendeter Arbeit sich befanden. Diese hatte die Stadt Barcelona unter andern Geschenken dem Großmeister verehrt, als sie nach seiner Freund-

ſchaft und Liebe verlangend, und von ſeinen großen Thaten und Tugenden in Kenntniß geſetzt, an ihn ihre Abgeordneten geſandt hatte. Nachdem der König und die Königin und die übrigen Ritter, Edelfrauen und Fräulein ſich an der Tafel niedergelaſſen hatten, brachte man das Waſſer zum Händewaſchen mit großen und neuen Ceremonien. Die Küchenmeiſter traten mit den Speiſen herein, ihnen voran gingen viele Spielleute mit Trompeten und Handpauken und ſo ward die Tafel des Königs und der übrigen Ritter, der Damen und Fräulein mit vielen und verſchiedenartigen Speiſen bedient, ſo daß Alle ſich nicht minder über die allerwärts herrſchende Ordnung als über den Reichthum und den Ueberfluß aller Gegenſtände verwunderten. Nachdem die Tafeln hinweggeräumt waren, tanzten die jungen Ritter mit den Fräulein und hatten große Luſtbarkeit; andern Tages war es ähnlich. — Und die Ritter waren zum Turnier gerüſtet, wie der Großmeiſter es angeordnet. Anführer des einen Treffens war des Großmeiſters Sohn Don Pero de Luna und vom andern Don Martin de Guzman. Im Hofe vor der Burg fand dies Turnier Statt. Und der König mit ſeinen Rittern und die Königin mit ihren Edeldamen und Fräulein begaben ſich auf die zum Zuſchauen beſtimmten reich ausgeſchmückten Plätze. Die Ritter kamen wohl gerüſtet und auf guten Roſſen zum Turnier und begannen einander anzugreifen; wohl geübt in dergleichen Verrichtung, nicht allein bei Feſten und Turnieren, ſondern auch in Feldſchlachten und an Orten tödtlicher Gefahr, wo ſie ſchon oft Blut hatten fließen laſſen, wie der Großmeiſter ſie unterwieſen hatte, der einigen von ihnen Lehrer und Vorbild geweſen war. Viele von ihnen führten es an dieſem Tage ſehr gut und geſchickt aus; auch führten ihre Hauptleute ſie trefflich an, hielten ſie zurück, und ließen ſie los, wo es nöthig war. Und nachdem das Turnier eine Weile gedauert hatte, hieß der König ſie auseinandergehen, damit das, was zum Vergnügen und großer Luſtbarkeit Statt fand, unter ihnen nicht Zwiſt und Streit zur Folge habe. Am zweiten Tage gab es ein anderes Turnier zu Fuß, Abends in dem Prachtſaale. Die Sitze für den König und die Königin waren erhöhet und die Helle von den Fackeln war im ganzen Saale ſo groß, daß es ſchien, es ſey ganz heller Tag; und damit die Fackeln beſſer leuchteten und niedrig ſtehend nicht hinderlich waren, waren ſie oben an der Seite des Saales mit ſo dünnem Drathe, woran

ſie herabhingen, befeſtigt, daß es ſchien als ſchwebten ſie in der Luft. Das Turnier ward von jenen Rittern ſehr wohl ausgerichtet, beide Theile waren ſehr eifrig; endlich hieß der König ſie auseinander gehen. Am folgenden Tage hielten die dazu angewieſenen Ritter das Lanzenſtechen; zu dieſem Turnier traten viele reichgeſchmückte Ritter auf und brachten ihre neuen Einfälle und Erfindungen zum Vorſchein, je nachdem zufällig ein jeder dergleichen hatte. In dieſem Lanzenſtechen gab es viele zerbrochene Lanzen und heftiges Zuſammentreffen. An jedem Tage, den der König hier zubrachte, gab es verſchiedene Feſtlichkeiten und er ward mit verſchiedenartigen Ceremonien bedient. Alle verließen dieſe Feſte mit Zufriedenheit; der König und die Königin ſehr über die Aufnahme erfreuet und der Großmeiſter ſehr gelobt, dieſelbe ſo hoch ausgerichtet zu haben."

Dieſen Feſtlichkeiten folgten wiederum kriegeriſche Unruhen. Sehr anziehend iſt die Schilderung einer Februarsnacht, welche der Großmeiſter und ſeine Reiſigen unter Waffen hinbringen mußten, Die Leute murren und der Anführer redet ihnen zum Frieden und zur Ergebung, was ſehr gut gelingt. Wegen ſolcher Anſtrengungen und Mühſale, welche er mit Ausdauer und Willigkeit trug, wird dann auch im Titel 79 der Großmeiſter mit dem thebaniſchen Hercules verglichen. Auch gegen das rebelliſche Toledo mußte marſchirt werden. Der Großmeiſter übertrug ſeinem tapfern Baſtarde, den aber König und Papſt legitimirt hatten, eine wichtige Sendung bei dieſer Belagerung. „Wer möchte eine an verbindlicher Schreibart ſo reiche Feder haben, um ſchuldiger Maßen die liebreichen Worte, die freundlichen Ermahnungen und die gütige Anſprache nachzuſchreiben, welche der Großmeiſter an ſeinen Sohn und ſeine Ritter richtete, als er dieſelben zu jenem Strauße entſendete? Er gab ihnen zu wiſſen und zu verſtehen, daß wie man gegen die Ketzer und verhärteten ſchlimmen Chriſten und die an den rechten katholiſchen Glauben nicht Glaubenden, nach Ausſage der heiligen Schrift, einen hartnäckigern Krieg als gegen die unzweifelhaften und offenbar Ungläubigen führen muß, man in ähnlicher, nur noch mehr entſchiedener und erbarmungsloſer Weiſe gegen die Verräther und treuloſen Anſtifter und Förderer einer ſo großen Bosheit zu kämpfen habe." — Mit dieſer Weiſung entlaſſen, durchſtreiften die Leute des tapfern Baſtards die Gefilde von Toledo, deſſen Belagerung der

Großmeister selbst fortsetzte, wobei er in namhafte Gefahr gerieth. Der muthige Sarmiento vertheidigte die Stadt aufs Tapferste, welche sich zuletzt an den Kronprinzen ergab, um nicht in Alvaro de Lunas Hände zu fallen. Nach Meldung vieler rühmlicher Handlungen und Thaten seines Helden läßt der Chronist sich also vernehmen: „Man erzählt von Alexander dem Großen, daß er im Vorübergehen am Grabe Achill's diesen Helden glücklich pries, daß er zum Beschreiber und Schilderer seiner Thaten und zum Verewiger seines Ruhmes den griechischen Dichter Homer gehabt. Schuldiger Maßen aber könnte man sagen, wie es noch weit wünschenswerther gewesen seyn möchte, daß Homer zu den Zeiten dieses berühmten Meisters gelebt hätte, damit er denselben nach der Größe seiner Thaten und der Erhabenheit seiner Tugenden durch seine Schilderung in dem Maaße, welches demselben gebührte, hätte verewigen können; denn der Schreiber dieses läugnet fürwahr nicht, daß weder er noch seine Feder sich ausreichend erachten, um sich zu einer Beschreibung in derjenigen Erhabenheit und Höhe in Bewegung zu setzen, welche sich für jene schickt." — Innere Unruhen folgen der Einnahme von Toledo. „Wie die Bogen- und Armbrustschützen ihre Schüsse nach dem Weißen in der Scheibe richten, so schienen in ähnlicher Weise alle großen Ereignisse, welche in Castilien sich begaben, ihre Richtung auf unsern Großmeister und Connetable zu nehmen. Und wie bei nächtlicher Weile Luna ihren Schimmer ausgießt und über die lebenden Wesen ihr Licht verbreitet und ihren Glanz über die Erde, so geschah es in ähnlicher Weise in den dunkeln und unruhigen Zeiten, welche über Castilien gekommen waren, wo unser Großmeister sein Geschlecht und seinen Namen von Luna ableitete und Alle sich an ihn wendeten, auf daß er sie erleuchte und Dunkel und Finsterniß von ihnen nehme." Ein anderes Mal ruft der Chronist aus: „O mühsalbeladener tapferer Meister. Wie man von der Kerze zu sagen pflegt und es auch wahr ist, daß sie Anderes erleuchtend sich selber verzehrt; so nahm er auf ähnliche Weise, um sie seinem Herrn abzubürden, die Verdrießlichkeiten über sich und verzehrte sich in denselben." Doch erhält der Großmeister inzwischen von seinem Könige und Herrn einen Sommerbesuch, den er in ausgesuchter Weise feiert, so daß nur Ovid im Stande seyn soll, die Festlichkeiten in würdiger Weise zu schildern. Der einfachere Styl, in dem die Chronik in der ersten Hälfte

ſich bewegt, muß um die Mitte mehren dergleichen emphatiſchen Uebertreibungen Platz machen. So beginnt z. B. Titel 86 alſo: In der Geſchichte von Troja wird erzählt und alſo melden auch die Beſchreiber derſelben vom großen Kaiſer der Griechen Agamemnon und verkünden ſein Lob, indem ſie ſagen, daß, während das ganze Heer ruhete und ſchlief, er allein wachte und hütete. Hiemit will man vornämlich die große Sorgfalt, Achtſamkeit, Aufmerkſamkeit und Umſicht ausdrücken, welche er Tag und Nacht der Leitung, Regierung und Verwaltung des Heeres zuwendete. Auf eine zuverläſſige Weiſe und mit ſehr triftigem Grunde kann man in unſerer Geſchichte Aehnliches nachſagen und zueignen dem Treueſten der Treuen, dem berühmten Ordensmeiſter und Connetable in Bezug auf die Ereigniſſe, welche ſich in den Reichen von Caſtilien zutrugen und die er allein überwachte; über Allen ſtand er faſt täglich und nächtlich als einzige Wache ꝛc." Es fangen in dieſem Theile des Buches die meiſten Titel mit allgemeinen Sätzen an, deren Nutzanwendung auf ſeine Geſchichte der Chroniſt meiſtens mit Geſchick zu machen weiß, ſo wie er ſich von nun an häufiger dem Philoſophiren hinzugeben Gefallen findet. Hierin finde ich einen Beweis, daß die Chronik nicht hintereinander weg geſchrieben worden, ſondern der Verfaſſer allmählich ſich in das Reflectiren, welches ein langſameres und abſatzweiſes Arbeiten erfordert, hinein gefunden und die letztere Hälfte mit mehr Gemächlichkeit ausgearbeitet haben mag. Oder hat er das traurige Gemälde innerer Zerwürfniſſe, die er in dieſer Parthie ſeiner Geſchichte zu melden hat, damit verſchleiern oder mildern und lesbarer machen wollen? Etwas geſucht beginnt der 89. Titel alſo: Die großen, edeln und alten Römer waren gewohnt und pflegten, wenn etwas unter ihnen in Friede und Eintracht ausgeglichen werden ſollte, um der Sache Beſtand und Dauer zu ſichern, vor ihren Augen eine Sau ſchlachten zu laſſen, wobei die Prieſter und andern Beamten des Tempeldienſtes zugegen waren. Wenn man die Sau ſchlachtete, ſprach man: Gleich dieſer Sau ſterbe derjenige, welcher dieſen Frieden brechen wird. Die Partheien und Prieſter ſagten dazu: Amen. Sodann viertheilte man die Sau und ſprach: Auf die Art, wie dieſe Sau geviertheilt worden, möge derjenige geviertheilt werden, der dieſen Frieden brechen wird. Die Partheien und Prieſter ſprachen auch hiezu ihr Amen. Dann zergliederte und zerſtückte man die Sau und

ſprach: Wie dieſe Sau zergliedert und zerſtückelt worden, mag der zergliedert und zerſtückt werden, der dieſen Frieden bricht. Partheien und Prieſter ſprachen auch hiezu: Amen! Auf dieſe Weiſe beſtätigten ſie ihre Friedensſchlüſſe und Freundſchaftsbündniſſe. Hier begehrt nun der Geſchichtſchreiber, daß du, der du dieſes lieſeſt, magſt du nun Latein verſtehen oder nicht, dich erinnern wolleſt, wie aus dieſer Handlung, welche die alten römiſchen Heiden verrichteten, der Name: confoederatio entſtand, welcher vom Worte foedus herkömmt, das ſo viel bedeutet als häßlich, weil es als etwas Häßliches und Ekelhaftes erſchien, eine Sau zu ſchlachten, dieſelbe zu viertheilen und dieſelbe in jener Art zu zergliedern und zu zerſtückeln, um ſich unter einander Ausſöhnung und Freundſchaft zu beſtätigen und zu beſchwören. Der tapfere katholiſche und berühmte Ordensmeiſter dagegen traf die Anordnung, daß dieſe Handlung lediglich unter den Eifer und den Glauben der chriſtlichen Religion geſtellt werde, dergeſtalt, daß Alle, welche damals zu Oterdeſillas waren, verſicherten, niemals einer ſo furchtbaren Handlung und einem ſo feierlichen und andächtigen Friedens- und Eintrachtsacte als dem dort vorgenommenen und gefeierten beigewohnt hatten. Denn hier ward, um denſelben zu begehen, nicht, wie die alten Römer es hielten, eine Sau getödtet, ſondern der Leib des wahren fleckenloſen Lammes unſers Herrn Jeſu Chriſti dargebracht und dies geſchah, wie wir erzählen werden ꝛc. ꝛc." — Sehr treffend vergleicht der Chroniſt im 90. Titel die Unruhen Caſtiliens mit der Hyder, welcher für einen abgeſchlagenen Kopf ſogleich ſieben wieder wuchſen. Ich will meine Leſer nicht in das Labyrinth neuer Verwirrungen und Verwickelungen zerren, welche der Chroniſt in ihren Einzelheiten in den folgenden Capiteln uns vorführt. Die Belagerung und Einnahme von Palençuela bildet hierin einen Hauptbeſtandtheil. Der Großmeiſter ward dabei bedeutend verwundet, verſchwieg aber lange die Schwere dieſes Unfalles, um den Kampf nicht zu ſtören. Der erhaltene Pfeilſchuß gab dem Dichter Mena Anlaß zu einigen Verſen in Romanzenform, welche er dem Connetable als Weihnachtsgabe überſandte und die der Chroniſt mittheilt. Sie zeichnen ſich durch leichte und gefällige Haltung aus. — Im weitern Verlaufe wird der Großmeiſter wieder der Nordſtern genannt, zu welchem die Umherirrenden aufblicken, um das Ziel ihrer Bahn zu finden. Wie ſehr Alvaro ſeinen

Herrn beherrſchte, beweist folgende Aeußerung im 96. Titel: „Der gute Meiſter ward der großen Liebe inne, welche der König zu ſeiner Gemahlin der Königin trug; er traf deßhalb Veranſtaltung, daß er ſich einige Tage mit ihr kurzweilen und vergnügen konnte. Wundere dich nicht, mein Leſer, wenn dieſe Geſchichte hier und an vielen andern Orten ſagt: der Meiſter traf für den König die Veranſtaltung ꝛc., denn dies iſt ſo die Ausdrucksweiſe dieſer Geſchichte, weil der König einen ſo großen Theil ſeines Selbſt und ein ſo großes und durchgängiges Vertrauen dem Großmeiſter zugewendet hatte, daß es ſchien, als ob er in allen kein anderes Wollen und Nichtwollen, als was dem Meiſter gefällig war, beſäße; warum er bat, das that der König in allen Angelegenheiten, ſowohl in in Friedens-, günſtigen als in ungünſtigen Zeiten. Aber ach, du abgemüheter und gemarterter, die Verrichtungen und die wichtigen Geſchäfte des Königs beruhen auf dir, du aber riebſt dich um ihren Willen auf und dir ward nicht einmal Ruhe und Erholung zu Theil. Wahrlich nicht ohne Grund erdachten und ſprachen hohe Dichter, daß die Liebe blind iſt, denn ohne Zweifel erkennt und erkannte man dieſes deutlich an dir ꝛc." — Allmählig läßt der Chroniſt aus der Ferne die Fäden des Verrathes ſehen, welche ſeinen Helden von Weitem umſpinnen. Er deutet an, daß Judas Iſchariot in vielen Perſonen und an vielen Orten Nachfolger hinterlaſſen, namentlich den Alfonſo Perez de Vivero, des Königs Oberzahlmeiſter, übrigens ganz ein Geſchöpf des Großmeiſters und ohne deſſen Vermittelung wahrſcheinlich ein politiſches Nichts. Dieſer vergaß alle Wohlthaten und verwandelte ſeine arge Perſon gewiſſermaßen aus einem Menſchen in einen Teufel, indem er den Fußtapfen und Thaten Lucifers, jenes großen Fürſten der Teufel, folgte. Er faßte den Willen und ſeine Thaten bezeugten es hernach ganz deutlich, nicht nur beim Könige die Stelle und Nähe zu erlangen und einzunehmen, welche der Meiſter bei ſeinem Herrn inne hatte, ſondern den Meiſter ſelbſt zu verderben und ihn aus dem Stande, welchen er einnahm, gänzlich zu verdrängen und herabzuſtürzen." — Dieſer Mann fing an, den Großmeiſter allmählig beim Könige zu verläumden und ſeinen Handlungen und Reden eine gehäſſige Auslegung zu geben. So „unterminirte er das Herz des Königs" und wußte es allmählig gegen den Günſtling und deſſen Freunde einzunehmen. Alvaro ward es hinterbracht, daß ihm von Viveros Seite nichts Gutes

erwarte. Er traf deßhalb auch Vorsichtsmaaßregeln, namentlich, daß sein Sohn Pedro sich immer bewaffnet in seiner unmittelbaren Nähe aufhalten mußte. Die boshafte Unruhe Viveros, welcher die Zeit nicht erwarten kann bis sein Opfer gefällt ist, vergleicht der Chronist sehr treffend mit der Angst eines angeschossenen Wildes, das auf keiner Stelle Ruhe findet. Sein Herz wird dargestellt als verwundet durch den vergifteten Pfeil der Verrätherei. Es wurde zu Madrigal ein Scheinauflauf veranlaßt, um bei dessen Gelegenheit den Großmeister zu ermorden. Das Benehmen Alvaros in diesem Auflaufe gegen Vivero, den er durchschauete ohne es zu verrathen, wird als sehr edel geschildert. — „Nicht ohne geheimen Sinn (so beginnt der 102. Titel) sagen und stellen die alten Dichter vor, daß die Göttin Pallas einen Crystallschild führt, in welchem sie die Dinge schauet, welche bevorstehen, und daß sie ferner für beständig einen langen Speer führt, womit sie die Hindernisse, welche sich ihr entgegenstellen, beseitigt und aus dem Wege räumt. Unter Pallas versteht man, wie du, der du dieses lieſest, wissen mußst, die kluge und gescheute Person. Unter dem Crystallschilde verstehet man, in sofern der Crystall, in welchem sich die künftigen Dinge wie in einem Spiegel darstellen, hell ist, daß dem Vorsichtigen von den Dingen, welche vorkamen und vorkommen, der Ausgang, den sie nehmen müssen, so gut der menschliche Verstand denselben zu fassen weiß, sich darstellen muß. Durch den langen Speer wird zu erkennen gegeben, daß der Mensch, welchem Klugheit und richtiges Urtheil beiwohnen müssen, von Weitem die Nachtheile und Schäden, welche aus Handlungen und Verwickelungen hervorgehen können, schon von Weitem beseitigt und aus dem Wege räumt. Diese lange Abschweifung hat der Verfasser im gegenwärtigen Capitel deßhalb gemacht, um den Werth und Erfolg dessen, was hier beschrieben wird, auf die Thaten des berühmten und tapfern Meisters und Connetable zurückzuführen ꝛc." — Der Verrath des Vivero, welcher auch die Königin in sein falsches Spiel zu ziehen sucht, enthüllt sich dem Großmeister und seinen Freunden immer näher. Er wird inne, wie der König es schon darauf abgesehen, sich seiner zu entledigen. Doch gibt er eine schon zur Ausführung vorbereitete Absicht, sich heimlich des Vivero zu entledigen, wieder auf, weil er glaubt, ihn noch auf andere Weise zu bessern und hofft, daß sich des Königs Gunst ihm wieder zuwenden wird.

Er veranstaltet ihm deßhalb Feste in Oterdesillas und stellt sich unbefangen und unwissend hinsichtlich der gegen ihn geschmiedeten Plane. Einen derselben, eine beabsichtigte Ermordung über einer im Benedictinerkloster zu Valladolid in Gesellschaft des Königs eingenommenen Mahlzeit, wußte er auf eine so unmerkliche Art zu hintertreiben, daß daraus nicht einmal ein Verdacht seiner Kunde vom Plane entstand. Er vereitelte noch mehre andere Entwürfe zu seinem Verderben auf eine unscheinbare Weise. Doch wurde die Lage des Connetable, welcher sich von heimlichem Verrathe umschlichen sah, von Tage zu Tage peinlicher. Der Chronist gefällt sich bei Schilderung dieser Zustände fortwährend darin, den Vivero mit dem Verräther Judas zu vergleichen, gleich dem er von einem verderblichen Plane zum andern mit Unruhe umhergehetzt wurde. Es stellt sich dem Leser, welcher die vielen Mordanschläge gegen den Connetable, wie er hier gemeldet worden, siehet, so wie die immerwährende Vereitelung derselben durch den Helden näher erwägt, die Vermuthung nahe, daß, wenn die Beschuldigung solcher Anschläge nicht geradezu eine reine Erdichtung ist, doch wenigstens das Erblicken derselben auf einer argwöhnischen Voraussetzung des Verfolgten beruhen mag. Doch sind die getroffenen Gegenmaaßregeln alle Mal mit großer Klugheit ergriffen und ohne alles Aufsehen eingeleitet und durchgeführt. Auch ist eine besondere Kunst darin beobachtet, das Gehässige der Ränke, welche gegen den Connetable geschmiedet worden, auf Vivero allein fallen zu lassen und von der Person des Königs fern zu halten, welcher dabei immer in möglichster Passivität erscheinen muß, welche dann auch seiner ganzen Eigenthümlichkeit überhaupt am gemessensten erscheint. Auch den Dichter und Bischof Cartagena läßt uns der Chronist wie verstohlen unter Alvaro de Lunas Widersachern erblicken bei Gelegenheit eines künstlichen Tumultes zu Burgos (Titel 100), welcher zum Deckmantel dienen sollte, den Connetable aufzuheben. Die Abneigung des Königs und dessen feindselige Gesinnung wider seinen ehemaligen Günstling tritt nun immer deutlicher hervor. Alvaro nahm Anlaß mit Vivero eines Tages selbst über seine Stellung zu reden. „Ich bin höchlich verwundert, Alfonso Perez de Vivero, sprach er, welch rothhaariger Hund den König, meinen Herrn, seit nicht gar langer Zeit von mir abwendig gemacht haben kann. Ich gelobe beim heiligen Hause zu Jerusalem und dem Kreuze, das ich

auf der Bruſt trage, daß, wenn ich für gewiß erfahre, wer derjenige iſt, der mich mit Seiner Majeſtät verfeindet hat, ich demſelben einen ſolchen Denkzettel geben werde, daß die Welt darin eine gerechte Strafe, andere aber ein Exempel darin erkennen ſollen. Deßhalb mag ein jeder ſich vorſehen, was er gethan hat." Vivero, welcher ſich einer ſolchen Anrede nicht verſehen, ward beſtürzt, fiel vor dem Zürnenden auf die Knie und läugnete alle Schuld ab. Alvaro entgegnete, daß Viveros Thaten es klar machen würden — worauf jener Gott um ein Wunder anrief, ſeine Thaten an den Tag zu bringen. Der gute Chroniſt findet natürlich dieſe Vermeſſenheit überaus verrucht und vergleicht den Vivero ſofort wieder mit Judas, der ſeine Hand mit dem Heilande in eine Schüſſel tauchte und welcher nach der verdeckten Rüge ſeines vorſeienden Verrathes nur noch haſſenswürdiger handelte. Sehr gut ſchildert der Chroniſt die beſtändige Unruhe, in welcher ſein Held ſich befand und die ſich ſelbſt in ſeine Nächte und deren Schlaf hineindrängte. Doch hat er an dem Ritter Chacon einen umſichtigen, muthigen und ergebenen Vertrauten. Ueberall war er auf ſeiner Hut. Er glaubte, daß, wenn Vivero zur Beicht gehen möchte, derſelbe auf geiſtlichem Wege dahin geführt werden könnte, von ſeinen ruchloſen Plänen Abſtand zu nehmen. Ein Vertrauter Alvaros mußte ihm daher den Vorſchlag machen, mit ihm in einem Kloſter beichten zu gehen. „Allein wie die von der Wuth angeſteckten Hunde das Waſſer ſcheuen und vor demſelben fliehen, wiewohl es ein Mittel gegen ihren gefährlichen Zuſtand darbietet, ſo verabſcheuete der Verräther Vivero, der von der teufliſchen Wuth des Verrathes ergriffen war, die ſich in alle ſeine Adern ergoſſen und dieſelben aufgeſchwellt hatte, das Waſſer und die Reinigung des heiligen Sacramentes der Beichte und Buße, welches die Sünden hinwegnimmt und abwäſcht. Fernando de Ribadenegra konnte ihn daher wirklich nicht bewegen, zur Beicht zu gehen; er antwortete demſelben daher nach vielen andern Ausflüchten: niemals habe er ſo wenige Zerknirſchung gefühlt als eben jetzt und ſich ſo wenig aufgelegt zum Beichten ꝛc." — Am Charfreitage, „wo jeder gläubige Chriſt mit ſeinem Schöpfer ſich verſöhnen ſoll," gingen Alvaro, Vivero und Ribadenegra mit verhülltem Geſicht und verkleidet, wie es Sitte war, die Stationen zu beſuchen und demnächſt in die Hauptkirche, in welcher der König dem Gottesdienſte beiwohnte. Hier hielt ein Dominicaner, wahr-

ſcheinlich von Vivero angeſtiftet, eine zum Aufruhr und zum Sturze des Connetable ganz unverkennbar aufreizende Predigt, welche den König ſo aufbrachte, daß er hinter dem Vorhange ſeiner Loge her dem Prediger ernſtlich mit aufgehobenem Stocke drohete und zu ſchweigen gebot. Der Großmeiſter fand es unerträglich, den Vivero noch länger ungeſtraft zu laſſen. Am Abend deſſelben Tages ließ er den Vivero auf einen Thurm beſcheiden, wo er ihm die mit dem Könige zu des Meiſters Schaden gewechſelten Briefe vorlegte. Vivero erkannte dieſelben an. Alvaro erinnerte ihn an die früher erhaltene Warnung, machte ihm bemerklich, daß das Maaß ſeiner Bosheit erfüllt ſey und ließ den Verräther von der Höhe des Thurmes durch zwei ſeiner Getreuen herabſtürzen, wobei derſelbe ſeinen Tod fand, welcher im Publikum als zufällig erfolgt angegeben wurde. Die gange Rohheit der Zeiten ſpiegelt ſich in der Entſchuldigung ab, womit der Chroniſt dieſen feigen, am Charfreitage vollzogenen Meuchelmord ſeines Helden beſchönigen will, ein Beſtreben, das ſich ſchon in der Art ſeines Erzählens abdrückt. Noch abſcheulicher iſt der Schmerz, welchen der Connetable vor dem Könige über den Verluſt ſeines bewährten Dieners heuchelt und worin er den Hinterbliebenen des Gemordeten Gnaden erwirkt. Dieſe Rührung iſt der Chroniſt unedel genug mit den Thränen zu vergleichen, welche Cäſar beim Anblicke vom Haupte des ermordeten Pompejus vergoß. Am Tage nach der That ſtellte ſich der Connetable in Trauer gekleidet dem Könige vor und klagte demſelben ſeinen großen Verluſt. Obwohl er den König ziemlich gnädig fand, ſo hatte er ſich doch darin verrechnet, daß derſelbe nach Viveros Tode ſich ihm wieder zuwenden würde. Derſelbe merkte recht gut, wie Vivero ums Leben gekommen war und hatte nur einen um ſo ſtärkern Abſcheu vor dem ehemaligen Günſtlinge. Von andern Feinden des Connetable angeregt, bat er dieſen unter dem Vorwande, daß wenn einer Menge von ihm fern gehaltener Ritter an den Hof zurückzukehren Gelegenheit gegeben würde, auch die Ruhe ſich wieder einfinde, den Hof zu meiden. Der Connetable weinte heiße Thränen des Verdruſſes. Seine Gegenvorſtellungen vermochten nicht den Willen des Königs zu beugen. Er erlangte nur noch dadurch Aufſchub, daß er die Antwort derer abwarten durfte, mit deren Perſonen ſich der König anſtatt Seiner zu umgeben beabſichtigte. Dieſer hatte ſich aber neben jenen noch andere beſtellt. Da Alvaro nun Gefahr

ſah, dachte er auf ſchleunige Abreiſe. Allein er beſtellte die dazu getroffenen nächtlichen Anſtalten wieder ab und verzog noch länger in Burgos. Das war ſein Unglück! Der Verrath ereilt ſein Schlachtopfer. „Ach Verrätherei, Verrätherei, Verrätherei, ſo beginnt der 120. Titel [1]), verflucht ſey dein Weſen, verflucht deine Macht, verflucht dein Wirken, das ſo weit ſich ausdehnt und ſo große Kraft erlangte. O du, Feindin aller Güte, Gegnerin jeglicher Tugend und Widerſacherin alles Edeln. Durch dich ſind Reiche zerſtört, durch dich ſind große, edele und volkreiche Städte verödet und du haſt Kaiſern, Königen, Fürſten und hohen Herren, grauſamen, elendiglichen und jammervollen Tod zugezogen. Wer könnte es denken! Wer ſollte es glauben, oder welches Urtheil genügte, um zu begreifen, wie ein ſo hoher Herr von ſo hohem Weſen, ein ſo großer und inniger Freund der Tugenden, wie der berühmte Großmeiſter des St. Jago-Ordens und der durchlauchtigſte Connetable des großen Caſtiliens zu der Stufe gelangen konnte, von der wir nun erzählen wollen. Selbſt die Feder, welche es ſchreibt oder eigentlicher der Führer und Halter derſelben, ſcheint von Zittern und Zagen darüber ergriffen, daß er dies ſchreiben ſoll ꝛc.“ — Nachdem die Vorbereitungen zur anfangs beabſichtigten nächtlichen Abreiſe abbeſtellt waren, hatte ſich Alvaro de Luna aufs Bett gelegt. Da erſcheinen Iñigo de Eſtuñiga und 200 Bewaffnete, welche das Haus des Connetable umzingeln. So wenig Leute er um ſich hatte, begann doch eine Art Vertheidigung des Hauſes, indem man die Eindringenden abhielt und auf dieſelben ſchoß und Steine ſchleuderte. Allein das Unzureichende dieſer Abwehr ward bald erkannt und ſeine Getreuen riethen dem Connetable zur Flucht, mit dem Hinzufügen, ſich der Leitung Alvaro de Cartagenas zu vertrauen. Der Connetable lehnt letzteres ab, weil er dem bekehrten Juden nicht traut und dieſer Cartagena ein Vetter des Biſchofs von Burgos (des Dichters) iſt, welchen der gefallene Günſtling zu ſeinen Hauptgegnern bei Hofe rechnen mußte. Man überredet ihn, dennoch dem Alvaro von Cartagena zu folgen; er thut es und iſt faſt

---

1) Dieſe in der letzten Hälfte der Chronik häufig wiederkehrenden Einleitungen neuer Titel erinnern durchaus an die moraliſchen Betrachtungen, womit der gleichzeitige Pulci die Geſänge zu ſeinem Morgante maggiore einleitet, was nachher Ariosto im Orlando furioso gleichfalls nachahmte.

in Sicherheit, als ihn die Erwägung zu den bedrängten Seinen zurückführt, wie es feig und niedrig sey, diese im Stiche zu lassen und allein auf dunkelm Wege die Flucht zu ergreifen. Dieser Entschluß wird sehr schön mit dem Benehmen des Hermelins verglichen, welcher lieber den Jägern in die Hände rennt als die blendende Weiße seines Felles beschmutzen läßt. Die fernere Beschreibung des nächtlichen Tumultes um des Großmeisters Haus ist sehr malerisch, besonders anziehend aber die treue Anhänglichkeit des Ritters Chacon an seinen Herrn. Gegen Morgen erschien ein Herold des in der Nähe angekommenen Königs, den Großmeister zur Uebergabe aufzufordern. Gehalten und würdevoll ist die Entgegnung Alvaro de Lunas, welcher um Absendung von Rittern Seitens des Königs bittet, mit denen er wegen seiner Uebergabe verhandeln will. Der Sohn des Connetable fand inzwischen Gelegenheit in einer Verkleidung als Weib zu entfliehen. Der König sendet, nachdem sich Alvaro de Luna damit einverstanden erklärt, zur Unterhandlung den Ruy Diaz de Mendoza und den schon oft genannten Cartagena, Bischof von Burgos. In Folge der Unterredung mit diesen, wird er des Bischofs, der ihm feindlich scheint, überdrüssig und verlangt nur mit Mendoza zu unterhandeln. Der König läßt ihm und den Seinigen das Leben und Hab und Gut zusichern, wenn er sich ergeben würde. Diese Zusicherung ward dem Connetable brieflich ausgefertigt ertheilt und der König schwur in Cartagenas Hände die Aufrechterhaltung des Sicherheitsbriefes. Der Großmeister wollte sich nun getrost ergeben, allein Chacon, den bange Ahnungen erfüllten, stellte ihm in einer langen Rede vor, wie Eidschwüre und Zusagen nicht zum ersten Male gebrochen wären und der König, um ihn in seine Gewalt zu bekommen, alles Ersinnliche versprechen würde. Er rieth deßhalb, mit gewaffneter Hand sich durchzuschlagen und erinnerte an andere wunderbare Rettungen, deren der Connetable in Bedrängnissen sich zu erfreuen gehabt. Allein wie er dem getreuen Alvaro de Cartagena nicht gefolgt war, setzte er auch den Rath Chacons hinten an und erwiederte: Gott wolle verhüten, daß er in einem Alter von 65 Jahren und nachdem er 40 Jahre dem Könige treu gedient, die Waffen wider denselben ergreifen solle. Der König möge mit ihm machen was er wolle. Er zog sich in ein Zimmer allein zurück, ordnete seine Papiere, namentlich die Documente der Gnade und der schriftlichen Zusagen

des Schutzes gegen weltliche Feinde, die er vom Bischofe Cartagena und andern Großen hatte; seine Einnahme und Schuldregister verbrannte er. Sein Geld und edles Metall packte er in drei Kisten und ließ dann vom Besten, was im Hause war und im kostbarsten Tischgeräthe eine Mahlzeit auftragen, wozu er seine Getreuen einlud. Ueber Tische ermahnte er sie wie ein Vater seine Söhne zu allem Guten und Rechten. Hinterher ließ er auch seine ganze Dienerschaft speisen. Die Kisten erklärte er dem Könige überlassen zu wollen. Chacon machte ihn aber aufmerksam, daß er auch seine Diener zu bedenken habe, unter welche er dann auch eine besondere Theilung und Spende veranstaltete. Seine Petschafte vernichtete er, damit nicht Mißbrauch damit getrieben werden könne. Die Schlüssel zu den Behältnissen der Kostbarkeiten legte er zur Aushändigung an den König in getreue Hand. Bei der Wuth seiner Gegner sah er ein, daß der König seine Zusagen nicht werde halten können. Er behielt nur die beiden jüngsten Edelknaben und einen Koffer mit seiner täglichen Kleidung für sich. Sodann legte er seine beste Rüstung an, bestieg sein schönstes Roß und nachdem er dem König noch durch eine Erinnerung an alle ihm geleisteten Dienste das Gewissen zu erregen gesucht, wollte er sich unter Bedeckung an den Hof begeben, nachdem er noch vom Sattel herab eine Alles rührende Anrede an seine zurückbleibende Dienerschaft gehalten hatte. Alle lagen weinend um ihn her auf den Knieen und wollten ihn nicht hinweglassen. Die ganze Scene ist meisterhaft und doch überaus natürlich geschildert. Die zur Bedeckung abgesendeten Ritter vom Hofe versicherten dem Großmeister, als er aus seinem Thore hervorritt, ihre Zusage sichern Geleites nicht erfüllen zu können, weil das Volk der Stadt wider des Großmeisters Person zu sehr aufgebracht wäre, um ihn ohne Gefahr durch die Volksmassen zu bringen. Der Großmeister stieg daher wieder ab und blieb in Erwartung einer ruhigern Volksstimmung auf dem Platze, wobei der Bischof von Burgos (Cartagena) und andere Große ihm Gesellschaft leisteten. Der König kam nun selbst in des Großmeisters Haus, ohne denselben zu sehen und hielt dort seine Mahlzeit. Der Gefangene hatte sich entwaffnen und auf ein Zimmer seines Hauses begeben müssen. Nachdem der Chronist vorläufig angekündigt, daß dem Großmeister nichts von dem, was ihm und seinen Dienern versprochen war, gehalten worden, schließt er den 123. Titel mit einer beweglichen Apostrophe

an den König Johann, welcher treue Dienſte ſo übel belohnte. Dieſe Apoſtrophe enthält die kräftigſte Vertheidigung ſeines Helden. Der 124. Titel meldet das Schickſal einiger Diener des Großmeiſters. Der König, den man von einigen Seiten Habſucht als Grund ſeines Verfahrens gegen Alvaro de Luna unterſchob, ließ es ſeine erſte Sorge ſeyn, die Schätze deſſelben in ſeine Gewalt zu bekommen. Da der Großmeiſter ſah, daß weder ihm noch ſeinen Dienern das gegebene Wort gehalten wurde, ſo trachtete er in aller Weiſe darnach, ſeine Befreiung herbeizuführen. Verſchiedene Pläne, die er hiezu machte, mißlangen. Der Hof begab ſich nach Dueñas. Auf einem Maulthiere wird Alvaro de Luna ebenfalls dorthin transportirt. Das Gerücht von der Ankunft des Erzbiſchofs von Toledo, welcher dem Großmeiſter ſeine ganze politiſche Exiſtenz verdankte, erfüllte Letztern mit Hoffnungen, welche leider unerfüllt blieben, da der ungetreue Vetter aller Aufforderungen Alvaros und ſeiner Freunde ungeachtet und obgleich der König ſelbſt ihn zu ſich eingeladen hatte, keine Vermittelung um ein anderes Schickſal für den Connetable herbeizuführen verſuchte, indem ſein Wunſch dahin ging, daß ſein Bruder die vacante Stelle des Günſtlings einnehmen möchte. Er zeigte ſich deßhalb als einer der größten Widerſacher des Gefangenen. Dieſer ward nach Valladolid und von da nach Portillo gebracht, wo auch der Hof ſich befand. Im Eingange des 126. Titels bezeichnet der Chroniſt die Habſucht nach des Connetable Hab' und Gut als die Quelle ſeines Unglückes und citirt den Doctrinal de los Privados des Marquis von Santillana als eine Gewährsquelle für dieſe Anſicht. Der König ließ in den Beſitzungen des Großmeiſters nach den vermeintlich verſteckten Schätzen deſſelben umherſpioniren. Ungetreue Diener des gefallenen Günſtlings nahmen ſich häufig das Beſte vorweg. Inzwiſchen beſchließt ein vom Könige verſammelter, aus lauter Widerſachern Alvaros beſtehender Rath den Tod des Günſtlings, weil er ſich zum Nachtheile des Königs und öffentlichen Wohles herrſchſüchtig Rechte angemaßet u. ſ. w. Der Erzbiſchof von Toledo war der einzige, welcher dem Beſchluſſe nicht beitrat. Mit einer kräftigen und edeln Unwillen athmenden Apoſtrophe an den König und einer Verwerfung des harten Urtheiles ſchließt der 127. Titel. Der folgende und letzte leitet mit paſſenden Bibelſtellen ein. Eſtuñiga wird mit dem ausgefertigten Urtheile von Escalona, wo eben der Hof war, nach Portillo geſendet. Ein Ordensgeiſtlicher macht den

Großmeiſter aber ſchon zuvor mit ſeinem Schickſale bekannt. Dieſer bittet den Geiſtlichen, ihn bis zum letzten Augenblicke nicht zu verlaſſen. Der Großmeiſter wird nach Valladolid gebracht, wobei ihn der Geiſtliche von Religionsſachen unterhält. Die Nacht über bringen zwei Geiſtliche bei ihm zu. Er iſt unterrichtet, daß er am andern Morgen ſterben ſoll. Das Schaffott wird beſchrieben. Auf einem Maulthiere wird Alvaro dahin gebracht. Der Drommete Trauerklang ertönt und vom Herold wird das ungerechte Urtheil verkündet. Ruhig und gefaßt, wie in den Zeiten ſeines Glückes, ſitzt der Großmeiſter auf dem Reitthiere, das mit ſchwarzem Tuche behangen iſt, wie der Reiter einen langen ſchwarzen Mantel trägt. Der Chroniſt vergleicht ihn mit einem Märtyrer. Mit feſtem Schritte ſtieg er die Stufen des Schaffottes hinan. Seinen Hut nahm er ab und warf denſelben einem ſeiner Pagen zu. Der Scharfrichter machte ihn darauf aufmerkſam, daß er ihm die Hände oder wenigſtens die Daumen zuſammenbinden müſſe, damit er nicht in der Todesangſt mit den Händen das tödtende Eiſen abwehre. Alvaro gab ihm darauf ſelbſt eine Schnur und ließ ſich den Verband machen. „Nachdem er ſeine Seele Gott befohlen, trennte der Henker das Haupt von den Schultern.“ Auffallend iſt die Kürze und Schnelligkeit, womit der ſonſt ſo umſtändlich ſchildernde Biograph ſeinen Helden abthut [1]). Als einen bemerkenswerthen und wunderbaren Umſtand bezeichnet er die Erſcheinung, daß eine zahlloſe Menge Volkes aus Neugierde ſich zur Hinrichtung eingefunden, ohne ſonderliche Gemüthsbewegung zu zeigen und von der Straße und den Fenſtern aus ruhig dem Hergange zuſchaueten, bis der Henker das Eiſen dem Halſe des Connetable nahe brachte. In dieſem Augenblicke aber erhob ſich ein ſo trauriges, allgemeines, lautes Weinen, als ob jeder in dieſem Augenblicke den nächſten Blutsverwandten verlieren ſollte. Auch der Chroniſt ſchreibt den ein Jahr und fünfzig Tage ſpäter erfolgenden Tod des Königs dem Grauen und den Gewiſſensbiſſen über den Verluſt ſeines Günſtlings zu, deſſen Haupt auch noch die Schmach neuntägiger öffentlicher Ausſtellung erfahren hatte. Seinem Körper wurde wie dem Haupte ein ehrenvolles Begräbniß zu Theil. — In einem Epiloge entſchuldigt ſich der Biograph, daß er Alvaro de Lunas wichtiges Leben in einen

1) Weit ausführlicher meldet den Vorgang Cibda-Real, wie ich oben bereits nachgewieſen.

ſo kurzen Abriß gebracht, und daß er ſo viele vortreffliche Eigenſchaften und Züge von demſelben habe verſchweigen müſſen. Er ſtellt ſeinen Helden Königen und Fürſten zum Muſter auf und bringt noch nachträglich einige Züge und Vorfälle aus dem Leben des mächtigen Günſtlings zum Vorſchein. Auch nennt er die Freunde des Meiſters und gibt über deren Verhältniß zu demſelben und die Zuwendungen an Gelde, Ehren und Aemtern, welche er ihnen machte oder machen ließ, nähere Auskunft. Die Zahl derer, welche auf dieſe Art von dem Connetable Wohlthaten genoſſen, gibt der Chroniſt auf viertauſend an. Ganz beſonders rühmt er ſeinem Helden das Wiederemporbringen und die Cultur des Ritterweſens nach.

Da die Werke der ſchönen Redekunſt des caſtilianiſchen Mittelalters in Deutſchland ſo gut wie unbekannt ſind, ſo wird die Umſtändlichkeit, mit welcher gegenwärtige Geſchichte von der Chronik Alvaro de Lunas Kenntniß genommen, hoffentlich Entſchuldigung finden. Iſt von dieſem merkwürdigen Manne in meinem Buche nun ſchon zum dritten Male ausführlicher die Rede, ſo könnte der Vorwurf eines einſeitigen Intereſſes leicht gebildet werden. Ich ſcheue denſelben nicht, wenn man nur dabei meine Abſicht nicht verkennt, durch Auszüge aus den Schriftſtellern des Johanneiſchen Zeitalters ein näheres Licht über die Verhältniſſe dieſes ſeltſamen Hofes zu verbreiten, welcher für die Geſchichte der Literatur ſo bedeutungsvoll wurde. Die Chronik Alvaro de Lunas näher durchzugehen, hat mir ein großes Vergnügen gewährt. Kann der Leſer eines Gleichen ſich nicht rühmen, wenn er meinen Abriß durchmuſtert hat, ſo bin ich gern bereit, auf die mangelnde Genugſamkeit meiner Kraft den Fehler zu übernehmen.

Erwähnung einiger öffentlichen Urkunden.

Eine ſehr anziehende Zugabe hat Flores, der Herausgeber von Alvaro de Lunas Chronik, derſelben durch die Nachweiſung einer großen Anzahl gleichzeitiger Originalurkunden als Belege zur Geſchichte des Connetable zugeſellt. Sie ſind werthvolle linguiſtiſche Denkmale der Zeit. Merkwürdig darunter iſt beſonders die vollſtändig mitgetheilte ausführliche Urkunde vom 26. Februar 1438., wodurch König Johann II. dem Connetable mit der Grafenwürde auch ein Majorat beſtätigte. Hierin ſind alle Verdienſte und Groß-

thaten des Connetable mit gewiſſenhafter Treue angegeben. — Aus einem andern Documente erhellt, daß Donna Maria Albornoz, die hinterlaſſene Wittwe des berühmten Marquis von Villena, eine Baſe des Connetable geweſen und demſelben verſchiedene Beſitzungen abgetreten hat.

Am Anſchaulichſten tritt die Schwäche der Regierung Johanns II. uns in dem Vertrage von Tordeſillas entgegen, welcher eine der ſeltſamſten Vorkommniſſe dieſer Regierung iſt. In den Mißhelligkeiten mit den aragoniſchen Prinzen drohete es im Jahre 1439. zu einem offenen Ausbruche zu kommen. Um dieß abzuwenden, wurden der König von Caſtilien und die Mißvergnügten einig, ſich zu Tordeſillas unter des Pedro de Velasco, Grafen von Haro[1]) Schutze zu unterreden. Dieſer Herr brach daher mit auserleſenen Kriegsvölkern auf und nahm jenen Platz in Beſitz. Die Verhandlungen, welche unter ſeinem Vorſitze Statt fanden, hat der Graf Haro ſelbſt beſchrieben. Dieſelben ſind unter dem Namen el seguro de Tordesillas im Jahre 1611. zu Mailand und 1784. zu Madrid in Quarto herausgegeben. Von dem politiſchen Geſchicke des Grafen zur Führung ſolcher Verhandlungen gibt dieſer Bericht einen unzweideutigen Beweis. Es erregt aber eine eigenthümliche Empfindung, wenn man hier wahrnimmt, wie Fürſten und Große vor einem Unterthanen Recht ſuchen und dieſer über ihre Anſprüche gewiſſermaßen ſchiedsrichtert. König Johann erſcheint hier als nicht mehr berechtigt, denn jeglicher ſeiner Unterthanen und der Graf von Haro als eine mächtige Autorität, welcher entſcheidet über Anſehen und Gewalt. Ungemeſſen ſtellen ſich die Uſurpationen der Großen dar, welche es von ihrem Könige zu erpreſſen verſtehen, daß er in die zeitweiſe Entlaſſung ſeines Günſtlings und Premierminiſters willigt, weil man die Vorſpiegelung gebraucht, daß dieſer Schuld ſey an den bisherigen Unruhen und Zerrüttungen im Reiche. Aber nicht allein dieſen Stoß geben Unterthanen dem Herzen ihres Königs, ſondern auch den weſentlichen Rechten ſeiner Krone wiſſen ſie durch abgenöthigte Zugeſtändniſſe Abbruch zu thun. Der Zwang und die Unbill, welche man der königlichen Machtbefugniß angethan, war zu handgreiflich unbillig, als daß die Rechtskränkung ſich nicht ſelbſt hätte ſtrafen ſollen. Sobald der König

1) Seiner iſt unter den generaciones y semblanzas des Fernan Perez de Guzman und den claros Varones des Hernando del Pulgar ſchon gedacht.

die Hände wieder frei hatte und den politiſchen Himmel heiterer erblickte, annullirte er Alles, was zu Tordeſillas verhandelt worden. Keiner war natürlich beſſer im Stande, die Verhandlungen zwiſchen dem König und den Mißvergnügten zu beſchreiben, als derjenige, welcher dieſelben geleitet hatte. Er that es mit aller Würde, welche der Ernſt des Gegenſtandes erfordert. Dabei iſt er ſo ausführlich, daß ſeine Schrift eine Fundgrube für die Kenntniß der Art und Weiſe iſt, in welcher das Mittelalter diplomatiſche Geſchäfte zu behandeln pflegte. Die Sprache iſt einfach und klar, der Vortrag der hiſtoriſchen Parthieen ungeſchmückt und geläufig und die Originaldocumente, an denen die Schrift reich iſt, ſind geſchickt am gehörigen Orte eingefügt. Der Zweck derſelben iſt aber zu wenig der ſchönen Redekunſt verwandt, als daß in dieſer Geſchichte, welche es vorzugsweiſe mit den Hervorbringungen dieſer Kunſt zu thun hat, länger davon die Rede ſeyn könnte, weßhalb ich mich denn auch bei den äußern Lebensumſtänden des Grafen von Haro hier nicht weiter aufhalten will.

Der Paß der Ehren (passo honroso).

Schon einige Male iſt in dieſer Geſchichte eines Ritters Suero Quiñones erwähnt, welcher auf abenteuerliche Weiſe dem ſcheidenden Mittelalter noch einmal das Ideal eines fahrenden Ritters zum Beſten gegeben und in Geſellſchaft einiger Genoſſen im Paſſe von Orbigo mit andern Rittern, welche des Weges ziehen wollten, Lanzen gebrochen. Dieſes Abenteuer fällt in das Jahr 1434. Quiñones der Kampfhalter gehörte zu den Mannen Alvaro de Luna's. Um allen Regeln der Ritterſchaft zu entſprechen, hatten die Herausforderer einen öffentlichen Schreiber und Notarius Don Pedro Rodriguez de Delena bei ſich, welcher über den ganzen Hergang eine beglaubigte Relation fertigen mußte. Dieſe war zu einem umfangreichen und mit weit ausgeſponnenen Digreſſionen verwebten Werke geworden. Daſſelbe führte den Titel: Paß der Ehren (passo honroso). — Um es genießbarer zu machen und das für ſeine Zeit noch Empfehlenswerthe beſſer hervortreten zu laſſen, machte ſich in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts der Franciscanermönch Juan de Pineda, welcher nachher im hohen Alter ſtarb, über den Bericht des Delena, kürzte denſelben, entfernte die

weitläuftigen Excurſen und ließ ſeinen Auszug 1588. zu Salamanca in 8. gedruckt erſcheinen unter dem Titel: Libro del passo honroso defendido por el excelente Caballero Suero de Quiñones copilado de un libro antiguo de mano por Fr. Juan de Pineda Religioso de la Orden de San Francisco. Der Herausgeber der Cronica de Don Alvaro de Luna hat dieſe Ausgabe als Anhang zu jener Chronik im Jahr 1783. zu Madrid in Quarto erſcheinen laſſen, wozu ihm der Umſtand Anlaß gegeben, daß der Ritter Suero de Quiñones in der Chronik des Oeftern erwähnt wird. Des Herganges ſelbſt wird, wie ſchon gedacht, von Pulgar und auch in der Chronik Johanns II. Meldung gethan. Ganz genau läßt ſich über die urſprüngliche Beſchaffenheit des Buches nicht mehr urtheilen. Denn Pineda ſelbſt gibt am Ende ſeines Auszuges zu, daß er die Dunkelheit des Ausdruckes, die üble Anordnung und Verworrenheit des Stoffes zu verbeſſern befliſſen geweſen. Wenn er ferner ſagt, daß er die Waffenthaten zwar mit den eigenthümlichen Worten des alten Originals zuweilen auch in deſſen Style, zuweilen aber im eigenen und mitunter in beiden gemiſcht vorgetragen, ſo muß man auf ſehr große Veränderungen ſchließen, welche er in der Form und Oekonomie des alten Originales vorgenommen. Das Vorhandene iſt daher weniger für die Literatur als für die Sittengeſchichte des caſtilianiſchen Mittelalters wichtig. Den Paß in der Nähe der Brücke von Orbigo vertheidigten dreißig Tage hintereinander der fünfundzwanzigjährige Suero Quiñones und die neun Gefährten deſſelben. Der Ritter hatte für ſein Unternehmen ordentliche Statuten entworfen und ſolche über die „meiſten Gegenden der Welt" verbreiten laſſen. Johann II. hatte auf einen bei einem Hoffeſte durch einen Herold (cap. IV.) an ihn gehaltenen feierlichen Vortrag dem Vorhaben ſeine ausdrückliche und förmliche Sanction ertheilt und zwei Kampfrichter controlirten beſtändig die Relation des Notarius Delena, welcher die ganze Zeit über anweſend blieb. Die Statuten finden ſich in einundzwanzig Artikeln im VI. Capitel mitgetheilt. Es wird darin bekannt gemacht, das Quiñones in Geſellſchaft ſeiner Genoſſen binnen der geſtellten Friſt dreihundert Lanzen zu brechen bereit ſey. Es wird verheißen, daß alle Ritter, welche auf die Ausforderung einzugehen bereit ſeyen, Harniſch, Pferde und Lanzen zum unentgeldlichen Gebrauche finden würden. Mit jedem Ankömmlinge werden drei Lanzen gebrochen, das Brechen wird erklärt durch Herabwurf vom Pferde oder Beibringen einer

Blut laſſenden Wunde. Jede vorbeipaſſirende Dame, welche keinen Ritter mit ſich führt, muß den Handſchuh ihrer rechten Hand hergeben. Wenn mehre Ritter erſcheinen, um einen ſolchen Handſchuh wieder zu erkämpfen, wird nur der erſte zugelaſſen. Quiñones will den anweſenden Herolden drei vorzügliche Damen nennen. Dem erſten Ritter, welcher deren Handſchuh einzulöſen erſcheint, verſpricht Quiñones einen Diamant. Den Verwundeten wird Sorge und Verpflegung zugeſagt. Nur auf einer Wallfahrt begriffene Ritter ſollen unangefochten den Paß durchwandern dürfen. Ein abſichtslos Verirrter muß, wenn er einen Kampf anzunehmen nicht geneigt iſt, irgend ein Stück ſeiner Rüſtung zurücklaſſen. Daſſelbe erfolgt, wenn ein Kämpfer ſeine drei Lanzen nicht aushält. Die Koſten aller getödteten Pferde übernimmt Quiñones. Zwei alte Ritter und zwei Herolde, ſämmtlich mit dem apoſtoliſchen Eide belegt, ſollen immer zugegen und Kampfrichter ſeyn. Schließlich ſichert Quiñones der Dame, welcher er ſich zu eigen hingegeben, die er aber nicht namhaft macht, den Beſitz ihres Handſchuhes, wenn ſie vorüberkömmt und behält ſich allein vor, für ſie in die Schranken zu treten, weil kein Menſch in der Welt es ſo aufrichtig thun kann, als er ſelbſt. Die Aufforderung, welche Quiñones in alle Welt erließ, lautete alſo: „Sprich zu allen Königen, Herzögen, Fürſten und Herrn, in deren Gebiet du gelangſt, wie ich ſeit geraumer Zeit der Gefangene einer gewiſſen Dame geweſen und über ein Löſegeld von dreihundert gebrochenen Lanzen einig geworden bin; melde ferner, wie ich ohne die Hilfe von Rittern, welche mit mir und meinen Kampfgeſellen fechten, in den Beſitz jenes Löſegeldes nicht gelangen kann, weßhalb du ihnen mein Erſuchen mit der Bitte vortragen mußſt, daß es ihnen aus Höflichkeit und Liebe zu ihren Damen gefallen möge, mir zu Hilfe zu kommen. Auch bitte die genannten Könige, Herzöge, Fürſten und Herrn mit der ihren Perſonen ſchuldigen Ehrerbietung, daß es ihren Damen gefallen wolle, ihre Ritter und Edelleute zu meinem Vorhaben zu beurlauben. Und damit die Könige, Herzöge u. ſ. w., welche mit dem ſehr erhabenen Könige von Caſtilien, meinem Herrn, in Freundſchaft leben, es ſich nicht verdrießen laſſen, daß meine Angelegenheit den Weg in ihre Bereiche findet, ſo benachrichtige Ihre Herrlichkeiten, wie der König, mein Herr, in der Ueberzeugung, daß mein gedachtes Löſegeld nicht leicht ohne Zuthun vieler Ritter und gefälliger Leute zuſammengebracht werden kann, allen ſeinen Unterthanen die Theilnahme verſtattet hat ꝛc.“ Mit dieſem Briefe

ward der Wappenkönig Johanns an vielen Höfen umhergesendet. In der Nähe des ausersehenen Passes ward eine große Kampfbühne errichtet, wozu das Holz mit dreihundert, mit Ochsen bespannten Wagen herangefahren wurde. Am bestimmten Tage fanden sich zunächst drei fahrende Ritter ein, unter ihnen ein Brandenburgischer, welcher genannt wird Arnaldo de la Floresta Bermeja. Dieser bestand rühmlich sechs Gänge, ward aber von Quiñones doch überwunden. Alle Ritter, welche erscheinen, werden mit Waffenschmuck und Devisen genau beschrieben, so wie die Details des Kampfes mit großer Umständlichkeit dargelegt sind. Wer sich eine lebendige Anschauung von diesen Ritterkämpfen verschaffen will, darf die Lesung des passo honroso nicht unterlassen, welcher außerdem Reden und Briefe enthält, welche den Ton und die Manier, in denen die alten Recken mit einander verkehrten, in originaler Weise abspiegeln. Es erschienen achtundsechzig Ritter, welche mit Quiñones und seinen Gesellen gefährliche Kämpfe bestanden und siebenhundertsiebenundzwanzig Gänge machten, aber nur hundertsechsundsechzig Lanzen brachen, so daß an den angesagten dreihundert gebrochenen Lanzen hundertvierunddreißig fehlten. Allein die festgesetzten dreißig Tage waren verstrichen. Die Kampfrichter erklärten, Quiñones habe sein Erbieten tüchtig erfüllt, sein Lösegeld redlich verdient und müsse der Gefangenschaft entlassen werden. Deßhalb ward ihm die eiserne Kette, welche er als Symbol derselben am Halse führte, abgenommen. Es folgten Festlichkeiten und Reden. Weiter darf ich aus dem passo honroso, wenn ich die Gränzen meines Planes nicht überschreiten will, keine Mittheilung machen. Um auf den Inhalt aufmerksam zu machen, dürften die gemachten Fingerzeige genügen.

Diego de Valera's Prosa.

Unter den historischen Schriftstellern des Johanneischen Zeitalters in Castilien, dessen diese Geschichte *nähere* Erwähnung thun muß, gehört auch Diego de Valera. Aus ritterlichem Geschlechte stammend, war er 1402. zu Cuenca geboren. Von Jugend auf erhielt er seine Erziehung am Hofe Johanns II. und zwar im Palaste selbst, wo er als Edelknabe des Kronprinzen Heinrich angestellt ward. Ein unruhiger Geist, welcher in den

heimischen Verhältnissen sich zu beengt fühlte und in der Ferne Wissensnahrung suchte, trieb ihn aus dem einförmigen Palastleben in die Fremde hinaus und auf Reisen. Er verließ sein Vaterland und bereiste einen nicht kleinen Theil von Europa. Er besuchte, um seinen Vorrath nützlicher und wissenswürdiger Kenntnisse zu bereichern, mehre Höfe, zuerst den französischen, welcher um Carl VII. versammelt war. Von hier ging er nach Oesterreich, wo er am Hofe des Erzherzogs Albrecht zu Wien eine gute Aufnahme fand. An der Tafel dieses Fürsten traf er mit einem großen Herrn des Landes zusammen, welcher sich höhnende Worte über das castilische Kriegswesen erlaubte. Diesen wies er mit solchem Muthe und Nachdrucke zurecht, daß König Johann, welcher es wieder erfuhr, darin einen wesentlichen Dienst erkannte, welchen er der castilischen Nationalehre erwiesen und ihn dafür mit dem Titel Mosen (Monsieur), als einer besondern Auszeichnung seiner Person beehrte. Dieß geschah im Jahre 1436. Valera folgte Albrechts Fahnen nach Böhmen und focht unter denselben im Kriege wider die Hussiten mit. Mit dem Ruhme kriegerischer Tapferkeit und Kampfgeschicklichkeit kehrte er 1440. in sein Vaterland zurück. Er ward zu den tapfersten Spaniern seiner Zeit gerechnet. Als daher Pierre Chernoy nach der Sitte seiner Zeit am castilianischen Hofe eine Aufforderung zum Zweikampfe hatte ergehen lassen, erwählte Johann den Mosen Valera, um dem Franzmanne, einem Vasallen des Herzogs von Burgundien, mit seinem Schwerte Bescheid zu thun. Nachmals lebte er zu Cuenca in Zurückgezogenheit. Mit einem geheimen Auftrage seines Königs ward er von hier an den Hof von Frankreich gesendet, um die Vermählung mit einer Tochter König Carls VII. zu verhandeln. Andere ehrenvolle Gesandtschaften wurden ihm nach England, Burgund und Ungarn übertragen, welche er immer in kurzer Zeit abmachte. Was er in der Zwischenzeit getrieben, ist nicht bekannt. Im Jahre 1448. ward er mit Carrillo de Albornoz zum Abgeordneten von Cuenca erwählt, um die nach Tordesillas ausgeschriebenen Cortes abzuwarten. In dieser Versammlung zeichnete er sich durch die deutliche und außerordentliche Offenheit aus, womit er sich den grausamen Vorschlägen des Königs widersetzte, welcher die aufrührerischen Großen mit Feuer und Schwert vernichten wollte. Mit nachdrucksvollen Gründen und unter Empfehlung von Milde und Friedfertigkeit

rieth er ihm von seinem verderblichen Vorhaben ab, das die übrigen Abgeordneten theils aus Furcht, theils aus Schmeichelei durch Stillschweigen genehm halten wollten. Er scheute sich nicht gleich ihnen, dem mächtigen Connetable, von welchem jene Vorschläge ausgingen, durch sein Verfahren verdrießlich zu werden. Eine solche Angst lag ihm so fern, daß er in zwei nachher an den König gerichteten Eingaben dieselben Gesinnungen der Milde und Friedlichkeit empfahl und zwar mit Beispielen, welche mit der Vergießung von Menschenblut nichts gemein hatten. Dieser glühende Patriotismus erwarb ihm manchen Freund, unter Andern den wichtigen Grafen von Plasencia Pedro de Estunniga (Zuñiga), welcher im Vertrauen auf Valeras ehrenwerthe Gesinnung ihm die Erziehung seines jungen Vetters und Erbnehmers übertrug. Wie Valera unter Heinrich IV. gewirkt, ist mir nicht bekannt geworden. Allein die katholischen Majestäten ernannten ihn bald nach ihrer Thronbesteigung zu ihrem Chronisten und Rathe und übertrugen ihm das Hofspeisemeisteramt. Als gewandter Diplomat, bewährter Ritter und einsichtsvoller Mann darf er unter die vorzüglichern Persönlichkeiten gerechnet werden, welche Castilien aus dem fünfzehnten Jahrhundert aufzuweisen hat. Zu dem Historiographenamt schien ihn auch der Umstand zu befähigen, daß er unter drei Regierungen Augenzeuge fast aller wichtigern Ereignisse in jener stürmischen Zeit gewesen war. Er genügte seinem Amte, indem er eine bis 1481. hinaufführende, der Königin Isabelle gewidmete Cronica abreviada de España ausarbeitete. Bald nach deren in Puerto de Santa Maria erfolgter Beendigung beschloß er im achtzigsten Jahre seines Alters das thätige Leben. Die Chronik erschien zum ersten Male zu Saragossa im Jahre 1494., sodann 1499. in Salamanca, 1534. und 1567. zu Sevilla. Sie entspricht aber weder als Erzeugniß historischer Forschung noch als Versuch historischer Kunst den Erwartungen, welche sich an den Namen Valera knüpfen dürften. Kritik, Auswahl und Gründlichkeit vermißt man in diesem Geschichtswerke gar sehr. Es zeigt leider nur das Gepräge einer unbedeutenden Gewöhnlichkeit. Doch sind die Regierungen Heinrichs III. und Johanns II. mit mehr Umständlichkeit und Zuverlässigkeit behandelt. Vielleicht hatte das Alter, in welchem Valera diese Arbeit unternahm, seine historische Kraft und Eigenthümlichkeit schon gebrochen. Sein Styl hat eine unordentliche, schleppende

Mattigkeit und bei aller Einfachheit ist derselbe schwerfällig. Deßhalb hat der feine Kenner seiner Muttersprache, der treffliche Capmany, in seinem teatro critico keine Proben aus dem erzählenden Theile von Valeras Chronik mitgetheilt. Eine Zierde derselben sind aber allerdings die beiden vorher erwähnten Schreiben Valeras an den König Johann, welche Valera seinem Geschichtswerke einverleibt hat, mit dessen Darstellung sie einen der letztern sehr nachtheiligen Contrast bilden. Der Styl in beiden ist, wie Capmany sagt, ernst, gedrungen, sententiös und durchweg getragen von einer edeln und erhabenen Rede, zuweilen auch durch jene Ausdrücke belebt, welche das Abbild der Empfindungen eines freien Geistes sind, geschmückt mit schönen Gleichnissen und beweglichen Schilderungen, welche ungeachtet ihres studirten Anstriches, den die Gezwungenheit der Stellung dem Landesherrn gegenüber herbeiführte, darthun, daß Valera, wo er empfand, zu denken und zu malen verstand. Sonst ist noch von diesem Schriftsteller gedruckt vorhanden: el tratado de la Providencia contra fortuna, eine politisch-moralische Abhandlung von nur acht Seiten, welche mit des Marquis von Santillana Sprichwörtern zusammen 1494. in Sevilla erschienen und an den Juan Pacheco, Marquis von Villena, gerichtet ist. Neue Gedanken darf man in dieser Abhandlung nicht suchen; doch gemein sind seine Rathschläge keineswegs und die Schreibart, obwohl kälter und mehr mit Citaten überhäuft als die Briefe es sind, doch der Feder, welche jene schrieb, nicht unwürdig. Der Unterschied der Diction erklärt sich dadurch, daß Valera im tratado ruhig didaktische Zwecke verfolgte, während in den Briefen, aufgeregt von Furcht und Liebe, der lebendige Patriotismus sich vernehmen läßt. — Ob die Cronica de los Reyes Catolicos Don Fernando y Doña Isabel, welche noch nicht gedruckt worden und Valera zugeschrieben wird, zu der Cronica de España gehört oder ein eigenes Werk ist, muß so lange, bis eine Vergleichung darüber angestellt wird, unentschieden bleiben. — Außerdem werden diesem Schriftsteller folgende noch ungedruckte Werke zugeschrieben: Cronica de algunos Reyes de Castilla desde el Rey Sancho el de Zamora. — Cronica de la antiguedad de Francia. — De los ilustres varones de España. — Historia del Rey Don Henrique quarto. — Libro de las divisas, vielleicht einerlei mit dem tratado de las armas. — El ceremonial de principes. — Libro de linages. — Historia de la Cosa de Zuñiga. — Arbol

de batallas traducido de Frances. — Tratado de la nobleza y lealtad (ſoll gedruckt ſeyn). — Es iſt nach dieſen zahlreichen Titeln unbekannter Werke von Valera zu urtheilen noch reichliche Ausbeute für die ſpaniſche Literatur zu erwarten. — Ich beſchränke mich für jetzt auf den tratado und die Briefe. — Ich erinnere mich, ſo beginnt jener, mein hoher Herr, einen Ausſpruch Seneca's geleſen zu haben, welcher lautet: Suche heilſame Rathſchläge alsdann, wenn das Glück dir am freundlichſten lächelt; denn das Glück iſt von Glas und zerbricht, wenn es am ſtärkſten ſchimmert. Mit dieſer Lehre ſtimmt Cato überein, indem er ſpricht: Wenn du glücklich biſt, ſo hüte dich vor widrigen Dingen, denn die letzten Dinge gleichen nicht den erſten ꝛc." — Valera will dieſe Ausſprüche ſehr bewährt gefunden haben, deßhalb muß ein kluger Mann es dem Schiffer bei der Windſtille gleich thun, welcher ſich alsdann des Sturmes verſiehet und darauf rüſtet. Er citirt noch den Boëthius und bemerkt, daß es weiterer Autoritäten nicht bedürfe, ſondern auf Vorgänge der einheimiſchen Geſchichte hingewieſen werden könne, wie denn überhaupt die Lehren der Geſchichte ungeſtraft nicht vernachläſſigt werden dürften und der glücklich ſey, den fremde Gefahren witzigten. Er räth ſeinem Gönner, ſich vor allen Dingen an Gott zu wenden, nach den Worten des Evangeliſten: Trachtet zuerſt nach dem Reiche Gottes; oder dem Ausſpruche des Apoſtels: Denen, welche Gott lieben, gereicht Alles zum Frommen. Die Großen der Erde, fährt er fort, haben nächſt dem Gehorſam gegen Gott fünf Hauptwaffen gegen das Schickſal. Jene fünf Waffen werden nun aus dem Arſenale ſeiner Beleſenheit mit Citaten von dem ehrlichen Valera geſchmückt. Dieſe Waffen beſtehen in folgenden: 1) Man muß den König von ganzem Herzen lieben, fürchten, ehren, ihm wohlwollen und für ihn leben. Denn die Könige nehmen Gottes Statt auf Erden ein, wie Salomon ſagt; 2) Liebe der Unterthanen; 3) Reichthum; 4) Tapferkeit; 5) guter Rath. In dieſer Art, welche, wie figura zeigt, nicht ſehr geiſtreich iſt, gehet der tratado fort. — Als Valera mit dem Kronprinzen Heinrich ſich in Segovia befand und ſich über die Nachtheile Rechenſchaft gab, welche aus der vom Könige betriebenen Rüſtung eines Heeres wider die mißvergnügten Großen zu befürchten waren, ſchrieb er den erſten der beiden erwähnten Breife. Derſelbe beginnt: Höchſt mächtiger Herr! In welcher Angſt, Abſpannung und Mühſal Eure

Reiche ſich befinden, habe ich nicht nöthig auseinander zu ſetzen; denn Euer Gnaden iſt es genugſam bekannt. Es iſt mehr an der Zeit, Hilfe zu ſuchen, als unſere Leiden zu beweinen und darüber Reden zu verlieren. Nächſt Gott ſetzen wir unſer Vertrauen auf Euch allein. O Herr, laſſet unſere Hoffnung nicht leer ſeyn und Eure Tugend den Frieden vermitteln. Eure Herrlichkeit wolle ſich veranſchaulichen, wie ſie größern Ruhm zu gewinnen vermag, als jemals ein Fürſt der Welt gewann. Geſchehen wird dieß, wenn ihr alle Umſtände auf eine richtige Waage legt und alle Partheilichkeit und Vorliebe bei Seite laſſet. Es wird ſich alsdann die Nothwendigkeit ergeben, daß ſo viele Zwiſtigkeiten und Uneinigkeiten, welche von euern Unterthanen und Landsleuten angeregt worden durch euch allein beigelegt und zu voller Eintracht geführt werden könne. Wiewohl Etlichen dieſes ſchwierig erſcheinen mag, ſo kömmt es mir doch ſehr leicht vor, wenn ihr nur den feſten Willen dazu habt; denn ihr ſeyd der Einen wie der Andern oberſter Gebieter. Führt euch zu Gemüthe, daß ihr König ſeyd und gewinnet eine richtige Einſicht in euere Pflicht, wohl angeſehen gereicht das Regieren ohne Zweifel mehr zur Laſt als zum Ruhme. Dieß erkannte jener perſianiſche König ꝛc. — Valero erinnert den König weiterhin daran, daß unter andern trefflichen Titeln die Könige auch den des Landesvaters führen und macht ihn darauf aufmerkſam, daß ein Vater die äußerſte Strenge erſt nach vergeblichem Verſuch aller ſonſtigen Mittel anwenden dürfe. Er macht ihm ferner anſchaulich, wie Herrſcher und Beherrſchte einen Leib bilden, und daß man, wie kein Glied ohne Schmerz und Schaden abgelöst werden könne, ſo auch kein Unterthan vom Volke ohne ſchmerzlichen Nachtheil durch Vernichtung abgetrennt werden könne. Hierauf ſucht er dem König den etwaigen Einwurf, daß er über die Maaßen beleidigt worden, zu entkräften, indem er ihm bemerklich macht, wie ein Fürſt milde und gnädig ſeyn und im Verzeihen an unſerm Erlöſer ein Vorbild nehmen müſſe, welcher am Kreuze für ſeine Peiniger gebetet habe. Dem großen Herzen iſt es eigen, Beleidigungen nicht hoch aufzunehmen, ſo wie die Klugheit es erfordert, dieſelben zu gelegener Zeit zu ignoriren, wofür Kaiſer Octavian als Beiſpiel angeführt wird. „Erwägen Euer Gnaden, wie verödet die Welt ſtehen würde, wenn unſer Herr Jeden nach Verdienſt ſtrafen wollte. Ueber wie Wenige würdet Ihr noch herrſchen, wenn Ihr Alle nach des Geſetzes Strenge

richten wolltet? Das Naß eurer Milde ergieße sich daher über die Flammen Eures Zornes ꝛc." — Hierauf empfiehlt er dem Könige die Beweggründe derer in Betracht zu ziehen, welche jetzt zum Kriege anreizen. Gewisser Friede ist besser als zweifelhafter Sieg. Unter allen weltlichen Dingen ist keins so ungewiß als der Ausgang der Schlachten, worin die gerechte Sache bald siegt, bald unterliegt, bald die Minderzahl, bald die Mehrzahl das Feld behält u. s. w. Dieß wird mit historischen Beispielen belegt. Wir Alle haben Gott beleidigt und er kann den Sieg dem Einen so gut verleihen als dem Andern. Aber selbst wenn der Sieg auf des Königs Seite fällt, so ist immer Schaden für sein Reich dabei; denn auch die Besiegten sind seine Unterthanen und ihr Schaden ist sein Schaden u. s. w. — Der zweite Brief Valera's ist aus Valladolid geschrieben. Hierin weist er zunächst den König auf die unglücklichen Erfahrungen hin, welche derselbe im Kriege gemacht hat. Er belegt die durch Kriege herbeigeführte jammervolle Lage Spaniens mit Bibelstellen aus Jeremias u. s. w. und redet das unglückliche Land in beweglicher Art an. Dann macht er den König auf die Wichtigkeit seines Berufes und die schweren Pflichten desselben aufmerksam, so wie auf das Gericht, das seiner dereinst wartet. Er weist ihn auf den Brief Benhatins an Peter den Grausamen, der meinen Lesern aus Ayalas Chronik bekannt ist und führt noch mehre andere Beispiele an, welche geeignet sind, den König zu einem glimpflichen Verfahren zu bewegen ꝛc.

Nachlese von Historikern. — Der Prinz Carlos von Viana. — Pedro Rodriguez de Almela. — Lope Garcia de Salazar. — Alonzo de Palencia. — Gaubert de Lagud.

Die bisher genannten Prosaisten sind die einzigen aus dem castilianischen Mittelalter, von deren Werken ich eine auf eigene Wahrnehmung gegründete Ansicht habe. Von andern habe ich bis heute nichts selber gelesen. Es werden noch mehre Historiker genannt, von denen ich außer Angabe ihres Namens und des Titels ihrer Schriften wenig zu melden weiß. So hat Manuel Rodriguez de Sevilla, von dessen Lebensumständen ich nichts Näheres aufgefunden habe, eine noch nicht gedruckte Cronica de España geschrieben, welche er im Jahre 1434. beendete und auf Anlaß des Grafen Don Rodrigo Alfonso

Pimentel von Benavente verfaßte. In derſelben Handſchrift befindet ſich eine Estoria de Jerusalem abreviada.

In die Reihe der caſtilianiſchen Chroniſten trat auch Carlos Prinz von Viana, der bereits als lyriſcher Dichter erwähnt wurde. Außer einer Ueberſetzung von Ariſtoteles Ethik iſt in zahlreichen Abſchriften eine bis 1454. fortgeführte Chronik der Könige von Navarra von ihm vorhanden. Hier iſt der Ort, von dem Leben dieſes unglücklichen Prinzen einige Nachricht zu geben. Er war ein Sohn jenes aragoniſchen Infanten Johann, welcher mit ſeinem Bruder Heinrich zu den caſtilianiſchen Wirren in Johanns II. Zeitalter ſo viel beitrug. Seine Mutter war Blanca, nachmalige Königin von Navarra welche ihn 1421. gebar. Am Hofe ſeines Großvaters Carl III. von Navarra, erhielt der Prinz von Viana eine ſorgfältige Erziehung. Als ſeine Mutter ſtarb war er einundzwanzig Jahr alt und Erbe der Krone von Navarra. Er regierte das ihm gehörige Land aber nur im Auftrage ſeines Vaters, dem durch Ehevertrag der Königstitel vorbehalten war. Seine Regentſchaft war eine heilſame fürs Land. Es kam aber zwiſchen Vater und Sohn zu Zerwürfniſſen, welche in offene Feindſeligkeiten ausarteten, in Folge deren der Prinz von Viana in die Hände ſeines Vaters fiel, der ihn auf verſchiedene Feſtungen bringen, ſodann aber auf Bitten der Unterthanen gewiſſermaßen und halb und halb frei ließ. Es entſpannen ſich aber erneuerte Feindſeligkeiten, in Folge deren Carlos nach Neapel ging, wo er bei ſeinem Oheim Alfonſo eine günſtige Aufnahme fand. Seinen Feinden gelang es inzwiſchen, Carlos Vater zu bewegen, dieſen Sohn zu Gunſten ſeines Schwiegerſohnes, des Grafen von Foix, zu enterben. Carlos Anhänger ſetzten dieſem Willkührsacte einen andern entgegen, worin ſie Carlos zu ihrem Könige ausriefen. Dieſer mißbilligte ein ſo raſches Verfahren als unüberlegt. „Aus Briefen von Aragonien," ſo ſchrieb er an ſeine Anhänger, „haben wir eine wichtige Neuigkeit erfahren, als deren Anſtifter ihr genannt werdet. Wir können derſelben aber eben ſo wenig Glauben ſchenken als ſie gut heißen, weil ſie von aller Befugniß eben ſo weit entfernt iſt und abliegt, als von der Vernunft. Es wird geſchrieben, daß ihr uns mit den Feierlichkeiten und Handlungen, welche für die Könige von Navarra hergebracht ſind, zum Könige erhoben habt; dieß hat uns ſolche Beſchwerniß und Unruhe gemacht, daß es ſich nicht beſchrei-

ben läßt; wir wundern uns über euern Zweck und Beweggrund; wir wissen nicht, worin dieselben bestehen und erkennen noch weniger Eure Vor- und Umsicht, welche so wenig den Widersinn und das Scandal solchen Beginnens aufgefaßt hat. Ihr konntet nichts unternehmen, das uns so in den Schatten stellte und unserer Meinung, unserer Achtung und unserm Rufe in der Welt nachtheiliger wäre. Ihr habt unsere gute Sache, Ehre und Recht mit Füßen getreten; unser Erbtheil, unsere Person und unsern Staat zu vertheidigen war erlaubt und schicklich, aber die väterliche Ehre zu verschatten und zu vermindern, gestatten die Gesetze nicht; diese einzige Handlung gibt allein unsern Widersachern und übel Wollenden Grund und Recht; ihr habt ihnen einen Vorwand zum Kampfe gegeben; uns habt ihr alle Hoffnung auf friedliche Vermittelung abgeschnitten und benommen. Ihr habt uns dem großen Unwillen und Mißvergnügen unseres Oheims, des Königs dahier, ausgesetzt, auf welchem allein nächst Gott unsere Hilfe und unser Trost beruhete. Ihr habt das Leben unseres Connetable und der Uebrigen, welche für uns als Geißel haften, in Gefahr gestürzt und endlich habt ihr alle, welche uns günstig gesinnt waren wider uns und euch aufgebracht. Deßhalb können wir an der Verirrung eures Entschlusses nicht Theil nehmen; wäre es möglich, denselben nebst der Offenbarung und Kunde desselben auszulöschen, so wäre uns das angenehmer und schätzenswerther, als wenn wir ein Königreich gewännen. Höret auf und verbietet es allen unsern Leuten, welche uns gehorsame und folgsame Diener seyn wollen, uns als König zu bezeichnen und anzureden. Ihr verstehet und wisset, daß die königliche Herrschaft und die eigenthümlichen Verhältnisse der Dinge eine Benennung nicht gestatten, welche nur ein Zeichen und Abdruck ist, denn wenn die beliebige Benennung ein Recht auf die Dinge gäbe, so würden sie allen gemeinschaftlich gehören und nicht den besondern Personen. Es frommt uns allein, wenn unser Vater und Herr sich auch in dem, was uns gehört, König nennen läßt. ꝛc." Auf der andern Seite gab der Prinz in seinen wirklichen Rechten, sobald dieselben einer Beeinträchtigung ausgesetzt waren, nichts nach, wodurch er seinen Vater freilich von Neuem erzürnte. Alles vereinigte sich, die Parthei, welche Prinz Carlos hatte, zu schwächen. Dazu kam, daß ihm 1458. sein Oheim, König Alphonso von Aragon und Neapel, durch den Tod entrissen ward. Das Ansinnen, sich zum Nachtheile seines

Vetters Ferdinand die verwaiste Krone anzumaßen, ſchlug Carlos edelmüthig aus und ging nach Sicilien, wo er durch ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit Alle ſich zu Freunden machte. Auch Siciliens Krone ward ihm vergeblich angetragen. Er ſtudirte die ſchöne Bibliothek der Benedictiner zu St. Placidus in Meſſina, ſchrieb nebenher verſchiedene Werke in Verſen und Proſa und führte einen Briefwechſel mit verſchiedenen berühmten Humaniſten ſeiner Zeit. Um mit ſeinem Vater völlig aufs Reine zu kommen, ging er 1459. nach Spanien zurück. Im Januar 1460. kam dann ein Vertrag zu Stande, wodurch Carlos die Freiheit ſeiner Anhänger und die Herausgabe ſeiner Herrſchaften erlangte, aber die Verpflichtung übernahm, weder in Navarra noch Sicilien ſich aufzuhalten. Zu Barcelona kam er mit ſeinem Vater und ſeiner ihm feindſelig geſinnten Stiefmutter zuſammen, denen er alle erſinnliche Ehrerbietung erwies, was aber wenig Anerkennung fand. Der Vater bildete ſich bald ein, daß der Prinz heimliche Einverſtändniſſe wider ihn unterhalte. Er berief ihn nach Lerida, wohin die Cortes von Catalonien ſich verſammelt hatten. Man warnte ihn, dorthin zu gehen. Im Vertrauen auf den Schutz der Cortes beſchloß er, ſeinem Vater zu gehorſamen. Im Augenblicke der Begrüßung ließ Johann ſeinen Sohn feſtnehmen. Vergebens war die nachdrückliche Verwendung der Cortes für den Verhafteten. Der geſinnungsloſe Vater, den Einflüſſen der boshaften Stiefmutter gänzlich dahingegeben, nahm den Proceß wider den Prinzen wieder auf und ließ Unterſuchung wegen verſuchten Aufruhres und Königsmordes wider ihn einleiten. Es konnten aber aller erſinderiſchen Bosheit zum Trotz keine Beweiſe auf den Angeſchuldigten gebracht werden. Die Catalonier ſchickten zuerſt eine Geſandtſchaft, unter einem Geiſtlichen und dann eine bewaffnete Geſandtſchaft, um die Freilaſſung des Prinzen herbeizuführen. Bei der Erfolgloſigkeit dieſer Schritte erhob ſich die Fahne des Aufruhrs im Lande. Auch Caſtilien rüſtete ſich für den Prinzen, der im Gefängniſſe Triumphe über ſeine Feinde feierte. Unter dem Vorgeben, daß ſolches auf Fürbitten der Stiefmutter geſchehen, ward dem Prinzen die Freiheit zugeſtanden. Sein Einzug in Barcelona war ein Freudenfeſt in der Stadt und im ganzen Lande. Selbſt Kinderſchaaren zogen ihm in Ordnung entgegen und drückten ihren Jubel laut aus. Die Forderungen des Prinzen waren die Mäßigung ſelbſt; er verlangte nur, als Erſtgeborener und Nachfolger beſtätigt zu werden und die äußern

Vorzüge dieſer Würde zu genießen, die Einſetzung eines andern Statthalters in Navarra als die Gräfin von Foix und zwar eines aragoniſchen, ſo wie die Beſetzung der Feſtungen durch Aragoneſen. Die Catalanen dagegen bedingten ſich aus, daß der Prinz unwiderruflicher Statthalter ihres Landes ſeyn und ſein Vater ſich der Betretung dieſes Landes enthalten ſolle. Mit Leutſeligkeit und voll Huld gegen die Catalanen trat Carlos ſeine Regentſchaft an und ſuchte ſeinen Plan, ſich mit Iſabellen von Caſtilien zu vermählen, weiter zu verfolgen. Hieran verhinderten ihn aber die Intriguen ſeines Vaters und ſeiner Stiefmutter, welche ihn in andere Eheprojecte zu verwickeln ſuchten. Die beſtändigen Unruhen und Bekümmerniſſe hatten die Lebenskraft des Prinzen verzehrt. Seit Entlaſſung aus ſeiner Haft zu Morella immer kränkelnd, unterlag er am 23. September 1461. ſeinen Leiden. Unter den Tröſtungen der Kirche ſtarb er auf eine wahrhaft chriſtliche und rührende Weiſe. Die allgemeine Trauer des Landes folgte ihm nach. Die Catalanen hätten einen Heiligen aus ihm machen mögen und wußten von Wundern zu erzählen, die Gott durch ſeine Vermittelung hätte geſchehen laſſen. An Edelſinn war nur der ſtandhafte Prinz von Portugal, den Calderons Genie verherrlichte, unter ſeinen Zeitgenoſſen mit dem Prinzen von Viana zu vergleichen. Zu den unerforſchlichen Fügungen der Vorſehung gehört es, daß der fähigſte Fürſt ſeiner Zeit, der angeborene Herr eines Königreiches, der von allen Unterthanen ſehnlichſt erwünſchte Herrſcher niemals dazu gelangen konnte, mit ſeinen Regententugenden ſeine Völker und Länder zu beglücken und den kläglichen Regenten ſeiner Zeit als ein herrliches Vorbild voranzuleuchten, ſondern in der Blüthe ſeiner Jahre dahinwelken mußte, nachdem von allen Seiten Unbill und Schmach auf ihn gehäuft war. Nur in der Geſchlechtsliebe war er ſo rein nicht, als in allen übrigen Beziehungen. Das Studiren war ſein Troſt und ſeine Erholung in den trübſeligen Tagen ſeines Geſchickes und der Begleiter in ſeine Zurückgezogenheit und ſein Gefängniß. Das Leſen der Claſſiker, die Abfaſſung verſchiedener Werke in Verſen und Proſa und der Briefwechſel mit den gelehrteſten Männern ſeiner Zeit füllten die Stunden bei ihm aus, welche andere Fürſten an ſeiner Statt in Verdruß, Aerger, Rauſch und wilder Zerſtreuung hingebracht haben würden. In beſonders naher Beziehung ſtand er mit dem Dichter

Auſias March. In Sicilien war noch hundert Jahre nach ſeinem Tode das Andenken und der Ruhm der literariſchen Beſchäftigungen und Studien, denen er dort obgelegen, nicht erloſchen. Seine Lieder wußte er mit Ausdruck und Grazie auf der Zither vorzutragen. Wie für die Muſik ſo beſaß er auch für andere Künſte, namentlich für Malerei, ein ausgezeichnetes Talent. Der bald nach dem Abſterben des Prinzen unter ähnlichen Umſtänden erfolgte Tod eines ſeiner Hofbeamten, der mit ihm das Gefängniß in Morella getheilt, und mit ihm gewiſſe Pillen genoſſen hatte, erregte den Verdacht, daß beide an beigebrachtem Gifte geſtorben. Die Catalanen wurden dadurch ſo empört, daß ſie ſich vom rechtmäßigen Nachfolger abwendeten und ein anderes Regiment einzurichten verſuchten. Der Prinz von Viana aber war und blieb ihr Ideal. Sie erzählten ſogar von einer Erſcheinung der Geſtalt des Verſtorbenen, welche zur Rache gegen die Stiefmutter aufgefordert habe. Seine Schweſter Blanca, die rechtmäßige Erbin vom Navarra, mußte nach vielen Mißhandlungen auch noch den Weg der Vergiftung gehen, ehe der Ehrgeiz der Gräfin von Foix ſich auf Navarras Thron erblicken und Ferdinand der katholiſche die aragoniſchen Staaten in Beſitz nehmen konnte. Bei den vielen Entbehrungen literariſcher Hilfsquellen, welche dieſe Geſchichte ſo mangelhaft ausfallen laſſen, bedauere ich kaum eine ſtärker, als den Mangel der nähern Kenntniß der proſaiſchen Werke des edeln und unglücklichen Prinzen von Viana. Denn nichts iſt anziehender als die Betrachtung der geiſtigen Erzeugniſſe guter und großer Menſchen. Ich muß es hier deßhalb leider beim Hinweiſe auf die Mittheilungen aus dem poetiſchen Nachlaſſe des Prinzen von Viana bewenden laſſen.

In die Reihen der ſpaniſchen Hiſtoriker des fünfzehnten Jahrhunderts trat auch ein Geiſtlicher, der Canonicus Pedro Rodriguez de Almela aus Murcia, welcher dem Biſchof und Dichter Cartagena näher ſtand und wie ſeine Aeußerungen ergeben, deſſen Hausgenoſſe war. Als Capellan der Königin Iſabella trat er ſpäterhin in ein näheres Verhältniß zum Hofe; ſoll auch zum Hiſtoriographen deſſelben ernannt ſeyn. Der Belagerung von Granada wohnte er, wie es ſcheint, auf eine noch thätigere Weiſe denn bloß als Geiſtlicher bei. Weil er ſich hiebei den Valerius Maximus zum Muſter nahm, nannte er ſein 1481 verfaßtes und 1487 zu Murcia, 1568 zu Madrid und 1584 zu Medina del Campo erſchienenes hiſtoriſches Werk: El Valerio de las historias escolas-

ticas y de España. — Ich habe dieß Buch nicht zu Geſicht bekommen. — Daſſelbe enthält eine Beſchreibung von 232 Seeſchlachten, welche von Abels Tode bis zur Einnahme von Merida durch die katholiſchen Majeſtäten vorgekommen ſind. — Dem Werke ſind zwei Briefe didaktiſchen-Inhalts beigedruckt. Er ſoll auch noch geſchrieben haben: wie man die Geſchichte achten ſolle — Sammlung ordentlicher Feldſchlachten — Sammlung der Wunder des heiligen Jacobus und verſchiedene Briefe.

Auch die allgemeine Weltgeſchichte fand einen Bearbeiter unter Johanns II. Regierung. Dieſer war Lope Garcia de Salazar, der Abkömmling eines alten edeln Geſchlechtes, welche auch noch unter Heinrich IV. und den katholiſchen Majeſtäten geblühet zu haben ſcheint. Seine primera, segunda y tercera parte de los sumarios de la historia del mundo, die er zum Theil während eines längern Hausarreſtes ſchrieb, ſind nur als Handſchrift vorhanden. Eine historia de los condes de Vizcaya, welche von Salazar herrührt, wird von Niclas Antonio für einen Theil der sumarios gehalten.

Durch Ueberſetzungen griechiſcher und italieniſcher Werke ſo wie durch ſelbſtſtändige hiſtoriſche Arbeiten machte ſich Alonzo de Palencia bekannt, welcher im Jahre 1433 geboren ward. Auch er war ein Vertrauter des Biſchofs Cartagena von Burgos und nachher des Erzbiſchofes von Toledo Alfonſo Carrillo. Ein Widerſacher König Heinrichs IV., hielt er es mit dem Infanten Alfonſo. Er ſchrieb ein ſpaniſch-lateiniſches Wörterbuch, drei Bücher Synonyma, zehen Bücher über das Alterthum Spaniens — Eine Chronik Heinrichs IV., Dekaden der Geſchichte ſeiner Zeit, Vollkommenheit des Kriegstriumphes. In das Caſtilianiſche überſetzt ſind von ihm: der von Favius Joſephus beſchriebene Krieg der Juden, deſſelben Schriftſtellers Werk wider den Appius Grammaticus, Plutarchs Lebensbeſchreibungen, der Kreuzſpiegel, Leben des heiligen Ildephons, die Sitten der Canarier u. ſ. w. — Den Hiſtorikern beizuzählen iſt auch der Schöppe von Jaen [1]), Fernando de Meria, welcher unter dem Titel: wahres Nobiliarium der Wappen und Schilder (nobiliario perfetamente copilado y ordenado) eine

1) In Brinkmeiers Abriß ſtehet Giena, wie Niclas Antonio in ſeinem lateiniſch geſchriebenen Werke, natürlich die Stadt Jaen, welche in dieſer Sprache Giene genannt wird, ſagen mußte, wozu aber in einem deutſch geſchriebenen Buche keine Veranlaſſung iſt.

1492 zu Sevilla gedruckte genealogiſche Arbeit lieferte, welche neben vielen romanhaften Angaben manche für die ſpaniſche Hiſtoriographie nützliche Notizen enthält.

Der Ciſterzienſermönch Gaubert Fabricius de Vagud, Hiſtoriograph der Könige von Aragon, hinterließ eine Chronik der Könige von Sobrarve, Aragonien und Valencia. — An der Gränze unſeres Zeitraumes ſtehet Gonzalo Ayora, Hiſtoriograph der katholiſchen Majeſtäten, von welchem eine Geſchichte der Regierung Iſabellens und ein Bericht über die Einnahme von Mazarquivir ungedruckt vorhanden ſind. Neben einigen lateiniſchen Werken, unter andern einem über die unbefleckte Empfängniß, hinterließ Ayora auch Denkwürdigkeiten der Stadt Avila und verſchiedene Briefe, welche Capmany 1794 veröffentlicht hat.

Allgemeine Betrachtungen über die Hiſtoriographie des XV. Jahrhunderts.

Der Reichthum hiſtoriſcher Vorräthe, den die ſpaniſche Literatur des fünfzehnten Jahrhunderts darbietet, legt Zeugniß dafür ab, daß die Geſchichte ſchon früh eine der literariſchen Lieblingsbeſchäftigungen des gebildetern Theiles der ſpaniſchen Nation war, welcher durch die ununterbrochen fortgeſetzte Ernennung öffentlicher Hiſtoriographen durch die Regierung bedeutender Vorſchub geleiſtet wurde. Die energiſche Nationalität des Spaniers und ſein ritterliches Selbſtgefühl fanden eine angenehme und gedeihliche Nahrung in der Erinnerung an der Väter Ruhm, mit deren Thaten die patriotiſche Phantaſie ſich gern befruchtete und dann im vorgetragenen Wort den Abdruck für die hiſtoriſche Anſchauung ſuchte, die ſie im geſchichtlichen Studium gewonnen hatte. Wenn dieſe hiſtoriſchen Arbeiten auch einen höhern Nationalcharakter, welcher das Volk bilden und leiten konnte, nicht ausgeprägt zeigen, ſo trugen ſie doch dazu bei, der Neigung des Spaniers in der Vergangenheit zu leben und ſich an alten Geſchichten zu erfreuen, welche ſich noch heute offenbart, erwünſchten Nahrungsſtoff zuzuführen. Die Umſtändlichkeit, mit welcher auch in allgemeinern hiſtoriſchen Werken der Herkunft und Familien berühmter Männer Erwähnung geſchiehet und welche aus dem nationalen Ahnenſtolze ihren Hervorgang nahm, deutet ſchon auf die Vorliebe hin, womit die Genealogie, mit welcher

ein verblendeter Familienstolz späterhin so viele Federn beschäftigte, gepflegt werden würde. Die Neigung, berühmte Geschlechter auf einen alten und berühmten Ursprung zurückzuführen, speculirt bedeutend auf die Gerngläubigkeit der Leser, welcher in den genealogischen Schriften ansehnliche Zumuthungen gemacht wurden. In dem schon erwähnten Fernan Meria ist schon ein schöner Anfang zu den historischen Bocksbeuteleien dargeboten, mittelst deren die phantastische Romantik sich auf den Platz der ehrbaren Geschichte einzuschmuggeln, so gern gefällt. Von diesem renommistischen Hange abgesehen, waren bei aller Unvollkommenheit der historischen Kritik ernster Forschungsgeist und männliche Achtung für Wahrheit, welche auch die spätere spanische Historiographie auszeichnen, schon den castilianischen Historikern des fünfzehnten Jahrhunderts eigen. Die Bewegung der Reflexion in den Fesseln der scholastischen Philosophie, welche wenigstens die christliche Ansicht vom Ursprung und Endziel des Menschen festhielt, und den deßfallsigen heiligen Ueberlieferungen Glauben schenkte, schadete der Entwickelung des Pragmatismus weit weniger als das kühne Selbstvertrauen, womit ein egoistisches Philosophiren später eben diesen historischen Pragmatismus in Bahnen drängte, welche von wahrer historischer Einsicht abwärts führen müssen, weil sie die Voraussetzung zum Anfangspunkte haben, daß in der christlichen Anschauungsweise die Grundansicht von Wahrheit durch vorgefaßte Meinungen, deren Unhaltbarkeit zu ahnen allein schon Hochverrath gegen die kirchliche Lehre sey, gebunden und entstellt werde. Damals hatte man den Forschungstrieb noch nicht auf Gegenstände anzuwenden gewagt, welche nur unter dem Bedinge der Unantastbarkeit der Menschheit aus dem Himmel herab gereicht sind. Man war noch nicht darauf eingeübt, die Eingebungen des natürlichen Menschen für den absoluten Maaßstab aller Wahrheit zu halten, und die Heiligkeit der Geschichte in ein Mittel zur Befriedigung des Hochmuthes, des Eigendünkels und gemeiner Selbstsucht zu verkehren. Allerdings fand sich dadurch der Forschungsfleiß damaliger Zeit in weit engere Schranken gewiesen, als die heutige Historiographie kennt, welche nur zu häufig in pantheistischer Bodenlosigkeit sich selber verliert ohne gleichwohl über einen bornirten Egoismus hinauszukommen, der Alles offen stehet und die nichts hat und zu Nichts gelangt. Finden wir in der alten spanischen Historiographie, welche freilich nur in ihren Anfängen sich uns darlegt, von diesen vermeintlichen Vorzügen, welche erst die

Entdeckung einer spätern Zeit sind, noch nichts, so ist doch ein achtbares Bemühen nicht zu verkennen, einen freien psychologischen Gesichtspunkt zu gewinnen und von da aus den inneren lebendigen Menschen und die Aeußerungen desselben in Handlungen zu begreifen. Ein Fernan Perez de Guzman und ebenbürtige Historiker begnügten sich nicht mehr mit der abgestorbenen That in ihrer kalten äußern Erscheinung, wo sie nur als Leichnam eines Unbekannten sich darstellt. Die historische Composition hatte bei Ermangelung eines Ideals für die historische Kunst sich über die Elemente noch nicht weit hinausgearbeitet. Auffallend ist es bei der Neigung der Sprache zu üppiger Stylistik, bei der Fülle des Ausdruckes und der dichterischen Tendenz des Nationalgeistes einer gewissen Trockenheit zu begegnen und die romantische Auffassung und Behandlung nicht in der Darstellung, sondern in Erfindung großthuender Facta thätig zu finden, während sie in den meisten Fällen am gothischen Chronikentone sich genügen lässet. Der Grund zum Reichthume an Darstellungen der Kirchen- und Ordensgeschichte, des Lebens der Heiligen, an Wunderlegenden und Beschreibungen kirchlicher Merkwürdigkeiten, welche die spanische historische Literatur aufzuweisen hat, ward bereits in diese Periode gelegt. Allein der gute Geschmack war den Verfassern solcher Schriften noch ein Stein der Weisen. Fast alle gehörten dem geistlichen Stande, wohl gar einem Orden an. Um den Geist des heidnischen Alterthumes, dessen Gefährlichkeit der Clerus aus richtigem Instinkte erkannte, fern zu halten, scheute man sich auch die Fülle der formellen Entwickelung aus den Geisteswerken der Alten sich anzueignen. Erst die seitdem erfolgte Wiedergeburt des wissenschaftlichen Studiums hat die Regel festgestellt, wo möglich schon die Jugend mit dem Geiste der Alten gänzlich zu durchdringen, um von diesem Erwerbe aus auch in den Besitz der formalen Vorzüge der Classicität sich zu setzen. Es ist daher weit weniger zu verwundern, daß unsere Quartaner, Tertianer u. s. w. weit bessere Anlagen zum Heidenthum als die alten castilianischen Historiker zu classischen Darstellungsformen zeigen, für welche die einfache Größe und Schönheit der alten Welt im Allgemeinen noch ein verschlossenes Buch war, obwohl humanistische Studien, zur Aneignung einer beliebten Gelehrsamkeit als ein treffliches Mittel bekannt waren, wie ich bei der Geschichte der Poesie des vorliegenden Zeitraumes, wo diese Gelehrsamkeit als ein Schmuck der Dichtkunst erscheinen sollte, mehrmals angedeutet habe. Die Eleganz

dagegen, welche Fernan Perez de Guzman und Pulgar glücklich anſtrebten, darf als ein verſtändiges Ergebniß ihrer richtig betriebenen humaniſtiſchen Studien betrachtet werden.

Didaktik dieſes Zeitraums, Lope Barrientos, Alonzo Martin de Toledo, Juan Lopez de Palacios Rubios.

Von der didaktiſchen Proſa des fünfzehnten Jahrhunderts iſt mir außer der ſchon gehörig berückſichtigten vision deleytable' des Baccalaureus de la Torre kein Erzeugniß näher bekannt geworden. Zu den vorzüglichſten caſtilianiſchen Didaktikern dieſer Zeit gehört der Dominicaner Lope de Barrientos, deſſen bereits oben nach Anleitung einer vom Cibda Real gegebenen Nachricht als eines Verfolgers der Schriften des Marquis von Villena gedacht wurde. Geboren ward der eifrige Mann zu Medina del Campo 1382, war von 1416—1436 Profeſſor der Theologie zu Salamanca, erhielt das Bisthum von Segovien, das er 1442 mit dem von Avila vertauſchte 1445 und ward Biſchof von Cuenza und General-Inquiſitor von Caſtilien, nachdem er ſchon längere Zeit die Stelle eines Reichskanzlers bekleidet hatte und Erzieher des Infanten Heinrich geweſen war. Er ſtarb am 21. Mai 1459 und hinterließ neben mehreren lateiniſch geſchriebenen Werken auch einen tratado del caso y de la fortuna den er auf König Johanns II. Befehl verfaßte, deſſen humilde fechura er ſich auf dem Titel nennt, eine Bezeichnung, welche für einen Kirchenfürſten bezeichnend iſt. Gedruckt iſt dieſe angeblich vortrefflich geſchriebene Abhandlung noch nicht. Wie ſehr eingenommen er gegen die unlautere Magie ſeyn mochte, welche der Marquis von Villena zu treiben bezüchtigt war, ſo wenig entzog er ſein Nachdenken den Gegenſtänden der Magie. Er ſchrieb eine Abhandlung del dormir, y despertar, y del sonar, y do las adivinanças, y agueros, y profecias, worin er die intereſſante Materie von den prophetiſchen Träumen und der Wahrſagung behandelt. Eine andere Abhandlung verwandten Inhaltes ſchrieb er unter dem Titel: del adivinar, y de sus especies, y del arte magica. Auch eine instruction synodal hat er hinterlaſſen. In den Werken Cibda Reals und Fernan Perez de Guzmans erſcheint Barrientos als ein energiſcher thatkräftiger Mann, von dem man als Schriftſteller nichts Gemeines erwarten darf. Es iſt daher zu bedauern, daß ich über

denſelben außer dieſen magern Nachrichten nichts beizubringen vermag.

Ein anderer Didaktiker an Johanns II. Hofe war deſſen Capellan, der Erzprieſter von Talavera Alonzo Martin de Toledo, der es für nöthig hielt, die Jugend in einem eigenen Werke vor den Fallſtricken der ſinnlichen Liebe zu warnen, welches zwar mehrmals, z. B. 1529 zu Logro in folio, und 1547 zu Sevilla in 8. gedruckt worden, mir aber nicht zu Geſicht gekommen iſt und den Titel führt: Compendio breve y muy provechoso para informacion de los, que no tienen esperiencia de los males y daños que causan las malas mugeres a los locos amadores y de otras cosas annexas a este proposito. In dieſem Werke iſt die nämliche Lehre vorgetragen, welche die Comödie Celestina in einem dramatiſchen Bilde veranſchaulichen ſollte. Dergleichen ſich in wiederholter Erſcheinung kundgebende Tendenzen laſſen auf eine ziemlich weit eingeriſſene Liederlichkeit der männlichen Jugend in Spanien gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ſchließen. Alonzo Martin de Toledo hat auch noch ein ungedrucktes Werk unter dem Titel: Atalaya de las Coronicas (Wachtthurm der Chroniken) hinterlaſſen, deſſen Inhalt ich nicht einmal zu errathen vermag.

Obgleich mit dem Ende ſeiner Laufbahn ſchon in die folgende Periode hineinreichend, gehört doch für ſeine Blüthenzeit dem Zeitalter Ferdinand und Iſabellens an der geſchätzte Didaktiker Juan Lopez de Palacios Rubios, deſſen Geburt unter Heinrichs IV. Regierung erfolgt zu ſeyn ſcheint. Auf dem Lande in einem Orte des Bisthums Salamanca geboren, begann er in dieſer Stadt ſeine Studien. Er ward Doctor der Rechte, welche er auch ſpäterhin an der Univerſität zu Salamanca zu lehren anfing. 1484 erhielt er eine Anſtellung bei der Juſtizkanzlei zu Valladolid, woneben er gleichfalls über das canoniſche Recht Vorleſungen hielt. Er wurde zum königlichen Rathe befördert. König Ferdinand ertheilte ihm den Auftrag, die ſogenannten Leyes de Toro mitzuredigiren, welche 1505 nach dem Tode Iſabellens den verſammelten Cortes vorgelegt und bekannt gemacht wurden. Als Schriftſteller erwarb ſich Palacios Rubios einen Namen durch eine Abhandlung über die kriegeriſche Tapferkeit (tratado del esfuerzo belico heroyco, welche 1524 zu Salamanca in Quart erſchien. Nach den Grundſätzen der damals beliebten natürlichen und Moralphiloſophie behandelte der rechtsgelehrte Didaktiker unter Entwickelung einer großen Beleſen-

heit, welche ihm immerfort die zu seinen Behauptungen den Beleg bildenden historischen Beispiele lieferte, das Wesen, den Ursprung und die Wirkungen der kriegerischen Tapferkeit und ihrer verschiedenen Arten und Einschränkungen, durch welche ein Ritter sich in den verschiedenen Fällen des Krieges hervorthut und auszeichnet. Das Buch stellt gewissermaaßen die Grundlagen des kriegerischen Heroismus fest. Aus diesem Grunde richtet er dasselbe auch an seinen Sohn, zu dessen Unterweisung er schrieb, wobei er ohne Zweifel die Absicht hatte, seinem Herzen eine tapfere Gesinnung einzuflößen, bevor er dem Waffendienste sich widmete. Die Schreibart dieser Schrift ist korrekt, klar und ungezwungen, die Sprache gebildet und rein, ihre edle Einfachheit trägt das Gepräge einer gewissen Würde. Bei dem Mangel vaterländischer Vorbilder im didaktischen Style, darf Palacios Rubios immerhin eine ausgezeichnete Stellung in der Geschichte der Prosa des castilianischen Mittelalters ansprechen. Den Reichthum, den Glanz und die Anmuth, welche die spanische Prosa in der folgenden Periode entfaltete, wird man freilich bei dem ehrlichen Juristen noch nicht suchen. Ueber die Dinge, an denen ein tapferer Mann seine Tapferkeit auslassen und zeigen kann, läßt sich unser Didaktiker also vernehmen, nachdem er verlangt hat, daß sie groß, schwer, wichtig, schrecklich und gefährlich seyn müßten: „Dieser Gefahr setzen sich die Menschen aus, um Ehre und Ruhm zu gewinnen oder um nicht in Schande und Unehre zu verfallen, indem sie lieber ehrenvoll in Erfüllung ihrer Pflicht sterben, als verachtet leben wollen, wenn sie dieselbe nicht thun. Der eigentliche Gegenstand der Tapferkeit sind daher Gefahren und Mühsale. Diese Gefahren und Mühsale sind gewissermaßen das Feld, auf welchem die Tapferkeit ausgesäet wird, um die Frucht zu erndten, welche demselben entsprießet. In Folge derselben werden die Menschen, zum Abmühen einmal geboren, für tugendhaft und tapfer geachtet und gehalten. Deßhalb müssen solche Gefahren und Mühsale nicht gering von den Menschen gehalten werden, denn mit denselben überwinden sie Alles und ohne dieselben kann nichts Gutes erlangt und lange Zeit besessen werden. Darum hatten hervorragende und muthige Männer ein Verlangen nach Mühsalen und Gefahren, begaben sich frohen Muthes hinein und erduldeten dieselben, in der Meinung, dadurch der Tugend Herr zu werden und ihr Gedächtniß und ihren Ruhm auf die Nachwelt zu bringen, worin eben der Lohn für die Tugend der Tapferkeit bestehet, denn

es darf und kann kein Ritter gekränzt werden, wenn er nicht auf die geſetzliche Weiſe und wie ſich's gebührte, gekämpft hat. Dieß erwog der große Hercules, nachdem er bereits einige Mühſale und Gefahren in ſeiner Kindheit und Jugend überſtanden, da er, ein Jüngling, über den Weg, welchen er im Leben einzuſchlagen haben würde, und die Art, zu leben, nachſann. Bei wachem Bewußtſeyn erſchienen ihm zwei reizende Jungfrauen von übermenſchlicher Schönheit. Die eine war die Kriegskunſt, welche ihm Vergnügen und Freude verſprach, wofern er ihr folgen werde, die andere, die Tugend, verhieß ihm Mühſale und Gefahren, dieſer folgte er, da er wußte, daß auf die Mühſale Lohn oder Vergeltung folgt. Sie führte ihn hinein und gewährte ihm die Belohnung, welche er in ſo hohem Grade verdiente, daß er wegen ſeiner Vortrefflichkeit unter die Heroen gerechnet und für einen Gott erachtet und gehalten wurde. Als einem ſolchen brachte man ihm Opfer und Gaben dar und ſchwur bei ſeinem Namen. Die Dichter aber erklärten ihn für eine der Säulen, welche den Himmel ſtützen. Daher kam es, daß alle großen, berühmten und gefährlichen Dinge, welche in der Welt ſich zutrugen und wunderbar ſchienen, auf ihn bezogen wurden. Deßhalb müſſen tugendhafte und tapfere Männer die Mühſale lieben, herbeiwünſchen und aufſuchen, die Vergnügungen dagegen, welche dem Beſitzer ſehr nachtheilig ſind, geringſchätzen. Je mehr einer mit Mühſalen ringt, deſto mehr findet er darin Halt und Stütze. Hievon durchdrungen, gab Pythagoras den treffenden Rath, daß die Menſchen zunächſt ein Leben voller Mühſale und Uebungen erwählen ſollten, die Gewohnheit werde daſſelbe allmählich aus einem herben in ein ſüßes umwandeln, da Freude und Vergnügen alle Zeit auf Mühſeligkeiten folgen. Iſt eine Freude nichts werth, ſo gehet ſie voran und die Mühſeligkeiten folgen; denn Niemand kann die Süße der Dinge recht ſchmecken, wenn er zuvor ihr Bitteres nicht koſtete." — Palacios Rubios ſetzt nun weiter auseinander, wie die allmähliche Gewöhnung eine Fertigkeit in der Seele erzeuge, zu dulden und zu ertragen, was er durch das Beiſpiel Milons, welcher ein Kalb täglich trug, und der Apfelbäume, deren Frucht täglich ſchwerer wird, erläutert. Er findet daher in der Uebung ein Hauptförderungsmittel für die Tapferkeit, und bemerkt, wie auch die Römer dieſes erkannt, indem ſie ihre Jugend täglich mit ritterlichen

Uebungen beschäftigt. Aus diesen und andern Gründen kommt Palacios Rubios zu der Ueberzeugung, daß Mühsale und Gefahren nützlich und zuträglich sind und derjenige, welcher dieselben fliehet, ein Schwächling und Mattherziger ist. Von der falschen und eiteln Furcht und deren Gegensatz zu tapferm Muthe gibt Palacios Rubios folgendes Bild: „Andere Dinge fürchtet man fälschlicher und trüglicher Weise; eine solche Furcht ist falsch und eitel, wie z. B. denen begegnet, welche fürchten, was sie nicht anders kennen, als aus den Worten und Reden Anderer oder ihrer eigenen Einbildung. Das begegnet zunächst alten oder unfähigen Leuten, welche nicht beachten, daß es weit mehr Dinge gibt, welche uns bloß Furcht einflößen, als welche uns wirklich nöthigen. Häufig sind wir mehr geängstet durch unsern Wahn oder Argwohn, als durch die Sache selbst, vor der wir uns fürchten. Das Gerücht pflegt uns in unserm Innern zu bekriegen, denn leicht glauben wir die Meinungen Anderer und denken nicht an die Dinge, welche uns eine vernünftige und angemessene Hülfe gewähren, dann aber glauben wir bald wieder die Dinge, welche uns Furcht und Zittern einflößen." Aus dem Gesagten bestimmt Palacios Rubios denn auch den Unterschied zwischen einem muthigen und verwegenen Menschen und kömmt auf die Nachtheile zu sprechen, welche für den Menschen insgemein aus der Verwegenheit entstehen. „Damit der Wille, so sagt er, die Tapferkeit auf eine richtige Art leite, ist es nöthig, daß er auf zwei Gegenstände seine Aufmerksamkeit richte, nämlich auf die beiden Gegensätze, welche sich bei jeder wichtigen, schwierigen und gefährlichen Sache hervorthun: die Verwegenheit und Furcht. Dieselben gehen aus des Menschen Eigenliebe hervor; denn er wagt und fürchtet mehr, als nöthig ist, indem er entweder seine Person ehren oder bewahren will. Wenn die wichtige, schwierige und gefährliche Sache dem Geiste mittelst der Sinne sich darstellt, so wird sie ein Gegenstand des innern Bewegens, welches sich dahin neigt, das zu wünschen, was vortheilhaft seyn kann und was man liebt. Diese Liebe erzeugt die Verwegenheit, welche ein unüberlegtes Angreifen der Gefahren mit der Hoffnung, dieselben zu überwinden, ist." Die verwegenen Leute sind, wie der Autor bemerkt, ruhmsüchtig, bequem, aufgeblasen, anmaßend, hochmüthig und loben das Ihrige mehr als billig; während sie sich in diesem Wege tapfer und muthig zu zeigen gedenken, sind ih-

nen kräftige Thaten Anderer verdrießlich, sie sind neidisch auf dieselben und verkleinern sie, um sie herabzusetzen. Der Verfasser empfiehlt, um diesen Fehler zu vermeiden, den Menschen, sich selbst erkennen zu lernen und ihre Kräfte so wie ihre eigene und des Gegners Beschaffenheit gehörig zu bemessen, sich nicht allzuviel zuzutrauen und nicht mehr über sich zu nehmen, als man zu tragen vermag. Wenn Alexander der Große bei Belagerung einer Stadt in Indien allein die Mauer erklimmte, so findet der Autor hierin nicht sowohl eine That der Tapferkeit als der Verwegenheit, welche er tadelnswürdig nennt, weil er sich nicht auf diese Weise einer Menge Feinde hätte Preis geben dürfen, zumal als König. Ein König thut nach Palacios Rubios Ansicht hinreichend seine Pflicht, wenn er das Heer in Ordnung hält, die Schlacht leitet, umsichtig darauf bedacht ist, Gefahren zuvorzukommen und tapfere und muthige Männer belohnt, die Feiglinge aber entfernt. Wie bei der Verwegenheit die Liebe zu wichtigen, schrecklichen, gefährlichen Dingen das Motiv der Handlung ist, so ist die Besorgniß vor Schaden bei solchen Dingen andererseits das Princip der Furcht ꝛc. Der gute Palacios Rubios ist als literarische Persönlichkeit nicht bedeutend genug, um seinem Werkchen noch durch fernere Auszüge eine längere Aufmerksamkeit zu schenken. Auch dürften die Mitgetheilten hinlänglich die Art und den Grund seiner schriftstellerischen Begabung darthun. Wie natürlich, vernünftig und zweckmäßig er auch seine didaktischen Tendenzen darlegt und dem Verstandesinteresse, das er verfolgt, eine entsprechende Ausgeburt und Gestaltung ins Wort zu geben sucht, wie anziehend auch die Einfachheit, Ungezwungenheit und die Vermeidung des in seiner Zeit zur Eleganz gerechneten gelehrten Prunkes anziehen mögen, so fehlt doch noch ein wesentlicher Bestandtheil in der Prosa des Palacios Rubios, um sein Erzeugniß unbedingt zur schönen Prosa zu rechnen. Er führt uns weder in die geistigen Tiefen unseres Bewußtseyns, indem er an oberflächlichern Reflexionen sich genügen läßt, noch weiß er durch geistreiche Gedanken seiner Prosa verschönernden Zusatz zu geben. In beiden Rücksichten ist ihm der Baccalaureus de la Torre überlegen, dessen didaktische Darstellung eine Empfindung geistreicher Wärme hinterläßt, nach welcher wir in Palacios Rubios trocknere Reflexionen vergebens umherfühlen. Mit den Fort-

ſchritten der didaktiſchen Proſa war es daher in Caſtilien in dieſem erſten Zeitalter ſeiner Literatur noch nicht weit gekommen.

Die Königin Iſabella als Briefſtellerin.

Die mit viel verſprechenden Anſätzen aus der Pflege Cibda Reals und Pulgars hervorgegangene Epiſtolographie fand, wie es ſcheint, in ihrer äſthetiſchen Dignität unter den Caſtilianern ebenfalls weniger Geltung und Anerkennung als die Geſchichte. Nicht etwa ihres großen äſthetiſchen Intereſſes wegen, ſondern um der Berühmtheit ihrer Verfaſſerin willen darf ich einige Briefe nicht unerwähnt laſſen, welche uns von der Königin Iſabella aufbewahrt ſind und die ſie mit eigener Hand geſchrieben hat. Dieſelben ſind an ihren Beichtvater, den Erzbiſchof von Granada, Hernando de Talavera gerichtet. Obwohl dieſe Briefe nicht gerade Muſter des Briefſtyles ſind, ſo haben ſie doch, abgeſehen von dem Zeitſpiegel, den ſie uns vorhalten, das Verdienſt eines lebendigen Vortrages wie der Präciſion, und ſind ſchöne Zeugniſſe der vertraulichen Offenheit eines königlichen Herzens, ſowie der Natürlichkeit und des edeln Freimuthes, womit dieſe heroiſche Frau die Empfindungen jenes Herzens auszuſprechen wußte. „Eure Briefe (ſo ſchreibt ſie im erſten Briefe) ſind der Art, daß es eine Verwegenheit ſeyn würde, darauf zu antworten, denn ich bin weder im Stande, noch verſtehe ich, ſie zu leſen, wie es Recht iſt. Gewiß aber weiß ich, daß ſie mir Leben ſpenden, und ich vermag nicht genug zu ſagen und zu betheuern, ſo oft ich es auch thue, wie ſehr ſie mir nützen. Ich wünſchte nur, daß Ihr etwas ausführlicher ſchreiben möchtet und über Alles recht ins Einzelne, ſowie über Alles, was ich zu verhandeln habe und über die Dinge, welche hier vorgehen, z. B. die Verhandlungen mit dem Könige von Portugal in Betreff der Inſeln, welche Columbus entdeckt hat, ſo wie über die Angelegenheiten, deren Nichterwähnung Ihr mir vorwerfet. So wünſchte ich auch Euere Meinung zu wiſſen über die Vermählung unſerer Kinder, deren Ihr gedenket, wobei freilich auf die Prinzeſſin nicht gerechnet werden kann, weil dieſelbe entſchloſſen iſt, ſich nicht zu vermählen, und der König, mein Herr, ihr bereits vor Jahr und Tag die Zuſage ertheilt hat, es ihr nicht anſinnen zu wollen, ſo wie ich ſelbſt ſchon vorher nicht beabſichtigte, auf Aenderung ihres

Willens hinzuarbeiten. Doch nicht allein über ſolche Hauptangelegenheiten wünſchte ich Eure beſondere Meinung brieflich zu vernehmen, ſondern über Alles in unſern Landen und deren gute Regierung. Schon längſt habe ich dieſes Euch ſchreiben wollen, ich unterließ es aber, weil mir ſchien, als ob Ihr mit alle dergleichen verſchont bleiben möchtet. Jetzt aber thue ich es auf Anlaß Eures Vorwurfes, daß ich Euch niemals über Indien etwas geſchrieben, woraus ich die Ueberzeugung ſchöpfe, es werde Euch nicht läſtig ſeyn, wenn ich Euch auch dieſes Anliegen mittheilte. Ueber Eines und Anderes würde ich Euch geſchrieben und befragt haben, wenn ich das gewußt hätte. Etwas verhindert bin ich daran durch die Kürze der Zeit, welche mir zum Schreiben vergönnt iſt, wobei mir bange wird, wie ich darin alles das ſagen möchte; und da ich ſo wenig Zeit habe, verwirrt ſich der Verſtand dergeſtalt, daß ich nicht ſo viel weiß, als ich bei längerer Friſt wiſſen würde; ich laſſe daher Vieles, was ich zu ſagen wünſchte, ungeſagt, und ſage, was ich vorbringe, etwas verworren. Dieß iſt mir unangenehm. Hätte ich Zeit, ſo würde ich mir ohne Zweifel keinen erfreulichern Zeitvertreib denken können; und doch wird es auch ſo eine Erholung für mich ſeyn, wenn ich denken kann, daß Ihr meine Briefe duldet, obwohl ich mich darin zu weit und vom Ziele abwärts gehen laſſe. Und wo ich es nicht ſelbſt vermag, werde ich Euch durch Fernan Alvarez Hand alles Hauptſächliche zu wiſſen thun, damit wir darüber Eure Meinung erfahren. Darum bitte ich aber gar ſehr, daß Ihr Euch nicht ſcheuet, Eure Meinung über Alles zu ſagen. Entſchuldigt Euch auch nicht damit, daß Ihr nicht bei der Sache und daß Ihr abweſend ſeyd, denn ich weiß, daß der Rath von Euch Abweſenden beſſer ſeyn wird, als der jedes Gegenwärtigen. Ich habe auch weder unter Abweſenden noch Anweſenden Jemand, der mir, wie Ihr, obwohl entfernt, den Frieden aus ſo guten und vielen Gründen zu rühmen oder die Schuldigkeit des Dankes gegen Gott für denſelben und andere empfangene Gnaden ſo darzulegen und zu ſagen wüßte, auch Niemand, der ſich in dieſer Art tadelnd über die Hoffeſte ausſprechen möchte; denn das Alles iſt auf das Beſte geſagt und ich ſtimme gänzlich damit überein. Ja! Niemand anders kann ſo mit mir ſprechen und mich ſo berathen, wie Ihr in Euern Briefen. Und deßhalb bitte und dränge ich Euch immer wieder, daß Ihr meine Wünſche erfüllen möget. Es kann mir ja nichts eine größere Freude verurſachen; denn auch bei

Euerm Tadel empfinde ich dieſelbe. Derſelbe iſt auf ſo heilige Art begründet, daß ich mich nicht zu entſchuldigen wüßte. Weil es mir aber vorkömmt, als habe man Euch mehr gemeldet, als vorgegangen iſt, ſo will ich Euch den Hergang erzählen, um zu erfahren, worin ich geirret. Ihr ſaget, es habe getanzt, wer nicht hätte tanzen ſollen. Ich meine, man hat Euch geſagt, ich hätte getanzt. Hieran habe ich aber nicht einen Gedanken gehabt; denn nichts kann bei mir in größere Vergeſſenheit gerathen ſeyn. Die neuen Trachten haben weder ich noch meine Damen getragen, nicht einmal neue Kleider. Denn die ganze Bekleidung, welche ich trug, habe ich getragen, ſeit wir in Aragon ſind, und darin haben mich auch die andern Franzoſen geſehen. Ein höchſt einfaches ſeidenes Kleid mit drei Goldknöpfen machte meinen ganzen Staat aus. Daß die Franzoſen an der Tafel ſpeiſen, iſt ein ſehr gebräuchlich Ding, was bei ihnen durchgängig Statt findet. Jedes Mal, wenn die Vornehmen mit den Fürſten ſpeiſen, ſpeiſen auch die übrigen an den Tiſchen der Ritter und Damen. Niemals ſpeiſen die Damen allein. Daſſelbe geſchah mit den Burgundern, als der Baſtard kam, mit den Engländern und Portugieſen, ſo wie vorher bei andern Gäſten. Ich ſage Euch das, weil hier keine Neuerung vorgenommen worden, bei der wir einen Fehlgriff zu machen gedacht hätten. Um aber zu wiſſen, ob dieß geſchehen iſt, frage ich darnach, wie ſehr es auch Gewohnheit ſeyn mag; denn wenn es etwas Unrechtes iſt, ſo macht die Gewohnheit es nicht zu etwas Gutem, und es wird beſſer ſeyn, den Brauch, wenn die Gelegenheit ſich darbietet, außer Anwendung zu bringen. Die Kleider der Herren, welche ſehr koſtbar waren, habe ich nicht befohlen, ich habe mich vielmehr möglichſt dagegen erklärt und ermahnt, daß man darin nicht ſo viel thäte. In Betreff der Stiere ſtimme ich dem bei, was Ihr ſagt, obwohl ich es nicht ſo durchſetzte. Allein ich nahm mir doch ſogleich ernſtlichſt vor, dieſelben in meinem ganzen Leben nicht mehr zu ſehen und nie einem Stiergefechte wieder beizuwohnen. Das Verbieten derſelben kann ich nicht zuſagen, da es nicht von mir allein abhängt. Das Alles habe ich geſagt, damit Ihr, wenn Ihr die Wahrheit der Vorgänge wiſſet, entſcheiden könnet, was Unrecht iſt, damit es unterlaſſen werden könne, wenn wir auf andern Hoffeſten uns ſehen. Denn ich bin nicht nur aller dieſer Uebertreibungen überdrüſſig, ſondern der Feſte insbeſondere, ſo triftig auch der Anlaß dazu ſeyn mag, wie ich bereits in einem langen

Briefe geſchrieben, den ich nie abſandte noch abzuſenden wage, bis ich vollſtändig weiß, ob Ihr kommen werdet, wenn es Gottes Wille iſt, daß wir nach Caſtilien gehen. Hierin wage ich nun nicht zu dringend zu ſeyn, indem ich unſere Wünſche Euerm Willen unterordne und es meine Art iſt, in Niemanden zu dringen, am wenigſten aber in Jemand, den ich lieb habe. Wenn Ihr verlangt, daß ich Eure Briefe nicht zeigen ſoll, ſo befinde ich mich in tödtlicher Verlegenheit, da ich ſehe, daß ich unrecht that, dieſelben nach Beſchaffenheit ihres Inhaltes mitzutheilen. Ich zeige ſie auch nicht um deſſen Willen, was Ihr darin von mir ſagt, aber ich werde ſie zeigen, obwohl ich mich ſchäme, darin über mich zu vernehmen, was nicht Statt findet. Ich ſah einen Brief, den Ihr an den Cardinal Cartagena geſchrieben. Nie habe ich Schöneres geſehen. Allein Ihr müſſet eine große Kühnheit verzeihen, welche ich mir damit genommen, indem ich die Stelle, worin Ihr von der Heuchelei ſprecht, ausgeſtrichen habe, weil es mir vorkam, als ob es ein Makel für einen Römer ſeyn möchte. Aber daß Ihr mir Eure Meinung über dieſe römiſchen Angelegenheiten ſchreiben wollet, bitte ich ſehr, auch wenn es eine Sache iſt, worin wir etwas zu thun vermögen. Ueber den Abgang des mauriſchen Königs (von Granada) haben wir eine große Freude gehabt, über den Fortgang des Infanten, ſeines Sohnes, aber großes Bedauern. Wenn ich, was Euer Brief bemerklich macht, wüßte, würde ich mehr Fleiß anwenden, ihn zurückzuhalten. Mich bedünkt, wir müſſen ihn, wo er iſt, immer halten, indem wir ihn unter dem Vorwande, ſeinen Vater beſuchen zu wollen, beſuchen und ihm etwas ſchicken." — Der andere Brief der Königin, den ich mittheilen will, hat den Dolchſtoß zum Gegenſtand, welchen ein Wahnſinniger dem Könige zu Barcelona beigebracht hatte. „Da wir ſehen, daß die Könige durch jeglicherlei Unfall ſo gut ſterben können als andere, iſt es recht, ſich auf einen guten Tod vorzubereiten. Ich ſage dieß, weil, wenn ich auch daran niemals zweifelte, vielmehr daran wie an eine zweifelloſe Sache häufig dachte, indem Größe und Glück mir dieſen Gedanken und dieſe Furcht häufig nahe legten, doch vom Denken und Vorſtellen ſehr weit bis zum eigentlichen Erleben iſt. Wie nahe der König, mein Herr, ſich auch dem Tode ſonſt erblickte, und ich fühlte es öfter und ſchmerzlicher, als wenn ich ſonſt an etwas hätte ſterben ſollen (denn meine Seele kann beim Hinausgange aus dem Leibe nicht ſo leiden), ſo kann man, was ich jetzt

empfand, nicht beſchreiben und arg genug ſchildern. Deßhalb aber wünſchte ich, daß er (Gott verhüte, daß es wieder ſo komme!), ehe er abermals den Tod ſchmeckt, in anderer Verfaſſung ſeyn mag, als er war, beſonders jetzt, wo die Schulden zu tilgen ſind. Deßhalb bitte und dränge ich Euch um Gotteswillen, daß Ihr Euch an das Geſchäft macht, alle meine Schulden zu ermitteln, ſowohl die Darlehen, als rückſtändigen Lohn und Kriegsſchäden, ſowie die von mir als Prinzeſſin eingegangenen alten Verpflichtungen. Ich beauftrage Euch, mir über Alles einen Aufſatz zu machen und mir denſelben zu überſenden; denn es wird mir ein Stein vom Herzen fallen, wenn ich dieß erhalten habe. Sehe und kenne ich Alles, ſo werde ich mich deſto mehr bemühen, Zahlung zu leiſten. Ich bitte Euch nur, daß Ihr das für mich recht bald thut und zwar, ſo lange meine Verbannung hier noch dauern wird. Gott weiß, wie ſehr ich es jetzt beklagen würde, wenn Ihr nicht kämet; wäre es nicht um dieſer Stadt Willen, welche ich höher halte, als mein Leben, ſo würde ich aus jenem Grunde alles Andere hintanſetzen. Sobald ich das Unheil erfuhr, hatte ich alsbald weder Gedächtniß noch Sorge für meine Kinder; ich ſorgte aber, daß Euch die Briefe geſchrieben wurden, welche ich an Euch richtete. Ich begehre daher Euern Beſuch nicht eher, als bis wir, ſo es Gott gefällt, Euch näher ſeyn werden. Damals hatte man mir nicht mehr geſagt, als ich ſchrieb, und ich hatte den König meinen Herrn noch nicht geſehen; denn ich befand mich in dem Palaſte, worin wir unſern Aufenthalt genommen, er aber in demjenigen, worin die That geſchah. Ich ſchrieb aber, bevor ich mich dorthin begeben, weil Seine Herrlichkeit nicht wünſchte, daß ich während ſeiner Beichte käme. Deßhalb konnte ich nicht mehr ſagen, als mir ſelbſt geſagt war, und auch ſo weit war es nicht nöthig; denn auch jetzt möchte ich nicht, daß man wüßte, wie es geweſen ... Die Wunde war nach der Angabe des Doctors Guadalupe ſo groß, daß ich das Herz nicht hatte, ihre Länge und Tiefe zu ſehen. Ihre Tiefe betrug vier Zoll und von der Breite zu ſprechen, erzittert mir das Herz; denn an Jedem würde ihre Größe Entſetzen erregt haben, um wie viel mehr bei dem, an welchem ſie ſich befand. Gott fügte es aber ſo barmherzig, daß es ſchien, als habe er die Stelle, an welcher es gefahrlos geſchehen konnte, förmlich abgemeſſen; denn alle Sehnen und der Genickknochen, ſo wie alles Gefährliche, wurden verſchont. Man bemerkte daher auch bald, daß keine Gefahr

vorhanden ſey; nachher aber verſetzten uns der Krampf und das Blut in die Beſorgniß einer Gefahr, und am ſiebenten Tage zeigte ſich ein ſo bedeutender Fieberanfall, daß wir dabei mehr, als bei irgend etwas Anderm Angſt hatten. Derſelbe währte einen Tag und eine Nacht hindurch, eine wahre Höllennacht; denn, glaubet mir's, Pater, ſo etwas war unter keinem Volke und zu keiner Zeit geſehen worden; kein Beamter that ſeine Schuldigkeit, keiner wechſelte mit dem Andern ein Wort. Alles war auf Wallfahrten, Prozeſſionen und Almoſen bedacht; es war ein größerer Andrang zum Beichtſtuhl, als jemals in der heiligen Woche, und das Alles ohne Jemandes Anmahnung. In den Klöſtern und Kirchen beteten unaufhörlich bei Tage und bei Nacht zehn oder zwölf Geiſtliche oder Brüder. Es läßt ſich nicht beſchreiben, was da Alles vorging. In ſeiner Güte wollte Gott ſich Aller erbarmen, ſo daß, als Herrera abging, welcher einen fernern Brief von mir brachte, Seine Herrlichkeit ſich ſchon ſehr wohl befanden, wie jener gemeldet haben wird, und ſeitdem iſt er immer wohl auf (wofür unſerm Herrn viel Lob und Dank), ſo daß er bereits aufgeſtanden iſt und ausgehet. Morgen wird er, gefällt es Gott, durch die Stadt reiten und in eine andere Wohnung ſich begeben. Die Freude, ihn wieder wohl auf zu ſehen, iſt eben ſo groß geweſen, als die Trauer war, ſo daß er uns Alle wieder mit aufgerichtet hat. Ich weiß nicht, durch welchen Dienſt wir Gott eine ſo große Gnade vergelten. Andere voll höchſter Tugend würden nicht im Stande ſeyn, dieß zu verdienen. Was ſoll ich thun, die ich keine beſitze? Einer von den Schmerzen, die ich erlitt, beſtand darin, den König das leiden zu ſehen, was ich verdient hatte, während er es nicht verdient hatte, für mich zu büßen. Das machte mich faſt todt; möge es Gott gefallen, daß ich ihm fortan diene, wie es meine Schuldigkeit iſt. Eure Gebete und Rathſchläge mögen mir dazu behülflich ſeyn; Ihr habt mir dieſelben alle Zeit zu Theil werden laſſen, thut es aber jetzt inſonderheit, wo ich es Euch beſonders aufgetragen habe. . . ."

Stellung der Königin Iſabella zur ſpaniſchen Literatur.

Indem ich der Königin Iſabella in dieſer Literaturgeſchichte als Briefſtellerin ihre Ehre widerfahren laſſe, bin ich unwill-

kührlich so sehr in ihre Nähe geführt, daß ich, nachdem schon vielfach hindeutend ihrer gedacht worden, von der Anschauung ihres Verhältnisses und ihrer Stellung zur castilianischen Literatur, welche mit dem Abtritte der beiden katholischen Majestäten von der politischen Bühne ihr eigentliches Mittelalter abschließt, nicht länger Umgang nehmen kann. Schon der Umstand, daß diese merkwürdige Frau am Ende einer Periode sich hingestellt findet und mit ihrem Leben ein Zeitalter der castilianischen Literatur sich vollendet, ist ein schlagender Beweis, daß sie keine neue Epoche in derselben heraufzuführen im Stande gewesen. Doch soll damit nicht geläugnet werden, daß unter ihrem Regiment sich Vieles vorbereitete und gestaltete, was der neuen Richtung, in welche die spanische Literatur einzutreten und worin sie sich fortzubewegen begann, das eigentliche Gepräge aufdrückte, wodurch die neuere Literatur sich von der ältern unterschied. Die äußern Hauptmomente, wodurch diese Veränderung mit herbeigeführt wurde, waren Ereignisse, welche unter Isabellens Regierung und meist von ihr hervorgerufen, zu geschichtlichen Erscheinungen wurden. Die Eroberung von Granada, die Entdeckung von America, die Vereinigungen der Kronen Castiliens und Aragons mit der Verschmelzung von ganz Spanien zu einem Reiche, und die dadurch für die Könige herbeigeführte Tendenz zum unumschränkten Herrschen, die durch Neapels Eroberung bewirkte Verbindung mit Italien und dadurch vermittelte Verbreitung des Geistes der italienischen Literatur auf der pyrenäischen Halbinsel, die Einrichtung der Glaubensgerichte und andere minder wichtige Momente, die Isabellens Herrschaft vermitteln half, waren es, welche nach einem seltsamen Stillstande und spurlosen Vorübergange mehrerer Decennien im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, den Geist der Literatur des spanischen Mittelalters von dem der modernen Literatur differentiirten und daher in der Einleitung zu einer Geschichte der neuern spanischen Literatur ihre ausführlichere Würdigung finden müssen. Das literarische Leben, welches sich unter Isabellens Regierung in Castilien äußerte, und dessen Betrachtung ich bereits in die Schilderung des Johanneischen Zeitalters mit hineingezogen habe, ist daher keine originale Schöpfung des Geistes und Einflusses dieser Königin oder ein eigenthümlicher Hervorgang aus den Momenten, welche sich um sie zur Bildung einer neuen Epoche versammelten, sondern vielmehr der Nachwuchs und Abschluß des-

jenigen Lebenstriebes, welcher bis zu Isabellens Zeit den Fortgang der spanischen Literatur geleitet hatte. Alle Anflüge des Modernismus, welche die spanische Literatur in der Periode Isabellens sichtbar werden läßt, eignen theils nicht ihrer Zeit allein, sondern verkündeten sich als voranflatternde Streiflichter der modernen Aufklärung auch schon unter frühern Regierungen, namentlich in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, anderntheils waren sie doch auch in ihrer Gesammtwirkung noch nicht kräftig genug, den vorherrschenden Geist des katholischen Mittelalters zu überwinden. Die Literatur der Castilianer blieb daher auch unter ihrer glorreichen Königin Isabella wesentlich mittelalterlich. Deßhalb habe ich auch ihrer Regierung und ihrem literarischen Einflusse keine besondere Erwähnung zu Theil werden lassen, und die Geschichte der literarischen Erscheinungen, ohne dieselbe mit einer solchen Betrachtung zu unterbrechen, in einem Athem zu Ende geführt. Es ist eine unrichtige Auffassung und Darstellung der Verhältnisse, wenn man das bewegte und lebendige Wirken und Treiben, welches sich unter Isabellens Regierung auf allen damals angebauten Feldern der spanischen Literatur kund thut, in der Art auf die Rechnung der großherzigen Königin setzt, daß man sie darin als die Gründerin und Schöpferin von etwas ganz Neuem erscheinen lässet. Die Emsigkeit, das Interesse und der Nachdruck, womit Isabella das geistige Leben in allen Richtungen zu fördern beflissen war, und deren Erfolge zumeist der Literatur zu Statten kamen, hatten mehr die Erhaltung und Belebung des Bestehenden zum Gegenstande, als daß sie die Eröffnung neuer Bahnen und die Heraufführung eines neuen Geistes sich zum Zwecke gesetzt hätten. Was von ihren Bestrebungen etwa so gedeutet werden konnte, lag mehr der wachsenden Zeit in den Gliedern als der Königin im Sinne, welche mehr unwillkührlich solchen Richtungen nachgab und dieselben gewähren ließ. Wie beredt, umsichtig, gründlich und schön daher auch Pater Diego Clemencin in seinem Elogio historica de la Reina Catolica die vielseitigen Verdienste Isabellens um die spanische Literatur geschildert hat [1]), so verleitet ihn doch das Bestreben, seine Heldin zu verherrlichen und den Strahlenkranz, den er ihr gewunden, möglichst weit

1) Welchem, wie schon angedeutet worden, Brinkmeier S. 96 seines Abrisses ꝛc. zum Theil wörtlich gefolgt ist.

leuchten zu lassen, zu dem Irrthume, sie als Grund von Vielem vorauszusetzen, was sie nur als Gegebenes förderte, und ihrer Zeit Verdienste zuzueignen, welche in der That mit weit größerm Rechte auf Rechnung ihres Vaters und seiner Zeit gesetzt werden müssen. So ist es namentlich eine Ungerechtigkeit gegen die Johanneische Periode, wenn Clemencin den Hauptbestandtheil des cancionero General, mithin den Hauptvorrath des poetischen Capitalvermögens der spanischen Literatur aus dem fünfzehnten Jahrhundert dem poetisch befruchtenden Einflusse von Isabellens Regierung zuschreiben möchte und die tiefer liegenden Wurzeln der Oberfläche so nahe setzen zu müssen glaubt. Es ist daher eine unwillkührliche Naivität des guten Paters, wenn er sich gewissermaßen darüber verwundert, daß die meisten der Namen aus dem allgemeinen Liederbuche, welche er zu Isabellens Ruhm ausbeutet und herrechnet, der Zeit *vor* Isabellen oder höchstens dem *Anfange* ihrer Regierung angehören. Er führt dadurch wider seine Absicht den Beweis, daß die Verherrlichung Isabellens durch diese Namen nur mittelst eines an der Vorzeit begangenen Raubes möglich war, und daß die Blüthen, welche den spanischen Parnaß zu ihrer Zeit schmückten, von Isabellen nur *gepflegt* wurden, keineswegs aber ihre Aussaat und Anpflanzung von ihrer Hand empfingen. Eben so wenig war es Isabella, welche, wie Clemencin glauben lassen möchte, den Stand der Dichter und die Lage der Poesie selbst hob und veredelte, so wie die Niedrigkeiten und Unanständigkeiten hinauswies, welche die edle Kunst verunzierten. Auch war sie es gerade nicht, welche die letztere den Händen der Possenreißer und Jongleurs entriß, in welchen sie sich, wie ich hinreichend aufgewiesen zu haben meine, niemals ausschließlich befunden hatte, so wie denn hinreichend dargethan worden, daß die Hofpoesie in Castilien, welche der Jonglerie den sichersten Zaum anlegte, weit ältern Datums ist, als selbst die Geburt der Königin Isabella. Wie unschuldig diese Dame aber an den Anfängen der *dramatischen* Kunst in Spanien ist und wie wenig sie auf Encinas arte de trobar eingewirkt, welche ihr der gelehrte Pater im Vorübergehen zugleich mit aufbürden möchte, gehet aus meiner über beide Gegenstände gegebenen Darstellung hinreichend hervor. Dagegen mag Clemencin darin Recht gegeben werden, daß die Uebersetzungsepoche unter Isabellen und

durch dieſelbe ihren Aufſchwung nahm. Ich würde aber dieſe Epoche mit Clemencin keineswegs als ein Zeichen der literariſchen Kindheit bezeichnen, ſondern vielmehr daraus herleiten (was er uns zu verſchweigen ein Intereſſe hat), daß der eigenthümliche Geiſt literariſchen Lebens ſich im Ausſterben fand und, zu eigenem Produziren nicht mehr fähig, ſich auswärts Stoff ſuchte, dem er nur das vaterländiſche Gewand umhing. Kleider aber machen Leute, deßhalb will der gute Clemencin den Ueberſetzertroß auch in die ſpaniſche Literatur mit einſchmuggeln. Damit ſoll natürlich nicht geläugnet werden, daß die Ueberſetzungen durch vielſeitige Handhabung der Sprache und Einbürgerung ausländiſcher Ideen dem Fortgange des ſpaniſchen Idiomes und ſeiner Literatur ungemein förderlich waren. Denn der Umſtand, daß es beim Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts unter Damen und Rittern in Italien zum guten Tone gehörte, caſtilianiſch ſprechen zu können, beweiſet die Anerkennung, welche dieſe Sprache im Auslande fand, und legt ein ſchönes Zeugniß für ihren Werth und ihre Cultur ab. Ich beſtreite dem Pater Clemencin nur, daß die Erſcheinung von einer Unzahl Ueberſetzern unter Iſabellens Regierung als ein Hervorgang überflüſſigen geiſtigen und produzirenden Lebens betrachtet werden kann, deſſen Quelle ihren Urſprung im Geiſte jener Königinn genommen. Die Verbreitung der humaniſtiſchen Studien, die von Italien aus ganz Europa durchdrangen und dem Mittelalter den Todestrank reichten, woran es unvermeidlich verſcheiden mußte, und welche den Anſtoß zu dem Erſcheinen der Ueberſetzungen aus dem claſſiſchen Alterthum gegeben, war ein Moment, welches ſo wenig von Iſabellen in Thätigkeit geſetzt war, daß ſie vielmehr, indem ſie dieſer Richtung der Zeit durch Förderung der Kenntniß der antiken Kunſt und Wiſſenſchaft in ihrem Lande die Wege bahnte, als leidend und von höherer Macht mitergriffen erſcheint. Sie ſtellte ſich nur an die Spitze einer geiſtigen Bewegung, die ſie zu hindern außer Stande war und von welchen ſie ſelbſt nur fortgezogen ward, wie andere gelehrte Frauen, deren Namen Clemencin zu ihrem Ruhme erwähnt, namentlich Beatriz Galindo, der Königin Lehrmeiſterin in der lateiniſchen Sprache und Francisca von Lebrija, Magiſter Antonios Tochter, welche ihren berühmten Vater auf dem Lehrſtuhle der Rhetorik zu Salamanca mit Beifall vertrat. Daß die Nichten des ge-

lehrten Marquis von Santillana, die Gräfin von Monte-agudo und Maria Pacheco dieſem Strome der Studien des alten Heidenthumes nachgaben, mag ſchon aus der, zu Gelehrſamkeit neigenden Familienanlage begriffen werden. Vermochten doch ſelbſt geiſtliche Herrn, welche als rechte Stützen der Kirche betrachtet werden und durch heiligen Glauben ſich einen Namen machten, dem Drange der claſſiſchen Studien nicht zu widerſtehen, ſo daß wir den ehrwürdigen Erzbiſchof Talavera und den berühmten Cardinal Ximenes unter den Hauptbeförderern der humaniſtiſchen Bewegung erblicken. Wahrhaft fromme und kirchlich geſinnte Menſchen haben ſich dieſer Richtung auch allezeit ohne Gefahr hingeben können. Denn ſie brachten als Ertrag ihrer Studien auf den Gebieten des claſſiſchen Alterthumes immer die Einſicht heim, daß keine menſchliche Kunſt und Wiſſenſchaft des Geiſtes höheres Bedürfen wahrhaft zu befriedigen im Stande iſt, daß vielmehr das Chriſtenthum als göttliche Weisheit und Kraft allein demſelben volle Genüge leiſten könne. Dieſe Männer pflegten daher die claſſiſchen Studien weder einſeitig noch ausſchließend. Sie eigneten ſich das Mark der Griechen und Römer nicht an, um damit den Schluß ihrer geiſtigen Malzeit zu machen, ſondern um ſich über dieſe Heiden und ihre Geſinnung hinauf zu dem weit höhern Geiſte des Chriſtenthumes zu erheben. Nicht nur die glückliche Fügung, daß viele große Pfleger der humaniſtiſchen Studien auch wahre Chriſten blieben, ſondern auch die beſondern Verhältniſſe, welche in Spanien obwalteten, veranlaßten, daß die Gefahr, welche für Kirche und Religion in der Cultur ſolcher Beſtrebungen verborgen lag, für dieſes Mal noch glücklich vorüber ging. Im Schach gehalten wurde dieſe Richtung damals allerdings auch noch bedeutend durch den allgemein verbreiteten Geſchmack der Nation an den Rittergeſchichten und den abenteuernden Geiſt, welcher die Spanier in die Meere und an die Küſten einer neu entdeckten Welt hinaustrieb. Gründete Iſabella auf der einen Seite Schulen, ſorgte ſie für Verbreitung claſſiſcher Wiſſenſchaft und Studien, fügte ſie als Anreiz den Vorgang ihrer eigenen Proſa hinzu, indem ſie ihre Muſe dieſen Beſchäftigungen zuwendete; war ſie nach Kräften eine Beſchützerin der Gelehrſamkeit und Gönnerin der Gelehrten, befreiete ſie die Einführung von Büchern über die Gränze ihres Reiches von allen Abgaben, bewilligte ſie fremden Buchhändlern und Druckern beſondere Vergünſtigungen, um den literariſchen Verkehr in Spanien zu beleben und emporzubringen, ſo war ſie auf

der andern Seite Anfangs durch die mauriſchen Kriege und ſpäter durch die Expeditionen in die weſtlichen Regionen, ſo wie durch ihre durchaus kirchliche Geſinnung und Ueberzeugungen und andere Förderungs- und Unterhaltungsmittel des romantiſchen Geiſtes und Sinnes eine gleichzeitige Vertreterin der Richtung, welche der Einſeitigkeit der claſſiſchen mit noch immer kräftiger Fülle entgegen zu treten im Stande war. Auf dieſe Weiſe geſchah es, daß die Entzweiung des romantiſchen Geiſtes mit dem als Revenant wieder erſcheinenden Geiſte der heidniſchen Antike, ſo viele Anſätze und Verſuche dazu auch ſichtbar wurden, ſich doch nicht, wie in andern Ländern, in Spanien ſofort oder ganz vollziehen konnte. Das Mittelalter wollte ſich in Spanien nicht ſo leichten Kaufes zu Grabe tragen laſſen, als es in andern Reichen das Zeitliche geſegnet hatte. Es iſt die intereſſante Aufgabe des Geſchichtſchreibers der folgenden Periode der ſpaniſchen Literatur, aufzuzeigen, wie ſich auch in der modernen ſpaniſchen Poeſie und Beredſamkeit das romantiſche Element eine feſte Stätte zu ſichern wußte und noch Jahrhunderte lang mit nachhaltiger Kraft die Nation und Literatur durchdrang, ehe es bis zu gleichgültiger Ohnmacht ſich abmattete. Es blieb in Spanien weit länger Volkseigenthum und auch in den gebildeten Ständen, ſo wie der Schriftſtellerwelt eingebürgert, als in irgend einem der andern Länder, welche von dem wiedererwachenden Geiſte des claſſiſchen Alterthumes befruchtet worden.

Chriſtlicher Geiſt der Literatur des ſpaniſchen Mittelalters. — Geiſtliche Beredſamkeit.

Wenn ſich der Proceß der Aneignung des chriſtlichen Glaubens und des Erwachſens der mittelalterlichen Erſcheinungsformen dieſes Glaubens in That, Wort und Schrift in andern Gegenden Europas, am meiſten aber in denen, in welchen das Chriſtenthum weit ſpäter Eingang gefunden, als in Spanien, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in einem Grade vollendet fand, daß der Stand des Chriſtianismus dort ſchon wieder einen nahen Verfall zunächſt im ſichtbar werdenden Verderben der Geiſtlichkeit und Kirche andeutete, ſo bietet die allgemeine Anſicht der ſpaniſchen Zuſtände durch alle politiſche Zerriſſenheit und bürgerliche Beunruhigung und die Auflöſung ſo vieler ſocialen Elemente hindurch doch eine ſichere chriſtliche und kirchliche Poſitivität dar,

welche denn auch immer vorzugsweise die Grundlage und Grundfarbe der spanischen Literatur gewesen ist. Habe ich in meiner Darstellung diese Anschauung nicht zum Bewußtseyn meiner Leser bringen können, so mögen dieselben diesen Mangel nicht auf Rechnung der literarischen Thatsachen bringen, sondern meines Unvermögens, dieselben im rechten Lichte erscheinen zu lassen. An der Sache selbst ist nicht zu zweifeln. Denn es haben Kritiker, welche mit dem Christenthume sonst wenig Gemeinschaft pflogen und für die Verherrlichung desselben kein Interesse zeigten, anerkannt, daß die Spanier vor allen neuern Nationen den Geist des Christenthumes, natürlich in der katholischen Auffassungsweise, in die schöne Literatur einzuführen gewußt. Bei diesem Stande der Dinge, welcher vorzugsweise für das spanische Mittelalter die Norm war, fand das heidnische Bestreben, welches das Sinnliche und Ungöttliche auftreten lassen möchte in der Form des Schönen und sich umkleiden mit dem Scheine des Göttlichen, wenig Boden auf dem Gebiete der castilianischen Literatur. Es wollte zwar auch hier die Finsterniß sich kleiden in das Licht und trachtete durch falschen Schimmer und lügenhaften Glanz das wirklich Göttliche gefangen zu nehmen und zu verderben. Allein der christliche Gehalt des spanischen Geistes war zu mächtig, er widerstand der heidnischen Werbung und machte es sich zur Aufgabe, die göttliche Wahrheit und Ordnung anzudeuten und zu veranschaulichen in seinen literarischen Bildern und Gestaltungen und seine heilige Kraft aufzubieten, um durch seine Erzeugnisse den Betrachter zu erfüllen mit himmlischen Gedanken und Gefühlen, so wie Alles zum Widerscheine des Ewigen zu machen. Die Literatur des spanischen Mittelalters stellt sich in ihrer Gesammtanschauung deßhalb dar als ein Vermittelungsorgan der Religion, als eine Dollmetscherin des Göttlichen und seiner Beziehungen zur irdischen Menschheit. Nur das Unvermögen entsprechender Formgebung und der Mangel an Begriffscultur verschulden die mangelhafte Art, wie diese hohe Aufgabe in den vorliegenden Geisteswerken erreicht erscheint. Unverkennbar sind dem Kundigen die christliche Regung, welche in der Masse der literarischen Erzeugnisse des castilianischen Mittelalters sich offenbaret und das Bedürfniß, diese Offenbarungen auch in ästhetische Gestalten zu fassen. Selbst in Hervorbringungen, wie die Cölestina und andere, welche der Welt und ihrer Sinnlichkeit entsprossen zu seyn oder denselben dienstbar seyn zu wollen scheinen, bricht nicht selten diese Regung unwillkührlich hervor. Diese

Bemerkung stehet aber in einem befremdenden Widerspruche mit der Form, in welcher sich die geistliche Beredsamkeit der Spanier im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte erhielt. Ich habe von diesem Gegenstande gehörigen Ortes nicht handeln können, weil ich in Ermangelung des in Deutschland wohl nirgends zugänglichen Materials kein auf eigene Anschauung gegründetes Urtheil darüber habe, weßhalb ich auf denselben nur durch fremde Brille einen Blick zu werfen vermag. Diese ist aber in Bezug auf christliche Färbung nicht ganz zuverlässig und ich besorge daher, daß der gute Capmany, dessen feinem Kennergeschmack ich sonst alle Ehre widerfahren lasse, hier etwas trübe gesehen haben mag. Er sucht in „den mißgeschaffenen Compositionen der geistlichen Beredsamkeit vergeblich Eleganz, Reinheit, Correctheit und Fluß." Er nimmt darin nichts wahr, als ein Gemengsel, überladen mit Texten und scholastischen Spitzfindigkeiten, „welche schon damals in allen Erzeugnissen des menschlichen Verstandes die Oberhand hatten[1])." Weiterhin läßt er sich also vernehmen: „Im ganzen (fünfzehnten) Jahrhundert vernahm man (d. h. in der geistlichen Oratoria) nur niedrige und plumpe Einfälle, kalte Declamationen, geschmacklose Allegorieen, seltsame Metaphern, lächerliche Anspielungen, welche man nach dem Geschmacke jener Zeit mit Bewunderung angehört haben mag, die man aber heutzutage nicht ohne Lächeln und Ekel zu lesen vermöchte. Damals betrachtete man denjenigen als einen Wundermann im Predigen, welcher eine Masse Citate aus verschiedenen Schriftstellern zusammenzuhäufen und Alles, was von Andern über einen Gegenstand gesagt worden war, in ein Schema zusammenzubringen wußte. Diese Vorträge sind weiter nichts, als trockene scholastische Discurse der Moraltheologie, beglaubigt durch Berufungen auf heilige und Profanschriftsteller, unter denen man Ambrosius neben Lucan, Augustin neben Martial floriren siehet. Welche andere Frucht konnten diese Reden hervorbringen, als lange Weile, Schlaf und unfruchtbare Bewunderung der Gelehrsamkeit des Redners? Dieser fatale Geschmack herrschte bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts." Bei aller Achtung vor Capmanys Geschmacke vermag ich, bis ich es näher documentirt sehe, mich aus allgemeinen Gründen diesem Urtheile nicht anzuschließen. Denn der Zustand der Bildung und Lite-

1) Solche Aeußerungen machen mißtrauisch und irre an der Fülle der Wahrheit, welche dieser ganzen Betrachtung Capmanys beiwohnen mag.

ratur, wie er überall hervortritt und an welchem die Geistlichkeit, welche damals in Spanien eine ganz andere war, als die spätere, uns allein immer vorschwebende, einen bedeutenden Antheil hatte, gestattet nicht, den ganzen Stand, welcher sich damals der geistlichen Beredsamkeit in Spanien befliß, als so geschmacklos und seiner Aufgabe so sehr entfremdet vorzustellen.

Daß es aber auch nicht an der Gabe des Geistes und an der Predigtgabe insbesondere fehlte, sehen wir an dem (mit zu diesem Ende) erwähnten Vincenz Ferrer, auf welchen der Geist mit feurigen Zungen herniederkam, so wie an andern berühmten umherziehenden Predigern, welche im Tempel der Natur — denn die von Menschenhänden gemachten faßten der Zuhörer Menge nicht — oder auf den Märkten der Städte Buße und Besserung predigten. War es möglich, ohne außerordentliche Gabe diese Wellenschläge der Herzen in dem wogenden Menschenmeere hervorzubringen, von denen die Geschichte meldet! Das zerknirschte Bewußtseyn der Sünde, das glühende Verlangen nach Gnade und Vergebung und noch dazu bei einem Geschlechte, welches der protestantischen Geschichtschreibung zufolge in schnöde Werkheiligkeit versunken gewesen seyn soll, blieb aber nicht bloß bei der Gefühlserregung stehen, sondern schritt nach angehörter Predigt zur That und warf alles Irdische, woran das Herz hing, in Feuer, die Männer die Spielbrette und die Würfel, und die Weiber die Spiegel, die Flitter ꝛc. Wo die Predigt solche Triumphe feiert, muß sie wohl mit andern Mitteln ausgerüstet gewesen seyn, als Capmany ihr zugestehen will. Aus solchen Elementen gehen Erscheinungen der glänzenden Art, wie Luis von Leon und Luis von Granada im Gebiete der geistlichen Beredsamkeit darbieten, und welche Capmany doch so sehr anerkennt, nicht hervor. Er war offenbar in seinem philosophischen Urtheile, welches vom encyklopädischen Philosophismus wohl nicht unangesteckt geblieben, befangen. Wie wenig ich ihm auch Leichtfertigkeit in seiner Ansicht von der Predigtliteratur des spanischen Mittelalters vorwerfen mag, so sehr fürchte ich, daß er aus vereinzelten Beispielen weitgreifende Consequenzen gezogen. Wie übel würde es unserer heutigen gepriesenen geistlichen Beredsamkeit ergehen, wenn Jemand in gleichem einseitigen Sinne aus den Predigten unserer Tage eine Anthologie veranstalten und nach Curiositäten tragischer und komischer Art jagen wollte?

Schlußübersicht.

Wenden wir am Schluſſe unſerer Wanderung durch die Gefilde der Literatur des ſpaniſchen Mittelalters den Blick zum Ausgangspunkte zurück und faſſen wir den durchmeſſenen Raum in einem Blicke zuſammen, ſo müßten wir einer großen Verblendung uns ſchuldig bekennen, wenn wir das Ganze, wie es vor unſern Augen erſtanden und geworden, für etwas Vollendetes ausgeben wollten. Etwas dieſem Begriffe nahe Kommendes erreicht zu haben, darf nur das jenſeits unſerer Gränze anhebende goldene Zeitalter ſich rühmen. Wenn die neuere Aeſthetik aber vorzugsweiſe auf dieſem Felde ſich weidet und wohl befindet, ſo darf ſie nicht in undankbare Vergeſſenheit ſtellen, daß die Stufe zu jenem Gipfel des Literaturſtandes auch ihre Rechte beanſprucht und ohne dieſelbe jener Höhepunkt nicht beſchritten werden konnte. Wir werden um ſo vortheilhafter über die bisher betrachtete Literatur denken und derſelben eine um ſo größere Anerkennung zu ſchenken geneigt ſeyn, wenn wir vergleichen, was in den übrigen abendländiſchen Literaturen des Mittelalters bis dahin geleiſtet war. Die italieniſche ſchickt zwar ihre drei Koryphäen Dante, Petrarch und Boccaz in die Schranken, denen die ſpaniſche wohl ſchwerlich vollkommen ebenbürtige Kämpen gegenüberzuſtellen wiſſen dürfte. Allein ſo ausgebreitet und vielſeitig und mit ſo vielem Talent ausgebildet war doch die italieniſche Literatur bei weitem nicht, als die ſpaniſche, welche ohnehin eine ältere Cultur in Anſpruch nehmen kann. Die provencaliſche Literatur, nur einſeitig fruchtbar und glänzend, war einem Meteore gleich vorübergerauſcht, und faſt vergeſſen, ehe die Zeit anbrach, an welcher meine Betrachtung ſtehen bleibt. Allen übrigen Literaturen aber war die ſpaniſche Proſa vorausgeeilt. War ſie auch großer Eleganz, unerreichter Correctheit, beiſpielloſer Harmonie und unerſtrebbarer Sublimität nicht theilhaftig geworden, ſo war ſie doch glücklich vorübergekommen an den gefährlichen Klippen des falſchen Prunkes, der geſchmackloſen Gegenſätze, der gezwungenen Ausdrücke, der unnatürlichen Gedanken und aller jener affectirten Unnatur, welche ſo manche neuere Schriftſteller angeſteckt hat. Dafür athmet ſie im Allgemeinen jene liebenswürdige Einfalt, welche neben einem Anhauche von Ruſticität doch immer natürliche Anmuth genug behält, um in ihrem ſchlichten Werthe reizend gefunden zu werden.

Noch weit vortheilhafter aber erscheint das Bild der spanischen Literatur des Mittelalters, wenn wir ihren Inhalt und ihren Geist unbefangen zu würdigen uns bemühen. Niemand wird so unbillig seyn, dieselben mit der geistigen Cultur unserer Tage zusammenstellen zu wollen, um eine auf Kosten der Andern herunterzusetzen oder zu loben. Die geistige Cultur der Gegenwart beruhet auf Grundlagen, welche uns vom Mittelalter dargeboten wurden. In der Errungenschaft der modernen Zeit ist auch das Erbe der Voreltern mitbegriffen. Wir haben dasselbe ohne eigene Arbeit überkommen. Dasselbe enthält den Grundstock unserer geistigen Capitale. Diesen zu erwerben und gut zu bestellen war die Hauptsache. Die ersten Anfänge sind aber bei weitem das Schwierigste. Stellen wir uns daher ja nicht so hoch und sehen wir auf die überwundenen Momente der Vergangenheit, von deren Erwerbe wir immer noch zehren, nicht so verächtlich zurück, wie es wohl manchem Ueberschätzer der Gegenwart ergangen ist. Nicht mit dem Jetzt, sondern mit seinen eigenen Anfängen müssen wir das Mittelalter, mithin auch das spanische vergleichen. Welchen Anblick im siebenten und achten Jahrhundert die geistige Welt auf der pyrenäischen Halbinsel darbot, glaube ich hinreichend im Anfange meiner Betrachtungen aufgezeigt zu haben. Wie verschieden davon gestaltet sich die Ansicht, welche im Laufe derselben sich ergeben hat? Aus unscheinbaren, verkommenen, aber Gottesfurcht und Ergebenheit hütenden Anstalten, deren Bewohner durch Arbeitsamkeit zur Noth ihre Existenz sichern und in wissenschaftlicher Bildung Anfangs so arm waren, daß sie durch mannichfaches Elend sich hindurchkämpfen mußten, bildeten sich, wie in den übrigen Ländern Europens, so auch in Spanien, die großen und zahlreichen Pflanzstätten der Gelehrsamkeit und Wissenschaft, welche ungeachtet der Mangelhaftigkeit aller äußern Verkehrsmittel unaufhörlich und unaufhaltsam ihre geistigen Schätze im ganzen Abendlande zu verbreiten wußten. In den Lichtströmen, welche von diesen Heerden der geistigen Cultur in alle Gegenden ausgingen, badeten sich hervorragende und untergeordnete Talente und befähigten sich, indem sie das Licht in ihre eigenen geistigen Erzeugnisse hinüberleiteten, die spanische Literatur anzubauen und emporzubringen. Gotterfüllt, wie die Wissenschaft und die von ihr gehegte, wenn auch vielfach falsch dressirte Kunst noch war, brachte sie, wie in der Bau-

kunſt, die unnachahmlichen Dome und Münſter, ſo in der Literatur Erzeugniſſe hervor, welche ſich in dieſer Beziehung das Prädicat „Gothiſch" gern gefallen laſſen, wenn es den Gegenſatz zum griechelnden Heidenthume ausdrücken will. Auf dieſem Wege erſchloß ſich jener klare Blick ins Leben, that ſich hervor jenes praktiſche und geübte Urtheil, erzeugte ſich jene treffende Sprache, entwickelte ſich jene kunſtreiche Darſtellung und die vielſeitige Geiſtesbildung, denen wir bei allem altfränkiſchen Nachgeſchmacke und trotz der obſoleten Anhängſel in ſo vielen Hervorbringungen der caſtilianiſchen Literatur begegnet ſind. Waren in der Zeit vor Entſtehung der Landesſprache Uncultur und Barbarei die Elemente, in deren ſtürmiſchen, wildfeindſeligen Gährung das Leben des Volkes ſich bewegte, ſo zeigen die dichteriſchen Erzeugniſſe bis zum Schluſſe unſerer Periode einen unermeßlichen Fortſchritt in Geſittung und Geiſtesbildung. Die wilde Leidenſchaft der Beuteluſt und des kriegeriſchen Mordens hatte den zarteſten und edelſten Gefühlen und Empfindungen, deren das menſchliche Herz fähig iſt, Platz gemacht und den ſchönſten und entſprechendſten Ausdruck gefunden, welcher geiſtvoll verarbeitet in Hütten, Burgen und Paläſten willige und empfängliche Hörer fand. Die großen Thaten der Gegenwart und Vorzeit wurden einzeln und in Maſſe in ſinn- und kunſtreichen Weiſen beſungen. Das Leben in ſeinen mannichfachen Erſcheinungen und Scenen wurde in gelungenen Bildern geſchildert. Die Wahrheiten eines beſeligenden Glaubens fanden, von dichteriſchen Geiſtern glücklich behandelt, einen willkommenen Anklang in vieler Hörer Bruſt. Die Poeſie brachte religiöſe Geſänge und Darſtellungen hervor, in denen eine Fülle frommen und gläubigen Lebens quillt, deſſen Vorrath in unſerer glaubensleeren Zeit faſt überſchwänglich genannt zu werden, Gefahr läuft. Mag auch die Verſinnlichung der vom Gemüthe der caſtilianiſchen Poeten und Gottesgelehrten tief und eigenthümlich aufgefaßten Heilslehre durch mannigfache Bilder, wie alle Verſuche, das Unendliche durch menſchliche Kunſt zu geſtalten, nicht ſelten zu einer mehr als billig äußerlichen Auffaſſung hingeführt haben; mag die ſinnvolle und alle Verhältniſſe durchdringende Beziehung des Glaubens auf das Leben auch in verfehlten Mitteln verſucht ſeyn, ſo beweiſet doch jener ſchaffende Bildungstrieb und das dringende Ausdrucksbedürfniß einen ſehr weit gediehenen Fortſchritt

der Geistesbildung, an deren hohen Standpunkt die üblichen Vorwürfe der Verfinsterung[1]), womit man gegen das Mittelalter so freigebig ist, nicht hinanreichen, indem sie vielmehr an dem guten und festen Bau wie klatschende Wellen eines seichten Gewässers vom gediegenen Felsen mit nichts sagendem Spectakel ohnmächtig abprallen. Die Hervorbringungen der Literatur des castilianischen Mittelalters, welche vom sechsten bis zehnten Jahrhundert eine Unmöglichkeit gewesen seyn würden, wie Göthe und Hegel im siebenzehnten Jahrhundert, sind reiche Zeugnisse eines weit vorgerückten Zeitalters, dessen Bildungsschatz eher zur Fülle als zum Mangel neigte. Schon die begeisterte Annahme, welche die aus den eröffneten Fundgruben des classischen Alterthumes geförderten Ausbeute so allgemein fand, setzt eine schon ansehnlich vorgeschrittene Geistesbildung voraus. Einer Barbarei, worin die gewöhnlichen Compendienschreiber uns diese mittelalterlichen Zeiten versunken erscheinen lassen, würden diese Culturschätze eben so wenig willkommen, als genießbar gewesen seyn und der Verstand, womit man dieselben anzuwenden und fruchtbar zu machen wußte, so wie die ungeheuern Folgen, welche sich an diesen Fund und alle die großen im Mittelalter gemachten Entdeckungen, an welchen wir immer noch zehren, knüpften, geben den anschaulichsten Beweis, daß alle jene Tiraden nur Verläumdungen ohne Bestand sind. An Kindern, welche etwa erst in den ersten Anfangsgründen Unterricht empfangen müßten, wie man uns die Nationen des Mittelalters zeichnet, hätte eine so schnelle Umwandlung und ein so umbildender Einfluß nicht die Folge der Beschäftigung mit den classischen Studien seyn können. Hört man doch auf der andern Seite von der nämlichen Parthei, welche im Mittelalter nur Dummheit und Finsterniß siehet, den Vorwurf, daß der Geist des Heidenthums, durch jene Studien geweckt, gegen das Christenthum reagirt habe, das den literarischen Schätzen

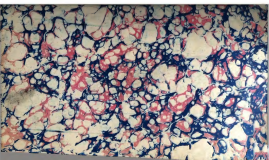
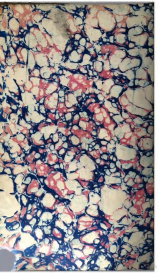
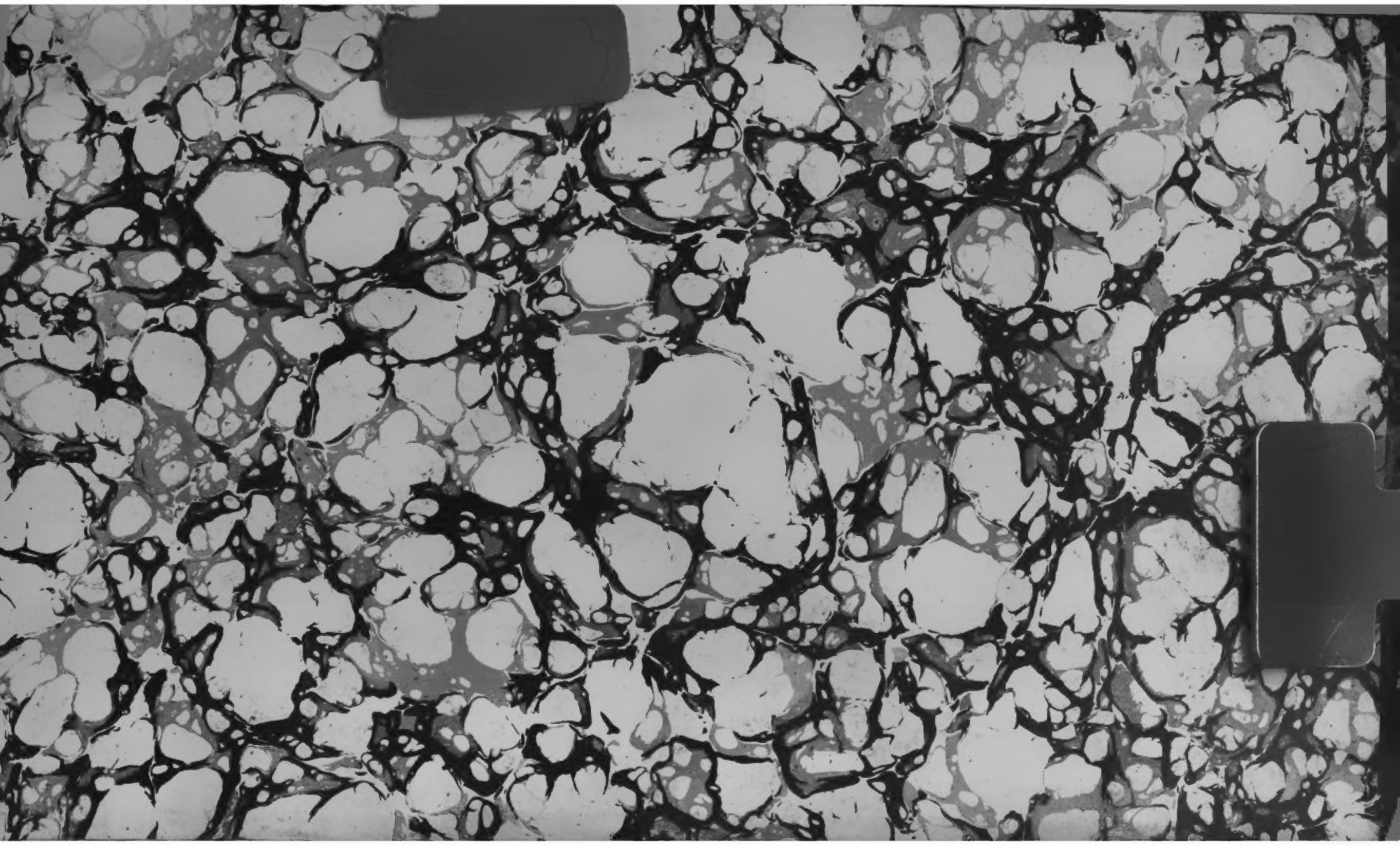
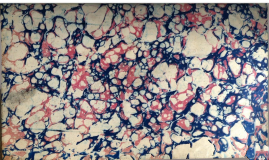
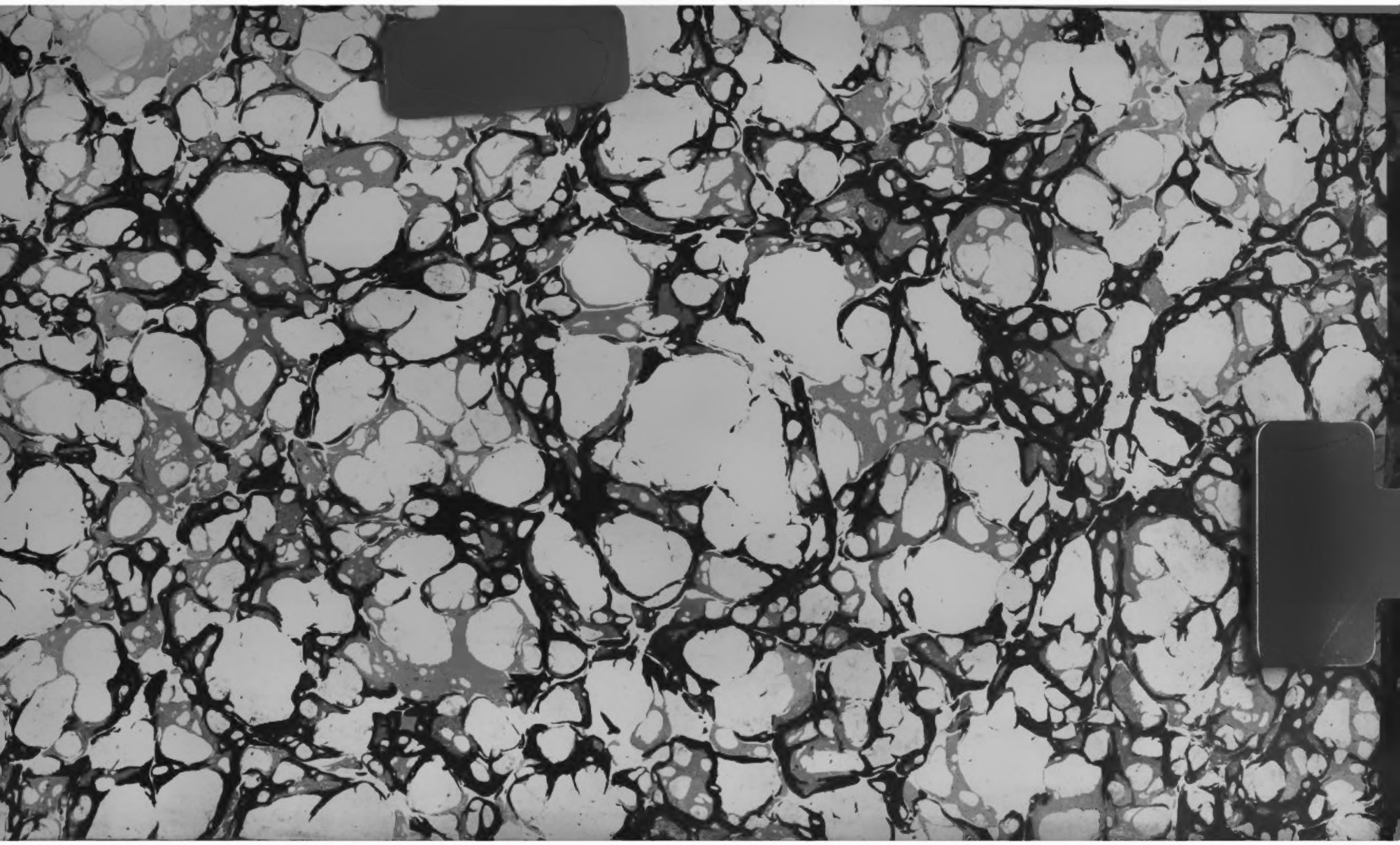
1) Eine wahre Erquickung ist es, bei einem Hallischen Theologen (dem geistreichen und gelehrten Dr. Daniel S. 73 seiner theologischen Controversen 843.) folgende Aeußerung zu lesen: Freilich, es ist uns eine papagaienartige Terminologie über die Verderbniß jener Zeiten so zungengerecht geworden, daß man sich eher zu beweisen erkühnen darf, zweimal zwei mache fünf, als daß nicht im Mittelalter eine Finsterniß gewesen sey, die sich mit Händen greifen und mit Messern schneiden ließ.

des Alterthumes, vor allen Dingen die Bibel entgegen hielt, ein Buch, das, abgesehen von seinem Inhalte, schon wegen seiner unkünstlerischen Form, wegen seiner Knechtsgestalt dem neu geweckten antiken Bewußtseyn ein Gräuel war. So war vielfach weit eher über eine zu allgemeine Verbreitung des idealen Elementes des verderblichen Zaubertrankes, welcher aus den verschüttet gewesenen Kellern des classischen Alterthumes heraufbefördert ward, zu klagen, als über den Mangel an Gelehrsamkeit. Waren denn aber auch die Reformatoren, welche von vielen Seiten als die ersten Lichtanzünder in den Finsternissen ihrer Zeit dargestellt werden, anderwärts in die Schule gegangen, als bei der, durch die classischen Fermente umgeschaffenen Weisheit des berüchtigten Mittelalters, welche die meisten zu ergründen ruhig, noch auszubeuten, doch weder geduldig genug gewesen? Die widerliche Kälte und Lauheit im Christenthum, welche hier und da als Folge der Beschäftigung mit den humanistischen Studien hervortrat, haben aber auch jene von ihren Anhängern so gepriesenen Männer nicht zu bemeistern vermocht. Wird ihnen doch von mancher Seite Schuld gegeben, daß der von ihnen inne gehaltene Weg dieses Uebel nur gefördert und weiter verbreitet habe! Andererseits aber zerfiel Luther gar bald mit den Humanisten, welche ihm, so lange er den Liberalismus vertreten hatte, die wirksamsten Verbündeten gewesen. So bald er durch andere Mittel seine Parthei stark wußte, fiel er vom Humanismus geradezu ab und erblickte in der classischen Gelehrsamkeit nichts mehr als ein glänzendes Laster. Es ist ein Stückchen heiterer Komik, wenn excentrische Philologen Luther als ihren Schutzpatron betrachten, der vor Christus nichts als Finsterniß, Tod und Verdammniß zu erblicken vermag, während die Alterthumswissenschaft, eine durchaus katholische Disciplin, in der Kirche geboren, aufgesäugt und immer aufs Großartigste unterstützt ist, worin zugleich ein sicherer Beweis zu finden, daß sie ihre Kraft dem Geiste des Heidenthums überlegen erkannte, indem sie sonst nicht zugelassen haben würde, was sie, ohne blind zu seyn, nicht für unschädlich erachten konnte. Jener gefährliche Begleiter des Erwachens der classischen Studien kann daher auch wohl nicht mit auf Rechnung des alten Kirchenglaubens gesetzt werden, denn er verlor sich nicht mit dem neuen und hing sich diesem noch weit lästiger an. Der Gährungsproceß, welchen die humanistischen

Regungen in den wissenschaftlichen Bestrebungen des Mittelalters hervorgebracht hatten, war, wie ich hoffentlich an Männern, wie Perez Guzman und Andere hinreichend nachgewiesen, für viele edle Männer auch ohne Reformation mit der Einsicht beschlossen, daß man tief denken und zugleich schön sprechen, innig und kräftig fühlen und doch mit Geschmack sich ausdrücken, den Glauben der Kirche theilen und doch in neuen Formen reproduciren und dabei dem mannigfachen Aberglauben entsagen könne. Diese Männer haben bereits vor vierhundert Jahren die Entdeckung gemacht, welche so vielen spätern und gegenwärtigen Weisen wieder abhanden gekommen und immer wieder von Neuem gemacht werden muß, daß Wissenschaft und Glaube sich keineswegs feindlich entgegenstehen und eins dem Angriffe des andern erliegen müsse, so daß etwa der Unglaube als ein nothwendiger und unzertrennlicher Begleiter der wahrhaft wissenschaftlichen Richtung betrachtet werden müßte. Die castilianischen Dichter und Prosaisten des Mittelalters standen in der überwiegenden Mehrzahl gleich den großen ausländischen Dichtern jener Zeit, durch welche an dem Erneuerungswerke des Geistes mit Erfolge gearbeitet ward, alle in der Mitte des Christenthumes und der Kirche und waren voll tief-innerlicher christlicher Pietät. Der Umstand, daß nicht wenige castilianische Geistliche der schönen Literatur sich zuwendeten, setzt schon von vornherein eine lebendige Befreundung solcher Beschäftigungen und Studien mit den dogmatischen Grundlagen der Kirche voraus. Bei allem Interesse für schöne Form blieb ihnen christlicher Inhalt und Sinn doch das höhere Bedürfniß. So berechtigt denn nicht minder, vielleicht aber noch weit mehr, als andere Literaturen des Mittelalters, auch die spanische zu dem Urtheile, daß aller Fehler des fünfzehnten Jahrhunderts ungeachtet, durch gewissenhafte Pflege und Entwickelung des vorhandenen Guten, durch stufenweises und den Gesetzen der Stätigkeit folgendes Fortschreiten und Weiterbauen auf den bestehenden Grundlagen auch ohne alles gewaltsame Zerwürfniß mit der Vergangenheit, eine bessere Zeit würde herbeigeführt seyn. In Spanien kam dieselbe auch ohne alle ersichtliche Rückwirkung der deutschen Reformation herauf. Daß sie nach hundertjährigem Glanze wieder verschwand, hat in ganz andern Gründen als dem Mangel der Wohlthaten dieses Ereignisses seinen Grund. Die Schuld am Verlöschen der spanischen Größe

laſtet auf dem abſoluten Königthume, welches an eigner Machtfülle berauſcht, Regierungsfehler auf Fehler häufte und ein ſchönes Reich methodiſch verwüſtete. Der ſpaniſche Geiſt bedurfte daher nicht einer Kirchenumwälzung, um ſich in ſeiner eigenthümlichen Grandezza zu zeigen. Denn, wo Kunſt, Religion und Wiſſenſchaft ſo viel verſprechende Werke zu Tage brachten, war für den menſchlichen Geiſt irgend eine Neuerung kein Erforderniß, deren Werth man vielleicht auch in den Ländern, welche davon betroffen wurden, zu hoch anſchlägt, weil man ſich nicht vergegenwärtigt, was ohne dieſelbe mit den vorhandenen Mitteln erreicht werden konnte.

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z159002805

Digitized by Google